4° Per.

7 fk

(29, Jan.– März

Didaskalia.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Herausgegeben

von

J. A. Hammeran.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

Januar — Juni 1851.

Frankfurt am Main,

Druck und Verlag von Heller und Rohm.



Inhalts-Verzeichniß der Didaskalia.

Januar bis Ende Juni 1851.

Gedichte.

Erzählungen.

Vermischte Aufsätze.

Korrespondenzen.

Literatur und Musikalien.

Frankfurter Theater u. Conzerte.

Kunst- und Literaturnotizen.

Mannichfaltigkeiten

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 1. Mittwoch, den 1. Januar 1851

Saint Maximin.

Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Paris kehrte Robert Résay gegen Ende des Jahres 1790 nach der kleinen Stadt Saint Maximin zurück, zu deren angesehensten Familien die seinige sich zählte. Seiner, seit langer Zeit gehegten, Absicht folgend, etablirte er sich dort als Advokat, und suchte in ernsten und angestrengten Studien Schutz gegen die beengende Einförmigkeit des äußern Lebens, die an die Stelle einer auf die mannichfaltigste Weise belebten Existenz getreten war.

Von den nutzlosen Anstrengungen entmuthigt, wodurch er bisher vergebens seine bedeutenden Geistesgaben und sein gediegenes Wissen dem Interesse seines Vaterlandes zu weihen gesucht hatte, war er fest entschlossen, sich aus allen politischen Wirren jener verhängnißvollen Zeit für immer zurückzuziehen, und sein jetziger Aufenthaltsort erleichterte es ihm, bei diesem Vorsatze zu beharren.

Trotz der Nähe von Marseille, wo, wie in allen bedeutenderen Städten Frankreichs, das Elend der Zeit längst den Samen zu einer gewaltsamen Lösung der Verhältnisse gestreut hatte, herrschte in Saint Maximin noch die selbstsüchtige Unbekümmertheit einer kleinen Stadt, die mit ihren eigenen Interessen zu sehr beschäftigt ist, um an Ereignissen, die sie nicht unmittelbar berühren, einen mehr als oberflächlichen Antheil zu nehmen. So war auch Résay's Vater schon in den ersten Tagen nach seiner Rückkehr mit einem Plane hervorgetreten, den er an das Etablissement des Sohnes in Saint Maximin geknüpft hatte. Er wünschte nämlich, ihn verheirathet zu sehen und hatte bereits für ihn gewählt.

Robert hörte mit halbem Lächeln diesen Vorschlag an, seine Ideen, seit langer Zeit fast ausschließlich mit folgewichtigen öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt, hatten sich den Interessen des Familienlebens genug entfremdet, um ihn einen Gedanken dieser Art als ganz ferne liegend betrachten zu lassen. Als jedoch sein reger, lebhafter Geist nach längerer Zeit das Bedürfniß fühlte, aus der Abgeschlossenheit seiner Studien heraus, in die kleine Welt einzutreten, die ihm geöffnet war, fühlte er sich von dem geistigen Stillstand des Lebens, von der pretentiösen Kleinlichkeit, der er dort beständig begegnete, so unbehaglich berührt, daß der Gedanke, sich eine Häuslichkeit zu begründen, in ihm selbst auftauchte, und ihm eine freundliche Seite bot.

Dennoch hatte derselbe auch etwas Beunruhigendes für ihn, das ihn lange abhielt, ihm Folge zu geben. Résay war ein Mann von gediegener Richtung und sah klar über die Anforderungen, die er an das Leben stellte; er hatte sich von der Ehe einen ernsten Begriff gebildet, der mit der geschäftsmäßigen Art und Weise, wie dieß Verhältniß stets in Frankreich begründet wird, in grellem Widerspruche stand, und die Betrachtung, wie schwer es ihm werden würde, über diese Schranken des herkömmlichen hinüberzureichen, drängte seinen aufkeimenden Wunsch stets in den Hintergrund.

Sobald jedoch die Seinigen bemerkten, daß er sich dem geselligen Leben wieder zugänglicher zeigte, erwachte bei ihnen aufs Neue der Wunsch, ihn die früher projektirte Verbindung schließen zu sehen, und er wurde scheinbar absichtslos mit dem jungen Mädchen, das man ihm bestimmte, öfter zusammengeführt.

Elise Vaubert war sehr jung, von anmuthiger Lebhaftigkeit und reizender, zierlicher Schönheit. Ihr lebhaftes, neckisches Wesen beschäftigte und unterhielt Résay, und die Güte und Freimüthigkeit, die auf ihrem niedlichen Gesichte lag, schien ihm die Bürgschaft eines liebenswürdigen Charakters. Ohne gerade die tieferen Saiten seines Gemüthes zu berühren, zog sie ihn doch an; nach und nach ward er mit dem Gedanken, sie als seine künftige Gattin zu betrachten, vertraut, und willigte darein, daß die nöthigen Einleitungen getroffen und die Verbindung festgesetzt würde. Die Hochzeit der beiden jungen Leute sollte der Verlobung bald folgen, da trat der plötzliche Tod von Roberts Vater dazwischen und schob den Zeitpunkt derselben um einige Monate hinaus.

In dieser Zeit lernte der junge Advokat seine Braut näher kennen und fand, indem er sie genauer beobachtete, daß das erste Urtheil, das er sich über sie gebildet hatte, nicht frei von Illusionen war. Elise war ein liebenswürdiges, offenherziges Kind, aber flüchtig, leichtsinnig und schwach bis zum Aeußersten. Résay hatte gehofft, es würde nicht schwer seyn, diesen kindlichen beweglichen Geist zu größerem Ernst und zu einer gewissen Festigkeit heranzubilden; bald überzeugte er sich aber, daß Das, was er für die natürlichen Unvollkommenheiten ihres Alters genommen hatte, Schwächen ihres Charakters waren. Trotz ihrer großen Herzensgüte war sie nicht frei von einem gewissen Eigensinn, und die Flüchtigkeit ihres Wesens so groß, daß es ihr geradezu unmöglich war, sich mit irgend etwas anhaltend zu beschäftigen. Ihre Aeußerungen waren oft voll Originalität und Grazie, und sie begriff sehr rasch; was aber von ihr nicht sogleich aufgefaßt werden konnte — Alles, was eine Arbeit des Gedankens erforderte — erregte ihr eine unüberwindliche Langeweile; dabei empfand sie lebhaft, war leicht geneigt, sich für alle Dinge zu enthusiasmiren, ließ aber die Eindrücke, die sie erhielt, eben so leicht wieder fallen.

Résay war dagegen einer jener Männer, deren Jugendlichkeit mehr im Gefühle liegt, als im Geiste. Der Gedanke eilte bei ihm stets der Phantasie voraus. Er begriff nicht, wie es möglich sey, das Leben nur als Vergnügen zu betrachten, und sein Bedürfniß zu reflektiren war so groß, daß er leicht in Gefahr kam, einem Charakter, dem Wille oder Fähigkeit zum Nachdenken mangelte, jeden moralischen Halt abzusprechen.

Bei so großer Verschiedenheit der Charaktere konnte es nicht fehlen, daß zuweilen kleine Verstimmungen zwischen den Verlobten auftauchten. Elise, deren hübsches Gesicht und neckisches Wesen sie zum verwöhnten Kinde der Ihrigen gemacht hatte, fand das Benehmen ihres Verlobten nachlässig und kalt, und beschuldigte ihn oft im Grunde ihres Herzens der Unfreundlichkeit. War er traurig, so verletzte es sie; sie verstand ihn nicht, deßhalb mißlangen selbst ihre Versuche, sich nach ihm zu richten. Ihre Gutmüthigkeit und ihr heiteres Naturell ließen sie zwar gewöhnlich mit einer graziösen Leichtigkeit über solche Stunden des Unmuths hinweggleiten, in Roberts Seele ließen sie aber stets ein tiefes Unbehagen zurück, das ihn den Gedanken an die Zukunft nicht fröhlich in's Auge fassen ließ. Dennoch machte er keinen Versuch, das Band, das er geschlossen hatte, zu lösen; er empfand die Bedeutung eines freiwillig gegebenen und angenommenen Wortes zu lebhaft, um an die Zurücknahme desselben denken zu wollen.

Währenddem waren die Ereignisse in Paris vorwärts geschritten, des Königs Flucht war unternommen und verhindert worden, seine Lage seitdem immer mehr und mehr gefährdet, und dieser Stand der Dinge vermochte genügend Roberts freudlose Stimmung, sowie den Wunsch beider Familien zu rechtfertigen, unter solchen Umständen die beabsichtigte Verbindung noch zu verschieben.

Nach einer Abwesenheit von einigen Tagen, die er in Marseille zugebracht hatte, begab sich Résay eines Abends in das Haus seiner Braut, deren Familie er durch ein ihm noch unbekanntes Glied vermehrt finden sollte. Die älteste Tochter der Madame Vaubert, vor vier Jahren an einen Herrn v. Deville, Gutsbesitzer in der Normandie, verheirathet und seit etwa zehn Monaten Wittwe, war, nachdem sie ihre Geschäftsangelegenheiten geordnet und die Verwaltung der Güter dem Vormunde ihres Knaben übertragen hatte, nach St. Maximin zurückgekehrt, um längere Zeit im Kreise der Ihrigen zu verleben.

Als Robert eintrat, fiel sein erster Blick auf die junge Frau, und ihr Anblick überraschte ihn so sehr, daß er betroffen stehen blieb. Blanche Deville mochte ungefähr 24 Jahre zählen; die Formen ihres schlanken Körpers waren nur leicht entwickelt und von außerordentlicher Anmuth. Die edle Bildung ihres von reichen schwarzen Haaren geschmückten Kopfes und die reinen, regelmäßigen Züge des Profils, das Robert zugewendet war, erinnerten ihn an die Umrisse einer jener alten griechischen Cameen.

Während er, ohne seinen Blick von ihr zu lösen, sich ihr näherte, trat Madame Vaubert zu ihr und sagte freundlich:

„Hier, meine liebe Blanche, laß Dir Herrn Résay vorstellen, den Bräutigam unserer kleinen Elise."

Blanche sah auf, und der Ausdruck von Kälte, der auf ihren schönen Zügen lag, wurde auf eine wunderbare Weise durch die Milde ihrer tiefen sammtnen Augen verändert. Robert bebte unter dem sanften, schwermüthigen Blick, den sie auf ihn richtete, während sie ihm freundlich die weiße Hand reichte und mit ihrer süßen, leisen Stimme zu ihm sagte:

„Es wird mir nicht schwer werden, Sie als Bruder zu begrüßen, Herr Résay, ich kenne Sie länger, als Sie wohl glauben."

(Fortsetzung folgt.)

Die Gewerbe-Ausstellung in London im Jahr 1851.

Jede Post, jedes Packet bringt mir Briefe von Geschäftsfreunden zu, deren Inhalt sich mehr oder weniger auf die Ausstellung bezieht, alle aber kommen zu denselben Punkten und Fragen, nämlich: welcher Monat sich zur Besuchung der Ausstellung am besten eignen würde, welche Tour man einschlagen soll, wie sich die Fahrtaxen der Dampfboote stellen, welche Compagnien die billigsten seyen, wo man in London ein billiges Logis erhalten könne, auf wie viel sich der Aufenthalt täglich stellen dürfte, und mehreres dergleichen. Alle diese Fragen und viele andere kommen mir, wie gesagt, so zahlreich zu, daß ich mich gezwungen fühle, durch das Börsenblatt zu antworten, um so mehr, als vielleicht ein jeder Herr College, ja das ganze deutsche Publikum diese Fragen gelöst zu wissen wünscht. Ich werde eine ganz treue und genaue, der Sachlage nach richtige Antwort zu geben suchen, und von Zeit zu Zeit mit diesen Berichten fortfahren, wenn die Redaktion mir zu diesen Mittheilungen einen kleinen Raum gewähren will.

Das Ausstellungsgebäude ist in voller Arbeit; es wird, wie Ihnen wahrscheinlich schon bekannt, aus Eisen und Glas bestehen; bis zum 1. Januar hat der Architekt Paxton die Vollendung dieses großen Gebäudes zugesagt, und da es schnell vorwärts schreitet, so ist an der Ausführung des Planes bis zu jenem Tage nicht zu zweifeln. Ueber die Eröffnung der Ausstellung, so wie über die Einlaßpreise ist von dem Comité noch nichts Bestimmtes veröffentlicht worden. Man spricht aber davon, daß man, um den Andrang von Menschen zu verhindern oder um denselben zu regeln, verschiedene Eintrittspreise machen wird. Im ersten Monat nämlich, sagt man, wird das Entrée à Person 1 Guinee, dann 15 Schill., dann 10 sh., 5 sh., 2 sh. 6 d., später 1 sh. seyn; so geht das Gerücht, und ich zweifle nicht, daß eine solche Anordnung getroffen werden wird; denn, da man allgemein annimmt, daß anderthalb bis 2 Millionen Menschen die Ausstellung besuchen werden, so wird eine derartige Regelung unumgänglich nothwendig.

Juli, August und September dürften deßhalb die besten Monate für deutsche Fremde seyn, weil die Eintrittspreise dann niedrig geworden und die Jahreszeit zur Reise die zweckmäßigste seyn dürfte.

Was die Tour anbetrifft, so wird wohl ein Jeder, je nach der Entfernung von Hamburg, oder Ostende oder Calais sich dieselbe selbst wählen; die Eisenbahncompagnien werden hoffentlich in Deutschland liberal genug seyn, Excursionszüge zu veranstalten, um die Kosten der Reisenden zu vermindern; thun dieselben dieß nicht aus freiem Antriebe, so werden Corporationen sich mit den Eisenbahnen dieserhalb wohl verständigen müssen; denn bei einer Excursion, wo, wie man mir schreibt, ganze Städte sich auf die Völkerwanderung begeben werden, hat das Publikum im Interesse des gesammten Gewerbewesens wohl ein Recht, eine Herabsetzung der Fahrtaxen zu fordern.

Eine lange Seereise werden wohl die Meisten, der Unbequemlichkeit der Seekrankheit halber, zu vermeiden suchen; auch werde ich abrathen, mit den Booten der Steam-Navigation-Compagny von Hamburg aus zu fahren, wenn dieselben den hohen Preis von 3 Pf. St. nicht herabsetzen, der Fall ist denkbar, daß eine Concurrenz-Compagnie von Hamburger Kaufleuten zu Stande käme, was in jeder Hinsicht wünschenswerth wäre. Der schnellste Weg würde über Calais seyn, denn von dort nach Folkstone oder Dover fährt man in zwei Stunden über den Canal, und die schwächsten Naturen haben sich bei gutem Wetter vor der Fahrt nicht zu ängstigen.

In Folkstone oder Dover angekommen, würde die Visitation von der Douane vor sich gehen, und vernünftige Reisende werden sich weder mit Gepäck beschweren, noch Versteuerbares mit sich führen. Cigarren und Tabak dürfen nur in kleinen Quantitäten mitgenommen werden, da man höchstens ein halb Pfund zollfrei einführen kann, der Zoll kostet 9 Sh., also 3 Rthlr. für das Pfund Cigarren. Die Eisenbahnen führen von beiden

Städtchen Folkstone und Dover den Fremden bald nach London.

Erst tritt nach Ankunft in London nun die Hauptschwierigkeit für den Fremden ein, ein passendes Logis zu finden. Ich habe zu diesem Zweck einen „praktischen Führer durch London" anfertigen lassen, der binnen Kurzem erscheint, und ich weise schon jetzt darauf hin, weil derselbe gerade über das Wünschenswertheste in bündigster Form Auskunft gibt, was der Fremde bei seiner Ankunft braucht, um sich schnell zu orientiren. Dieser Führer ist keine Uebersetzung, sondern einzig und allein für die Bedürfnisse des „Deutschen" verfaßt worden, und wird sich gewiß ganz zweckmäßig erweisen, weil er Preise der Wohnungen angibt und ihre besten Localitäten, weil er die Ausgaben für Lebensbedürfnisse angibt und dem Fremden Mittel und Wege an die Hand gibt, sich schnell in dieser großen Stadt zurecht zu finden. Auf dem schönen ganz neuen Plane von London, der dem Werkchen beigegeben wird, sind das Gebäude der Ausstellung und die Omnibus-Touren zu demselben angezeigt.

Allein bei so außerordentlichen Fällen, wie dieser der Ausstellung, werden die Preise, namentlich der Wohnungen, außer Rand und Band gehen, die gewöhnlichen Mittel werden sich als ungenügend beweisen, man wird deßhalb in allen Theilen der Stadt Bureaux anlegen, um den Fremden Wohnungen schnell zu verschaffen. Jeder ansäßige Landsmann wird sich gewiß nach Wohnungen umsehen müssen, denn wie zu erwarten, werden Freunde und Bekannte ihm truppweise über den Hals kommen — es werden deßhalb Viele dafür zu sorgen haben, daß die Fremden unter Dach und Fach kommen. Nun zu den Preisen.

Ein Schlafzimmer in Hotels erster Klasse kostet jetzt pro Tag 5 bis 10 Schillinge, in Hotels zweiter Klasse und in „Commercial-Hotels" 1 sh. 6 d. bis 2 Schillinge, täglich; in Privathäusern kann man je nach der Lage der Wohnung ein Schlafzimmer für 8 bis 12 sh. pro Woche, mit Wohnzimmer von 12 sh. bis 20 sh. pro Woche leicht finden, in der Saison kosten dieselben in den besten Theilen der Stadt 2 Pf. St. bis 4 Pf. St. pro Woche. Diese Preise werden aber während der Zeit der Ausstellung nicht Stich halten, und ich bin nach dem, was ich höre, der Meinung, daß sich die Preise eines Schlafzimmers in den sonst billigen Theilen der Stadt wohl bis auf 1 Pf. St. pro Woche heben werden. Diesen Ansatz also muß derjenige Reisende festhalten, welcher ökonomisch zu Werke zu gehen gedenkt. Die wöchentlichen Ausgaben dürften sich deßhalb ungefähr so stellen:

	Pf. St.	sh.	d.
Logis für Schlafzimmer	1 Pf. St.	— sh.	— d. *)
Frühstück 7 Tage à 1 sh. 6. d.	— „ „	10 „	6 „
Mittagessen à 2 sh.	— „ „	14 „	— „
Abendbrod à 1 sh. 6 d.	— „ „	10 „	6 „
Erfrischungen à 1 sh. 6 d. täglich.	— „ „	10 „	6 „
Omnibusse und Dampfboote à 3 sh.	1 „ „	1 „	— „
Für Sehenswerthes à 3 sh.	1 „ „	1 „	— „
Summa	5 „ „	7 „	6 „

Die wöchentlichen Ausgaben würden sich also auf circa 30 bis 40 Rthlr. belaufen; diese Preise sind ganz gering und ökonomisch angenommen; wer mehr Ansprüche macht, muß seine Ausgaben auf 60 bis 100 Rthlr. wöchentlich anschlagen, falls er sich nicht zu täuschen gedenkt.

Somit hätte ich die mir eingesandten Fragen beantwortet, später eingehende werde ich ähnlich zusammenfassen und sehr gern bereit seyn, jede fernere Auskunft über diese Ausstellung zu geben, wenn sie im Bereich meines Wissens liegt.

London, im November 1850. Franz Thimm.

*) 1 Pf. St. = fl. 12; 1 sh. = 36 kr.; 1 d. = 3 kr.

Kaiser Napoleon über die Sonntagsfeier.

Herr von Montalembert erwähnt in seinem Bericht über die Feier der Sonn- und Festtage eines Antrages, welchen der Herr Portalis im Jahre 1807 dem Kaiser Napoleon gemacht habe.

Die Sache ist richtig. Herr Montalembert hat sich aber wohl gehütet, die Antwort des Kaisers vorzulegen. Sie ist ein bemerkenswerthes Aktenstück, weßhalb wir aus demselben die wesentlichsten Stellen wiedergeben.

„Es ist dem göttlichen Rechte zuwider, dem Menschen, der Sonntags sowohl, als an den Wochentagen Bedürfnisse hat, zu verbieten, am Sonntage zu arbeiten, um sein Brod zu verdienen. Das Gouvernement könnte ein solches Gesetz nur dann erlassen, wenn es Denen umsonst Brod gibt, welche keines haben. Polizei und Regierung haben daher hierüber nichts zu bestimmen.

„Selbst die heiligen Väter schreiben am Sonntage nur den Menschen Ruhe vor, welche im Wohlstande leben, oder die so viel an ihrer Wochenarbeit erübrigen, daß sie den Sonntag müßig zubringen können. Daher auch der Brauch in allen christlichen Ländern, daß man mit der Erlaubniß des Bischofs oder Pfarrers am Sonntage arbeiten durfte.

„Gehört etwa dem Bischof, oder dem Magistrat das Recht, diese Erlaubniß zu geben?

„Man hüte sich wohl, in die Nothwendigkeit zu gerathen, eines guten Tages Gensd'armen zu gebrauchen, um den Menschen, der zur Sicherung seines Lebensunterhaltes der Arbeit bedarf, an der Sonntagsarbeit zu hindern.

„In beiden Fällen zeigt die Behörde Aberglauben, sey er politisch, sey er religiös. Gott hat den Menschen die Verpflichtung zur Arbeit auferlegt, weil er nicht zugegeben hat, daß sie auch nur eine Frucht der Erde ohne Arbeit genießen. Gott wollte, daß die Menschen jeden Tag arbeiten, weil er sie mit Bedürfnissen schuf, die mit jedem Tage erwachen.

„Die Vorschriften des Klerus sind zu trennen in: wahrhaft religiöse Gesetze, und in Pflichten, welche nur auferlegt wurden, die Herrschaft der Geistlichen zu erweitern.

„Wenn ich mich um diese Sache zu kümmern hätte, so wäre ich eher zu befehlen geneigt, daß am Sonntage nach dem Gottesdienst die Läden geöffnet und die Arbeiter an ihr Geschäft geschickt würden. Wirft man einen Blick auf die verschiedenen Klassen, aus denen die Gesellschaft besteht, so fühlt man, wie viel mehr unglücklich, als nützlich die Ruhe des Sonntags ist; man sieht, in wie vielen Künsten und Gewerben diese Unterbrechung nachtheilige Wirkung macht.

„Einige Gesetzgeber haben aus der Gesellschaft ein Mönchskloster machen und Vorschriften einführen wollen, welche nur in ein Kloster passen. Weil das Volk täglich ißt, soll es ihm auch erlaubt seyn, täglich zu arbeiten.

„Herr Portalis sehe sich vor; wenn diese Concession einmal zugestanden wäre, so würde man sehr bald neue verlangen. Ist das Gouvernement erst einmal in Angelegenheiten intervenirt, die außer seinem Wirkungskreise liegen, so wird man uns bald zu der unglückseligen Zeit der Ablaßbriefe und der elenden Epoche zurückführen, wo der Pfaffe das Recht zu haben glaubte, den Bürger zu mißhandeln, der nicht zur Messe kam.

„Die Macht der Geistlichen beruht in der Predigt, in der Beichte. Polizei und Gefängniß sollten nie die Mittel seyn, um zur Ausübung der Religion zurückzuführen.

Ostende, den 5. März 1807.

Gezeichnet: Napoleon."

Panorama des Mississippi.

Die Ansichten des Mississippi, auf welche wir unsere Leser im Voraus anmerksam gemacht hatten, sind uns nun vorgeführt und vom Publikum mit einem Beifall aufgenommen worden, der den gehegten Erwartungen entsprach. Hier wird uns in der That ein eben so anziehender, als belehrender Genuß geboten, und ohne das heimathliche Bereich zu verlassen, werden wir, wie durch einen Zauber, in den Stand gesetzt, eine Reise von 4000 engl. Meilen in dem kurzen Zeitraum einiger Stunden zu machen. Diese Ansichten haben, nach dem Urtheil von Solchen, welche den Mississippi bereist haben, vor Allem den Vorzug, daß sie wahr und naturgetreu sind. So äußert sich der bekannte französische Reisende, M. Xavier Eyma: „Es gereicht uns zur Befriedigung, daß wir die Wahrheit und Genauigkeit der hier vor unsern Blicken sich entrollenden Ansichten bestätigen können. Ja, das ist ganz jene imposante und großartige Ruhe einer noch ursprünglichen Natur, ganz jene ununterbrochene Bewegung, welche eine gewaltige Industrie und Civilisation hervorgebracht hat, ganz der Anblick jener Städte, die wie durch einen Zauber entstanden sind, inmitten riesiger Wälder und majestätischer Gewässer, gleich der Minerva, die dem Haupte des Vaters der Götter entstieg — und beim Anblick dieser überraschenden Ansichten, dieser herrlichen und bewältigenden Naturschönheiten und dieser Resultate des menschlichen Fleißes und Genies hat sich in uns der Eindruck, den die Wirklichkeit auf uns gemacht hatte, in seiner ganzen Frische erneuert."

Nicht minder interessant ist das Panorama des Mississippi von seiner künstlerischen Seite, indem der amerikanische Maler J. Smith, der Anfertiger desselben, hier eben so viel Talent, als Fleiß und Ausdauer bekundet hat. Die verschiedensten Effekte von Licht und Schatten, die Lebhaftigkeit und Frische des Colorits, die meist vortreffliche Behandlung der Perspektive, die Durchsichtigkeit und Bewegung der Luft und des Wassers, die interessante Auswahl und künstlerische Anordnung des Ganzen — Alles vereinigt sich, um den Beschauer zu befriedigen und ihn hier ein Kunstwerk seltener Art anerkennen zu lassen. Die Aufnahme, welche die am 30. Dec. auf der Frankfurter Bühne stattgehabte Vorstellung des genannten Panorama's fand, war entschieden beifällig und werden auch die folgenden sich einer gleichen Anerkennung zu erfreuen haben. Schließlich müssen wir in Uebereinstimmung mit Vielen den Wunsch aussprechen, daß bei den folgenden Vorstellungen die drei Abtheilungen der Ansichten nicht unmittelbar hintereinander gegeben, sondern durch ein dazwischen gelegtes Musikstück, etwa eine Ouverture oder den Theil einer Symphonie, unterbrochen und so dem Beschauer wenigstens eine kurze Rast verstattet werden möge. Die anhaltende Beschauung ist so anstrengend und ermüdend und die Erklärungen des Herrn Cicerone sind eben nicht sehr geeignet, den Zuhörer anzuregen und auf der langen Reise zu erquicken. — Auch die Beigabe eines Lustspiels glauben wir der Theaterdirektion erlassen zu dürfen. †

Mannichfaltigkeiten.

Da die vormärzlichen Minister fast überall in Deutschland wieder im Sattel sitzen, soll nun auch ein Versuch mit den vormärzlichen Bürgermeistern gemacht werden. In Berlin und Wien sind sie bereits wieder erwählt. In Wien wurde der Paragraph in den städtischen Statuten, daß quiescirte Beamte nicht wieder wählbar seyen, eigens aufgehoben, um die Wahl gültig zu machen.

Frankfurt, Ende December.

A. Schrödter's Musterzeichnungen.

A. Schrödter, dessen jüngstes Staffelei-Bild wir vor kurzem besprachen, der sich als Karikaturenzeichner durch seinen trefflichen Piepmeier so große Verdienste erworben, hat auch den Frauen ein so schönes als nützliches Weihnachtsgeschenk in einem Hefte von Mustern zu Schnurverzierungen gemacht.*) Er bietet die verschiedenartigsten Verzierungen, sowohl an Kleidung wie am Hausrathe anwendbar, Verzierungen, die so neu als geistreich erfunden und zusammengestellt, die, in keinem bestimmten Style vergangener Jahrhunderte zusammengesetzt, die Gegenwart athmen, die wir, wenn wir sie an den Styl irgend eines Jahrhunderts, irgend eines Stammes anschließen wollten, als sich dem maurischen Geschmacke nähernd bezeichnen möchten. Das größte Verdienst der Gabe besteht aber nicht allein in der Schönheit der Formen und Farbenzusammenstellung, es besteht in der Folgerichtigkeit ihrer Fortbildung und durch diese in der Fähigkeit, nicht allein schöne Formen in das Leben einzuführen, sondern auch, durch die Arbeit auf den Geschmack der Arbeiterinnen zu wirken und diese zu einer höheren Stufe im Kunstfleiße emporzubilden, zu eigenen selbstständigen Arbeiten zu befähigen. Es ist daher sehr zu wünschen, nicht nur, daß das obengenannte Werkchen allenthalben eine ausgedehnte Verbreitung erhalten, sondern daß der Verfasser fortfahre auf dem so fruchtbringenden Wege und neben seinen tieferen Kunstwerken nicht verschmähe, auf so nachhaltige Weise das Schöne und Gediegenzierliche ins bürgerliche Leben einzuführen und durch dasselbe den sinnlosen Tand zu verdrängen. Die Ausstattung des Werkes, die wir einer hiesigen Farbendruckerei verdanken, ist prachtvoll, so daß das Würdige und Schöne auch schön und würdig geboten wird und in jeder Hinsicht zu empfehlen ist. W. v. W.

*) Zügel'sche Buchhandlung. Frankfurt a. M.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 1. Jan. (Bei festlich erleuchtetem Hause): 1) Prolog von W. Wagner, gesprochen von Fräul. Janauschek. 2) Jubelouverture von C. M. v. Weber. 3) (Zum ersten Male): Das Salz der Ehe, Lustspiel in 1 Akt von Görner. 4) (Zum ersten Male): Fuchs und Fuchs, oder: Die Schambergarnistin, Vaudevilleposse in 1 Akt von Räder. 5) Hans und Grete, komische Scene von L. Schneider. 6) (Neu einstudirt): Die Ochsenmenuette, komische Operette in 1 Akt, Musik von J. Haydn.

Donnerstag, 2. Jan. Zweite Darstellung der beweglichen Riesen-Ansichten der Ufer des Mississippi und des merikanischen Meerbusens (Vereinigte Staaten von Amerika). Sie umfassen eine Strecke von 4000 englischen Meilen, durch den interessantesten Theil dieses ausgedehnten Festlandes, erstrecken sich über neun Vereinsstaaten nebst sämmtlichen Städten, Dorfschaften und Hauptpunkten am Mississippi. Dieses ungeheure Werk, welches in den Vereinigten Staaten, sowie in London, Paris und Brüssel großes Aufsehen erregte, besteht aus drei Abtheilungen, naturgetreu auf einer Leinwand von vier englischen Meilen Länge und erheischte eine 14jährige ununterbrochene Arbeit. Vorher: Einer muß heirathen! Lustspiel in 1 Akt von Wilhelmi.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 2. Donnerstag, den 2. Januar 1851.

Saint Maximin.

(Fortsetzung.)

„Ohne Zweifel hat mir meine schöne Braut diesen gütigen Empfang vorbereitet," entgegnete Robert, „wie dankbar bin ich ihr dafür, Ihnen ein freundliches Vorurtheil für mich eingeflößt zu haben."

„Elise hat ohne Zweifel Ansprüche genug auf Ihre Dankbarkeit, um mir nicht zu zürnen, wenn ich ihr diesen nicht allein zuschreiben kann," sagte die junge Frau mit heiterm Lächeln. „Lange, ehe ich hoffen konnte, Sie als ein Glied unserer Familie zu begrüßen, lange, ehe ich St. Maximin verließ, habe ich oft, sehr oft mit Jemand von Ihnen gesprochen, dem Sie sehr theuer waren. — — Sie errathen," fuhr sie mit einem traurigen Blick fort, „daß ich von Ihrer trefflichen Mutter spreche. Sie müssen wissen, daß diese herrliche Frau mich sehr verwöhnt hat; sie rief mich täglich zu sich, und ihr liebstes Thema war stets, mir von Ihnen zu erzählen. Die arme Frau hat Sie so früh schon von sich geben müssen!"

„Und für immer," entgegnete Robert düster, „ich habe sie nicht wiedergesehen."

„Verzeihen Sie mir," sprach Blanche herzlich, als sie die Schwermuth seiner Züge wahrnahm. „Wie schmerzlich leid thut es mir, Ihre trüben Erinnerungen geweckt zu haben. Es ist eine unglückliche Folge langer Einsamkeit, daß man sich daran gewöhnt, sich allen Eindrücken ohne Zögern hinzugeben. Wenn man nur sich selbst gegenüber ist, haben wehmüthige Gedanken einen so tiefen Reiz, daß man sie lieb gewinnt und vergißt, daß sie zu Schmerzen werden, sobald sie in Worte gefaßt und Auge in Auge ausgesprochen werden. Ich habe seit langer Zeit keine andere Gesellschaft gehabt, als meinen Knaben, und dieser kleine Schelm," fügte sie lächelnd bei, indem sie den blonden Kopf eines schönen Kindes berührte, „hat mich nur zu sehr gelehrt, seine eigne Freimüthigkeit nachzuahmen."

Robert beugte sich zu dem Knaben herab, dessen große blaue Augen mit naiver Neugier an ihm hingen, und küßte ihn mit einem Gefühle seltsamer Befangenheit.

„Nun, Herr Résay," tönte plötzlich eine kleine helle Stimme neben ihm, „werde ich denn heute ganz über meine schöne Schwester vergessen? Schon seit zehn Minuten erwarte ich Sie, um Sie mit meinem gnädigsten Lächeln für den Blumenstrauß zu belohnen, den Sie mir zuschickten, und doch kommen Sie nicht. Schnell bekennen Sie Ihre Sünden, oder ich spreche Sie erst los, wenn Sie den ganzen Frühling als Fürbitter ausgesendet!"

Der junge Mann führte Elisens kleine Hand an die Lippen und sagte heiter, indem er ihr eine gefüllte Bonbonniere überreichte:

„Zum Glück, mein Fräulein, habe ich Waffen bei mir gegen das winterliche Schneegestöber Ihrer Ungnade, sonst würde ich heute ernstlich Furcht bekommen."

„Wirklich? und warum heute besonders?"

„Nun," entgegnete Robert lachend mit einem kleinen Fingerzeig nach dem gelben Kleide, das das junge Mädchen trug, „sollte das allerliebste kleine Bosheitsteufelchen, mit dem Sie so gut Freund sind, sich nicht heute ganz besonders wohl bei Ihnen befinden, da Sie sich mit einer Wolke von Schwefel umgeben haben?"

„Ei nun," sagte Elise schalkhaft, „wäre es zu verwundern, wenn ich das Bedürfniß fühlte, alle Dämonen der Unterwelt zu Hülfe zu rufen, um Recht zu behalten gegen einen — Advokaten!"

Der Eintritt einiger Freunde des Hauses unterbrach diese Neckereien. Madame Laubert, eine angenehme und geistvolle Frau, war unmerklich der Mittelpunkt aller gebildeten und liebenswürdigen Personen geworden, die St. Maximin bewohnten. Sie war diesem kleinen Cirkel zwar kein eigentlich belebendes Element, denn ihre Richtung war mehr ernst und innerlich und ihr Wesen schweigsam, doch begleitete sie das Urtheil und die Ansicht jedes Einzelnen mit stiller Aufmerksamkeit, und verstand es, oft zur rechten Zeit durch einige verständige Worte Irrthümer aufzuklären und gewaltsame Gedankensprünge zu mäßigen. Eine klare, rein geistige Atmosphäre umgab diesen kleinen Verein von Menschen, die, so sehr die Individualität der Einzelnen von einander abweichen mochte, doch fast nie den vereinigenden Punkt eines gegenseitigen Verständnisses entbehrten. Bald kam auch heute ein lebhaftes Gespräch in den Gang, das, wie so oft, in seinem Verlaufe auch dießmal die allgemeinen Interessen der Gegenwart berührte.

„Ich hatte heute Briefe aus Paris," sagte Résay, „und leider bringen sie wieder eine neue üble Nachricht, die sich kaum erklären läßt. Wie Sie Alle wissen, ist die konstituirende Versammlung in eine gesetzgebende verwandelt worden, und nun hat man die Wiedererwählung der Mitglieder jener Versammlung für diese verboten! Welch' unüberlegter, schildbürgerlicher Entschluß!"

„Ueberlegt genug ohne Zweifel von dem Geiste, der ihn ausgebrütet," fiel heftig der Notar Gerdolle ein, ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit struppigem Haar, feurigem Blick und lebhafter, stets unruhiger Geberde. „Da ist ja Thür und Thor geöffnet für die Jakobiner und die Orleanisten, die sich mit ihren weltverbessernden Ideen an die Stelle all' der gescheidten Männer setzen werden, die durch diesen unsinnigen Beschluß von der Berathung der Landesangelegenheiten ohne Weiteres ausgeschlossen sind."

„Wie schrecklich ist doch die Lage des Königs!" sagte Blanche gedankenvoll. „Ich habe nur eine ganz schwankende Uebersicht

all' dieser Verhältnisse, denn außer den Zeitungen ist von all' den brausenden Ungewittern der Zeit nichts in meine Einsamkeit gedrungen; so oft ich aber aus diesen so parteiischen und einander widersprechenden Stimmen der Gegenwart die Wahrheit herauszufinden suchte, tauchte stets das trostlose Bild dieses unglücklichen Mannes in mir auf, der eine Stütze nach der andern brechen, eine Hoffnung nach der andern untergehen sieht, und dessen ewige Kämpfe doch nur die Arbeit des Sisyphus sind. Der arme König!"

„Er ist wirklich sehr zu bedauern, dieser arme König!" unterbrach sie herb Doktor Martau, ein hagerer Sechziger mit scharf ausgeprägten, schroffen und geistreichen Zügen, „Dieser Mann ohne Kraft und Energie, ohne Einsicht und Fähigkeiten! Wessen Schuld ist es, daß die Stützen, die er sich wählt, unter ihm zusammenbrechen? Wer hieß ihn, die Lösung unserer finanziellen Krisis dem stutzerhaften Necker, dem unwissenden Brienne übertragen? Und was wird jetzt Alles hereinbrechen über unser armes Land! Dieser König, den Sie so beklagen, ist nichts mehr, als der machtlose Sklave der Nationalversammlung; der Fraktionsgeist der Demokratie herrscht überall vor, in den andern Parteien ist kein Halt und keine Einigkeit; am Rheine rüsten sich die Emigranten und schon hat die Einmischung der fremden Mächte in unsere Angelegenheiten begonnen. Die Anarchie wird ihren Hyderkopf erheben, und bei der heutigen Unterwühlung aller sittlichen Grundsätze in den niederen Klassen ist es vorauszusehen, daß all' unsere künstlich aufgethürmten Verhältnisse wie Kartenhäuser umgeworfen werden. Sie sehen mich so zweifelnd an, meine Damen?" fuhr er hitziger fort, „es soll mich freuen, wenn ich ein falscher Prophet bin, aber Sie werden sich vielleicht meiner Worte erinnern, wenn Sie nicht Haus, nicht Hof mehr haben werden!"

„Nun, in Gottes Namen," unterbrach hier Elise den ereiferten Mann, indem sie ihre kleinen zierlichen Glieder dehnte, „wenn man uns Alles nimmt, so müssen wir uns eben helfen, so gut es geht! Ich für meinen Theil werde mich darauf verlegen, hohe Flüchtlinge zu beherbergen, natürlich nur gegen angemessenes Honorar!"

Es war dieß eine kleine Kriegslist der schelmischen Elise, die recht wohl wußte, daß nichts den Doktor mehr erbittern konnte, als wenn sie in seine leidenschaftlichen Ausbrüche irgend einen ihrer kindischen Scherze hineinwarf, und die sich stets dieses probaten Mittels bediente, so oft die ihr so langweilige Politik sich des Gespräches bemächtigte. Wirklich verfehlte der harmlose Scherz auch dießmal seine Wirkung nicht; dunkelroth vor Unmuth sprang Martau auf, griff nach seinem Hute und sagte ärgerlich:

„Obgleich die Gegenwart junger Fräuleins bei ernsten Gesprächen mir immer den Eindruck macht, als ob Rauch im Zimmer sey, so habe ich doch noch nicht gewußt, daß der Dunst sich Einem bis in die Kehle drängt. Ich empfehle mich."

Mit diesen Worten wollte der heftige Mann rasch das Zimmer verlassen, Madame Vaubert hielt ihn aber mit ihrer feinen Hand und ihrem sanften Blick zurück und redete ihm dabei so mild und eifrig zu, daß er sich bereden ließ, seinen Sitz wieder einzunehmen, aber noch grollend und übellaunig eine der unzähligen Broschüren ergriff, die, die Tagesfragen behandelnd, ganz Frankreich überschwemmten.

(Fortsetzung folgt.)

Dampfschiffverbindung mit dem Cap der guten Hoffnung.

Dreihundert und vierundsechzig Jahre sind verflossen, seitdem Bartholomäus Diaz in zwei Caravellen von je 50 Tonnen von Lissabon absegelte und das südliche Vorgebirge von Afrika umschiffte, das er, der Stürme wegen, die er dort erfahren, Cabo Tormentoso nannte. Seine Entdeckung übertrug auf einige Zeit den orientalischen Handel von den Venezianern und Genuesen an die Portugiesen, und über drei Jahrhunderte blieb der Weg um das Cap die Hochstraße nach Indien und den jenseits desselben liegenden Ländern. Am 14. Dec. begann eine Seereise, die den Keim so großer Veränderungen in sich trägt, als jene des Diaz. An diesem Tage segelte nämlich das Schraubendampfboot Bosphorus mit dem Postfelleisen nach dem Cap der guten Hoffnung ab. Dieser Tag bezeichnet eine Aera in der Geschichte der Dampfschifffahrt, einen Schritt vorwärts in der Civilisation des Erdkreises. Noch vor 20 Jahren war die Dampfschifffahrt auf Küstenreisen beschränkt; die Riesenkraft lag noch in den Windeln. Die erste Entfaltung ihrer wachsenden Jugendkraft zeigte sie, als der Hugh Lindsay unter den Auspicien der ostindischen Compagnie die Möglichkeit erprobte, den alten Weg nach Ostindien durch das rothe Meer wieder herzustellen. Dann kamen die Kapitäne Roberts und Hosken im Sirius und Great Western, welche zuerst das atlantische Meer mit Dampf überbrückten. Die Ausbreitung der Dampfschifffahrt über den Erdkreis wurde behindert durch die Einmischung der englischen Regierung, die, in dem alten Wahn, daß Verbesserungen zu ihrer Aufmunterung des Monopols bedürfen, begünstigten Vertragschließern die Dampfschifffahrt auf dem Meere faktisch als Privilegium zuwendete. Die Privatunternehmung ward gelähmt durch das Postvertragssystem, und Jahre lang wurden keine Dampfboote für den Ocean gebaut, außer den von Seiten der Regierung privilegirten Gesellschaften. Diese Monopole hielten den Erfindungsgeist unserer Landsleute darnieder; denn Jedermann scheute sich, neue Experimente zu machen, weil die Günstlinge der Downing-Street dazwischen treten und die Frucht seiner Unternehmung und Geschicklichkeit wegschnappen konnten. Endlich haben die Amerikaner sich zum Wettkampfe gegürtet, und gleich bei ihrem ersten Versuch haben sie es Cunards englischer Dampfbootlinie, der besten, die wir haben, gleichgethan. Das System der Schraubendampffahrt, das zuerst von Ericson im Jahre 1837 eingeführt worden, ist es, von welchem wir die Aufrechthaltung des britischen Uebergewichts in der Meeresdampfschifffahrt erwarten. Dieses System wurde zehn Jahre lang durch die großen Kontrakt-Compagnien darniedergehalten; in den letzten drei Jahren aber hat es sich rasch ausgebreitet, hat, ohne Hülfe der Regierung, Güter und Passagiere nach Newyork, Alexandria und Konstantinopel mit solcher Schnelle, Pünktlichkeit und Wohlfeilheit getragen, daß die großen Monopolisten jetzt selbst Schraubendampfboote bauen lassen, in der eiteln Hoffnung, ihre nicht unterstützten Mitbewerber zu erdrücken. Ein Dampfer mit Schaufelrädern läßt sich so bezeichnen: es ist ein Schiff, das seinen meisten Weg ohne Wind oder Segel zurücklegt; der Schraubendampfer aber ist ein Schiff, das am besten mit Wind und Dampf in Verbindung segelt. Das erstere trotzt den Elementen mit ungeheuern Kosten, das andere preßt sie in seinen Dienst und benützt 24 von den 32 Strichen der Windrose als ihm günstige. Dieß ist der Grund, warum diese Dampfboote ohne Unterstützung die Konkurrenz bestanden haben gegen Cunards Dampfbootlinie, welche 145,000 Pf. St., und gegen die Peninsular- und orientalische Compagnie, welche 220,000 Pf. St. aus der Staatskasse bezieht. Macht der Bosphorus eine glückliche Fahrt, so ist das Schicksal der Schaufeldampfboote und unserer Postkontrakte für

den Seetransport, wenigstens in ihrer jetzigen Form besiegelt. Der Dampfpaketbootdienst durchs rothe Meer hat, trotz seiner fast faktischen Belastung mit dem Monopol einer begünstigten Compagnie, den Personenverkehr aus England mit dem Morgenland in einem Maße vermehrt, das die ersten Urheber desselben sich nicht hatten träumen lassen. Durch die Ausbreitung der Eisenbahnen und die wunderbare Erfindung der elektrischen Telegraphie wird, so lange der Friede auf dem Festlande erhalten bleibt, der sogenannten Ueberlandroute immer eine große commerzielle und politische Wichtigkeit bleiben. Was sie auch kosten mag, so lange wir unser asiatisches Reich behaupten, muß sie beibehalten werden. Aber würde diese Ueberlandreise auch von dem Alpdruck des Monopols befreit, so paßt sie doch nur für die reichere Klasse der Passagiere, und für solche, welche die Strapazen der Wüstenreisen ertragen können; für die große Mehrzahl wird die Ausdehnung der Dampfschifffahrt auf dem Weg um das Cap nach Indien eine unschätzbare Wohlthat seyn. Und dasselbe gilt in Bezug auf unsere australischen Kolonien, wo eine halbe Million Menschen nach der Dampfkommunikation verlangt. Die Fahrt- und Frachtkosten auf Schraubenschiffen aber sind geringer als auf Segelfahrzeugen. (Als Aus- und Einlaufsstation für die neue Postverbindung mit dem Cap ist der Hafen von Plymouth gewählt.) (Daily News.)

Mannichfaltigkeiten.

Der Frau Schulmeisterin in Franken ist auch eine Freude in den Brunnen gefallen. Sie wußte schon, warum sie in der schönen Weihnachtszeit dem Herrn Gemahl um den Bart herumgehen wollte. Da kommt ein großer Brief mit großem Siegel, gewiß eine Besoldungszulage für's Neujahr? Nein, der Bart soll fallen, nur acht Tage Frist sind ihm gegeben. Es sollte zwar Amtsgeheimniß bleiben, da aber die Barbiere ins Geheimniß gezogen werden mußten — der Herr Lehrer hatte das Rasiren verlernt — so pfiffen andern Tags die Sperlinge auf den Dächern davon. (Dorfz.)

Die Schifffahrt auf dem Rhein hat in den Monaten October und November eine außerordentliche Thätigkeit entwickelt. Bloß im Freihafen zu Köln sind vom 25. September bis zum 24. November 227,708 Centner ausgeladen worden, zu denen noch 13,743 Centner ausländische Güter von der Köln-Mindener Bahn kommen, und allein im Monat October wurden im ganzen Hafen 483,666 Centner aus- und ab- und 157,355 Centner in Schiffe verladen, so daß die vier gewöhnlichen Hebewerke im Hafen nicht ausreichten. Zu diesem regen Leben auf dem Rheine hat die Aufhebung der niederländischen Zölle viel beigetragen. Die Praxis der niederländischen Behörden hat neuerlich die Befürchtung bestätigt, daß der direkten Durchfuhr von Antwerpen in den Rhein durch Holland zum Vortheil des holländischen Zwischenhandels Schwierigkeiten gemacht werden, so daß das niederländische Gesetz vom 8. August v. J. dem deutschen Handel nicht diejenigen Vortheile bringt, wie von vielen Seiten vorgegeben und gehofft wurde. Die Dampfschifffahrten, besonders der Kölner Gesellschaft, haben einen sehr günstigen Ertrag erzielt. In Düsseldorf wurden während des October und November auf dem Rheine 319,140 Centner (130,394 zu Berg und 188,746 zu Thal) eingeführt und 66,624 Centner (46,095 zu Berg und 20,529 zu Thal) ausgeführt.

Uns Deutschen heftet sich unser nationales Mißgeschick überall an die Fersen. Es wird den Deutschen auch nach London folgen. Auf dem Riesengebäude dort, in welchem die Industrieausstellung der Welt stattfindet und alle Völker sich ein Stelldichein geben, werden aller Völker Farben und Fahnen wehen, nur die deutsche schwarz-roth-goldene Fahne fehlt. Es gibt ein Preußen, ein Oesterreich, kein Deutschland, bedauern achselzuckend die Engländer. Wollten wir auch die Dresdner freie Conferenz, die ganz Deutschland vertritt, hinschicken, was hülf's? Weiß doch noch Niemand, welche Fahne sie aufsteckt.

Zu den ausgezeichneten preußischen Familien, in denen der Kriegsdienst und Schlachtentod von Geschlecht zu Geschlecht forterbte, gehört das alte Geschlecht der von Wedell in Schlesien. Unter dem großen Kurfürsten fochten und starben sie in den Schlachten bei Fehrbellin, Warschau und Ofen. Wieder zeichneten sie sich aus unter Friedrich dem Großen; in seinen Schlachten starben ihrer allein achtundfünfzig. Der König nannte sie seine Fabier und gab den Einzelnen die ehrenden Beinamen Leonidas, Hektor und andere. In den Kriegen gegen Napoleon dienten eine Menge und sechsundzwanzig fielen in den Schlachten. Jetzt stehen von dem alten, weitverzweigten Geschlechte dreiundvierzig im preußischen Heere.

(Schweizerische Journalistik.) In der Schweiz erscheinen gegenwärtig 204 Blätter politischen, belletristischen, religiösen, technischen und andern Inhalts, — gewiß eine hübsche Zahl auf eine Bevölkerung von 2⅓ Millionen. Diese Blätter vertheilen sich folgendermaßen auf die einzelnen Kantone: Bern 40, Zürich 23, Basel 16, St. Gallen 15, Waadt 14, Graubünden 11, Aargau 11, Schaffhausen 10, Genf 9, Neuenburg 9, Solothurn 8, Luzern 7, Thurgau 6, Tessin 5, Baselland 5, Freiburg 4, Schwyz 3, Zug 2, Wallis 2, Appenzell A. Rh. 2, Glarus 2, Nidwalden 1, Uri 1. Obwalden und Appenzell J. Rh. sind also allein in der schweiz. Journalistik nicht vertreten. Von diesen 204 Blättern erscheinen 132 in deutscher, 45 in französischer, 5 in italienischer und 1 in romanischer Sprache.

Wie Herr Voigt in Weimar für Alles guten Rath weiß, so hat er für das neue Jahr einem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen gesucht. „Nicht zu dick und nicht zu dünn", oder: „wie beseitigt man zu große Corpulenz und eben so auffallende Magerkeit?" Das ist der Titel des neuesten Neujahrsgeschenks aus der Voigtschen Verlagshandlung, und wir zweifeln nicht, daß mancher dicke Herr es dankbar anerkennen wird, daß die Dorfzeitung ihn darauf aufmerksam macht.

Schon seit einigen Wochen ist vor dem Haupteingang des ehemaligen Palais Royal in Paris die republikanische Aufschrift: Liberté, Egalité, Fraternité verschwunden.

Es ist nicht zu verkennen, daß Alles viel rascher geht als vor Zeiten. Sonst brauchte eine Behörde Monate, um einzusehen, daß sie einen dummen Streich gemacht habe, und Jahre, um es einzugestehen. Jetzt gestehen die amtlichen Blätter schon nach wenigen Wochen, daß alle die großen Kriegsrüstungen, mit denen es doch keinem Menschen Ernst gewesen sey, unnütz gewesen und die 100 Millionen Gulden dafür zum Fenster hinausgeworfen worden wären. Es gehe ja doch Alles seinen alten Gang. Ja ein Blatt berechnet genau, wieviel auf jeden Armen gekommen seyn würde, wenn für die Kriegskosten Holz oder Torf gekauft und gewissenhaft vertheilt worden wäre.

Frankfurt a. M., 27. December.

Dem Adressaten ist heute folgendes Schreiben nebst Inhalt zugegangen.

Herrn H. H. Goldschmidt

Dahier.

Sie erhalten hierbei 200 fl. herz. nassauische $3^1/_2$ prC. Oblig. Lit. B Nro. 172, welche Sie als einen Beitrag zu der von Ihnen vorgeschlagenen „freien Gemeinde“ in Empfang nehmen und in Verwahrung behalten wollen, um solche seiner Zeit eben so, wie die von Ihnen selbst zu diesem Zweck bestimmten 400 fl. zu verwenden.

Familienverhältnisse halten mich jetzt noch ab, offen beizutreten und Ihnen meinen Namen zu nennen. — Lassen Sie sich indessen durch die hierorts herrschende Indifferenz für religiöse Angelegenheiten nicht abhalten. Es ist ein gesundes Samenkorn, das Sie ausgestreut haben, wird aber aufgehen und gesegnete Früchte tragen! N. N.

Ich statte hierdurch meinen besten Dank im Namen der, freilich zur Zeit noch noch nicht bestehenden, freien Gemeinde ab. Allerdings würde ein offenes Auftreten bei so gutem Willen erfreulicher gewesen seyn, allein ich weiß auch Familienrücksichten sehr zu würdigen. Das Einzige, was ich mir noch zu bemerken erlauben möchte, ist, daß während so viele Menschen das Recht, die Wahrheit und das Edle erkennen, ja es selbst üben und befördern, es doch so wenige gibt, welche dabei eine gewisse Scheu vor der Oeffentlichkeit zu überwinden vermögen. Mir scheint, daß wir Deutsche ganz besonders an dieser Schwachheit leiden, wovon ohne Zweifel der Grund in unseren elenden politischen Zuständen, wie sie von jeher waren, zu suchen ist. G.

H. Wolff's Quartett-Unterhaltungen.

Am ersten Weihnachtsabende schloß der erste Cyclus dieser trefflichen Kunstleistungen, dem der wackere Dirigent derselben, Hr. H. Wolff, hoffentlich in der beginnenden zweiten Hälfte des Winters die vielfach ersehnte Fortsetzung mit einem zweiten Abonnement folgen lassen wird. Mit jeder Vorstellung gewinnen diese Soiréen lebhaftere Anerkennung und sie sind in der That für jeden ernsten und sinnigen Kunstfreund unserer Stadt zum edleren Bedürfniß geworden. Möge Hr. Wolff und seine Freunde, die Herren Walchauser, Posch und Siedentopf, die sich ein so wesentliches Verdienst um die klassische Ausführung dieses Kunstinstitutes erworben, in der treuen und herzlichen Hingebung und Dankbarkeit ihres ausgewählten und zahlreichen Publikums den Lohn für so ernstes und gediegenes Streben und zugleich eine dringende Aufforderung zu dessen künftiger Forsetzung erkennen! — Der letzte Abend brachte uns ein Quartett aus B dur von Mozart, eines aus Es dur von Cherubini nnd ein Quintett aus C moll von H. Wolff (letzteres unter Mitwirkung des Hrn. Arnold). Mozart's anmuthige Quartette mögen nicht unpassend den „Tischreden“ großer, schöpfungsreicher Männer verglichen werden; sie tragen das großartig bedeutende Gepräge ihres Urhebers an der Stirne und sind an Gehalt und Form Meisterwerke; aber sie wollen dennoch auch nicht den leichteren, heiter ernsten, ja zufälligen Charakter ihrer Entstehung verläugnen und treten in der ganzen lieblichen Ungezwungenheit, ja scheinbaren Absichtslosigkeit auf, die durch den Moment und den Ort ihrer Wirknug bedingt ist. So bieten die Mozart'schen Quartette vielfach eine holde, edle Unterhaltung, ohne doch den Geist des Hörers ganz zu absorbiren; sie gleichen der köstlichen Würze, die den gesunden Geschmack belebt und kräftigt, ohne ihn für folgende oder vorhergegangene Genüsse zu ermüden. Aber gerade diese weise, anmuthsvolle, milde Mäßigung der Mozart'schen Quartette lassen die grandiose Macht des Tonmeisters tief erkennen, der seinen Genius überall, wo er die glänzenden Fittige regt, unbedingt und frei seinem schöpferischen Götterdrange überlassen darf. — Auch in dieser Beziehung waltet eine wunderbare Aehnlichkeit zwischen unserem größten Ton- und unserem größten Gedanken-Dichter, zwischen Mozart und Goethe! — Schon mehr künstlerische, freilich aber auch durchaus poetische Absichtlichkeit der Wirkung, mehr sichtbar hoher Ernst und erhabener Schwung erfüllt das Quartett von Cherubini; in majestätisch hoher Würde schreitet es an uns vorüber und erregt und bewegt das Gefühl in lebhaften Abwechslungen und Gegensätzen; es ist mit seinen vollen, rauschenden Klängen, mit seiner energisch wirkenden Begeisterung ein Kunstwerk, und tritt auch ganz mit dem vollendet berechtigten Anspruche eines solchen auf. — Dem Quintette des Konzertgebers, Hrn. H. Wolff, konnten wir auch nach dem glanz- und phantasievollen Cherubinischen Tonwerke mit lebhaftem Interesse und freudiger Anerkennung folgen, und das ist kein geringes Lob! Es offenbart seinen künstlerischen Werth in voller, schöner Abrundung des Ganzen und in edler Ausführung des Einzelnen; die Erfindung, die Gedanken sind neu und anregend; das ganze Werk zeugt von einem tiefen Verständnisse nicht nur der Instrumentirung, sondern auch des poetischen Gehaltes und der ästhetischen Bedeutung dieser anmuthigen Kunstform.

Programm des Museums.

Freitag, 3. Januar.

1) Symphonie in B dur (Nro. 1) von Robert Schumann.
2) Erster Vortrag des Hrn. Prof. Hessemer: „Natur und Leben in Aegypten.“
3) Recitativ und Arie für Sopran von L. v Beethoven, gesungen von Frau Anschütz-Capitain.
4) Violinkonzert von L. van Beethoven, vorgetragen von Hrn. Bernhard Mohr.
5) Lieder mit Pianoforte-Begleitung von Franz Messer:
   a. „Gute Nacht“, von Reinick;
   b. „Verklungene Lieder“, von H. Hoffmann;
   gesungen von Frau Anschütz-Capitain.
6) Ouverture zur „schönen Melusine“ von F. Mendelssohn-Bartholdy.

Der Anfang ist um $6^1/_2$ Uhr; der Saal (im Weidenbusch) wird um $5^1/_2$ Uhr geöffnet. Der Eingang ist nur vom Roßmarkt und von der Töpfergasse aus. Ohne Karte kann Niemanden der Eintritt gestattet und auf Damenkarten können auch nur Damen zugelassen werden. Eintrittskarten à 1 fl. 45 kr. sind bei Hrn. André (Haus Mozart) zu haben. Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 2. Jan. Zweite Darstellung der beweglichen Riesen-Ansichten der Ufer des Mississippi und des mexikanischen Meerbusens (Vereinigte Staaten von Amerika). Sie umfassen eine Strecke von 4000 englischen Meilen, durch den interessantesten Theil dieses ausgedehnten Festlandes, erstrecken sich über neun Vereinsstaaten nebst sämmtlichen Städten, Dorfschaften und Hauptpunkten am Mississippi. Dieses ungeheure Werk, welches in den Vereinigten Staaten, sowie in London, Paris und Brüssel großes Aufsehen erregte, besteht aus drei Abtheilungen, naturgetreu auf einer Leinwand von vier englischen Meilen Länge und erheischte eine 14jährige ununterbrochene Arbeit. Vorher: Einer muß heirathen! Lustspiel in 1 Akt von Wilhelmi.

Freitag, 3. Jan. bleibt das Theater geschlossen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 3. Freitag, den 3. Januar 1851.

Prolog für 1851.

(Am 1. Januar auf der Frankfurter Bühne gesprochen von Fräulein Janauschek.)

Ein bunter Wechsel waltet stets im Leben
Und mannichfach gestaltet ist die Welt.
Fern liegt das Glück, nach dem wir Alle streben;
Hier ist der Pfad umdüstert, dort erhellt.
Hier ist ein Geist zu Großem auserkoren,
Greift nach der Herrschaft mit gewalt'ger Hand;
Ein And'rer wird zu niederm Dienst geboren
Und bleibet an der Scholle festgebannt.
Der Eine welkt in seinen Maientagen;
Des Alters Bürde muß ein And'rer tragen.

Indeß der Eine aus dem Heimaththale
Als eil'ge Pilger seine Wünsche schickt,
Und aufgeregt vom gold'nen Morgenstrahle
Nach den beglänzten Bergesgipfeln blickt,
Sehnt sich der And're nach dem heim'schen Herde
Und nach dem väterlichen Haus zurück,
Begrüßt im Geist die vielgeliebte Erde,
Wo er verlebt des Jugendtraumes Glück.
Hoffnung verklärt des schönen Lenzes Wonne,
Erinn'rung ist des Alters Abendsonne.

Der schwärmt, ein andrer Tasso, für Lenoren,
Trägt einen Liebeshimmel in der Brust,
Und Jener hält für eitles Spiel von Thoren
Die unbeständ'ge Lieb' und ihre Lust.
Es liebt der Eine im Gewühl der Schlachten
Das blut'ge Spiel der wilden Manneskraft,
Und Jener steigt gern in die tiefen Schachten
Der Wahrheit nieder und der Wissenschaft.
Der Eine lärmt mit fröhlichen Gesellen,
Der Andre seufzt in klösterlichen Zellen.

Bunt, wie das Leben, ist die Kunst gestaltet,
Die allgewaltig jedes Herz ergreift.
Hier sind es Blüthen, die ihr Hauch entfaltet,
Dort Früchte, die ihr Sonnenstrahl gereift.
Sie füllt mit Glanz des Dichters niedre Zelle,
Mit Wunderblumen aus der Märchenwelt;
Sie lauscht, wenn auf des Mondes Silberwelle
Titania die Elfenfeste hält.
Sie trägt uns über Ströme, Wald und Hügel
In fernes Land auf ihrem eil'gen Flügel.

Die Kunst erhebt uns aus beengten Schranken,
Sie zeigt dem Geist die lichten Höhen dort,
Gibt Maß und edle Formen den Gedanken
Und der Empfindung ein geweihtes Wort.
Der holden Jungfrau zärtliches Verlangen,
Des Mannes Muth, der nicht im Kampf erschlafft,
Freundschaft und Liebe, Zürnen und Erbangen,
Die ungestüme Gluth der Leidenschaft, —
Die Kunst zeigt Alles, wahr und doch verschönet,
Von Licht umstrahlt, von Harmonie umtönet.

Die Bühne soll der Kunst ihr bestes Streben
Stets weih'n und ihrer Huld'gung schönsten Kranz. —
Sie soll das mannichfach bewegte Leben
Uns wiederstrahlen in poet'schem Glanz.
Zur Wahrheit soll die Schönheit sie gesellen
Und eine Schule edler Sitte seyn,
Manch' trübe Stunde freundlich uns erhellen,
Zu treuer Liebe uns're Herzen weihn;
Mit ernsten Bildern, heitern Phantasien
Soll den Beschauer wechselnd sie umziehen.

Doch was ist werth und würdig unsrer Pflege,
Wer kündet uns, was stets das Beste sey?
Wer führt uns sicher auf dem rechten Wege
Durch der Gestalten buntes Mancherlei?
Der Eine will erhabene Gebilde
Und Feierklänge, hohen Ernstes reich;
Der Andre liebt die Schönheit, sanft und milde,
Voll heitrer Anmuth, wie ein Blüthenzweig.
Der hat am Spiele des Humors Gefallen,
Und Jener hört gern muntre Lieder schallen.

Es sey in mancherlei Gestalt willkommen,
Was schön und gut ist, was uns Freude macht!
Das Morgenroth, auf Berges Höh'n entklommen,
Des Mondes Silberglanz in stiller Nacht,
Die Wogenbrandung an dem Felsgestade,
Der Sturm, der seine mächt'gen Schwingen hebt,
Sowie die Blume an dem Wiesenpfade
Und wie der Thau, der in dem Kelche bebt,
Sie prangen jegliches in eigner Schöne
Und werth, daß ihnen Dichtersang ertöne.

Seyd nun gegrüßt ihr Musen! — O erweitert
Die engen Schranken trüber Wirklichkeit!
Wann Sorgen uns umziehen, so erheitert
Den Blick und gebt uns neue Freudigkeit!

Geweiht nur sey'n dem Wahren und dem Schönen
Stets diese Räume, dieser Musenort;
Nur edle Klänge sollen hier ertönen,
Und hochgefeiert sey des Dichters Wort!
Der Wahrheit und der Schönheit treu ergeben,
Laßt uns vereint nach ihrem Ziele streben!

Wilhelm Wagner.

Saint Maximin.

(Fortsetzung.)

Das Gespräch der Uebrigen hatte während dieser kleinen Zwischenscene eine andere Wendung genommen; die heitere junge Frau des Notars hatte mit fröhlicher Laune Elisens Scherz aufgenommen, und wie dann noch das Hinzukommen einiger anderer Bekannten den Kreis vergrößerte, kam bald ein weniger allgemeines Gespräch in den Gang. Robert wandte sich zu Frau von Deville.

„Es muß Ihnen seltsam erscheinen," sagte er, „so auf einmal aus der ruhigen Klarheit eines einsamen Naturlebens in all' die Wirren einer kleinen Stadt geworfen zu seyn. Es kostet wirklich einige Anstrengung, sich in die Anforderungen einer Menge von unbedeutenden persönlichen Interessen und Angelegenheiten zu finden, denen auszuweichen hier geradezu unmöglich ist."

„Noch bin ich zu kurze Zeit hier, um dieß beurtheilen zu können," entgegnete Blanche, „aber ich muß Ihnen gestehen, daß der Gedanke an das gesellige Leben mir überhaupt eine wahre, wohl kindische Scheu einflößt. Als ich Saint Maximin verließ, war ich sehr jung und deßhalb dem äußern Leben ganz fremd; nun habe ich vier Jahre auf dem Lande gelebt, in fast völliger Einsamkeit. Es hat mir einen großen Entschluß gekostet, meinen einsiedlerischen Gewohnheiten zu entsagen und mein liebes Neuvillers zu verlassen, jeder Abschied wird überhaupt so schwer. Ich weiß nicht, ob es bei mir nur ein individuelles Gefühl ist, aber es scheint mir, als gewinne jeder Ort, den zu verlassen man im Begriffe steht, einen ganz besondern Zauber. Mich hat es sogar bei Reisen erfaßt, selbst wenn ich Orte verließ, die für mich keinen lichten Punkt einer persönlichen Erinnerung hatten, goß der Gedanke, von ihnen zu scheiden, vielleicht auf immer, einen eigenthümlichen poetischen Reiz über sie aus und weckte eine unbestimmte Unruhe in mir."

„Gewiß," fiel Robert lebhaft ein; „auch ich habe diese seltsame Beklemmung schon oft empfunden, und bin mir ihrer nie lebhafter bewußt gewesen, als bei meiner Abreise von Paris im vorigen Jahre. Ich hatte dort trübe, verhängnißvolle Jahre verlebt, viel Unangenehmes erlitten, und doch keine rechte Freude dagegen eingetauscht, keine Verbindung geschlossen, die mich dahin gefesselt hätte und dennoch wollte es mich wie mit tausend unsichtbaren Fäden halten, als ich den Entschluß gefaßt hatte, es hinter mir zu lassen."

„Das ist auch leicht erklärlich; ich denke mir, für Männer müsse der Uebergang aus dem Leben in Paris zu dem einer kleinen Stadt eine schwere Aufgabe seyn. Wie haben Sie sich denn darein gefunden?"

„Anfangs leichter, als für die Dauer. So seltsam es klingen mag, muß ich Ihnen doch bekennen, daß Das, was ich am meisten und schwersten vermisse, die äußeren Umgebungen, die stumme Größe einer bedeutenden Stadt ist. Ich habe an mir selbst die Erfahrung gemacht, daß der lähmende Einfluß, den kleine Orte so häufig auf den Geist ausüben, größtentheils dem Stillstand und den engen Verhältnissen des Lebens im weiteren Sinne zuzuschreiben sind; ich meine des Lebens, das uns nicht unmittelbar berührt, aber doch die Atmosphäre ausmacht, die den gesonderten Existenzen ihre Bedingungen stellt. Jeder lebendige Geist bedarf nicht allein innerer, sondern auch äußerer Anregung. Bedeutende Umgebungen erzeugen stets Gedanken, während im ewigen Einerlei alle Kräfte stagnatisiren müssen. Ich fühle zuweilen mit Beschämung, daß die Lethargie, die hier im Durchschnitt herrscht, auch mich zuweilen ergreift, und daß die Zeitverhältnisse, die in Tagen, wie die jetzigen, die besten Kräfte des Geistes zur Thätigkeit wecken sollten, mir zuweilen wie Fremdes, nicht wie ein Eigenthum erscheinen."

„Mich ängstigen diese politischen Angelegenheiten," sagte die junge Frau nach einer kleinen Pause. „Ich hatte mich früher nie um dergleichen bekümmert; so lebhaft mich in meiner ersten Jugend Studien, besonders die Geschichte, fesselten, so hatte ich von Allem, was die jüngste Vergangenheit betrifft, doch nur ganz oberflächliche und unsichere Begriffe. Als Das, was man die Folge lang andauernder falscher Zustände nennt, zum Ausbruche kam, war ich davon betroffen, wie von etwas Unglaublichem. Seitdem habe ich mich bemüht, den Zusammenhang zu ergründen, und hatte mir in meinem Stillleben ein Gebäude der bestehenden Verhältnisse zusammengesetzt, das mir Alles genügend zu erklären und zu enthüllen schien. Seit den wenigen Tagen, die ich hier verlebt habe, sind aber alle diese Ideen und Begriffe wieder auf's Neue verwirrt worden; ich kann aus diesen widersprechenden Ansichten die meinige kaum mehr herausfinden, und weiß nicht mehr, was Irrthum oder Wahrheit ist."

„Halten Sie sich an Ihre eigenen Gedanken, Frau von Deville," sagte Robert mit achtungsvoller Innigkeit, indem er aufstand, um sich zu verabschieden; „ein reiner, klarer Geist vermag stets in allen Dingen das Rechte zu finden."

Als Robert sich später in der Einsamkeit seines Zimmers wiederfand, vermochte er nicht, sich von dem Gedanken an Frau von Deville loszumachen. Er fühlte dunkel, daß der Zauber, den sie so vom ersten Augenblicke an auf ihn ausübte, eine jener Offenbarungen war, die über ein ganzes Leben entscheiden.

Wirklich lebte er von diesem Tage an nur durch sie. Eine eigenthümliche Unruhe hielt ihn ab, sich ihr mehr zu nähern, aber sobald er sie sah, war nichts mehr für ihn da außer ihr. Sie nur sprechen zu hören, war für ihn eine Quelle geheimer Freude, denn jedes ihrer Worte entsprach seinen Sympathien, seinen Ideen und Grundsätzen. Ohne aus den Schranken eines fast fremden Benehmens gegen einander zu treten, trafen diese beiden gleich begabten Wesen in jedem belebenden Eindrucke zusammen, der im Gespräch ihren Geist berührte. Es bedarf, um sich zu verstehen, keines langen Austausches der Gedanken, — wer hat nicht schon Menschen begegnet, die durch Zufälligkeiten und äußere Verhältnisse seinem Leben stets fremd blieben, die aber in einem Augenblicke geistiger Erhebung durch ein Wort, durch einen Blick Alles weckten und erschütterten, was an keimenden und lebendigen Gedanken in seinem Herzen lag? Solchen Einfluß übte Blanche's Auge und Wort auf den jungen Advokaten. Ihre Gegenwart regte seinen Geist und seine Phantasie lebhaft an; was er sprach, was er dachte, hatte Bezug auf sie, denn er fühlte sich von ihr stets verstanden. Sie blieb dagegen für ihn ein tief verschleiertes Räthsel.

Es lag eine seltsame Mischung in dem Wesen dieser jungen Frau. Sobald ihr Geist angeregt wurde, war sie von einer lebhaften Freimüthigkeit und zeigte eine bewunderungswürdig klare Beurtheilungskraft; die Aufrichtigkeit, womit sie sich aussprach, war bezaubernd liebenswürdig, denn sie ging aus einem in sich einigen, festen Geiste hervor, und es schien, als sey es eine leichte Aufgabe, bis in den Grund dieser klaren Seele zu schauen. Dennoch war Alles, was über das Reich der Gedanken hinaus-

ging, in ihr undurchdringlich verhüllt. Robert suchte oft mit glühender Neugier die Geschichte ihrer Vergangenheit aus ihren Zügen zu lesen, aber nie gelang es ihm, den Schleier zu lüften, womit dieses zugleich stolze und schüchterne Herz sich umgab.

Zwar trug Blanche's schönes Gesicht jenen eigenthümlichen Zug von Nachdenken, der allen Denen eigen ist, die gelitten haben; die Ruhe aber, die über ihr Benehmen und über jede ihrer Aeußerungen verbreitet lag, sobald dieselben die Saiten des Gefühls berührten, hemmte jeden forschenden Gedanken. Die Welt, und das die Welt einer kleinen Stadt, hatte sich vergebens bemüht, die Geschichte ihrer vierjährigen Ehe zu enthüllen. Obgleich man wußte, daß Herr von Deville ein Mann von schlimmen Neigungen und ernsten Charakterfehlern gewesen war, vermochte dennoch Niemand zu behaupten, daß diese Ehe eine unglückliche gewesen sey. Die immer gleiche Ruhe der jungen Frau wurde von den Meisten als Kälte beurtheilt. Für Jemand, der sie mit so tiefem Interesse beobachtete als Robert, war aber ein solches Urtheil unmöglich, und Blanche's schwermüthige Augen waren für ihn längst die Dollmetscher der Innigkeit ihres Wesens geworden. Er verlor sich oft in Phantasien über die Tiefen dieses geheimnißvollen Charakters, dessen Zauber ihn immer mächtiger fesselte. In eben dem Maße wuchs aber auch die Spannung seines Verhältnisses zu Elise, und ward um so peinlicher, als ihre Lösung fast unmöglich schien.

Elise fühlte, daß das Benehmen ihres Verlobten ihr gegenüber nicht mehr wie sonst eine gleichgültige Freundlichkeit, sondern ein völliges Uebersehen geworden war; sie vermochte jedoch nicht, die Ursache dieser Veränderung herauszufinden, denn Robert benahm sich gegen Blanche mit einer so großen Zurückhaltung, daß jeder unbefangene Beobachter sie für Kälte hätte nehmen können. Hätte Elise ihn geliebt, so würde der Scharfblick dieser Liebe sie vielleicht fähig gemacht haben, zu errathen, was in diesen beiden ihr so nahe stehenden Wesen, was in ihrer Gegenwart vorging. Diese flüchtigen Blicke der Begeisterung, dieses Aufleuchten in Roberts Zügen, so oft Blanche eines jener tiefen, überraschenden Worte aussprach, die ihrer Unterhaltung stets einen so eigenthümlichen Reiz verliehen, dieß äußere Fernehalten von Blanche, während doch seine Gedanken stets mit den ihrigen zusammen trafen, würde in ihr jenen Instinkt der Gefahr wach gerufen haben, der jedes in seinem Glücke bedrohte Gefühl begleitet.

Aber die Empfindung des jungen Mädchens für ihren Verlobten war mehr ein Luftgebilde ihrer jungen Phantasie, als wirkliches Gefühl, und überdieß durch die gleichgültige Ruhe seines Benehmens schon in ihrem Entstehen erkältet worden. So war auch jetzt mehr ihre Eitelkeit gekränkt, als ihr Herz verletzt, und wirklich gehörte Elisens ganze, so große Gutmüthigkeit dazu, sich, auch nur eine Zeit lang, in Résay's Benehmen gegen sie zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Des Lootsen Rache.

Eine Seeskizze.

Der Abend des 21. Sept. 1834 dämmerte bereits, als eine kleine englische Kriegsbrig, die zur Unterdrückung des Schmuggelhandels ausgerüstet worden war, sich gegenüber der Küste von Galway träg auf den schwerfälligen, eintönigen Schwellungen des Meeres schaukelte. Auf ihrem Deck wurde eine Scene von etwas mehr als gewöhnlichem Interesse ausgeführt. Am Tage vorher war ein kleines Boot, beladen mit Contreband-Artikeln, erwischt worden, das ein alter Mann und ein Knabe steuerten, und der Kapitän der Brig, welcher Dracutt hieß, hatte befohlen, daß der alte Schmuggler mit Ketten geschlossen werde. Der alte Mann leistete gegen diese Beschimpfung hartnäckigen Widerstand und vergaß sich in der Aufregung des Augenblicks so weit, daß er dem Kapitän einen Schlag versetzte, der diesen auf's Deck niederstreckte. Solche Beleidigung eines englischen Offiziers konnte keine Vergebung finden, — der Schmuggler sollte für sein Verbrechen mit dem Tode büßen.

Ein einzelner Strang war an der Spitze der Vorderrae des Starbords befestigt und die ganze Mannschaft gerufen, um Zeuge der Hinrichtung zu seyn. Eine Schlinge wurde in den Strang geschlagen und über des Verbrechers Kopf gelegt, während man das laufende Ende durch einen kleinen Halteblock am Deck befestigte.

Bis zu diesem Augenblicke war den Lippen des Knaben kein Wort entschlüpft. Er zitterte beim Anblick der schrecklichen Vorbereitungen; aber als man die verderbliche Schlinge fest anzog, wich die Farbe aus seinem Gesicht, — plötzlich sprang er vor und fiel vor dem zürnenden Kapitän auf die Knie.

„Gnade, Herr, Gnade!"

„Für wen?" fragte der Offizier und verächtlicher Spott lagerte auf seinem Munde.

„Für den alten Mann, den Sie jetzt tödten wollen."

„Er stirbt, Junge."

„Aber Herr, er ist mein Vater."

„Gleichviel, und wenn er mein eigener Vater wäre. Der Mann, welcher einen englischen Offizier, der seine Pflicht erfüllt, schlägt, muß sterben."

„Aber man schlug ihn in Ketten, — man beleidigte ihn, Herr", flehte der Knabe.

„Beleidigte!" wiederholte der Kapitän. „Wer beleidigte ihn?"

„Sie, Herr", entgegnete der Knabe und sein Gesicht glühte vor Unwillen.

„Steh' auf, Junge, und nimm Dich in Acht, daß Dir's nicht eben so geht", bemerkte der Kapitän mit rauher Stimme.

Der alte Mann hörte die Bitte seines Sohnes, und als das letzte Wort von den Lippen seines Vernrtheilers fiel, erhob er den Kopf und rief mit einem Blicke des entschlossensten Trotzes:

„Verlange keine Gunst, Robert. Der alte Karl Kintock kann eben sowohl jetzt sterben, wie zu irgend einer andern Zeit, — laß sie das Schlimmste thun."

Dann wandte er sich gegen Kapitän Dracutt, nahm einen Ton der demüthigsten Bitte an und sagte:

„Machen Sie mit mir, was Ihnen gefällt, Herr, aber thun Sie meinem Jungen nichts zu Leide, denn er hat nichts verbrochen. Ich bin bereit für Ihr Urtheil und je eher Sie es ausführen, desto besser."

„Faßt den Strang!" brüllte der Kapitän, — „jeder von Euch fasse den Strang und sey bereit, den Schurken aufzuschwingen!"

Gehorsam diesem Befehle reihte sich die Mannschaft am Deck auf und jeder nahm den Strang in die Hand. Robert Kintock blickte zuerst auf seinen Vater und ließ dann seine Augen auf die Reihe von Männern fallen, die seine Henker werden sollten. Aber er konnte keinen einzigen mitfühlenden oder erbarmenden Blick erspähen. Die Gesichter Aller waren starr und kalt, — Jeder schien mit Begierde auf die Ausführung des mörderischen Werkes zu harren.

„Was!" rief der Knabe und eine Thräne entfiel seinen zitternden Wimpern, — „gibt es keinen Einzigen, der Mitleid fühlen kann?"

„Hinauf mit ihm!" schrie der Kapitän.

Robert bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, und im nächsten Augenblicke schwebte sein Vater an der Rae. Er hörte

den gleitenden Strang und das Knackern des Blocks — und er wußte, daß er vaterlos sey.

Eine halbe Stunde später kniete der Knabe neben einer Leiche, — seine Lippen stammelten ein einfaches Gebet. Dann wand sich ein unterdrückter, murmelnder Ton aus seiner Brust herauf, aber keiner von Denen, die um ihn standen, wußte seine Bedeutung. Es war ein Gelübde strenger Rache.

Eben als die Leiche des alten Mannes vom Gangwege in das Wasser glitt, zuckte ein blendender Blitzstrahl durch den Himmel und in der nächsten Minute sandten die schauerlichen Batterien der Natur ein Krachen herab, so lang und laut, daß die Mannschaft ihre Hände an die Ohren legte, um den betäubenden Schall abzuhalten. Robert Kintock fuhr empor bei dem Getöse und was in der Brust Anderer Entsetzen hervorrief, das schickte einen Schauder der Zufriedenheit in seine Adern.

„O Rache! Rache!“ murmelte er leise zu sich selbst und warf die Augen über die schaumgekrönten Wogen, die sich bereits unter der Gewalt des plötzlichen Sturmes zu heben begannen.

Die Finsterniß war eben so schnell gekommen wie der Sturm und Alles, was sich außer den brechenden Wogen vom Deck der Brig unterscheiden ließ, war die beängstigende klippige Küste, wenn ein Blitzstrahl nach dem andern den Himmel erhellte.

„Licht, ho!“ rief vorn ein Mann und im nächsten Augenblicke hafteten Aller Augen auf einem glänzenden Lichte, das plötzlich zwischen den fernen Felsen aufflammte.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Aichach, 16. Dec.) Vor dem hiesigen Stadtgericht gab's heute eine Verhandlung, woraus sich reisende Studenten eine Lehre schöpfen können, wie man vorsichtig seyn muß, um nicht in's Pech zu kommen. Am 10. Oct. übernachteten im Gasthause zur Sonne in Freising der Student der Theologie Dirrmaier und der Gymnasialschüler Raab, mit ihnen im selben Zimmer der Metzgergeselle Johann Ziegler von Schwabing. Dieser, bereits mit Arbeits- und Zwangsarbeitshaus bestraft, wurde, während die Musensöhne schliefen, von einem unwiderstehlichen Drange befallen, sich deren Besitzthümer anzueignen; er raffte die Effekten der beiden Studenten zusammen, sprang aus dem ersten Stockwerk auf die Gasse herab, und nahm seinen Weg Pfaffenhofen zu, wo er Morgens anlangte. Als die Studenten Morgens erwachten und sich die Augen ausgerieben hatten, sprangen sie von ihrem Lager, um sich anzukleiden; aber welch' ein Schrecken, als sie sich ihrer Kleidung und ihres Viatikums beraubt sahen! Sie mußten sich nun wieder niederlegen und so lange liegen bleiben, bis man Kleider für sie zusammengebracht hatte. Während dieser unlieben Ruhe berechneten sie ihren Verlust, der sich bei Einem auf 45 fl., bei dem Andern auf eine ähnliche Summe belief, und zogen unter Anstimmung des Cantus: „O jerum, jerum rc.“ von dannen. — Johann Ziegler, der dieses Verbrechens geständig ist, wurde zu 3 Jahren Arbeitshaus verurtheilt.

Von den goldhaltigen Strömen Californiens ist gegenwärtig der Klamath und sein Tributar, der Lachs-Fluß, am meisten en vogue. Darf man der „Placer-Times“ glauben, so ernten an letzterem 1000 Personen täglich eine Unze im Durchschnitte. Mangel an Lebensmitteln wird indeß viele von den dortigen Gräbern zwingen, für diesen Herbst ihre Arbeit einzustellen. Der Klamath kann 40 engl. Meilen von der Mündung aufwärts mit Dampfböten befahren werden. Weiterhin unterbrechen Felsen den Wasserweg, aber oberhalb derselben kann man wieder 50 engl. Meilen bis zum Einfallen des Lachs-Flusses schiffen. An der Mündung des Klamath liegt die Stadt gleiches Namens.

Die Münze der Vereinigten Staaten hat in den ersten 11 Monaten v. J. an californischem Golde 27,350,000 Doll. (davon im Nov. allein 4,500,000) und aus anderen Quellen 1,200,000 Doll. empfangen. Die erstere Summe ist um etwa 5 Millionen stärker als der in 11½ Monaten zu San Francisco ausclarirte Betrag, woraus man einige Schlüsse auf die Menge des unclarirt fortgebrachten Staubes ziehen kann.

Man sieht, mit dem österreichisch-preußischen Dualismus hat's seine Richtigkeit. Oesterreich und Preußen machen Ferienreisen, während Deutschland verwais't in Dresden zurückbleibt und Ferien hält. Oesterreich und Preußen logiren im königlichen Schloß in Dresden und die Andern im Wirthshaus, heute da, morgen dort. Oesterreich und Preußen eröffnen die Conferenzen und die Andern schweigen, und nur Bayern dringt sich mit einer Drohung als Dritter im Bunde auf. Es thut nichts, daß Manteuffel nachträglich ins Schloß eingeladen wurde und nachträglich in der Conferenz sprach, zu gleicher Zeit spricht man nur in Volksversammlungen auf dem Markt, nicht in Conferenzsälen. Die Hauptsache ist, daß Preußen überall mitspricht und mitthut wie in Kurhessen.

Korrespondenz.

Heidelberg, 27. December.

Das hiesige Stadttheater hat mit dem Engagement des Hrn. Fischbach für das bisher am ungenügendsten besetzte Fach des ersten Liebhabers eine gute Acquisition gemacht. Für sein erstes Auftreten wurden zwei sehr beliebte Stücke bestimmt: „Einmalhunderttausend Thaler, oder das Börsenglück“, Lebensbild in 3 Abth. von Kalisch und: „Ich bleibe ledig“, Lustspiel in 3 Akten von Blum. Mit großem Beifall wurden hier, zum Theil wiederholt, gegeben: „Die Regimentstochter“, von Donizetti, „Deborah“, von Mosenthal, „Doktor Faust's Zauberkäppchen“, „Der kleine Richelieu“ u. a.

Theater-Anzeige.

Freitag, 3. Jan. bleibt das Theater geschlossen.

Samstag, 4 Jan. Letzte Darstellung der beweglichen Riesen-Ansichten der Ufer des Mississippi und des merikanischen Meerbusens (Vereinigte Staaten von Amerika). Sie umfassen eine Strecke von 4000 englischen Meilen, durch den interessantesten Theil dieses ausgedehnten Festlandes, erstrecken sich über neun Vereinsstaaten nebst sämmtlichen Städten, Dorfschaften und Hauptpunkten am Mississippi. Dieses ungeheure Werk, welches in den Vereinigten Staaten, sowie in London, Paris und Brüssel großes Aufsehen erregte, besteht aus drei Abtheilungen, naturgetreu auf einer Leinwand von vier englischen Meilen Länge und erheischte eine 14jährige ununterbrochene Arbeit. Vorher: (Zum ersten Male wiederholt): Luchs und Fuchs, oder: Die Schambergarnistin, Vaudeville-Posse in 1 Akt.

Sonntag, 5. Jan. Robert der Teufel, große Oper in 5 Abth. von Meyerbeer.

Montag, 6. Jan. (Letzte Gastdarstellung der Fräul. L. Grahn, unter Mitwirkung des Hrn. Ambrogio und des Balletcorps vom Hoftheater zu Darmstadt): 1) Des Malers Traumbild. Donna Bianca: Fräul. L. Grahn. Lorenzo: Hr. Ambrogio. 2) Die Peri, oder: Ein orientalischer Traum. Die Peri: Fräul. Grahn. Achmet: Hr. Ambrogio. 3) La Tarantella napolitana, ausgeführt von Fräul. Grahn. — Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. V. Dammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 1. Samstag, den 1. Januar 1851.

Saint Maximin.

(Fortsetzung.)

Robert fuhr fort, wie früher, Elisen die in ihrem gegenseitigen Verhältnisse herkömmlichen äußeren Aufmerksamkeiten zu erzeigen, aber diese allein erinnerten daran, daß er sich noch als ihren Verlobten betrachtete. Ihre niedlichen, unschuldigen Koketterien, ihre so reizenden naiven Einfälle prallten stets an der gränzenlosen Zerstreutheit ab, die ihn nur zu oft an ihrer Seite überfiel. Zuweilen, wenn eines jener ernsten Gespräche geführt wurde, die durch die gereifte Bildung des kleinen Familienkreises so oft hervorgerufen wurden, wandte er sich mit einer Art von Aufregung und Ungeduld an Elise, und verlangte auch ihr Urtheil zu hören. Das junge Mädchen, theils durch sein Wesen eingeschüchtert, theils von einem Gefühle des Unbehagens in einem ihrem Naturell so fremden Elemente ergriffen, suchte sich dann gewöhnlich durch einen Scherz aus den so neuen Anforderungen heraus zu flüchten, die man an ihre siebzehn Jahre erhob. Solche Momente verstimmten Robert dann unbeschreiblich, er versank in trübes Nachsinnen und blickte, wie Hülfe suchend, auf Blanche. Es war natürlich, daß die arme Elise, die von Allem, was in ihm vorging, nichts begriff, ihn launenhaft und herzlos fand, von seiner Verstimmung angesteckt wurde und im Innersten ihrer Gedanken anfing, sich recht herzlich vor einer Verbindung mit ihm zu fürchten.

Was während dieser heimlichen Verstimmung, deren Netz seine unsichtbaren Fäden immer beengender um die ganze Familie zog, in Blanche vorging, vermochte Niemand aus ihrem Benehmen zu enträthseln. Robert, der sie mit dem Herzen beobachtete, bemerkte allein, daß sie stiller und bleicher war, als in den ersten Wochen ihrer Anwesenheit, aber sie benahm sich gegen ihn mit derselben Zurückhaltung; manchmal wollte es ihm sogar scheinen mit noch mehr Kälte, als gegen alle anderen jungen Männer, die Gelegenheit fanden, sich ihr zu nähern. Zuweilen schien es ihm, als errathe sie die geheime Leidenschaft, die ihn verzehrte, zuweilen, wenn die Qual und Aufregung seines Herzens wider seinen Willen hervorbrach, traf ihr Auge ihn mit einem Ausdruck tödtlicher Angst; aber solche Augenblicke kamen so selten, und wurden durch die spätere Ruhe ihres Benehmens so ganz verwischt, daß er sich sagte, er sey ein Thor seiner eignen unsinnigen Träume gewesen.

Seine Stimmung wurde immer schwerer. Wenn er versuchte, Sinn und Gedanken von dieser immer steigenden Fluth der Leidenschaft mit Gewalt loszureißen und anderen Interessen zuzuwenden, so begegnete sein düsterer Blick unverrückt den Schreckbildern des Unheils, das immer drohender über sein Vaterland hereinbrach. Die Weigerung des Königs, in die Deportation des eidverweigernden Clerus zu willigen, hatte auf's Neue einen furchtbaren Aufruhr herbeigeführt, der vierzehn Tage später noch schrecklicher erneuert wurde, indem die Jakobiner durch wüthende, von Marseille her anlangende Volkshaufen Verstärkung erhielten. Die Clubbs der Jakobiner breiteten sich über ganz Frankreich aus. Auch in St. Maximin hatte sich, durch das nachbarliche Marseille angeregt, eine patriotische Gesellschaft gebildet, die indessen bis jetzt mehr dem Namen als der That nach existirte, und ihre Wirksamkeit auf häufige Zusammenkünfte und donnernde, aber ziemlich harmlose Reden beschränkte. Dennoch hatte die alte Sorglosigkeit der Einwohner der kleinen Stadt schon seit einiger Zeit einer lebhaften Unruhe Platz gemacht; die ängstlichste Vorsicht wurde in allen Aeußerungen, selbst in den häuslichen Sitten und Gewohnheiten, beobachtet, und eine trübe, ahnungsschwere Stimmung lag über jedem Einzelnen.

Eines Abends verließ Robert Résan seine Wohnung früher als gewöhnlich, um sich zu Madame Vaubert zu begeben und ihr neu eingelaufene Nachrichten aus Paris mitzutheilen. Als er in den kleinen Salon eintrat, sah er Frau von Deville allein an einem der Fenster sitzen. Der Abend dämmerte. Die Umrisse ihres faltigen schwarzseidenen Kleides zeichneten sich nur schwach von den Vorhängen ab, die sie fast verhüllten. Sie hatte ihre beiden Arme auf das Gesims gestützt, und beschattete ihr der Straße zugewendetes Gesicht mit den feinen Händen.

Blanche war so in Gedanken versunken, daß sie des Freundes Näherkommen nicht wahrnahm; er stand einige Augenblicke schweigend neben ihr, endlich gewann er es über sich, sie mit sehr sanftem Gruße leise anzureden. Beim ersten Tone seiner Stimme wandte sie sich lebhaft um, und ein tiefes, mädchenhaftes Erröthen überzog für einen Augenblick ihr Gesicht.

Als Robert die große Aufregung ihrer Züge und die Thränen gewahrte, die an ihren Wimpern hingen, erbleichte er und näherte sich ihr mit einer raschen, erschreckten Bewegung. Blanche hielt ihn mit dem Blick ihrer sanften Augen zurück und sagte mit bewegter Stimme:

„Ich habe mich nur wieder einmal in die fernen Kindererinnerungen hineingeträumt und sie haben ihr altes Recht eingefordert, mich weich zu machen wie ein Kind"

„Es ist ein beängstigendes Gefühl, so in sich hinein zu schauen und die Trümmer von Dem aufzuwühlen, was einst das ganze Leben ausmachte," sagte Robert gedankenvoll. „Wenn die alten Erinnerungen auftauchen, wenn das alte Kinderherz aufwacht, fragt man sich verwundert: Bin ich das wirklich gewesen? Welch' eine Ironie auf das Leben sind die funkelnden Mährchen, die man sich damals aufgebaut hatte! Es ist Thorheit, sie sich auch nur zurückzurufen; warum wecken, was schon so lange schläft?"

„Warum?" erwiederte Blanche mit feuchten Augen; „ach,

weil es süß ist, sich in die Zeit zurückzuträumen, wo man noch an die Zukunft glaubte, an diese trügerische, wortbrüchige Phantasmagorie des Glückes, deren Rosenfarben mit jedem Schritte näher immer mehr erbleichen. Wie viel Reichthum bewahrt das Leben für Die, die noch sorglos zu hoffen verstehen!"

„Sie haben Recht. Aber wie lange behält man Kraft und Muth, aus jedem zerstörten Lebenstraum wieder einen neuen Phönix der Hoffnung erzeugen zu können! Das Herz bleibt wohl immer voll Gluth und Schöpfungskraft, aber das Leben ist unerbittlich und drückt mit seiner eisigen Hand jede Blume nieder, die jenem entblüht, — ach, es schont nicht einmal die Wunderblumen, die sich nur alle hundert Jahre einmal entfalten. Die Hoffnung ist ein Aberglaube."

„Nein, Herr Résay, nein! Die Hoffnung ist eine ewige Wahrheit!" rief Blanche, indem ein Zug göttlicher Ueberzeugung ihr schönes Gesicht überflog. „Ihr Licht kann sich verdunkeln, es kann bleich werden unter Schmerz und Thränen, aber untergehen wird es nie! Ein Gefühl tiefer Entmuthigung sprach aus Ihnen in diesem Augenblick, aber bald genug wird die Himmelsgabe, die Sie verleugnen wollen, sich Ihnen auf's Neue offenbaren. Selbst unter Weinen und Zagen klammert sich das bange Herz an die unerschöpflichen Quellen des Lebens!"

„Ich bin dreißig Jahre alt", erwiderte Robert düster. „In diesem Alter hat man keine Illusionen mehr. Ich hoffe nichts mehr. Mein Leben war eine Kette von Täuschungen, von vergeblichen Anstrengungen, von zersplitterten Kräften. Als ich noch jung war an Geist und Herz, da trug ich allen Reichthum eines ernsten Menschenvertrauens der Welt entgegen, ich ward stets mißverstanden, fast immer betrogen. Alle Ideale, die ich, nicht wie ein Schwärmer, nein, wie ein Mann, dessen einziges Ziel die Wahrheit ist, der Wirklichkeit abzuringen suchte, stürzten vor meinen Augen in Trümmer und Staub. Jetzt liegt das Leben hinter mir wie ein zerbrochenes Gefäß. Mein Vaterland war mein erstes Interesse, und es gibt kein Frankreich mehr. Mein Herz — — das hat seine Liebe noch, aber eine trostlose. Welche Hoffnung sollte mir bleiben? O Sie, deren Leben ruhig, deren Gewissen rein, deren Vergangenheit vielleicht glücklich war, begreifen Sie, welches Elend darin liegt, auf die Zukunft verzichten zu müssen und dennoch ohne Erinnerungen zu seyn?"

„Halten Sie ein," rief Blanche erschüttert; „Sie wissen nicht, wie wehe Sie mir thun. Ich verstehe Sie, ich vermag den ganzen Umfang Ihrer Schmerzen zu ermessen, und dennoch — dennoch rufe ich Ihnen zu: Muth und Vertrauen! Sie sprechen von mir, Sie berufen sich auf meine Vergangenheit — Sie wissen also nicht, daß diese Vergangenheit öde und trostlos war? Sie wissen nicht, daß ich litt, seit ich fühlen lernte, und daß auch ich allein litt, wie Sie! Es gibt keinen Blick in die Vergangenheit, keinen Gedanken an die Zukunft, der nicht für mich mit Schmerz und Bitterkeit vermischt wäre, und dennoch hoffe ich noch — ich hoffe auf Gott und mein Kind! Wer stünde wohl so einsam, so verlassen in der Welt, daß er berechtigt wäre, den Glauben an seine Zukunft aufzugeben? Auch Sie nicht, mein Freund? Wer wie Sie eine so reiche Quelle des Geistes in sich trägt, wer wie Sie für alles Schöne und Erhabene in und außer sich empfänglich ist, für den ist das Leben nie ohne Befriedigung, wenn es auch arm an Glück ist. Ich rufe Ihnen ein Wort zu von heiliger, nicht, wie so Viele glauben, von trostloser Bedeutung, ein Wort, an das auch ich mich in mancher schweren Stunde geklammert habe — es heißt Resignation! Nehmen Sie es auf, es ist Alles, was ich Ihnen geben kann — und darf."

Von ihren Gefühlen überwältigt, konnte die junge Frau ihre Thränen nicht länger zurückhalten und stand rasch auf, um das Zimmer zu verlassen. Résay jedoch, der von Allem, was sie ihm gesagt hatte, nichts auffaßte, als ihre letzten Worte, hielt sie zurück und stammelte in mächtiger Aufregung:

„Blanche, hören Sie mich! Sagen Sie mir nur ein Wort, sagen Sie mir, ob die Liebe, die Sie errathen haben, nicht von Ihnen verurtheilt wird; sagen Sie mir, daß diese Thränen mir gelten, und es kann noch Alles gut werden!"

„Unglücklicher! — Und wenn es so wäre?" rief Blanche heftig erschüttert. „Sie vergessen meine Schwester!"

„Du liebst mich!" rief Robert stürmisch, indem er sie mit seinen Armen umstrickte.

Mit dem Aufwande all' ihrer Kraft entriß sie sich seiner Umarmung und eilte hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Des Lootsen Rache.

Eine Seeskizze.

(Schluß.)

Der Wind hatte jetzt seine volle Heftigkeit gewonnen und trieb mit Riesenkraft die unglückliche Brigg der brandenden Küste voll Klippen und Riffen unwiderstehlich zu. Außer einem erbleichte jedes Gesicht vor Angst.

Vergebens versuchten sie es, die Brigg in den Wind zu legen, — kein Segel wollte auch nur einen Augenblick halten, bis es zuletzt den Matrosen gelang, ein Vorder- und ein Sturmsegel fest zu machen. Auf kurze Zeit kämpfte die Brigg brav gegen das wogende Meer, aber bald zeigte sich, daß sie zuletzt doch an die Küste getrieben werden müßte, selbst wenn sie sich im Winde halten sollte; denn die Gewalt der einwärts rollenden Wogen war größer, als die des Windes.

„Junge, weißt Du, was für ein Licht das ist?" fragte der Kapitän, indem er sich am Tackelwerk festhielt, um sich aufrecht zu erhalten.

„Ja, Herr," antwortete Robert — „es ist Bullymore's Crag."

„Zu was ist es dort?"

„Es bezeichnet die Einfahrt in einen kleinen Hafen, Herr, der rückwärts davon liegt."

„Und kann ein Fahrzeug von dieser Größe hinein gehen?" fragte der Kapitän weiter, und ein Hoffnungsstrahl fuhr über sein Gesicht.

„O ja, Herr; ich habe mein ganzes Leben an dieser Küste zugebracht und ich kenne jede Ecke an ihr."

„Kannst Du die Brigg hinein bringen in diesem Sturme?"

„Ja, Herr", entgegnete der Knabe und seine Augen funkelten in sonderbarer Gluth.

„Und willst Du's thun?" forschte begierig der Kapitän.

„Unter zwei Bedingungen."

„Nenne sie schnell."

„Die erste ist, daß Sie mich in Frieden gehen lassen, und die andere, daß sie keinen der Schmuggler belästigen, wenn sie zufällig dort seyn sollten."

„Ich versprech' es", sagte der Kapitän, — „und nun geh' an Deine Arbeit. Aber merk' Dir's, wenn Du mich hintergehst — beim heiligen Georg —, so schieß' ich Dich auf der Stelle nieder."

Die Brigg war bald vor den Wind gebracht und Robert Kintock stellte sich auf die Vorderrae an der Starbordseite, von wo seine Befehle entlang bis zum Mann am Steuer passirten. Das springend stürzende Fahrzeug schoß den zackigen Klippen entgegen, und jedes Seemanns Herz pochte in schauerlichen Gefühlen, als sie an einer finster drohenden Felsenmasse vorüber flogen, an der sich fast die Seiten der Brigg rieben. Dahin flog

das Schiff und dichter und furchtbarer wurden die Klippen, welche auf allen Seiten ihre Häupter erhoben.

„Port!“ brüllte der Knabe.

„Port ist's!“

„Fest — so!“

„Fest ist's!“

„Starbord — schnell!“

„Ay, ay, Starbord ist's!“

„Fest — so!“

„Fest ist's!“

In diesem Augenblicke schoß die Brigg an einer überhängenden Klippe vorbei, und eben, als ein blendender Blitzstrahl durch den Himmel zuckte und alle die Schauer ringsum enthüllte, hörte man einen lauten Schrei vom jungen Lootsen. Aller Augen richteten sich auf ihn. Er stand am äußersten Ende der Rae und hielt sich an der Linken fest. Plötzlich krümmte er sich zusammen wie ein Tiger, der nach seiner Beute springen will, und erreichte dann mit einem kräftigen Sprunge die herrüberragende Klippe.

„Rache! Rache!“ war Alles, was die dem Verhängniß verfallene Mannschaft hörte, — fort ging es in die tosende Brandung!

„Breckers! ein Riff!“ schrie der Mann vorn. „Starbord — schnell!“

Aber es war zu spät. Ehe das Ruder noch halb gewendet werden konnte, fühlte man deutlich ein dumpfes, schauerliches Knarren des Kiels, und im nächsten Augenblicke kam ein Krach, der die tobenden Elemente laut überschallte. Die schweren Masten sanken zusammen und trieben wirbelnd leewärts fort, in wenigen Minuten gefolgt von großen Massen der Trümmer und Ladung des unglücklichen Schiffes. Schrei auf Schrei rang sich empor von der mit dem Tode ringenden Mannschaft. Aber sie war in dem Bereiche einer Macht, die kein Erbarmen kennt. Der Sturm könig nahm sie Alle zur Beute!

Am nächsten Morgen stieg ein kleines Häufchen Wreckers an den Felsen herab und ging am Strande hin. Er war mit Trümmern des Wracks bedeckt, und hier und da lagen die verletzten und verstümmelten Leichen der Mannschaft. Unter dem Häufchen befand sich Robert Kintock, der begierig die durch den Tod verzerrten Züge der Leichen prüfte, als gäbe es eine unter ihnen, die er zu finden wünschte.

Endlich blieb er stehen und beugte sich über eine, an deren Schulter ein goldenes Epaulette prangte. Es war der Kapitän der Brigg — der Mörder seines Vaters! Der Knabe stellte seinen Fuß auf den hingestreckten Körper, — seine Augen funkelten befremdend, — ein Schauer fuhr über sein Gesicht, — er stammelte:

„Vater, Du bist furchtbar gerächt!“

Der Knabe sprach die Wahrheit. Furchtbar in ihrem Plane und furchtbar in ihrer Ausführung war die Rache des Lootsen gewesen.

Mannichfaltigkeiten.

Hr. Lynton hat folgende Thatsache zur Kenntniß der asiatischen Gesellschaft in London gebracht. Ein chinesischer Kaufmann, Namens Hian-Ly, der überführt war, seine Frau umgebracht zu haben, wurde zum Tode, und zwar mittelst Entziehung von Schlaf, verurtheilt. Der Verurtheilte wurde in dem Gefängnisse von Amoy unter die Aufsicht von drei Wärtern gestellt, die sich ablösten und den Verurtheilten durch alle möglichen Mittel am Schlafe verhinderten. Er lebte 19 Tage, ohne eine Minute geschlafen zu haben. Am achten Tage wurde sein Leiden so fürchterlich, daß er um Erdrosselung, als um eine Gnade, flehte.

(Chambery, 13 Dec.) Wer in den Gebirgsgegenden Savoyens an den Gränzen von Frankreich, Genf, Waadt, Wallis und am Genfersee Land und Leute kennt, dem kann die immer zunehmende sittliche Ausartung des Volkes in diesen Gegenden, ganz abweichend von den Einwohnern des Binnenlandes, nicht entgangen seyn. Dieses ist die traurige Folge des immer mehr überhandnehmenden Schmuggelwesens in diesen Gränzdistrikten, das sich schlangenartig in alle Familien einschleicht, und da bald nicht nur in allen Lebensverhältnissen eingreifend und herrschend wird, sondern auch lebensgefährlich. So wurden vorige Woche bei einem Zusammentreffen von Schmugglern und Zollsoldaten bei Curaz zwei Douaniers und ein Schmuggler schwer verwundet in das Hospital von Annecy gebracht, wo man sehr an der Heilung ihrer Schußwunden und an ihrem Wiederaufkommen zweifelt. Aehnliches fällt in den anderen Gränzdistrikten vor, ohne daß außer der Umgegend davon gesprochen wird. Es gehört so etwas schon zu dem Gewöhnlichen und Hergebrachten.

(Aargau.) Der „Schweizerbote“ schreibt aus Laufenburg vom 18. Dec.: Vier Flößer kamen heute den Rhein herab, um einen Floß auf badischem Ufer zu landen. Der stark wehende Westwind verhinderte die Landung. Einer der Flößer, die Gefahr erkennend, in der sie sich befinden, wirft ein Bret in's Wasser, stürzt sich darauf und erreicht so glücklich das Land. Der Floß wird wiederholt ins Fahrwasser gerissen, und die drei noch darauf befindlichen Flößer, welche den Floß retten wollen, werden unaufhaltsam dem Laufen zugetrieben. Eine Menge Menschen springen von allen Seiten um Hülfe rufend heran, doch Niemand kann hier Hülfe bringen. Lautlose Stille tritt ein, Entsetzen malt sich auf allen Gesichtern. Zwei der drei noch auf dem Floß sich Befindenden scheinen beherzt der Gefahr entgegen zu sehen und treffen ihre Vorkehrung zur Rettung. Dem Dritten, in der Mitte des Floßes stehend, scheint die Verzweiflung die Besinnung zu rauben; — er steht regungslos mit gefalteten Händen, während seine Kameraden sich an Stricken des Floßes festzuhalten suchen. Jetzt tritt der Floß in die wildtobende Welle, die ihn in sich begräbt, um ihn zertrümmert wieder auszuspeien. Die zwei sich an den Stricken Festhaltenden werden mit einem Theil des Holzes in den Todtenweg geworfen und gerettet aus dem Wasser gezogen. Der Dritte aber, ein Familienvater, verschwindet unter den Wellen, um nicht wiederzukehren. Alle waren Badenser aus Hauenstein.

Pistolen sind für den großartigen amerikanischen Maßstab zum Duell zu klein, Stutzen müssen es seyn. Auf diese Waffe forderte ein Schweizer im Staate Alabama seine Gegner, zwei spanische Brüder, und erschoß sie beide.

Der „Bayerische Eilbote“, der sonst auf Dingelstedt nicht gut zu sprechen ist, bringt eine sehr anerkennende Beurtheilung über dessen: „Das Haus des Barneveldt“, der wir folgende Stelle entnehmen: Man darf mit Entschiedenheit sagen, daß es Herrn Dingelstedt gelungen ist, eine Tragödie zu liefern, von der sich rühmen läßt, hier sey eine gesicherte innere Macht, die den Kreis genau kennt, den sie beschreiben will; hier sey keine ästhetische Gefallsucht, keine imponiren wollende Vornehmheit, keine Ueberfülle in der Farbengebung, sondern ruhige Klarheit, geniale Besonnenheit und die Charakterzeichnung einer festen, zur Meisterschaft berufenen Manneshand.

Es war schlechtes Wetter für Zeitungen. Die preußischen Preßverordnungen, Cautionen und Postverbote des vorigen Jahres allein haben unter den Zeitungen aller Farben wie eine verheerende Krankheit aufgeräumt. Vom 1. Oct. an sind mehr als 140 Zeitschriften, 98 demokratische, 15 conservative und 24 neutrale, eingegangen. Die Zahl der Ueberlebenden beträgt in Preußen nahe an 800. Hie und da steigen Wölkchen auf, als sey ein neues Unwetter im Anzuge.

Hermann, dem Befreier Deutschlands im Teutoburger Walde, ist vor kurzem der rechte Arm abgeschlagen worden. Jetzt hat sich der Dieb auch den Schild geholt. Der Mann ist offenbar ein Politikus, aber seine hohen Collegen sind erzürnt über die unzarte Anspielung.

Wie die Matrosen nach dem Meere, zieht es Schauspieler immer wieder auf die Bühne. Wollte der reiche Russe Herr von Oven Ruhe und wieder ein freundliches Gesicht von seiner Frau haben, so mußte er ihr ein Dutzend Gastrollen auf dem Berliner Theater erlauben; denn seine Frau ist die treffliche ehemalige Schauspielerin Charlotte Hagen. Auch Schuselka, der bekannte österreichische Schriftsteller, mußte seiner Frau nach Berlin folgen, weil sie sich wieder nach dem Theater sehnte. Die Minister haben sein Exil in Spandau aufgehoben, er darf seine Frau in Berlin bewundern, aber weder mündlich, noch schriftlich über die Minister und preußischen Zustände räsonniren. Er hat's ausdrücklich versprechen müssen, von beiden gar keine Notiz zu nehmen.

Man ist übereingekommen, daß der Abschnitt der Weltgeschichte, den wir Alle, ohne es zu wissen, erlebt und glücklich hinter uns haben, fortan den Namen „Olmützer Punktationen“ führen soll. „Und damit Punktum“, erklärte nämlich der russische Gesandte. Hinter dem Punktum fängt immer eine Periode an.

Korrespondenz.

Berlin, im Dezember.

Wir haben vor längerer Zeit in diesen Blättern einer Arbeit über Machiavelli von Dr. Ebeling gedacht, es sey uns heute gestattet, einem neueren Werke desselben Verfassers einige anerkennende Bemerkungen zu widmen, welches uns die Weihnachtszeit zugeführt hat. Es ist dieß der Roman „Fabian Goßler“. Keine historische Persönlichkeit ist es, die uns unter diesem Namen entgegentritt, sondern nur die eines einfachen Missionärs und Dieners der katholischen Kirche, auch ist es kein Roman, der sich auf einem historischen Boden bewegte und nach dieser Richtung Ansprüche machte, die Erzählung ist vielmehr aus den Zuständen der Gesellschaft gegriffen und führt uns das Bild eines Charakters vor, wie ihn die Gegenwart zu erzeugen nur zu wohl im Stande zu seyn scheint. Dieser Charakter, der als Hauptträger des Romans auftritt, ist jedoch nicht der auf dem Titel genannte, sondern eine zweite Person, der die gesellschaftliche Stellung eines Arztes beigelegt ist und welche dazu dient, zum Träger und Ausdruck eines Prinzips gemacht zu werden, welches im staatlichen wie gesellschaftlichen Leben der Gegenwart eine der Haupttriebkräfte bildet, des Egoismus, gestützt auf die alleinige Verfolgung materieller Interessen und Zwecke. Indem der Verfasser die Durchführung eines solchen Charakters bis zum Aeußersten versucht, würde das Bild seines Helden, welches vor uns ersteht, allerdings nur das eines vielfachen Verbrechers gegen die Gesellschaft seyn, von dem man sich voll Widerwillen abwenden würde, wenn er es nicht zugleich verstanden hätte, durch Darlegung psychologischer Motive für jenen Charakter zu interessiren und zugleich durch Gegenüberstellung eines andern entgegengesetzten Charakters, desjenigen, nach dem der Roman sich benennt, uns den Kampf zweier die Gesellschaft bewegender Prinzipien zu vergegenwärtigen. Wir haben nur in dieser Schilderung vor Allem die Schärfe der Zeichnung dieser beiden Charaktere, die von vielem Talent zeugt, hervorzuheben, wenngleich es weniger ein wirklicher Kampf jener zwei Pinzipien mit einander, des egoistischen, in Bezug auf die Gesellschaft rein negativen und des humanistischen versöhnenden Prinzips ist, welcher zum Austrag und zur Lösung kommt. Es treten vielmehr zwei fertige, in sich abgerundete Charaktere durch eine zufällige Fügung in Contract, die sich ihrer innersten Natur nach ausschließen und nicht neben einander bestehen können und die Lösung erfolgt, daß der zum Rucher der beleidigten Gesellschaft werdende Goßler wie ein deux ex machina zwischen die Verbrechen des Arztes tritt, die Fäden, die zur Enthüllung seines Treibens führen, in die Hand bekommt, wie sie der Leser schon vorher auch hatte und dann die Bestrafung des Verbrechers und die Niederlage des Egoismus bewirkt. Allein abgesehen von der Art und Weise der Lösung des Problems, welches sich der Verfasser vorgesetzt und das wenigstens mit geschickter Hand aufgegriffen ist, wollen wir der Stärke des Romans, die in der Zeichnung der Charaktere liegt, verdientermaßen gedenken; es sind Zeichnungen mit festen sicheren Strichen und bekunden eine gewisse Naturfrische der Auffassung. Geschickt läßt der Verfasser den Egoismus seines Helden sich aus dem Schicksal seiner Eltern und der Kindesliebe entwickeln. Aus großem Glück und Reichthum ins Elend gestürzt, von allen Menschen verlassen, verkommen die Eltern auf der Landstraße und die Erinnerung des Kindes wirkt in dem Manne zu der Gestaltung seines Charakters, den uns der Roman entwickelt. Aus einem richtigen Taktgefühle, welches einen Charakter, dessen Leben nur in Verbrechen besteht, absolut abstoßend machen würde, hat der Verfasser zu seinem Haupthelden das Widerspiel eines ähnlichen Charakters gefügt, welcher die Unnatur des ersteren zu dämpfen geeignet ist; dem Auswuchs der Civilisation steht ein eigenthümliches Gebilde eines Naturmenschen zur Seite, eines mißgestalteten Indiers, der, auf viel niederer Stufe stehend, gleichfalls von anhänglicher Kindesliebe zu seinen früh verlorenen Eltern erfüllt ist und von einem daraus entspringenden Vernichtungstriebe ergriffen, den der Held des Romans seinen Zwecken dienstbar macht. Diese Figur ist namentlich mit vieler Originalität gezeichnet und gelungen durchgeführt. In Bezug auf Darstellung und Schilderung zeichnet sich dieser Roman durch eine mitunter dramatische Lebendigkeit aus, was namentlich im Dialog hervortritt, wie denn überhaupt nächst der Charakterzeichnung das Element der Reflexion die stärkere Seite des Autors zu seyn scheint. Es bekundet sich darin ein vielseitig gebildeter Geist und ein Streben, das uns berechtigt, gesteigerte Erwartungen von künftigen Leistungen zu hegen.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 5. Jan. Sophia Catharina, oder: Die Großfürstin, romantisch-komische Oper in 2 Abth. und 4 Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer, Musik von Flotow. Neue Decorationen im 4 Akt: Das Innere des Eispalastes auf der Newa.

Montag, 6. Jan. Letzte Darstellung der beweglichen Riesen-Ansichten der Ufer des Mississippi und des mexikanischen Meerbusens (Vereinigte Staaten von Amerika). Sie umfassen eine Strecke von 4000 englischen Meilen, durch den interessantesten Theil dieses ausgedehnten Festlandes, erstrecken sich über neun Vereinsstaaten nebst sämmtlichen Städten, Dorfschaften und Hauptpunkten am Mississippi. Dieses ungeheure Werk, welches in den Vereinigten Staaten, sowie in London, Paris und Brüssel großes Aufsehen erregte, besteht aus drei Abtheilungen, naturgetreu auf einer Leinwand von vier englischen Meilen Länge und erheischte eine 14jährige ununterbrochene Arbeit. Vorher: Der Brockenstrauß, Lustspiel in 1 Akt von Putlitz.

Mittwoch, 15. Januar. Großer Maskenball.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redacteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 5. Montag, den 6. Januar 1851.

Saint Maximin.

(Fortsetzung.)

Als Blanche sich in ihrem Zimmer allein fand, überließ si. sich der ganzen Gewalt eines Schmerzes, der, seit langer Zeit erstickt und zurückgedrängt, jetzt nur um so mächtiger hervorbrach. Ach, alle ihre seit Jahren so mühsam aufgehäufte Kraft wollte nicht mehr hinreichen. Sie fragte sich, wie es möglich sey, daß sie, die vier Jahre lang unter dem eisigen Gewichte einer freudlosen Ehe gelebt hatte, sie, der es so lange Zeit über gelungen war, die tödtliche Einsamkeit ihres Herzens, die trostlose Leere ihrer Häuslichkeit allen Augen zu verbergen, jetzt auf einmal diese oft geprüfte Selbstbeherrschung verlieren konnte?

Wie sonst suchte sie ihre Verzweiflung zu dem Theuersten zu flüchten, was sie besaß; leise schlich sie sich zu der Wiege ihres Kindes und beugte sich über den kleinen Schläfer. Ihre glühenden Thränen fielen auf das blonde Köpfchen, ihre zuckenden Lippen küßten die kleinen Hände, aber der Trost, der sonst in ihren schweren Stunden von diesem unschuldigen Wesen ausging, vermochte heute nichts über ihre Qual. Sie schauderte, wenn sie an den nächsten Tag dachte, wo sie Das würde zurücknehmen müssen, was sie ihm, den sie liebte, eben beinahe eingestanden hatte. Und diesem Tag würden dann alle folgenden gleichen! Dann schien es ihr wieder, als sey es ja kein Unrecht, eine Liebe anzunehmen, die schon ihr gehörte, als sey es kein Raub, ein Herz zu fesseln, das ja doch nicht für jene Andere schlug. Aber ein junges Mädchen um ihre Zukunft und ihre Hoffnungen betrügen? — — Und dieses junge Mädchen war ihre Schwester! Sie hielt es gar nicht für möglich, daß Elise ihren Verlobten nicht mit aller Macht ihres Herzens lieben sollte, und sie — sie sollte hintreten und ihr sagen: ich will die Liebe, die Dir gehören sollte, ich will das Glück, das schon Dein Eigenthum war? Nein, nein, das war unmöglich!

Ueberwältigt von dem schmerzlichen Kampfe, der ihr Herz zerriß, warf sie sich auf die Knie nieder und strömte ihre beängstigte Seele gegen Gott aus; aber, ach! in ihr Flehen um Kraft und Muth drängte sich stets die gebieterische Stimme ein, womit ihr Herz ihr zurief: Entsagung sey unmöglich! Es war ihr in diesem Augenblicke, als wäre es wahr, was der so heißgeliebte Mann ihr gesagt hatte, als gäbe es wirklich keine Hoffnung auf Erden, keine Zuflucht und keine Rettung vor dem Schmerz. Eine unendliche Sehnsucht nach dem Tode nahm ihre ganze Seele ein; wie mußte es so gut seyn, nicht mehr zu leiden! Aber während sie diesem Gedanken nachhing, während diese Sehnsucht nach Frieden in ihr aufgeregtes Herz einzog, wurde ihr Schmerz milder, weicher. Die tiefe, echte Frömmigkeit, das innige Pflichtgefühl, das sie schon so viel Schweres geduldig hatte ertragen lassen, gewannen wieder Macht über sie, und in dieser gehobenen Stimmung trat die Aufgabe, muthig einer Liebe zu entsagen, die sie nicht annehmen durfte, in milderem Lichte vor sie hin. Nein, sie wollte dieses junge Mädchen, das sie so innig liebte, nicht zu dem Jammer hoffnungsloser Liebe verurtheilen, sie wollte in ihre Familie, der sie die süßesten, ungetrübtesten Eindrücke ihres Lebens zu danken hatte, nicht Spannung und trübe, peinliche Tage bringen! Stumm wollte sie scheiden, stumm in ihr fernes, liebes Asyl zurückkehren und dort die alten Tröstungen aufsuchen. Sie war ja seit langer Zeit an Einsamkeit gewöhnt, ihre, so oft schon wund gedrückte, so lange schon freudlose Seele war besser geeignet, Schmerz und Gram zu ertragen, als das frische, vom Leben noch unberührte Herz ihrer jungen Schwester. Und dann, wenn sie auch Alles aufgab, Eines blieb ihr dennoch — ihr Kind!

Die Nothwendigkeit, diesen Weg einzuschlagen, wenn sie sich den Frieden mit sich selbst erhalten wollte, ward ihr immer klarer, und ihr Entschluß, es um jeden Preis zu thun, immer fester. Sie betete lange und innig, sie fühlte die Beruhigung, die stets die Wahl des Rechten begleitet, aber dennoch zuckte ihr armes Herz unter scharfem und bitterm Weh, und die brennenden Thränen, die in dieser Nacht ihr Kissen beneßten, waren beredte Zeugen ihrer innern Qual.

Plötzlich weckte lautes, verworrenes Getöse sie aus dem unruhigen Schlummer, dem ihre Erschöpfung erlegen war. Sie schrak auf. Die Sonne fiel freundlich durch die halbgeschlossenen Jalousien in ihr Zimmer, und ängstlich horchend fragte sich Blanche, ob, was sie eben vernommen, nicht bloß die Wirkung ihrer aufgeregten Phantasie gewesen sey.

Aber nach wenigen Sekunden erhob sich nochmals der vorige Lärm von der Straße her, die Marseillaise tönte herauf, von mehr als hundert rauhen Kehlen gesungen, und ward dazwischen von einzelnen, wilden, unzusammenhängenden Ausrufungen noch übertönt. Von einer ungewissen Angst befangen, warf die junge Frau rasch einen leichten Mantel um ihre Schultern und eilte an das Fenster.

Der Anblick, der sie hier erwartete, kontrastirte so lebhaft mit der gewöhnlichen Ruhe des Städtchens, daß der unbestimmte Schreck, der sich Blanche's bemächtigt hatte, zu einer gränzenlosen Höhe wuchs. Eine Schaar von mehreren Hundert Menschen nahm den kleinen Platz vor dem Hause ein und drängte sich dem gegenüberstehenden Gebäude zu. Es war dieß ein altes, seit langer Zeit nicht mehr benutztes Nonnenkloster, dessen eingerostete Schlösser eben mit verschiedenen Werkzeugen bearbeitet wurden. Während Einige damit beschäftigt waren, die Eingangsthüre zu öffnen, wurde die Masse der Uebrigen immer lärmender, schien aber nach kurzer Zeit eine neue Richtung zu gewinnen, und wogte die Straße hinauf einer Gruppe von Männern entgegen, deren Umrisse die junge Frau noch nicht zu un-

terscheiden vermochte. Immer mehr wuchs der Tumult, Verwünschungen und Drohungen wurden laut; Blanche's von Schreck verdunkeltes Auge haftete starr auf der sich nähernden Gruppe, es schien ihr, als sollte sie unter ihr eine bekannte Gestalt herausfinden — — plötzlich entrang sich ihrer wogenden Brust ein krampfhaft erstickter Schrei und ihre Hände klammerten sich konvulsivisch an des Fensterkreuz. Sie hatte Robert Résay erkannt, der von manchen anderen, ihr nur zu wohl bekannten Gestalten umgeben, mitten unter einer Bande jubelnder, mit der verhängnißvollen rothen Mütze bekleideter Männer als Gefangener schritt.

Bei diesem Anblick verließ Blanche alle Besinnung; ohne zu überlegen, eilte sie vom Fenster, flog aus ihrem Zimmer, theilte, ohne es nur zu wissen, die bestürzte Gruppe der Ihrigen, die alle in höchster Aufregung versammelt waren, und stürzte mit fliegender Hast auf die Straße.

Eben war der verhängnißvolle Zug auf dem Platze vor dem Hause angelangt. Die Gruppe der Gefangenen bestand aus ungefähr fünfundzwanzig Personen; unter ihnen bemerkte man einige Frauen, die, jung, schön und gut gekleidet, einen peinlichen Contrast gegen die zu ihrer Bewachung um sie versammelte Rotte bildeten. Résay warf einen langen, schmerzlichen Blick nach den Fenstern des Hauses, das sein Theuerstes umschloß; er begegnete keiner befreundeten Gestalt. Als er aber sein Auge trübe senkte, fiel es auf das geisterbleiche Antlitz Blanche's, die, auf der Schwelle ihres Hauses stehend, mit vorgestreckten Armen, aber starr und bewegungslos, die trockenen, brennenden Augen auf ihn gerichtet hielt. Der Mantel war ihr von den Schultern zurückgefallen; in dem weißen Nachtkleide, mit den ungeordneten Haaren und den unbeweglichen, bleichen Zügen glich sie einer Wahnsinnigen.

Als Résay's Blick sie traf, lös'te sich der Bann, der sie in Fesseln hielt; sie machte eine heftige Bewegung gegen ihn hin, der Name: „Robert! Robert!" tönte in immer wachsenden, immer angstvolleren Lauten aus ihrem Munde und würde ohne Zweifel bald genug die Aufmerksamkeit der tobenden Menge aufgerufen und sie zu seiner Unglücksgefährtin gemacht haben, hätte ihre Mutter sie nicht in dem Augenblicke rasch in's Haus zurückgezogen und die halb Bewußtlose in ihren Armen die Treppe hinaufgetragen.

Als nach einigen Stunden die Aufregung nachließ, sich auf den Straßen zu äußern, erfuhren die einzelnen, ängstlich in ihren Häusern bangenden Familien die Veranlassung zu einer so wenig vorhergesehenen Maßregel.

Die Nachricht von der Suspension des Königs, von seiner Verweisung in den Tempelthurm, war in die Provinzen gedrungen; in Paris waren in Folge dieser Ereignisse alle Gemäßigte als Königsfreunde eingekerkert worden, und nur zu schnell hatte diese neue Ausdehnung der Verhaftungen überall Nachahmung gefunden. In Marseille waren die Clubbs der Jakobiner mit thätigem Eifer bemüht, hierin andern Städten nicht nachzustehen, und einer jener wilden streifenden Haufen, die Marseille nach allen Richtungen hin verließen, hatte seinen Weg nach Saint Maximin gefunden und dort den bisher so passiven Clubb zu gewaltsamen Maßregeln erhitzt. Alle Männer von Stand und Bildung, die Saint Maximin bewohnten, mit ihren drei Frauen, die sich bei früheren schon halb vergessenen Gelegenheiten kompromittirt hatten, wurden unter der Bezeichnung als Verdächtige im ersten Rausche der Aufregung festgenommen und in jenes lang verödete Nonnenkloster in Verwahr gebracht, bis das patriotische Comitee der Stadt weiter über ihr Schicksal bestimmen würde. Wenige Stunden, nachdem dieser Akt republikanischer Willkür ausgeführt worden war, verließen die Marseiller Saint Maxim, und nach einem, unter Trunk und Geschrei verlebten Abend kehrte die alte Stille, wenigstens äußerlich, wieder in die kleine Stadt ein.

(Fortsetzung folgt.)

Die geheime Polizei in London.

(Nach Boz-Dickens.)

I.

Es gibt verschiedene Arten von Dieben, und eben so gibt es auch verschiedene Arten von Polizeibeamten. Der plumpe, ungeschickte Anfänger steckt anderen Leuten den Arm bis an den Ellbogen in die Tasche, wenn er ein Sacktuch mausen will, oder reißt drei Knöpfe ab, wenn es sich darum handelt, eine Uhr zu stehlen. Da er kein „Künstler" ist und nicht zu „arbeiten" versteht, so wird er, wie billig, abgefaßt und ins Gefängniß geworfen. Solch einen Tölpel kann freilich jeder Polizeidiener festnehmen, er braucht dazu kein Genie zu seyn, deren es in den siebenzehn Abtheilungen der Londoner Sicherheits-Brigade doch manche gibt.

Der Diebstahl ist heutzutage bis zum höchsten Grade der Kunstfertigkeit vervollkommnet worden und die Diebspolizei zu einer Wissenschaft; die frühere Routine reicht eben so wenig mehr aus, wie bei den Zollbeamten, welche den Schleichhändlern auflauern. Auch sie müssen im Voraus zu berechnen wissen, welcher Mittel und Wege sich ihr Gegner in einem gegebenen oder möglichen Falle bedienen wird, um sie zu täuschen, sie müssen räsonniren und combiniren können, als wären sie selbst Schmuggler, und der Geduld, Beharrlichkeit und der berechnenden Schlauheit der letzteren ganz dieselben Eigenschaften entgegensetzen, so wie ein Schachspieler dem andern. Aehnlich beim Polizeibeamten. Er muß so katzenbehende und schlangenklug seyn, wie der pfiffigste Dieb, nicht minder gewandte Finger und Hände und eben so raschen, sichern Blick haben, wie der „Künstler". Daneben bedarf er noch des Muthes, der Kaltblütigkeit und muß alle Gaunerschliche genau kennen; kann er sich nicht verstellen, hat er keinen klaren Kopf und kein gewandtes Wesen, so wird er, wie schätzbar auch sonst seine Eigenschaften sind, doch in vielen Fällen nichts ausrichten. Vor allen Dingen darf ihm die Geduld nicht ausgehen, und er muß in Grund und Boden ein ehrlicher, rechtschaffener Mann seyn.

Die plumpen Diebe sind, wie gesagt, leicht abzufassen, aber die „Kunst" hat es weit gebracht. Der Künstler stiehlt, ohne daß auch nur eine Spur von ihm zurückbleibt; er kommt in ein Haus und Keiner weiß, wie; er geht unbemerkt wieder hinaus, leert Kisten, Kasten und Pulte aus, ohne etwas aufzubrechen, und läßt Börsen und kleines Geld unangetastet, denn er treibt die Kunst als Gentleman. Er räumt mit dem Silbergeschirr auf binnen wenigen Minuten, in welchen der Dienstbote aus dem einen Zimmer ins andere geht, um der Herrschaft zu melden, daß der Tisch gedeckt und das Essen zum Auftragen bereit sey; er ist ein Mann, der aus vollem Tuche zu schneiden und ganze Stücke Seidenzeug über die Seite zu schaffen weiß, wie der Taschenspieler Kügelchen im Zauberbecher.

Solchen Leuten gegenüber reichen die gewöhnlichen Mittel und der gewöhnliche Schlag der Polizeidiener nicht aus. Ohne eine „hohe Polizei" würden diese Diebe den freiesten Spielraum haben; während diese hohe Diebspolizei dem Gemeinwesen großen Nutzen schafft, nicht bloß dadurch, daß sie Verbrechen entdeckt, sondern hauptsächlich auch, weil sie viele Verbrechen im Voraus verhütet. Jeder Polizeiabtheilung in London sind zwei „Entdeckungsbeamte" beigegeben. Das Hauptquartier dieses Elite-Bataillons zählt sechs Sergeanten und zwei Inspectoren. Die

Entdeckungspolizei bildet ein Corps von zweiundvierzig Mann, welche keine Uniform tragen. Sie contreminiren ins Geheim gegen die „Arbeiten“ einer Heerschaar von Banditen, überwachen und erspähen Tausende von Gaunern, die nur von Verbrechen leben, und bedürfen eines sichern Taktes und großer Umsicht in dem Verkehr mit vielen rechtschaffenen Familien, welche ein Opfer der Diebe werden.

Eine Frau kommt vom Balle zu Hause. Als sie in ihr Zimmer tritt, schreit sie laut auf, denn ihr Pult oder ihr Sekretär ist rein ausgeleert, und ohne den Schmuck, welchen sie eben am Leibe trägt, wäre sie so allen Schmuckes baar, wie eine Quäkerin. Was sie irgend Werthvolles hatte, ist fort, Brautgeschenke, Miniaturbilder mit goldenem Rahmen und Diamanten, Erbstücke von der seligen Großmutter, Uhrketten vom Großvater. Alles, was nicht von edelm Metall ist, blieb übrigens unberührt auf dem Kaminsims stehen, die Sachen in bester Ordnung, Stühle, Tische, Teppich und Uhr. Die beraubte Frau ist außer sich. Wer kann das gethan haben? Man sieht weiter keine Spur von einem Diebe außer in Dem, was einmal da war und nicht mehr vorhanden ist. Sollte einer der Dienstboten sich so weit vergessen haben? Man hat Verdacht auf Keinen und auf Alle. Die Stubenmagd weint entsetzlich, die Köchin schluchzt in einem fort. Endlich schickt man nach der Polizei und nach zehn Minuten erscheint Numero 49.

Numero 49 ist ein wohlbeleibter Mann. Er spähet mit seinen Augen in allen Winkeln umher, betrachtet sich alle Physiognomien und wirft selbst auf die Katze einen forschenden Blick. Dann untersucht er Schlösser und Riegel und das Eisenwerk an den Fensterläden. Alles im besten Zustande, nichts verletzt. Jetzt erklärt Numero 49, hier sey ein Diebstahl mit „Einbruch“ passirt. Man wendet ein, von einem Einbrechen gewahre man keine Spur, und das gibt er zu, meint aber dennoch, mit dem Einbruche werde es wohl seine Richtigkeit haben. Er ist entsetzlich umständlich in Allem, was er sagt, und was die Bestohlenen eben so gut wissen, wie er; die Frau vom Hause trippelt wie auf glühenden Kohlen umher, denn ihre Ungeduld steigt immer höher. Endlich winkt er ihr mit wichtiger Miene nach einer Fensterbrüstung, stellt seine Laterne weg und fragt, ob die Frau sich auch auf ihre Dienstboten verlassen könne? Obwohl die Antwort lautet, daß die Leute bisher zu keinerlei Verdacht Anlaß gegeben, steigt er doch eine Treppe höher, durchwühlt Betten und Strohsäcke und findet wirklich — einen Ring, der nichts werth ist und einen alten silbernen Zahnstocher. Wo kamen diese her? Weßhalb wurden sie verheimlicht und an einem verdächtigen Orte versteckt? Die Dienstboten betheuerten unter Thränen ihre Unschuld und Numero 49 trollt endlich wieder ab, um seinem Inspector Bericht abzustatten. Folgte der Bestohlene dem Willen und den Ansichten des würdigen Numero 49, so würden die fälschlich angeschuldigten Dienstboten eine Diffamationsanklage gegen den Hausherrn einreichen und wegen Beeinträchtigung ihres guten Rufes auf Schadenersatz dringen, und die Herrschaft würde keine rechtliche Dienstboten wieder bekommen, weil die unschuldig Verdächtigen, welche aus Lohn und Brod kämen, ihr aller Orten einen schlechten Namen machen würden.

(Schluß folgt.)

Aufforderung.

An einen Hülfsverein zu Stuttgart sind, mit weiblichen Arbeiten zum Ausspielen, folgende Ansprachen von Frauen und Kindern aus Schleswig-Holstein gekommen:

Der Frauen:

Wir grüßen Euch! Vernehmt die leisen Klänge
Der tiefbewegten Brust: sie drängen unwillkürlich sich
In Euer schönes Land, den Herd der alten Treue.
O laßt den schönen Funken, den die Asche nicht verzehrt;
Laßt ihn zur Flamme werden für unser Recht!!
Ehrt unser stark Empfinden! — Es ist die Allgewalt
Des deutschen Hochgefühls, die es zur Glut entflammt!
Wir kennen unsere Gränze — deßhalb beten wir —
Für Ordnung und Gesetz, und bitten Euch, die Ihr so viel gethan,
Nehmt hin der emsʼgen Hände treuen Fleiß, —
Und zählt die Thränen, die sich d'rin verwebt.

Die Kinder:

Ihr habt uns lieb gewonnen,
Wir hören's alle Tag;
D'rum woll'n die Kinder beten,
Daß es so bleiben mag.

Die Brüder sind gefallen,
Der Vater ist nicht mehr;
Der armen Mutter Thränen
Bekümmern uns so sehr.

D'rum sollt Ihr uns're Brüder,
Und uns're Freunde seyn,
Und nimmer von uns lassen,
Bis wieder Sonnenschein.

Was uns're kleinen Hände
Mit Müh' zu Stand gebracht,
Das mag Euch wohl gefallen
Weil es uns Freud' gemacht.

Im blauen Himmel wohnet,
Der, der die Kleinen liebt,
Und uns zu allem Guten
Das rechte Mittel gibt.

Wem bewegen diese rührenden Worte nicht das Herz?

Wohlan denn, deutsche Männer und Frauen, erkaltet nicht in dem Eifer für unsere so biederen und so hart bedrängten Brüder in Schleswig-Holstein, die nicht wanken im heiligen Kampfe für das gute Recht, für deutsche Ehre, Sitte, Sprache und Nationalität. Thue Jeder für sich und in seinem Kreise, was in seinen Kräften steht, und was er wünscht, daß Andere für ihn thun, wenn das Unglück über ihn herein brechen sollte. Vergessen wir der Parteizwiste, wie auch an der Eider alle Parteien einig sind in der Vertheidigung des gemeinsamen Vaterlandes. Je einmüthiger und thätiger wir für Schleswig-Holstein handeln, um so eher dürfen wir hoffen auf den endlichen Sieg der gerechten Sache. Und sollte vom Schicksal ein Anderes beschlossen seyn, so lasset wenigstens den schimpflichen Vorwurf fern von uns halten, aus Eigennutz oder Schlaffheit unthätig zugesehen zu haben dem Unglück und Untergang eines treuen und wackern Brudervolkes.

Lasset uns wenigstens zu lindern suchen die Schmerzen der Verwundeten und Kranken, die Qualen der Gefangenen, die Noth der aus der Heimath Vertriebenen.

Ihr deutschen Kinder aber gedenkt eurer trauernden Geschwister in Schleswig-Holstein.

Mannichfaltigkeiten.

(Einst und jetzt.) Beim Antritt des neuen Jahres fallen uns einige Blätter der „Zürcher Donnerstags-Nachrichten“ von 1750 in die Hände, die also gerade ein Jahrhundert alt sind. Da finden wir neben „Berli-Birren-Most“ und „Schaffhauser Sauerkraut“ auch, wie ein „ehrlicher Landtmann“ und ein „Pastetenbeck“ sich anerbieten, „junge Knaben und Töchter im Buchstabiren, Lesen, Schreiben, Rechnen, wie auch in dem Fundament der christlichen Religion um einen ganz billigen Preis von Haus zu Haus zu instituiren.“ Ein „Kupferschmid“ empfiehlt sich nicht nur „zur Unterweisung der lieben Jugend im Buchstabiren, sondern auch in den Prinzipiis der lateinischen und deutschen Sprache, im Conzipiren und Buchhalten, zur anständigen correntischen, wie auch orthographischen Handschrift.“ Auch ist da die Rede von einem erfahrenen Philosophus, welcher „um einen billigen Preis Unterricht ertheile, goldene Figuren auf Holz u. s. w. zu zeichnen, Phosphorum zu komponiren und lebhafte Früchte zu machen.“ — Welch ein Abstand zwischen Einst und Jetzt! Damals die Klage, daß ein Handwerker sein Geschäft versäume, um mit Schulhalten ein Paar Schillinge zu verdienen! Jetzt die Klage, daß mancher Lehrer durch Betrieb eines Nebengeschäfts die Schule vernachlässige. (Zürch. Z.)

(Zürich.) Ein Mädchen aus einer Seegemeinde suchte und fand unlängst im See ihren Tod, weil ihr Herz an dem Gedanken erkrankt, daß es von ihrem Bräutigam nicht verstanden werde. Man begrub die Entseelte, deren Ende ein Fischer gesehen, ohne sie zeitig genug retten zu können, auf dem Kirchhof ihrer Gemeinde. Niemand kam es in den Sinn, daß der Ort durch dieses Grab entweiht werde, als der Familie eines eben Gestorbenen, der neben die Verunglückte gelegt werden sollte. Diese reclamirte bei dem Pfarrer, der sich auf die Anordnung des Stillstands berief, und drohte endlich gerade zu, den Vater wieder auszugraben. Als der Pfarrer diese Verlegenheit dem Sigrist mittheilte, antwortete dieser: „Sind doch nüd so dumm, Herr Pfarrer, si holed e gwüß nüd, sie händ ja bloß möge g'warte, bis si i händ bringe chönne.“

Frankfurter Theater.

Beim Beginn eines neuen Jahres wurde auch dießmal nach herkömmlichem Brauch ein Prolog gesprochen, in welchem der Kunst gehuldigt und ihr veredelnder Einfluß auf die Bildung des Geschmackes, des Wahren, Guten und Schönen hervorgehoben wurde. So etwas hört alle Welt am Neujahrsabend recht gern, macht dem Dichter für sein ernstes Wort zur rechten Zeit ein Compliment, hält es für Pflicht einer achtbaren Bühnenverwaltung, in diesem Sinne zu streben und zu wirken und eifert gegen den verdorbenen Tagesgeschmack. Leider sind aber dergleichen Herzensergießungen bei den Meisten, die sie von sich geben, eben so oberflächlich, als sie schnell verklingen, und wenn wir in die rauhe Wirklichkeit der Theaterzustände zurückkehren, so finden wir einen gar schroffen Gegensatz. Die weit überwiegende Mehrheit will in der That nicht mehr und nicht minder, als eine für den Moment berechnete Unterhaltung, die keine geistige Anstrengung, keine sonderliche Aufmerksamkeit verlangt, einen Zeitvertreib, der um so willkommener, je leichter und tändelnder er ist. Einen Beleg des hier Gesagten haben wir ganz in der Nähe, indem wir zwei der jüngsten Vorstellungen festhalten, nämlich die von Dingelstedt's „Haus Barneveldt“ und die vom Abend des Neujahrstags. Wer, der nur einigen Sinn für das Schöne und nur einige literarische Bildung besitzt, könnte in Abrede stellen, daß Dingelstedt's Trauerspiel zu dem Besten gehört, was auf diesem Gebiete in letzterer Zeit gestaltet wurde, daß uns hier eine reiche poetische Begabung, eine wahrhaft dichterische Weihe und eine unverkennbare Geistesfülle entgegentreten? Mögen von Seiten einer ins Einzelne gehenden und streng prüfenden Kritik immerhin an diesem Trauerspiel hin und wieder Ausstellungen gemacht werden können, so entfaltet es doch so große Vorzüge und so vielfache Schönheiten der Charakteristik, der Situationen und der Diction, daß es eine bessere Würdigung verdient hätte, als sie es gefunden hat. Die Aufnahme war lau und gleichgültig; mit absprechenden und wegwerfenden Aussprüchen, wohl auch mit leichtfertigen Witzen und mit dem gewöhnlichsten aller Vorwürfe, daß man sich hier langweile, glaubten gar Viele, die Sache abthun und der Dichtung den Stab brechen zu müssen. Solche Erfahrungen sind nicht geeignet, jene besseren Bühnenzustände, von denen man so oft reden hört, herbeizuführen und junge Talente aufzumuntern. Wer da den Lohn seines Strebens nicht in sich selber findet, der wird sich verstimmt und entmuthigt abwenden und das Feld Denjenigen überlassen, die sich die Arbeit leichter machen und dabei sicher sind, mehr Anerkennung zu finden. Platen's Ausspruch in den „Parabasen“:

„Schreibe nur, o Freund, das beste, das gelungenste Gedicht;
Aber biet' es nicht der Menge, denn die Menge mag es nicht!“

hat leider noch gar nichts an seiner Wahrheit verloren, und wer der Bühne ein ernstes, gediegenes Werk zu bieten wagt, der darf froh seyn, wenn er im glücklichen Falle noch Dasjenige erlangt, was man den succès d'estime nennt. — Die Neujahrsvorstellung hatte sich bei überfülltem Hause eines günstigeren Erfolges zu erfreuen. Zwar wurden durch sie die Interessen der Kunst keineswegs vertreten und wollen wir sie nicht als eine Vorbedeutung für die Bestrebungen und das Repertoir unserer Bühne hinnehmen; sie war aus der Absicht, ein volles Haus zu machen, hervorgegangen und diese wurde denn auch, wie eben gesagt, erreicht. An dergleichen Bagatellen, wie sie heute zur Aufführung kamen, so wenig Werth und Bedeutung sie auch haben mögen, amüsirt sich Jung und Alt und vergißt darüber auf ein Stündchen die Sorgen und Plackereien des Lebens. — Der dramatische Scherz — Das Salz der Ehe — ist recht aus dem Leben gegriffen, würde aber an innerem Werth sehr gewonnen haben, wenn sein Colorit etwas poetischer gehalten wäre. Wahrheit und Schönheit gehören in der Kunst zusammen und können nur da gehörig wirken, wo sie in enger Verbindung erscheinen. Das ausgezeichnete Spiel des Hrn. Schneider und der Fräul. Hoffmann fand verdiente Anerkennung — Die darauf folgende Posse — Luchs und Fuchs — ist ein sehr gewöhnliches und in ihrer Bearbeitung breitgetretenes Machwerk, für dessen Flachheit ein paar erträgliche Witze wahrlich nicht entschädigen können. — Die neue Einstudirung der alten „Ochsenmenuette“ mag man sich gefallen lassen, obwohl die Anlage und Durchführung derselben etwas veraltet sind. — Schließlich haben wir der Fräul. Janauschek für den schönen und sinnigen Vortrag des Prologs unsern wohlverdienten Dank auszudrücken und wünschen bei dieser Veranlassung, daß sich das hier verbreitete Gerücht von dem Abgang dieser trefflichen Künstlerin von unserer Bühne nicht bewahrheiten möge. W.

Theater-Anzeige.

Montag, 6. Jan. Sophia Catharina, oder: Die Großfürstin, romantisch-komische Oper in 2 Abth. und 4 Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer, Musik von Flotow. Neue Decorationen im 4 Akt: Das Innere des Eispalastes auf der Newa.

Mittwoch, 8. Jan. Letzte Darstellung der beweglichen Riesen-Ansichten der Ufer des Mississippi und des mexikanischen Meerbusens (Vereinigte Staaten von Amerika). Sie umfassen eine Strecke von 4000 englischen Meilen, durch den interessantesten Theil dieses ausgedehnten Festlandes, erstrecken sich über neun Vereinsstaaten nebst sämmtlichen Städten, Dorfschaften und Hauptpunkten am Mississippi. Dieses ungeheure Werk, welches in den Vereinigten Staaten, sowie in London, Paris und Brüssel großes Aufsehen erregte, besteht aus drei Abtheilungen, naturgetreu auf einer Leinwand von vier englischen Meilen Länge und erheischte eine 14jährige ununterbrochene Arbeit. Vorher: Der Brockenstrauß, Lustspiel in 1 Akt von Putlitz.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 6. Dienstag, den 7. Januar 1831.

Saint Maximin.

(Fortsetzung.)

Dauernder war die Aufregung und Bestürzung, die dieses Ereigniß im Innern der Familien hervorrief, deren Angehörige ihnen so plötzlich entrissen worden waren. Niemand vermochte auch nur im Entferntesten vorherzusehen, wie das Schicksal der Gefangenen sich gestalten würde; daß unter ihnen Niemand ernstlich kompromittirt gewesen wäre, vermochte keine Beruhigung zu gewähren; schon war es dahin gekommen, daß ein Zufall, eine Aufregung, der Wille eines Einzelnen über Leben und Tod all' dieser Unglücklichen entscheiden konnte. So oft das — bisher so wenig beachtete, im Stillen sogar manchmal verspottete — republikanische Comitee zu einer Sitzung zusammentrat, zog namenlose Angst in die Herzen all' dieser Familien ein, und wuchs zu um so größerer Unruhe, als jede Verbindung mit den Gefangenen durchaus abgeschnitten war.

Im Vaubert'schen Hause waren diese Befürchtungen außerdem noch von einer peinlichen Spannung begleitet. Jene Stunde, in der Blanche's heimliche Liebe sich so ungestüm verrathen hatte, klärte die Ihrigen plötzlich über Alles auf, was ihnen seit langer Zeit in dem Benehmen Robert Résay's räthselhaft erschienen war. So verschieden der erste Eindruck war, den diese Entdeckung auf die einzelnen Glieder der Familie ausübte, stimmten doch Alle darin überein, von diesem Augenblicke an das alte bräutliche Verhältniß Elisens zu dem jungen Advokaten nicht nur durch das ihm drohende Schicksal, sondern überhaupt für gelös't anzusehen. Dennoch kamen die Motive dieses stillschweigenden Uebereinkommens auch nicht einmal in Andeutungen zur Sprache; Blanche war seit jenem verhängnißvollen Tage in ihrem ganzen Wesen so vernichtet und verstört, daß Niemand wagte, ihr von dem Vorgefallenen zu sprechen. Stumm saß sie ganze Stunden lang am Fenster und wendete ihr bleiches Gesicht und ihre trockenen Augen unbeweglich nach dem alten, finstern Gemäuer ihr gegenüber, obgleich das geliebte Antlitz, das sie suchte, nie hinter den Gitterstäben eines der Fenster erschien.

In dieser Zeit des Kummers entwickelte sich Elisens Charakter in seiner ganzen, herzlichen Liebenswürdigkeit. Im ersten Augenblicke gab die Entdeckung, daß ihr Verlobter ihre Schwester liebte und von dieser geliebt werde, ihr einen um so heftigeren Stoß, als sie vielleicht die Einzige war, die diese Lösung seines Benehmens nie geahnt hatte. War es gekränkte Eigenliebe, war es das zwar schwache, aber doch durch ihre Erwartungen von der Zukunft gleichsam geheiligte und befestigte Gefühl, das sie an Résay fesselte, — genug, ihre erste Empfindung war fast die des Schmerzes und sicher die einer lebhaften Kränkung. Bald gelang es aber ihrem guten Herzen und ihrem leichten Sinn, das alte Gleichgewicht in ihrer Seele herzustellen; sie fing an, sich selbst über ihre lange Blindheit zu verwundern und erkannte mit einigem Erstaunen, daß sie sich nicht so unglücklich fühlte, wie es ihr im ersten Augenblick erschienen war. Der Ernst der jüngsten Ereignisse, der tiefe, wortlose Schmerz, den sie in der ganzen gebrochenen Haltung ihrer Schwester las, trugen noch dazu bei, sie über jede Empfindlichkeit hinwegzuheben, und ihre natürliche Güte trug zuletzt über die Regungen ihrer verletzten Eitelkeit einen so vollständigen Sieg davon, daß sie es war, die vor Allen Blanche mit inniger Sorge umgab und oft so gute tröstende Worte fand, trotz ihres leichten Sinnes so zart und schonend auf den Schmerz ihrer Schwester einging, daß es ihr nicht selten gelang, dieß arme gequälte Herz zu erleichtern.

Monate vergingen. In Paris nahmen die Ereignisse ihren raschen vernichtenden Gang, ganz Frankreich zitterte unter dem Beile des Henkers. Trotzdem änderte sich nichts in dem Loose der Verhafteten in St. Maximin, und schweigend und zitternd dankten viele Herzen jeden Abend dem Ewigen, daß die Pforten des alten Gemäuers, das sie umschloß, sich noch nicht geöffnet hatten, um sie dem Tode entgegenzuführen.

An einem regnerischen Augustabende des Jahres 1793 eilte ein junger schlanker Mann mit raschen Schritten durch die Hauptstraße von St. Maximin, und trat, das Haupt beugend, durch das niedere Portal eines ziemlich großen, alterthümlichen Gebäudes. Zögernd hielt er einen Augenblick auf dem weiten, mit breiten Quadern gepflasterten Hausflure an, bis ihm ein verworrenes Gesumme von Stimmen die gesuchte Richtung gab und ihn veranlaßte, sich der gebohnten Eichenthüre rechts von ihm zuzuwenden. Als er eingetreten war, blieb er neben der Thüre stehen und ließ seinen festen, ruhigen Blick über die Versammlung hinschweifen, die diesen Raum bei weitem nicht ausfüllte.

Der Saal, in dem er sich befand, war von ziemlicher Ausdehnung, entbehrte aber jedes Schmuckes; die mit schweren, schlecht gearbeiteten Stukkaturen überladene Decke senkte sich von geringer Höhe nieder, und trug dazu bei, den Eindruck von Düsterkeit zu verstärken, den die mangelhafte Ausstattung und die spärliche Beleuchtung dieses großen, halbleeren Raumes bereits hervorriefen. Verschiedene Reihen von Bänken und Stühlen waren von einer seltsam gemischten Gesellschaft besetzt; Männer, deren gemeines derbes Aeußere sie fast durchschnittlich als den untersten Lebensklassen angehörig bezeichnete, saßen dort mit Frauen vermischt, unter denen manches feine, vornehm zarte Gesicht hervorleuchtete, das vergebens danach rang, den unbeschreiblichen Zwang und den Widerwillen, die es beherrschten,

unter einem Anschein von Ruhe und Aufmerksamkeit zu verbergen.

In der Tiefe des Saales war eine Tribüne errichtet, die mit ihrer besseren Beleuchtung und ihren Draperien von hellrothem Tuch grell aus dem dämmerigen Halbdunkel des übrigen Raumes hervorleuchtete. Der Mann, der — eifrig sprechend und heftig gestikulirend — diese Tribüne einnahm, zog durch sein auffallendes Aeußere die Aufmerksamkeit des jungen Fremden zunächst auf sich.

Er war von mittlerer Größe, aber mächtigen Verhältnissen, seine breiten, kräftigen Schultern trugen einen unverhältnißmäßig großen Kopf, aus dessen waldigen schwarzen Haaren der kleine helle Kranz einer Tonsur hervorglänzte. Seine kleinen lebhaften Augen leuchteten mit dem Feuer der Ueberspannung unter einer niedern kraußen Stirne, die starke Nase sprang scharf aus dem hochgerötheten Gesicht und bog sich über derben Lippen und einem gewaltigen festen Kinn. In den ersten Minuten war es unserm jungen Beobachter fast unmöglich, den Sinn der Worte des Sprechers zu enträthseln, so rasch und heftig, mit so eigenthümlichem Accent und einer solchen Menge von Provinzialismen vermischt stieß derselbe seine Rede hervor. Als er sich aber endlich mit gespannter Aufmerksamkeit zum Verstehen durchgearbeitet hatte, übte der Inhalt der leidenschaftlichen Worte auch auf ihn seinen aufregenden Einfluß. Die Nachricht, daß Toulon — im Glauben, sich den Bourbonen zu überliefern — den Engländern in die Falle gegangen sey, war das Thema, das alle Zuhörer mit gleicher Macht aufregte.

Der Redner schwieg und schickte sich an, die Tribüne hinabzusteigen, da trat der junge Fremde mit raschen Schritten an ihn heran und sagte ihm einige Worte.

„Der Bürger Buonaparte verlangt das Wort!“ rief hierauf der Ex-Priester der Menge zu, und als einzelne Stimmen das erwartete: „Bewilligt!“ hören ließen, räumte er seinem Nachfolger den Platz ein.

Lucian Buonaparte erstieg mit aufgerichteter fester Haltung die Stufen zur Tribüne, und mit einem Gesumme von Neugierde erwartete der bewegte Kreis seine Worte. Lucian war damals neunzehn Jahre alt; sein schlanker, jugendlicher Körper, seine kühnen, angenehmen Züge, die Leichtigkeit seiner Bewegungen und die Weichheit eines klangvollen Organs erhöhten noch die Wirkung seiner von Enthusiasmus und Leben sprudelnden Rede. Der Gegenstand, der in ihm den Wunsch, zu sprechen, erregt hatte, riß ihn hin. Er, der den Verrath und das Joch der Fremden ohnedem so glühend haßte, war doppelt stürmisch erregt, da er in diesen Eroberern Toulons dieselben Engländer sah, die Paoli herbeirief, nachdem er Corsika von Frankreich losgerissen hatte, dieselben, um derentwillen er selbst und die Seinigen vom häuslichen Herde vertrieben worden waren. Seine jugendliche Entrüstung fand flammende Worte gegen das ihm verhaßte Volk, und dieses Thema weckte in den Zuhörern eine gar leicht berührbare Seite.

Der Enthusiasmus, den der junge Redner erregte, war unbeschreiblich; ehe er noch geendigt hatte, ward er mit dem stürmischsten Beifalle überschüttet, die Männer drängten sich herbei und erstickten ihn fast mit ihren Umarmungen, man wollte ihn die Tribüne nicht verlassen sehen, er mußte von Neuem beginnen und ward von Neuem bis in die Wolken erhoben.

Von diesem Tage an gewann der junge Flüchtling einen schrankenlosen und unbestrittenen Einfluß auf die Bewohner von St. Maximin. Die Stelle als Proviantmeister, wozu er dahin berufen war, ward in den Augen derselben nur sein Nebengeschäft; er wurde wenige Tage nach seinem Auftreten zum Präsidenten des revolutionären Comitee's erwählt, und nahm von nun an eine kleine Diktatur an.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bettler von James Park.

Eine unter diesem Titel bei J. J. Weber in Leipzig erschienene Novelle von Alexander Jung gehört zu den interessantesten Erscheinungen der Unterhaltungsliteratur. In lebendiger und anziehender Schilderung führt sie uns Bilder und Ereignisse aus dem vielbewegten Leben und Treiben von London vor. Die Hauptperson der Erzählung ist ein dem Bettlerorden von James Park angehörender Mann, dessen Schicksale wohl geeignet sind, unsere Theilnahme zu fesseln. Wir sehen hier, wie aus dem Aberglauben einer alten Familientradition und aus der Verzweiflung überschwänglicher Liebe hervor sich das tragische Schicksal eines edeln Menschen gebiert, welches bis zur Zerstörung seines Geistes fortgeht, so jedoch, daß sich der Geist selbst wieder als triumphirende Macht erweist und zum Tröster des Opfers, zu einem Paraklet wird, der den Zerstörten wiederbringt und ihn zu einem neuen Gedankenleben befähigt. Was nun den genannten Bettlerorden betrifft, so mögen einige Mittheilungen über denselben, deren unbedingte Wahrheit wir freilich nicht verbürgen können, dem Buche hier entnommen seyn. Nachdem erzählt worden, daß der Held der Geschichte zu einer der reichsten Bettler-Innungen Londons gehörte, die, keine Jahreszeit achtend, am Tage das Ihre verdienen, um sich dann einen guten Abend, eine gute Nacht zu bereiten, heißt es also weiter:

„Es ist bekannt, wie es bei diesen Picknicks und Eß- und Trinkgelagen, auf diesen Soireen und Assembleen der Londoner Bettler hergeht. Die fettesten Plump-Puddinge werden hier aufgetischt, die appetitlichsten Beefsteaks duften, die delikatesten Pasteten lassen sich wittern, das Roßbeef winkt, die köstlichsten Bowlen dampfen uns entgegen, die edelsten Weine moussiren in kostbaren Pokalen, die wohlbesetzteste Musik zu Scherz und Tanz ladet uns ein. Man erscheint in Gala, man nimmt nach einer gewissen Anciennetät Platz, man ißt und trinkt nach der Karte, man singt und jubelt, und liebliche wie stattliche Paare drehen sich im anstoßenden Saale nach Herzenslust. Ich selbst — bemerkte Lord Utterlone — war an einem Abende incognito hier, durch besondere Vergünstigung eingeführt, und sah hier eine Polonaise den Ball einleiten, deren Pracht und Grazie jedem Königssaale zur Ehre gereicht haben würde. Es war ein Betteltanz, dessen Reichthum und Schönheit Tänzer und Zuschauer entzückten, so daß man ihn nicht genug bekommen konnte; man machte diesem Betteltanze daher sobald auch kein Ende, wie man doch zu sagen pflegt, dem Betteltanz ein Ende machen. Göttinnen und Götter jauchzten, schwelgten in diesen Reihen und genossen Seligkeiten, wie noch kein Olymp sie ihnen brachte.

„Nur eine halbe, nur eine Viertelstunde, meine Herren, wünschte ich Ihnen Einblick in diese Kreise. Die Polster der künstlichen Höcker und Höckerchen, die Pflaster und die Binden, die Drahthalter krummer Füße und Hände, die Krücken und die Stöcke, die Rutschen und die Sitzkörbe sind alle abgelegt. Hier ist zur Nacht eine ganz andere Toilette beliebt als am Tage. Hier sind die schlankesten Taillen, die schönsten Formen des menschlichen Körpers, durch Kunst noch veredelt, an Damen und Herren zu schauen. Hier ergeht sich die Liebe in holder Anmuth, in reizenden Gesängen und schließt Bündnisse zu ewiger Treue. Die Guitarre, von Rosen bekränzt, wird angeschlagen, und Amoretten schlingen sich in einander zu holdesten Tänzen. Die Blinden sehen, und die Tauben hören, die Weinenden lachen, die Buckligen und die Lahmen, die Schwindsüchtigen und die Aussätzigen, alle Krüppel und Contrakten sind hier verschwunden, indem die Embleme all' jener Krankheiten, aller Lähmungen und Gebrechen theils in einer besonderen Garderobe bis morgen deponirt sind, theils als bloß momentane Beschwörungen der Ver-

stellung in diesen Lebemenschen jetzt ruhen, und erst morgen am Tage wieder aufwachen und an die Reihe kommen.

„Ich kehre sogleich zu meinem Krückenführer von James Park wieder zurück. Nur ein Wort noch über die Institutionen dieser Gesellschaft, oder doch wenigstens über Das, was dahin einschlägt.

„Die Bettler-Gilde, der jener Mann angehörte, hatte ihre bestimmten Statuten, eine so kräftige, wohldurchdachte, bis nach den beiden Indien, nach dem europäischen Continent so wie so hinüber reichende Gesetzgebung, daß man sie einem Staate mit freier Verfassung in dem Staate von Altengland, in der Weltstadt London hätte vergleichen mögen.

„Es gab auch Abende, an denen die Gesellschaft nur ihre parlamentarischen Sitzungen hielt und bis tief in die Nacht hinein berieth, abstimmte, debattirte und proklamirte. Es gab hier Verhandlungen der interessantesten Art. Es traten hier Mitglieder dieser großen Bettler-Propaganda auf, die als Missionäre des Ordens eben von weiten Reisen kamen, von Peking und aus Calkutta, vom Missuri und dem Amazonenfluß, aus Cairo und aus den reichsten Städten des außerenglischen Europa. Sie hatten in allen diesen Ländern keine andere Mission gehabt, als die bettelnde ihres Ordens, aber sie hatten sie nach vorhergegangenen Studien eines completen Unterrichts und ganzer Vorträge in den Bettler-Akademien von Holborn und Finsbury und nach praktischen Uebungen in den ansehnlichsten Stadttheilen von London, auf öffentlicher Straße, so glücklich durchgeführt, daß sie jetzt aus fernen Ländern ungeheure Summen mitbrachten, und auf Treu und Gewissen an das General-Capitel zahlten, Summen, die in's Unglaubliche gehen.

(Schluß folgt.)

Die geheime Polizei in London.

(Nach Boz-Dickens.)

(Schluß.)

Zum Glück ist der Inspector ein gescheidter Mann. Er sendet auf der Stelle einen andern Beamten ab, eine runde Gestalt mit offenem, durchdringenden Blick, der beim Eintreten sich als Entdeckungsbeamten der Division Zehn zu erkennen gibt. Nach Verlauf von zehn Minuten hat er richtig die ganze Sache aus einander gewickelt, und fünf Minuten genügten ihm, um Alles, was vorgegangen war, zu durchschauen. So sicher wie ein geübter Gemäldekenner einem Bilde ansieht, welcher Meister es gemalt hat, so sicher wie ein Mann von rechtschaffener Weinprobe Gewächs und Jahrgang bestimmt, so sicher weiß der Entdeckungsagent, welcher Schlag von Dieben hier thätig gewesen. Er erkennt das aus dem „Styl", und wenn er auch den „Künstler" noch nicht bezeichnen kann, so weiß er doch, welcher Schule derselbe angehört. Und um recht sicher zu gehen, wirft er noch einen forschenden Blick auf den Altan des Hauses und die Mansardenfenster. Nun weiß er Alles, und sein Plan ist fertig.

Beim Fortgehen sagt er dem Hausherrn: „Ich kenne diese Schule genau; hier ist ein Tanzmeister thätig gewesen."

„Wie, ein Tanzmeister?" ruft die Frau ganz erstaunt, „unsere Kinder haben bei Herrn Petitpied Unterricht, und wir kennen ihn als einen rechtschaffenen Mann." „Entschuldigen Sie gefälligst", fällt der Polizeibeamte höflich ein, „in der Gaunersprache wird die Specialität von Dieben, welche Ihnen Ihre Kostbarkeiten entwandte, mit dem Namen Tanzmeister bezeichnet. Jede Diebsgattung bildet eine Schule, und von dieser hat jede eine bezeichnende Benennung. Wollen Sie sich gefälligst erinnern, daß von Nr. 82 der Straße an die Häuser nur erst halb fertig gebaut sind. Die Diebe fanden hier einen Weg, wie sie ihn gebrauchen konnten; sie gingen vermittelst der halbvollendeten Häuser bis zu ihrem Speicher." „Aber es liegen doch noch so viele Häuser zwischen dem unsrigen und den Neubauten? Weshalb wählten die Diebe gerade unser Haus?" „Weil sie wußten, daß hier eine reiche Ernte von Gold, Silber und Diamanten zu halten war." „Aber wie können sie wissen, daß dergleichen hier waren?" „Das haben sie ausgekundschaftet. In diesen Dingen lassen sie sich keine Mühe verdrießen und warten Monate lang, bis sie sicher sind. Sie haben Ihr Haus ganz bestimmt in aller Stille lange beobachtet, und sich alle Ihre Gewohnheiten gemerkt und Zeit und Gelegenheit gut ausgewählt. Vielleicht hat der Tanzmeister erst zehn oder zwanzigmal Probe gemacht, um zu wissen, durch welche Dachlucke er am sichersten ins Haus kam. Dann ist er wie ein geschickter Tänzer hineingekommen. Die Sache ist ganz einfach." „Und haben wir noch Hoffnung, wieder zu unseren Sachen zu kommen?" „Ich hoffe allerdings, und habe bereits, ehe ich herkam, einige Leute abgeschickt, um die Fechtmeister überwachen zu lassen." „Aber was haben die Fechtmeister mit unseren gestohlenen Sachen zu thun?" „Fechtmeister nennen wir die Diebe. Es ist nicht viel Zeit zu verlieren, sonst werden die Diamanten ausgebrochen und die Gold- und Silbersachen eingeschmolzen." Die Frau seufzt, und der Entdeckungsagent fährt fort: „Es ist schon spät. Ich will nun sehen, ob unter meinen Dieben nicht etwa außergewöhnliche Bewegung ist, ob ihre Schornsteine nicht absonderlich rauchen und ihre Tiegel nicht in besonderer Thätigkeit sind. Ich glaube meinen Mann zu kennen, denn die Art und Weise, Ihre Dienstboten dadurch zu „verkaufen", daß Zahnstocher und dergleichen in ihre Betten praktizirt werden, bezeichnen vollkommen seinen Styl." — Am andern Morgen stellt sich heraus, daß der Entdeckungsbeamte die Dinge ganz richtig beurtheilt hat. Während die Familie beim Frühstück sitzt, erscheint er abermals, bringt ein Verzeichniß der gestohlenen Sachen, und hat bereits einige davon in seinen Händen, um sich vergewissern zu lassen, daß es die rechten sind. Drei Monate später sind sie alle wieder herbeigeschafft, und der Tanzmeister, den die Geschwornen schuldig fanden, hat 15 Jahre lang Muße genug, in einer Strafcolonie Australiens über seinen Styl nachzudenken.

Mannichfaltigkeiten.

Aus Schleswig-Holstein wird berichtet: Daß von dem bayerischen Geniesoldaten Bauer erfundene eiserne Boot, welches mit Feuerflammen unterm Wasser zu gehen vermag, ist, nachdem es in Kiel in der Schweffel'schen Eisengießerei verfertigt worden, am 17. Dec. unter dem Andrange einer großen Menge Zuschauer unter Wasser gesetzt worden. Es wiegt 350 Centner und soll durch eine Leitung vom Lande aus im Stande seyn, die größten Schiffe zu explodiren.

Ein ziemlich unterrichteter Geschäftsmann hat ausgerechnet, daß Hr. Goldberger an Insertionsgebühren für die fast durch alle europäischen und amerikanischen, ja, selbst türkischen Zeitungen verbreiteten fast unzähligen Ankündigungen seiner „Rheumatismusketten" — oft ganze Seiten füllend — bereits nahe an 25,000 Thaler ausgegeben haben müsse. Was man den Leuten recht oft sagt, das glauben sie am Ende.

Der Zustand der Musik in Italien soll ein jammervoller seyn. So groß auch die physische Begabung in diesem Lande für Gesang und Musik ist, so ist doch die Seele, der Geist daraus entwichen und den schönen Namen „Land des Gesanges“ verdient es nicht mehr. So erzählt Kästner in seinen bereits erwähnten „römischen Studien“: Eine starke beweisende Thatsache ist es, daß ich in der Franziskanerkirche in Frascati die berühmte Buffo-Arie aus Mozart's Figaro: non piu andrai, als — gloria in excelsis vernommen habe. Der mir bekannte Componist hatte nämlich zu einer Messe etwas Neues zu liefern und während er weder in noch außer sich ein Motiv hierzu finden konnte, sah er auf meinem Pianoforte diese Arie aufgeschlagen und fand dieselbe wundervoller als Alles, was ihm bis dahin zur Wahl vorgelegen hatte. Dieses neue „Gloria“ wurde denn auch mit großem Beifall von den Mönchen aufgenommen und hat sich in gedachter Kirche als stehende Musik erhalten. Noch jetzt also erheben fromme Mönche an den großen Kirchenfesten in dieser Messe, welche sie selbst singen, inbrünstig ihre Augen zum Himmel, wenn sie so mit den Tönen eines lockeren Barbiers sich in den Augenblick versetzten, da dieser sich über einen verliebten Pagen lustig machte.

Bei der großen Weltindustrieausstellung in London wird sich unter Anderem eine aus künstlichen Blumen aus sämmtlichen Blumenfabriken Londons und der Umgegend bestehende, 1851, die Jahreszahl der Ausstellung, Fuß messende Guirlande in einem eigends dazu gefertigten Glasschranke befinden. Die Stadt und Rhede Liverpool werden zwei 40 Fuß lange und 10 Fuß breite Reliefs nach ihrer Beschaffenheit im Jahr 1650 und 1850 darstellen. — Aus Oesterreich ist eine Schreibmaschine angekündigt, welche ein halbes Hundert Blätter und mehr gleichzeitig und auf beiden Seiten beschreibt. Eine Birminghamer Glashütte liefert einen Lampenschirm von kolossaler Größe, zu dem 40 Pfund Glas verwendet worden sind. Ein Mechanikus stellt eine Theilungsmaschine aus, welche die Differenz das 70,000stel eines Zolles angibt, so daß nun ganz genaue Waagen hergestellt werden können.

Die Homöopathie findet in Frankreich, namentlich unter den vornehmen Damen, immer mehr Freunde. Paris allein zählt nicht weniger als 85 homöopathische Aerzte. — In Lyon und dem ganzen südlichen Frankreich ist ihre Zahl sehr im Zunehmen.

Europa hat gegenwärtig über 500,000 Mann mehr unter den Waffen, als jemals zu Napoleons Zeiten.

Korrespondenz.

Karlsruhe, 1. Januar.

Am 31. December des eben verflossenen Jahres feierte der Karlsruher Meteorolog Prof. Stieffel, dem auch unser Blatt seine Witterungsbeobachtungen verdankt, den letzten Tag eines halben Jahrhunderts der hiesigen Beobachtungen; freilich einsam für sich, denn wer um ihn versteht das Gewicht dieser Sache. 54,789 Mal stand ein Mann an den Instrumenten, durchblickte den Himmel, sah nach Windfahne, Rauch- und Wolkenzug und 26,298 Mal war Stieffel dieser Mann, so daß sich sein Antheil zu dem der Andern (Geh. Hofräthe L. M. Böckmann und G. F. Wucherer) verhält, wie 263 zu 285. Aber noch mehr als der Abschluß in Anhäufung von Material und Gewinn an persönlicher Erfahrung sind die daraus gezogenen Resultate. An diesem Tage hatte der letzte der drei Meteorologen eine dreijährige Arbeit vollendet über die Aufsuchung des Witterungstypus und Charakters jedes der verflossenen 18,233 Tage, wozu eine Umarbeitung des 50jährigen Journals auf 400 Blättern und eine graphische Darstellung desselben auf 600 Monatsblättern erforderlich war und sich damit zum Herrn einer 30jährigen Erfahrung gemacht, wie wenn er seit 50 Jahren die Witterung selber gewesen wäre. Früchte derselben hatte er seit 1844 im „Zeus“ veröffentlicht; statt dessen geschieht es nun seit 1. Jan. d. J. und künftig am ersten jeden Monats in dem „Wetterboten aus der Vergangenheit und für die nächste Zukunft“ in Monatsbeilagen des großh. badischen „Landwirthschaftlichen Wochenblatts“. Möge es ihm vergönnt seyn, noch manches Jahr seine umfänglichen und genauen Beobachtungen fortzusetzen und seine Wissenschaft zum praktischen Gebrauche, insbesondere der Landwirthschaft, auszubeuten! (K. Z.)

Konzert-Anzeige.

Frankfurt, 7. Januar.

Morgen, Mittwoch, den 8. d. M., findet im Saale des Holländischen Hofes das Konzert des Hrn. Posch, Mitglied des hiesigen Orchesters, statt, unter gefälliger Leitung des Hrn. Kapellmeister Schindelmeißer und Mitwirkung der Herren Dettmer, Mohr, Wolff, Siedentopf, der Mad. Anschütz, Fräul. Happel u. A. Ein reichhaltig und gutgewähltes Programm stellt den Musikfreunden einen anziehenden Abend in Aussicht. Wir halten es um so mehr für Pflicht, auf dieß Konzert hinzuweisen, als Hr. Posch nicht nur als ein achtbarer und gediegener Künstler bekannt, sondern auch bei allen Veranlassungen stets freundlich bereit ist, Andere durch sein Talent zu unterstützen und ihnen seine Mitwirkung zuzuwenden.

Rabbi Hersch Dännemark, der bekannte, aus Siebenbürgen gebürtige scharfsinnige magnetische Hellseher und Zeilendeuter, befindet sich seit einigen Tagen wieder in unserer Stadt und wird nächstens eine öffentliche Vorstellung seiner wirklich außerordentlichen und räthselhaften Leistungen veranstalten. Mit Einem Blicke überzählt er die längsten Zeilenreihen eines Buches oder einer Schrift; seine halb dämonische Scharfsichtigkeit erprobt sich vorzüglich eigentlich in dem Lesen von Worten in geschlossenen Büchern.

Geographischer Verein.

Mittwoch, den 8. Januar, des Abends 7 Uhr, beginnt Hr. Geh. Rath Prof. Tiedemann seine Vorträge über „Geschichte des Tabaks und seiner Verbreitung über die Erde.“

Theater-Anzeige.

Dienstag, 7. Januar. Don Juan, große romantische Oper in 2 Abth., Musik von W. A. Mozart. Gastrolle (Zerline): Fräul. Jenny Hoffmann.

Mittwoch, 8. Jan. Letzte Darstellung der beweglichen Riesen-Ansichten der Ufer des Mississippi und des mexikanischen Meerbusens (Vereinigte Staaten von Amerika). Sie umfassen eine Strecke von 4000 englischen Meilen, durch den interessantesten Theil dieses ausgedehnten Festlandes, erstrecken sich über neun Vereinsstaaten nebst sämmtlichen Städten, Dorfschaften und Hauptpunkten am Mississippi. Dieses ungeheure Werk, welches in den Vereinigten Staaten, sowie in London, Paris und Brüssel großes Aufsehen erregte, besteht aus drei Abtheilungen, naturgetreu auf einer Leinwand von vier englischen Meilen Länge und erheischte eine 14jährige ununterbrochene Arbeit. Vorher: Der Brockenstrauß, Lustspiel in 1 Akt von Putlitz.

Mittwoch, 15. Januar. Großer Maskenball.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 7. Mittwoch, den 8. Januar 1831.

Saint Maximin.

(Fortsetzung.)

Bis dahin hatte dem republikanischen Comitee, das größtentheils aus Handwerkern und Leuten aus dem Volke zusammengesetzt war, ein alter, ehemaliger Mönch vorgestanden, derselbe, dessen Rede Lucian bei seinem ersten Auftreten in der politischen Welt des kleinen Städtchens mit angehört hatte. Dieser Pater Martin, der seit seinem Wiedereintritt in das bürgerliche Leben seinen Familiennamen Robinau wieder angenommen hatte, war von niederer Herkunft und sehr mangelhafter Bildung. Doch hatte sein ziemlich energisches Wesen den Mitgliedern des Comitee's imponirt, und da er lesen und schreiben konnte war es ihm gelungen, großen Einfluß auf sie zu gewinnen. Dieser Mann, der Einzige, in dessen Interesse es vielleicht gelegen hätte, Lucian seinen neu gewonnenen Platz zu bestreiten, faßte von der ersten Stunde an eine enthusiastische Verehrung für den jungen Corsen, hing sich an seine Schritte, und fühlte sich nicht wenig glücklich und geehrt, als dieser ihn zu seinem Sekretär ernannte.

Um seinen Einfluß zu befestigen, brachte Lucian regelmäßig seine Abende im patriotischen Clubb zu, und bald dehnten sich die Sitzungen des revolutionären Comitee's zu geselligen Zusammenkünften aus. Die ganze Stadt kam dahin, seine Vorträge zu hören; die Frauen brachten ihre Arbeiten mit in die Sitzungen, und manche frische, gebildete Stimme mischte ihre süßen Klänge in die wilden patriotischen Hymnen, die dort gesungen wurden. Niemand wagte es, sich von dieser Sitte auszuschließen, um nicht unbürgerlicher Gesinnungen beschuldigt zu werden.

Es war wohl begreiflich, daß diese so neue Lage, diese leichten Erfolge, dieser ausgedehnte Einfluß das Selbstgefühl des jungen Corsen weckten und seinem Ehrgeize lebhaft schmeichelten. Wäre er zu verdammen gewesen, wenn ihn der Schwindel einer so unerwartet und bei so großer Jugend errungenen Herrschaft erfaßt und an den Rand eines Abgrundes geführt hätte? Wenn auch er dem Fluche jener unseligen Zeit anheimgefallen wäre, die so manche Männer von trefflichen innern Anlagen zu Henkern stempelte, weil sie der Furcht unterlagen, als Opfer zu fallen? Zum Glück war Lucian edel und schwärmerisch, seine unter dem Einflusse eines exaltirten Freiheitsgedankens aufgeblühte Jugend schauderte vor dem blutigen Gange, den die Revolution genommen hatte, und mit aller Energie und allem Zartgefühl, die ihm eigen waren, suchte er den ihm zuerkannten Einfluß zum Schutze, nicht zur Vernichtung der ihm unterworfenen kleinen Gemeinde geltend zu machen. Der Eindruck, den er am ersten Tage seines Aufenthaltes in Marseille empfangen hatte, wo seine Frage nach der Veranlassung des Festes, das die Mienen erheiterte und die Straßen belebte, mit einem Fingerzeig nach der Guillotine beantwortet wurde, die eben wieder zwanzig neue Menschenleben forderte, hatte ein unwiderrufliches Gefühl des Abscheues in ihm zurückgelassen, das stark genug war, allen Versuchungen seiner jetzigen Lage zu trotzen.

Auch kamen die Verhältnisse seinem guten Willen zu Hülfe. Seine Umgebung bestand aus ziemlich gemäßigten, leidenschaftslosen Menschen, die sich der guten Leitung, die er auf sie ausübte, eben so willig überließen, wie sie sich einer schlimmern würden hingegeben haben, und die um so unbedenklicher seinen Vorschlägen und Anordnungen Folge leisteten, als seine Lage als patriotischer Flüchtling und Märtyrer der Sache der Revolution ihn von jedem Argwohn befreite, als Aristokrat oder Gemäßigter betrachtet zu werden.

Seine erste Sorge war, das Schicksal der Verhafteten zu mildern und ihnen die Besuche der Ihrigen zu gestatten. Als die Nachricht von dieser Berechtigung sich verbreitete, füllten zum ersten Male wieder Thränen Blanche's vertrocknete Augen, und Elise warf sich voll Theilnahme und reiner Zärtlichkeit in die Arme ihrer Schwester. Sie war es auch, die die zitternde Blanche stützte, als beide Schwestern die Straße überschritten und auf das Vorzeigen ihrer Erlaubnißkarte in den Hof des Klosters eingeführt wurden.

Es war ein rührender Anblick, wie diese beiden so jungen und schönen Wesen in tiefer Bewegung durch die gewölbten Bogengänge dieses ehemaligen Asyls der Ruhe wandelten, wie die jüngste, die zarteste von beiden mit einem Ausdruck fast mütterlicher Sorgfalt und Zärtlichkeit die Schritte der andern leitete und nur von Zeit zu Zeit mit einer stummen Liebkosung ihren bebenden Gang aufhielt.

Als die Thüre zu Résay's Zimmer ihnen geöffnet ward, als seine bleiche, veränderte Gestalt den Blicken der Schwestern erschien, ergriff sie eine so mächtige Bewegung, daß alle äußern Formen und Rücksichten davon überwältigt wurden. Ohne ein Wort der Erklärung, ohne das Zögern eines Augenblickes warf Blanche sich in Roberts Arme und weinte ihre erlösten Thränen an seiner Brust aus. Kaum war aber die junge Frau von dieser ersten Bewegung zurückgekommen, als sie sich mit einem Ausdruck voll Demuth und Trauer ihrer jungen Schwester zuwandte und, indem sie ihr erglühendes Gesicht an Elisens Brust drückte, flüsterte sie mit kaum verständlicher Stimme:

„Verzeih'! Verzeih'!"

Auch Résay hatte sich Elisen genähert; ohne ein Wort zu sprechen, faßte er ihre bebende Hand und sein dunkles Auge blickte sie mit einem so beredten Ausdruck an, daß ihr Herz von Bewegung schwoll.

„Seyd keine Kinder!" unterbrach Elise endlich die stumme Pause, indem sie versuchte, ihre Rührung unter einem scherzenden Worte zu verstecken; „seht, wir leben ja in einer wunderlichen

Zeit, da muß man über Das, was sich lösen will, nur rasch hinweggehen. Kennt Ihr denn nicht das Losungswort der Zeit? Ich rathe Euch, es ja nicht zu vergessen, seyd Ihr doch ohnedem schon gar schlimme Verdächtige! Also stimmt ein in die Parole — Ihr wißt ja, sie heißt — Freiheit!"

Hier brach aber dem jungen Mädchen die scherzende Stimme; der Ernst und die Bedeutung dieses Wiedersehens, das ergreifende Gefühl ihrer eigenen zwar schmerzlosen, aber doch wehmüthigen Resignation schwellten ihr das Herz, ihr Lächeln schlug in Thränen um, und sie nahm den stummen Dank, der ihr durch tausend Zeichen der Liebe erwiesen wurde, mit lebhafter, gehobener Empfindung auf.

Von diesem Tage an lebte Blanche wieder auf. Ihre Liebe, durch keinen Vorwurf belastet, durch keine Pflicht zurückgedrängt, entfaltete sich in ihrer ganzen glänzenden Herrlichkeit und warf tausend Blüthen in ihr Herz, tausend Strahlen über ihr Daseyn. In einer so reichen und feurigen Organisation mußte dieß Gefühl, sobald es sich ihrer ohne Widerstand ganz und vollständig bemächtigen konnte, eine wunderbare Entwicklung und Glorie hervorrufen. All' die glänzende Poesie, alles Feuer dieser strahlenden Einbildungskraft, die seit Jahren durch eine trübe, farblose Existenz, durch unharmonische Eindrücke und Umgebungen mit Gewalt zurückgedrängt worden waren, flammten jetzt mit doppelter Allmacht auf und gossen ein leidenschaftliches Entzücken über dieß sonst so stille Herz aus, das verschämt und betroffen, erst jetzt seine eigene Kraft und Gluth ermessen lernte.

Ein kühner Gedanke, der die junge Frau beherrschte, trug dazu bei, ihre natürliche Geisteskraft, die sich eine Zeit lang unter den harten Schlägen der jüngsten Vergangenheit gebeugt hatte, jetzt mit doppelter Energie und Klarheit wieder aufleben zu lassen. Seit einiger Zeit hörte sie überall von dem mächtigen Einflusse sprechen, den Lucian Buonaparte über die politischen Verhältnisse von St. Maximin gewonnen hatte, und der Gedanke, durch ihn vielleicht auf das Schicksal ihres Geliebten einwirken zu können, ward zum leitenden Sterne ihres Geistes. Von dieser Hoffnung geleitet, suchte sie die Bekanntschaft des jungen Corsen mit dem glühenden Wunsche, Einfluß auf ihn zu gewinnen, und es gelang ihr. Diese so stolze, so reine Frau konnte zum ersten Male in ihrem Leben fast Koketterie üben; sie fesselte ihre Schmerzen, sie verschlang ihre Thränen, um in Gegenwart des jungen Buonaparte heiter, liebenswürdig, witzig zu seyn. Lucian war bezaubert von der schönen Frau; seine neunzehnjährige Phantasie war lebhaft erregt, und obgleich er, wie Jedermann, nur zu klar sah, daß ihr Herz nicht frei war, lag doch ein eigenthümlicher Reiz für ihn darin, ihr gefällig zu seyn.

Als sie das Ziel erreicht hatte, das ihr stets vor Augen schwebte, als sie des warmen Interesses, der innigen Freundschaft sicher seyn konnte, die sie dem jungen Mann eingeflößt hatte, enthüllte sie ihm eines Tages mit edler Freimüthigkeit das Geheimniß ihres Herzens, ihres Lebens. Mit feurigen, flammenden Worten flehte sie ihn an, ihr Glück zu schützen, ihre Zukunft sicher zu stellen; in begeisterten Ausdrücken schilderte sie ihm die heilige Aufgabe, die ernste Verantwortlichkeit seiner jetzigen Stellung, und Lucian, entzückt, berauscht von ihrer Schönheit und ihrer feurigen Beredtsamkeit, gelobte ihr mit heiligen Eiden, eher sein eigenes Leben in die Wage zu werfen, als in die Verurtheilung ihres Geliebten zu willigen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bettler von James Park.

(Schluß.)

Das Merkwürdige ist dieses. Wir sehen hier mitten im episkopalen London eine Gesellschaft ihre Wirkung über die Erde ausüben, sich über alle Meere und Länder hinausspannen, welche an die Bettel-Mönchs-Orden der katholischen Kirche erinnert, und diese doch an fester, weitgreifender Organisation und zumal an glänzenden Einkünften bedeutend übertrifft. Aber auch mit dem Orden der heiligen Väter Jesu derselben Kirche hat diese Coalition eine auffallende Aehnlichkeit, wenn wir die Consequenz und Klugheit, das feindurchdachte Raffinement der Unternehmungen kennen lernen, die aus den darüber bekannt gewordenen Papieren hervorgehen. Es scheint, als habe man in dieser Bettler-Societät auch wirklich mit einer ähnlichen Sophistik sich über alle Gewissens-Skrupel hinwegzusetzen gewußt, wie wir Derartiges aus der Geschichte des Jesuitismus wissen; ja, man habe sich sogar eingeredet, in dem großen Weltprozeß die großartigsten, moralischen Funktionen zu üben, indem man bettelnd, und also doch bittend, und kaum das, sondern nur öffentlich erscheinend, wie unser Krückenmann von James Park, in der riesenhaftesten Ausdehnung darauf hinwirke, daß die ungeheuern Differenzen des Besitzes einigermaßen ausgeglichen, daß die Besitzenden und Vergeudenden den Besitzlosen und Darbenden einigermaßen nahe gebracht, und, wie in unserm Orden, die Besitzlosen sogar die Reichen würden.

Wie auf Alles bedacht die Regeln dieser Gesellschaft waren, geht daraus hervor, daß die Mitglieder in Cölibataire und in Verheirathete, oder doch solche, die sich verheirathen durften, durch das Loos oder durch sonstige Bestimmungen ohne Widerrede eingetheilt wurden. So beugte man bei Zeiten der Uebervölkerung innerhalb des Ordens vor, die ihm leicht hätte das Leben kosten können. Die Kinder der Verehelichten wurden selbst wieder in eigends dazu eingerichteten Bettler-Elementarschulen für das Betteln erzogen, oder auch bei wenigem Geschick dafür anderweitig, aber sehr solide, untergebracht, und es wurde für ihren Unterricht in splendider Weise gesorgt, damit sie künftig im Leben ihr Fortkommen fänden.

Auch darin hatte dieser Hauptbettelorden Londons eine frappante Aehnlichkeit mit den Jesuiten — wie er denn auch vielleicht mit ihnen in Verbindung stand und wohl noch steht — daß er eine durch nichts, auch selbst nicht durch die Musterpolizei Londons zu unterbrechende Zähigkeit der Existenz hatte. Man behauptet sogar, der eigentliche Hauptsitz des Ordens in der unermeßlichen Themsenstadt sey nie entdeckt worden, immer nur Filiale desselben, deren er in allen Stadttheilen unzählige hatte, und auch die Papiere, die man in einzelnen dieser Lokalitäten gefunden hat, haben immer noch auf ein vorhandenes Hauptarchiv niedergelegter Weltzwecke und der Geschichte der Gesellschaft, die in die früheste Zeit Englands hinaufreiche, schließen lassen. So daß wie oft auch solche Filiale entdeckt, aufgestört und aufgehoben wurden, hier, da, dort, unaustilgbar immer wieder neue aus dem unbekannten Mutterstaate aufschossen.

Außer dem harten Gesetze des Cölibats durch das Loos hatte der Orden noch ein anderes Gesetz, welches fast noch empfindlicher als jenes war. Jeder Aufzunehmende nämlich hatte erst ein Noviciat von zehn Jahren zu bestehen. In dieser Zeit wurde er zwar von den Einkünften des Ordens verpflegt, das heißt für den schweren Dienst des Tages am Abende, wie wir gesehen, im reichsten Sinne des Wortes schadlos gehalten, bestand er aber nicht die lange Dauer jener Novizenperiode, so wurde er entlassen und hatte keine weiteren Anforderungen an den Orden zu machen.

So sicher fühlte sich diese Gesellschaft in ihrem mysteriösen und doch öffentlichen Bestehen, daß sie sogar die Angebereien Derjenigen nicht im Geringsten fürchtete, die sie nach jenem Gesetz entlassen mußte. Und doch gab es solcher Entlassenen in jedem Jahr eine nicht kleine Zahl. Die Hauptbedingungen zu jenem Noviciat aber waren, unfehlbarer Gehorsam und Herbeischaffung durch Bettelei einer beträchtlichen, genau bestimmten Summe für jedes Jahr. Nur wirkliche Krankheit des Körpers machte eine Ausnahme. Gemüthskrankheiten scheint man gar nicht berücksichtigt zu haben. Es wurde für die physisch Kranken in einem eigenen Hospitale aufs Anständigste, Kostspieligste gesorgt. Auch wurde diese Zeit dem Patienten sogar als Dienstzeit gerechnet. Wer nun das Unglück hatte, durch eine andere Art in seinem Noviciat gestört zu werden, oder wer auch nur ein einziges Mal gegen den Gehorsam fehlte, wurde ohne alle Barmherzigkeit für ewige Zeiten ausgestoßen.

So ausgedehnt war — und ich weiß es, daß ich vielmehr sagen muß — ist dieser erste Bettlerorden der Welt in seinem System oder richtiger in seiner Praxis, daß er eine eigene Polizei hat, welche die Mitglieder des Ordens in allen Stadttheilen und oft sogar darüber hinaus auf's Speciellste controlirt. Denn es wird — man sollte es nicht für möglich halten — streng auf Ehre und Moralität gesehen. Nur im Punkte des Bettelns weicht man von der öffentlichen Meinung ab, von dem, was man hier Ehre nennt, obwohl auch in der Art des Bettelns eine gewisse Decenz und eine große Duldsamkeit waltet.

Hier ertheilt man dem Einzelnen, je nach seinem Talente, seiner Bildung, seiner Persönlichkeit eigenthümliche Aufgaben. Der Eine bettelt durch bloßes Vorzeigen seiner Wunden, seiner Gebrechen, der Zweite durch Handausstrecken, der Dritte durch Blicke, der Vierte durch Thränen, der Fünfte durch Ansprache, der Sechste durch gänzliches Schweigen, wie unser Krückenmann, der außerdem nur noch ein ganz eigengeartetes Nicken mit dem Kopfe und, wie bereits bemerkt, ein Auslangen der Arme beobachtete. Noch Andere, besonders jüngere Männer und Frauen, betteln durch Ausübung von Künsten, besonders Harfenspiel und Absingen von Balladen. Jede andere Art der Erbettelung auf unmoralischen Wegen ist streng verpönt, wird als die gröbste Aufkündigung des Gehorsams betrachtet, und hat auf der Stelle die Entfernung aus der Gesellschaft zur Folge, in die, ich kann es auf's Entschiedenste versichern, noch nie ein Mensch auf Erden zum zweiten Male aufgenommen worden ist.

Wer die bestimmte Zeit des Noviciats glücklich besteht, und also auch die vorgeschriebene Summe von Jahr zu Jahr einbringt, der tritt nach jenen zehn Jahren in die Grade leichterer Funktionen. Er wird durch den General des Ordens nicht mehr zu Reisen kommandirt. Er darf nur noch an gewissen Tagen der Woche an den Bettelstab gehen. Nach einem neuen Verlaufe von fünf Jahren hört die Bettelei sogar völlig für ihn auf; er ist nur noch im Innern des Ordens wirksam, und wird bei etwa eintretender Kränklichkeit oder Schwäche lebenslänglich pensionirt, das heißt, mit Geldern, Wohnung, Mahlzeit und Vergnügungen auf's Freigebigste versorgt.

Die Würde des Ordensgenerals kann nur Derjenige empfangen, der besondere Beweise seiner Klugheit, seines Charakters, völlige Makellosigkeit seiner Führung aufzuweisen hat, in jeder Hinsicht praktische Virtuosität besitzt, und der während eines Zeitraums von fünfzehn Jahren in jedem Jahre die dreifache Summe von Dem einbrachte, was von einem Jeglichen in jedem einzelnen Jahre gefordert wird. Und dennoch sollen bei jedem Absterben des Generals stets viele Kandidaten um diese höchste Stelle des Bettelordens sich beworben haben, deren Auserwählter dann auch durch das Loos entschieden wird. Charakteristisch für den Orden dürfte ferner noch seyn, daß der präsidirende General bei jeder Sitzung gleichsam als Kommandostab und Reichsscepter denselben jetzt reich vergoldeten Bettelstab in der Hand hält, den einst der Stifter des Ordens bei seinen Betteleien auf öffentlicher Straße geführt hat, und der als eine heilige Reliquie aufbewahrt wird.

In dieser merkwürdigen Gesellschaft nun befand sich seit Jahren jener seltsame Mann, den wir vorzugsweise den Bettler von James Park genannt haben."

Wir wollen dem Verlauf der in diesem Buche erzählten Begebenheiten unsern Lesern gegenüber nicht vorgreifen und verweisen sie auf die Lektüre einer an mannichfachem Interesse reichen Geschichte, die nebenbei als ein Beitrag zur Kenntniß des Lebens und Treibens in der großen Themsestadt gelten kann.

Mannichfaltigkeiten.

(London, 24. Dec.) Auf der Eastern-Countres Eisenbahn fand gestern in Folge des Nebels ein zweimaliger furchtbarer Zusammenstoß statt, obgleich man die größten Vorsichtsmaßregeln ergriffen und die meisten kurze Strecken laufenden Züge eingestellt hatte. Bei Stratford sah man um Mittag bei Gaslampenschein nicht weiter als zwei, drei Schritte. Nachmittags wurden alle erdenklichen Signale aufgehißt, und die Ingenieure ließen langsamer fahren, als je auf irgend einer Bahn in England gefahren wurde. Diese Langsamkeit wurde aber so verhängnißvoll, wie es sonst übertriebene Schnelligkeit wird. Der Hertforter Zug verspätete sich, und der Enfielder Expreßtrain fuhr ihm bei Stratford um 4 1/4 Uhr in den Rücken, zerschmetterte einen Wagen, warf eine Reihe anderer von den Schienen und verwundete eine Menge Passagiere lebensgefährlich. Das Geschrei der Verwundeten, denen man in der Dunkelheit des Nebels, Dampfes und Rauches nicht augenblicklich zu Hülfe kommen konnte, soll an die Schrecken des Schlachtfeldes erinnert haben. Ein zweiter Zusammenstoß fand auf derselben Bahn kurz vor 11 Uhr Abends statt, ebenfalls durch einen Expreßtrain, der in die dritte Wagenklasse des Colchester Zuges rannte. Diese dritte Wagenklasse war voll von Weihnachtsgästen, die ihre Londoner Freunde auf die Feiertage zu besuchen kamen. Es wird als ein Wunder angesehen, daß die Passagiere den Choc überlebten; Dach und Seitenwände aller Wägen dritter Klasse wurden zersplittert, während die Reisenden mit blutigen Köpfen auf die Schienen geworfen wurden. Trotzdem soll nicht einmal ein Arm- oder Beinbruch vorgekommen seyn.

Wir Deutsche haben die Welt erobert, aber nur mit unsern Volksliedern. In Californien und in Australien könnte Lortzing, wenn er wollte, sein Czaarenlied hören: Einst spielt' ich mit Scepter. In Rußland, Schweden und Norwegen hat sich die Melodie fast eingebürgert. Weber's Brautlied: Wir winden dir den Jungfernkranz, hat sich bis in die Wälder Südamerika's Bahn gebrochen, und das deutsch-selige Nägelische Lied: Freut euch des Lebens, ist jetzt unter die Hottentotten gezogen. Auch die Engländer und Franzosen haben Eroberungen gemacht, aber mit andern Liedern; mit dem soldatischen Marlborough-Lied die Engländer, mit der Marseillaise die Franzosen. Es gibt kein Musikcorps in der Welt, das sie nicht spielen könnte, wenn es dürfte.

Das Mississippithal in Nordamerika wurde von einem Wirbelwindsturm heimgesucht, wie man sich seit Menschengedenken nicht zu erinnern weiß. In der Stadt Girardeau wurden 70 der schönsten Häuser nebst 2 Kirchen theils zerstört, theils ganz und gar fortgerissen. Ein Dampfschiff wurde in die Höhe gehe-

ben und weggeschleudert. Leider sind sehr viele Menschen dabei verunglückt.

Wie schlecht es mit den geographischen Kenntnissen der Franzosen steht, davon haben nicht nur in neuerer Zeit sogar berühmte Romanschreiber und Dramatiker auffallende Beispiele gegeben, sondern selbst auch im Jahre 1796 der große Finanzminister Cambon. Laut Nummer 317 des Moniteur, Seite 1299, setzte er Augsburg und Danzig unter die Hansestädte.

Korrespondenz.

Mannheim, 4. Januar.

Wenn ich Ihnen schon neulich Mittheilung machte über das Emporblühen der hiesigen deutschkatholischen Gemeinde, überhaupt der Sache des Deutschkatholizismus in Stadt und Umgegend, so haben die eben abgelaufenen Feiertage abermals einen glänzenden Beweis davon geliefert. War schon der Weihnachtsgottesdienst von Stadt und Land äußerst besucht und hat in diesem wieder der Prediger H. Rau sein bekanntes Talent, insbesondere durch seine liebevolle Ansprache in der Abendmahlsrede an den Tag gelegt, so hat er noch mehr am Sylvesterabend alle Gemüther ergriffen. Das Lokal war mit Menschen überfüllt und man hörte nur Eine Stimme des Lobes des Redners, des Gehaltes der Feier, der Zustimmung zu den ausgesprochenen Grundsätzen, endlich des Bedauerns und der Bewunderung, daß man Mitmenschen von solcher gottgetreuen Gesinnung noch länger die Pforten selbst zum Theile leerstehender Tempel verschließen könne. Der Beitritt von sieben neuen Gliedern war die Folge dieser Lebensäußerung. — Hr. Rau hat jüngst einen Doppelruf nach Außen erhalten, aber abgelehnt; er verdankt diese Auszeichnung sowohl der Vielseitigkeit seiner Kenntnisse, als namentlich seiner tadellosen politischen Haltung, die den dem Deutschkatholizismus aus Unwissenheit und Bosheit gemachten Vorwurf der Politik als Zweck auf das Unzweideutigste widerlegt.

Frankfurt, 5. Januar.

Die Verwaltung der Klein-Kinderschulen zu Frankfurt a. M. hat so eben ihren elften Rechenschaftsbericht veröffentlicht, welcher den Zeitraum vom 1. Mai 1848 bis dahin 1850 umfaßt. Derselbe liefert das erfreuliche Ergebniß, daß alle drei hier bestehende Kleinkinderbewahranstalten, trotz der welterschütternden Jahre 1848 und 1849, pecuniär hinreichend unterstützt wurden, als auch das Zutrauen der Eltern in gesteigertem Maße erwarben, so daß in Sachsenhausen wegen der großen Zahl der Kinder eine Hülfslehrerin angestellt werden mußte. — Im Ganzen waren seit Gründung der Anstalten bis zum 1. Mai 1850 2801 Kinder in die Schulen aufgenommen und 2334 daraus entlassen worden. In der Petersschule waren an dem genannten Tage 126, in der Schule bei der Weißfrauenkirche 128 und in der zu Sachsenhausen 218 Kinder. — Den genannten Anstalten sind auch in den zwei jüngsten Jahren außerordentlich reiche Geschenke zugegangen. Mit besonderem Danke ist ferner noch zu erwähnen, daß, wie früher, so auch in den verflossenen Jahren unsere Behörden den Kleinkinderschulen eine jährliche Unterstützung von fl. 250 und von 18 Klaftern Brennholz zu Theil werden ließen. Mögen auch fernerhin zahlreiche Freunde ihre Theilnahme diesen so wichtigen Anstalten zuwenden und sich durch deren Besuch von dem gesegneten Wirken derselben überzeugen!

Kunst- und Literatur-Notizen.

Frankfurt a. M.

Im Verlage von E. G. May und Wirsing dahier ist erschienen: „Des deutschen Michels Erinnerungs-Kalender für das Jahr 1851.“ Auf diesem Kalender sind die denkwürdigsten Ereignisse und viele der hervortretendsten Beziehungen der drei letzten Jahre, die für unsere Nationalentwickelung so glänzend begonnen und so trübselig geendet haben, nach ihrem jedesmaligen Datum verzeichnet. Ernste und heitere Farben, erfreuliche und betrübende Begebenheiten erscheinen hier in buntem Wechsel und erinnern den deutschen Michel an Dasjenige, was er gewünscht und geträumt, aber leider nicht erreicht hat. So wenig angenehm es einerseits seyn mag, gescheiterter Hoffnungen und verfehlter Bestrebungen zu gedenken, so wird doch anderseits die Erinnerung ihr Recht behaupten müssen und kann dieser Kalender auch als eine Warnungstafel und zur Rechtweisung für bessere Zeiten gelten.

Von dem „Leben in Frankfurt am Main, Auszüge der Frag- und Anzeigungs-Nachrichten ꝛc.“, gesammelt und herausgegeben von Frau Betti-Gontard, ist nun der achte Band, 1792 — 1801, erschienen. Die vielseitig wichtigen Ereignisse und Momente der Entwickelung des politischen und gesellschaftlichen Lebens machen diesen Band zu einem der interessantesten, indem er eine reiche Sammlung von Notizen und Mittheilungen aller Art enthält und einen Zeitabschnitt vorführt, der auch in den Annalen unserer Vaterstadt von hoher Wichtigkeit gewesen ist. Es fehlen nun nur noch zwei Bände, um ein Werk abzuschließen, welches in keiner Hausbibliothek fehlen sollte, da es als ein sehr werthvoller Beitrag zur Kenntniß unserer vaterstädtischen Culturgeschichte zu betrachten und eben so unterhaltend zu lesen, als an mannichfacher Belehrung reich ist.

Benefiz-Anzeige.

Nächsten Freitag, den 10. d. M., wird im hiesigen Schauspielhause eine Vorstellung zum Vortheile unseres Chorpersonals stattfinden und hat man hierzu den „Propheten“ von Meyerbeer gewählt. Durch die häufigen Wiederholungen dieses in seiner Ausführung schwierigen Tonwerkes ist namentlich das Chorpersonal vielfältig beschäftigt und in Anspruch genommen worden, ohne daß darum sein Eifer und Fleiß irgendwie nachgelassen hätte. Hierdurch und bei den so zahlreich stattfindenden Opernvorstellungen, neuen Einstudirungen und gehäuften Proben sind dem Chorpersonal nicht geringe Anstrengungen auferlegt, welche ihm gerechten Anspruch auf Anerkennung und Aufmunterung von Seiten des Publikums geben. Letzteres wird diese bei dem bevorstehenden Benefiz gewiß um so wohlwollender zu bethätigen streben, als die dem Chorpersonal zugewiesenen Gagen im Verhältniß zu so viel Mühe und Arbeit nur gering sind und ihm in dieser Hinsicht ein Zuwachs seines Budjets wohl zu gönnen seyn dürfte. Möge unser bei vielen Veranlassungen so wohlwollendes und zu verdienter Aufmunterung jeder Zeit gerne bereites Publikum auch bei dieser Veranlassung sich in gleich freundlicher Weise zu bethätigen nicht unterlassen!

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 8. Jan. Letzte Darstellung der beweglichen Riesen-Ansichten der Ufer des Mississippi und des mexikanischen Meerbusens (Vereinigte Staaten von Amerika). Sie umfassen eine Strecke von 4000 englischen Meilen, durch den interessantesten Theil dieses ausgedehnten Festlandes, erstrecken sich über neun Vereinsstaaten nebst sämmtlichen Städten, Dorfschaften und Hauptpunkten am Mississippi. Dieses ungeheure Werk, welches in den Vereinigten Staaten, sowie in London, Paris und Brüssel großes Aufsehen erregte, besteht aus drei Abtheilungen, naturgetreu auf einer Leinwand von vier englischen Meilen Länge und erheischte eine 14jährige ununterbrochene Arbeit. Vorher: Der Brockenstrauß, Lustspiel in 1 Akt von Putlitz.

Donnerstag, 9. Jan. Rosenmüller und Finke, oder: „Abgemacht!“ Original-Lustspiel in 5 Aufzügen von Töpfer.

☛ Freitag, 10. Januar. (Zum Vortheil des Chorpersonals): Der Prophet, große Oper in 5 Abtheilungen, Musik von Meyerbeer. Mit aufgehobenem Abonnement.

Mittwoch, 15. Januar. Großer Maskenball.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 8. Donnerstag, den 9. Januar 1851.

Saint Maximin.

(Fortsetzung.)

Bald bewies Lucian durch die That, daß es ihm mit seinem Versprechen Ernst war. Er veranlaßte in einer Sitzung des Comitee's den allgemeinen Beschluß, die Gefangenen von Saint Maximin nie und unter keiner Bedingung dem Revolutionstribunal zu Orange auszuliefern, das der würdige Helfershelfer Fouquier-Tinville's war, und verpfändete sogar öffentlich sein Wort für die Aufrechthaltung desselben. Immer mehr wirkte er darauf hin, gemäßigte Ansichten bei Denen zu befestigen, die nächst ihm die Zügel der öffentlichen Verwaltung in Händen hielten, und sein erfinderischer Geist ersann stets neue Mittel, um die Gemüther zu beschäftigen, ohne sie zu erhitzen. Durch ihn veranlaßt, gingen häufige Adressen an die Jakobiner in Paris ab, deren feurige Sprache den Mangel an Thaten im Geiste der herrschenden Gewalt verbergen sollte; im Clubb ließ er eine donnernde Rede der andern folgen und bestimmte alle seine Anhänger, mit ihm der herrschenden Mode zu folgen, und antike, hochtönende Namen anzunehmen.

Um nach und nach die spätere Befreiung der Gefangenen vorzubereiten, fiel der großmüthige junge Mann auf ein Mittel, das durch seinen friedlichen Charakter in jener schreckensvollen Zeit doppelt seltsam war.

Er schlug vor, ein republikanisches Theater zu organisiren, eine Idee, die den lebhaftesten Anklang fand und sogleich mit Eifer zur Ausführung gebracht wurde. In dem ehemaligen Refektorium des Klosters ward eine Bühne errichtet, die — überall mit Attributen der Freiheit und den Farben der Republik dekorirt — schon in ihrer äußern Ausstattung auf ihre Bestimmung hinwies. Alle bekannten Stücke republikanischen Inhalts wurden gesammelt, und dem Eifer des jungen Corsen, der zugleich Regisseur, Direktor und erster Held der neu organisirten Truppe war, gelang es bald, eines derselben in Scene zu bringen.

Vorsichtig fing er an, einzelne der Gefangenen an den Aufführungen dieser Stücke Theil nehmen zu lassen; er knüpfte gewisse Berechtigungen, gewisse Sühnungen an die Uebernahme einzelner im Geiste der Republik handelnden Rollen, und durch dieses unschuldige Mittel gelang es ihm, einigen der Verhafteten sogar vollständige Freiheit, allen aber große Zugeständnisse und zugleich eine gewisse Sicherstellung zu verschaffen, da natürlich den Mitgliedern des patriotischen Comite's der Gedanke immer ferner trat, Menschen zu verurtheilen, mit denen sie bei einem geselligen und der Republik gemäßen Vergnügen fast unter den Bedingungen der Gleichheit zusammenwirkten.

Bei diesen Aufführungen war es auch, wo Blanche jetzt oft mit dem Geliebten zusammentraf, und wo das Glück, ihm nahe zu seyn und sich allen Beweisen einer Liebe hinzugeben, die täglich an Stärke und Innigkeit wuchs, ihren Muth kräftig genug aufrecht erhielt, um sie den Stürmen, welche die Zukunft noch bergen konnte, getroster als bisher ins Auge blicken zu lassen.

Auf diese Weise verstrichen mehrere Monate dieses unseligen Jahres, und wohl wenige Städte Frankreichs konnten sich, wie das kleine, vergessene St. Maximin, dazu Glück wünschen, kein Opfer beweint, und statt dem tragischen Schauspiel der Guillotine nur friedliche Komödien und unschädliche Deklamationen vor Augen gehabt zu haben. Während man sich eben dieser harmlosen Beschäftigungen noch sorglos überließ, bereitete sich von Außen her ein Sturm vor, der alle Erfolge der großherzigen Bemühungen Lucians mit einem Schlage zu vernichten drohte.

Die letzten Monate hatten die Verbrechen und die Erfolge der Jakobiner gehäuft. Lyon war unterlegen und seine Kinder stürzten unter den Kugeln von Collot d'Herbois und Fouché, die Armee des Generals Carteaux belagerte Toulon, die Proskription der Verdächtigen dehnte sich über dreimalhunderttausend Bürger aus; Marie Antoinette war auf das Schaffot geschleppt, der wahnsinnige Kultus der Vernunftreligion organisirt worden, und allmächtige Conventsmitglieder reisten durch alle Departements, um die Wuth der Bevölkerung überall noch mehr zu entflammen. Barras und Freron waren in Marseille, und von daher zündete der Blitz, der in die friedliche Stätte von St. Maximin niederschlagen sollte.

An einem heitern Novembertage saßen Blanche und Elise, mit einer Handarbeit beschäftigt, am Fenster und hatten eben das herzliche Gespräch, das sie führten, unterbrochen, um mit der in jener Zeit so leicht erweckten Unruhe einer Art von Bewegung und Aufregung zu horchen, die sich hin und wieder auf der Straße kund gab. Während sie mit steigender Sorge die Gruppen beobachteten, die sich flüchtig bildeten, um nach einigen trüb ausgetauschten Worten wieder auseinander zu stieben, während sie mit einer Angst, die keinen Namen hatte, jedem hastig Vorübereilenden nachsahen, so lange er sichtbar blieb, öffnete sich die Thüre des Zimmers und ließ Madame Vaubert ein, die rascher als gewöhnlich und mit einem lebhaften Ausdruck von Kummer und Aufregung in ihrem milden Gesicht sich ihren Töchtern näherte.

Als ihr trüber verschleierter Blick Blanche traf, ergriff diese lebhaft ihre Hand und deutete, ohne eines Wortes mächtig zu seyn, mit einem Blick, dessen Frage Todesangst aussprach, durch das Fenster nach dem Gebäude gegenüber.

„Ja, mein armes Kind," sagte Madame Vaubert traurig, indem sie den todtenbleichen Kopf der jungen Frau an ihre Brust drückte, „ja, der Himmel sendet uns eine neue Prüfung. Aber vertraue Gott, noch ist Hülfe möglich! Sage mir vor Allem, weißt Du nicht, wo Buonaparte sich aufhält? Er war diesen

Morgen bei Dir — Niemand vermag ihn aufzufinden, und doch hängt jetzt Alles an seiner Gegenwart. Es steht schlimm," fuhr sie fort, den angstvoll fragenden Blick Blanche's beantwortend, „eben ist eine Expedition von Marseille hier angelangt, von Barras bevollmächtigt, die Verdächtigen nach Orange abzuführen."

„Nach Orange!" rief Blanche mit einem Schrei des Entsetzens; „aber — Orange, das ist der Tod!"

Sie preßte die Hand auf die brennende Stirne und sammelte mit Anstrengung ihre verstörten Gedanken — — plötzlich erinnerte sie sich wieder an Buonaparte und sein heilig beschworener Eid leuchtete in ihrem Gedächtniß auf, wie eine Bürgschaft der Rettung.

„Sie haben Recht, Mutter," sagte sie in fliegendem Ton, indem sie in ungestümer Hast einen Shawl um die Schultern warf, „hier kann nur er helfen, und zu finden weiß ich ihn."

Erschreckt hielt Madame Baubert die Forteilende auf und sagte bittend:

„Nicht Du selbst, Blanche! Vertraue Deinen Auftrag, wem Du willst, aber gehe nicht selbst!"

„Mutter, halten Sie mich nicht auf!" entgegnete die junge Frau mit bebender Stimme, indem sie sich losmachte; „es handelt sich hier um Leben oder Tod!"

Seufzend ging die sanfte Mutter zu ihrem zweiten weinenden Kinde, um mit den ihrigen ihre eigenen Thränen zu vermischen, und aus der von neuen Sorgen gequälten Brust zu Gott zu beten.

Währenddem eilte Blanche, wie von Todesangst gejagt, der Richtung zu, in der sie den Freund zu finden wußte. Sie begegnete bald da, bald dort einzelnen Personen, die, wie sie, die Felder durchstreiften, um ihn zu suchen, aber sie hielt nicht an, sie tauschte kein Erkennungszeichen aus; stumm, athemlos eilte sie vorwärts, und als sie endlich den Maierhof erreicht hatte, der das Ziel ihrer Wanderung war, als sie Lucian vor sich sah, sank sie fast besinnungslos auf eine Bank nieder und stammelte nur mit schwacher Stimme:

„Hülfe! Hülfe!"

„Um Gotteswillen, was ist Ihnen widerfahren," rief Lucian bestürzt. „Wie kommen Sie hieher, und allein — und in dieser Aufregung!"

Blanche hörte ihn nicht; sie erhob sich, faßte seine beiden Hände, und rief mit einer so schmerzlichen Stimme, wie eine Mutter, der man ihr Kind geraubt hat:

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, kommen Sie, retten, vertheidigen Sie uns! Man will ihn nach Orange führen, ihn und alle Andern! Erinnern Sie sich an Ihr Versprechen; — o, verlassen Sie uns nicht, verlassen Sie uns nicht!"

„Nach Orange!" rief Lucian betroffen, „und ohne den Willen des Comitee's? Das wird nie geschehen. Beruhigen Sie sich, ich werde das Wort lösen, das ich Ihnen, das ich ganz Maximin gegeben habe!"

Sanft ließ er bei diesen Worten die erschütterte Frau auf einen Stuhl nieder und eilte hierauf in stürmischem Laufe der Stadt zu.

Dort hatte sich indessen die Schreckensnachricht überall verbreitet; die Aufregung und Bestürzung war allgemein geworden, und als Lucian St. Maximin erreichte, fand er die Straßen mit zahlreichen, stürmisch bewegten Gruppen angefüllt, und ward mit einem Jubelgeschrei und mit Zurufungen empfangen, die ihm über die Stimmung der heimischen Bevölkerung keinen Zweifel ließen. Als er vernahm, daß die Bevollmächtigten Barras bereits eigenmächtig zur That geschritten waren, befahl er die Sturmglocke zu läuten und berief das Comitee und die patriotische Gesellschaft auf den Platz vor dem Kloster.

(Schluß folgt.)

Der Frankfurter Gewerbverein.

Wenn man zur Abhülfe der socialen Mißstände und Mängel, die unstreitig als kräftigere Hebel zu den Erschütterungen der letzten Jahre beitrugen, wie eigentliche politische Bedürfnisse: den Wahlspruch gewählt hat — „Bildung für Alle" — so hat man ein edles kommunistisches Bestreben an den Tag gelegt, gegen dessen socialen Charakter und fruchtbringende Folgen wenige Gegner aufzufinden seyn dürften.

Wie Alles, was man seit den letzten drei Jahren auf die verschiedenartigste Weise erringen wollte, um die Völker, um unser besonderes großes Vaterland schnell einig und glücklich zu machen, über den Experimenten zu Wasser wurde, so auch die Versuche, welche dazu beitragen sollten, obigem schönen Ziele im großen Maßstabe nahe zu kommen. Da nun einmal gegen die Götter vergeblich anzukämpfen ist, und ein Jeder darauf zu sehen hat, vor seiner eigenen Thüre zu kehren, so wollen wir uns auch darauf beschränken, nur Dasjenige zur Sprache zu bringen, was in dieser Sache in dem Staate, der sich da „freie Stadt Frankfurt" nennt, etwa noch zu sagen wäre.

Wollen wir verhältnißmäßig nach Seelenzahl und Quadratmeilen rechnen, so dürften wohl wenige Staaten der kleinen Stadt Frankfurt nahe kommen, wofern es sich um Hülfsquellen, Reichthum, Lage, Handel und Wandel, Intelligenz und Regsamkeit handelt und wo die Bewohner noch dazu den Vorzug haben, keine Unterthanen, sondern Bürger zu seyn. Diese werden wohl dem schönen Ziele der allgemeinen Bildung am nächsten stehen — es liegt wenigstens dem Vorschreiten nichts im Wege als allenfalls die Gleichgültigkeit des Einzelnen.

Schon vor dem vielbesprochenen und vielbeklagten Jahre 1848 waren alle Wege dazu angebahnt und von patriotischen, gebildeten und vermögenden Männern Quellen beigeschafft, durch die dem Einzelnen es möglich wurde, die Mittel zur Ausbildung kennen zu lernen, deren eigene Anschaffung über seine Kräfte ging. Eine reiche Bibliothek, eine kostbare Gemäldegalerie, ein ausgewähltes naturhistorisches Kabinet, sowie Schulen, Institute, Vereine, Gesellschaften aller Art, geleitet von kenntnißreichen tüchtigen Männern, stehen dem Publikum theils unentgeldlich, theils um niedere Beiträge offen. Ueber die verschiedenartigsten Gegenstände werden (namentlich Winters) Vorträge gehalten, und es ist so Jedermann ein reicher Born des Wissens erschlossen, wie man ihn kaum ausgiebiger wünschen mag. — Wenn die Jahre 1848 — 49 nicht dazu beitrugen, diese Hülfsquellen zu vermehren, so können wir ihnen zwar nicht gerade unbedingt die Schuld beimessen, wohl aber jetzt Jedem, der sich nicht gehörig unter den Schätzen seiner Vaterstadt umsieht.

Es sollte die besondere Aufgabe dieser Zeilen seyn, die Wirksamkeit „der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften" zur Sprache zu bringen und zwar speciell deren Unterabtheilung, des Gewerbvereins, da wir glauben, daß ein gehobener Gewerbsstand, ein belohnter Gewerbsfleiß, die besten Pfeiler eines social glücklichen Staates sind. Jedermann kennt schon lange Zeit die genannte Gesellschaft, ihre Unterabtheilungen, ihre Aufgabe, und Niemand wird gegen die Nützlichkeit, die gute Absicht und die wohlthätigen Einflüsse etwas Vernünftiges aufzubringen haben. Aber dennoch hat die Theilnahme daran, das Streben, an den Früchten derselben Theil zu nehmen oder gar nach (geistigen) Kräften selbst dazu beizutragen — gewiß des Bürgers eines Freistaates würdig — seit den Jahren, die das Wort „Bildung für Alle" im Munde führten, nicht nur nicht zu-, sondern abgenommen — sie ist erkaltet! — Und warum Das!? Sollte unversöhnliche, falsch verstandene Parteistellung die Schuld daran seyn? Dann wären wir wirklich noch nicht mündig zu nennen! Braucht der brave Handwerks-

mann, der ehrgeizige, strebsame Arbeiter, der nun einmal, wenn auf Politik die Rede kommt, nur in dem Freistaate das Heil sieht, nicht dieselben Kenntnisse, wie sein eben so thätiger Nachbar, dem es am Ende Alles Eins ist, wer ihn besteuert. Was genirt mich die rothe, die schwarzgelbe, die schwarzweiße oder andere Farben meines Neben- oder Hintermannes, wenn ich einem wissenschaftlichen Vortrage zuhöre, wo Niemand zu reden hat, als der Vortragende und am Ende ein Jeder seines Weges gehet. Was geniren mich diese Farben, wenn ich aus ein und derselben Bibliothek meine Bücher hole. Nehme ich doch aus ein und demselben Brunnen mein Wasser mit dem Andersdenkenden, muß ich doch ein und dieselbe Luft einathmen. Sollte also ein solcher Grund der Spaltung vorhanden seyn — weg mit ihm! Niemand sollte es besser wissen als die Bewohner einer Stadt wie Frankfurt, als Gewerbsleute und Handelsleute, daß man mit einander leben muß, daß eine Hand die andere zu waschen hat.

Wir wissen nicht, ob gerade dieser Grund der Ausschließung, der doch am Ende ein in der Natur des Menschen begründeter wäre, bei Manchen vorwaltet, wohl aber, daß Manche durch Unkenntniß oder falsche Beurtheilung der Sache, viele Andere aber gar durch den Glauben, genug zu wissen, genug Erfahrung zu haben, oder wohl durch vermeintlichen Mangel an Zeit abgehalten sind, an solchen gemeinnützigen Unternehmungen Theil zu nehmen. Gegen diese letzteren müssen wir mit Feder und Dinte zu Felde ziehen, gegen diese — Philister! Wer, der Ohren zum Hören und Augen zum Sehen und Lesen hat, kann in einer Stadt wie Frankfurt behaupten, er wisse und könne genug für sein Leben!? Welcher Gewerbsmann muß nicht erschrecken, wenn er inmitten einer mühesam und fleißig ausgeführten Arbeit ist, und auf einmal von einer Erfindung hört, die die ganze Sache schneller und wohlfeiler macht? Ueber Nacht können Erfindungen kommen, die ganze Professionen über den Haufen werfen. Von heut auf morgen kann Krieg und Unheil kommen, die den Ruhigsten zum Auswandern nöthigen können, — wie Mancher muß da umsatteln? — Dann frage ich, ist Derjenige überhaupt ein ächter Geschäftsmann, ein ächter Vater, ein ächter Frankfurter, der eines schönen Abends genug Geld verdient hat? Gibt es nicht eine Masse Mittel, leichter zu arbeiten, wohlfeiler Material beizuschaffen, Nebenverdienste zu erwerben 2c.? Kann denn der strebende Mensch genug arbeiten, genug erwerben? — Und gesetzt auch, der wackere Arbeitsmann habe sich sein Leben sauer werden lassen und will nun, allen Neuerungen abhold, die Früchte seiner Arbeit beim Aepfelwein und beschaulichen Leben genießen, warum denn nicht den Kindern, den Gesellen wenigstens nur die Gelegenheit geben, zu hören, was in die Ohren hinein geht, und zu lesen, was die Augen fassen? Wenn nur etwas hängen bleibt, so ist es gut, so hat der Vater, der Meister seine Pflicht erfüllt und die jungen Leute erweitern ihre Ansichten, lernen ihre Kräfte und Kenntnisse beurtheilen, bleiben von zunftmäßigem Dünkel frei. So gut aus einem Schweinehirten ein Papst, aus Tambouren Generäle geworden sind, kann auch aus einem Blasbalgtreter ein reicher Fabrikherr werden.

Der rechnende Mann wird uns natürlich fragen, welche Opfer sind zu bringen und was bietet man uns dafür? — Darauf will ich damit antworten, indem ich erzähle, was zufällig diesen Winter durch den Gewerbsverein seinen Theilnehmern geboten wird.

Wie seit Jahren ist jeden Freitag Abend eine Stunde (von 8—9 Uhr) dazu bestimmt, über verschiedene gewerbliche Verhältnisse, über neue Erfindungen 2c. Besprechungen zu halten, wobei natürlich Derjenige, in dessen Geschäftskreis der fragliche Gegenstand einschlägt, den entsprechenden Vortrag hält. Für Solche, welche gerne Fragen beantwortet hätten, aber aus irgend einem Grunde sich geniren, die Fragen zu stellen, besteht ein Anfragekasten, in den die Fragestellung eingeworfen werden kann, und durch den Direktor einem der damit bekannten Mitglieder zur Beantwortung auf einen der nächsten Abende zugestellt wird.

Vorzugsweise hat dieses Jahr Hr. Professor Böttcher die Gefälligkeit, jeweils den zweiten Freitag über verschiedene, in das Praktische einschlagende chemische und physikalische neuere Erfindungen seine bekannten interessanten Vorträge zu halten. Dazu ist für diesen Winter noch ein kurzer gemeinfaßlicher Kursus über Mechanik eingeschoben, der den Zweck haben soll, über die Grundsätze des wissenschaftlichen Theiles der Technik klare Ansichten zu verbreiten. Dieser Kursus wird durch die schönen Modelle der Gesellschaft, worunter wir besonders die aus der geschickten Hand des Hrn. Mechanikus Fritz herborgegangene Dampfmaschine, den Telegraphen 2c. erwähnen, unterstützt. Eine Stunde vor diesen Vorträgen, die, wie schon erwähnt, alle Freitage statt haben, sind in dem Lesezimmer die meisten technischen Zeitschriften aufgelegt, aus welchen man immer im Stande seyn wird, sich mit den Erfindungen im Laufenden zu erhalten.

Außer diesen öffentlichen Gelegenheiten besitzt die Gesellschaft eine für ihre Zwecke sehr schöne und auserlesene Bibliothek, welche sowohl die bedeutendsten allgemeinen technischen Werke enthält, als auch Schriften und Zeichnungen über jedes einzelne Handwerk, und eine recht hübsche Sammlung von Unterhaltungsbüchern für die reifere Jugend sowohl, als für den älteren gebildeten Mann. Ein gutes Buch im Haus ist so viel als ein Wechsel in der Tasche. Mancher geht nur aus Langeweile ins Wirthshaus oder treibt sonst Allotria.

Das ganze Opfer, das also hier Einer seiner Bildung zu bringen hat, besteht in einer Stunde in der Woche! Wir können es nur im Interesse der Gewerbtreibenden selbst sehen, daß sie sich dieser Gelegenheiten zur Belehrung mehr bedienen.

V. E.

Mannichfaltigkeiten.

Unter den Konkurrenten des von Wien aus geforderten Preislustspiels soll sich auch ein deutscher Schulmeister befinden, der seinem Stücke seine ganze Biographie vorausgeschickt; ein Anderer soll in seinem Lustspiele eine vollständige Kollekte von Schimpf- und Schandwörtern angebracht haben; ein Dritter endlich schickte ein Trauerspiel mit dem Bedeuten ab, daß er es bereits an 26 Bühnen gesendet und es alle abgelehnt haben; seine Satisfaktion für diese Arbeit, die vor 30 Jahren geschrieben, bestehe nur darin, daß diese Kommission noch dieselbe lese; er wisse sehr wohl, es sey ein Preis auf Lustspiele ausgeschrieben, dieß halte ihn aber nicht ab, der Kommission sein Trauerspiel vorzulegen.

(Nürnberg, 6. Jan.) Gestern Nachmittag brach die Eisdecke des Teiches in der Rosenau an einer übrigens als nicht ganz gefahrlos bezeichneten Stelle, als eben mehrere Personen sich da angesammelt hatten, zusammen und 10 Menschen, lauter junge Leute, sanken unter. Einigen davon gelang es durch Anklammern an dichtere Eisstrecken, sich selbst zu retten, die meisten andern wurden durch schnell geleistete Hülfe gerettet. Zwei davon sind jedoch so gefährlich erkrankt, daß man an ihrem Aufkommen zweifelt, einer, Schlosserlehrling seiner Profession, wurde bereits entseelt aus dem Wasser gezogen, da man seiner erst nach einem längeren Zeitraum habhaft werden konnte.

Kladderadatsch bringt folgende sehr beachtenswerthe Anzeige: „Bei der am 3. Januar bevorstehenden Wiedereröffnung der Kammern empfehle ich den Herren Abgeordneten mein wohlassortirtes Lager von billigen Reisekoffern, Reisemützen und Reisepelzen. D. W. Mir, gegerbter Leder- und Pelzhändler.“

Wie es heißt, wird im August dieses Jahres Leipzig um ein Denkmal reicher, da hier die Bronzestatue Hahnemanns, des Gründers der Homöopathie, aufgestellt werden soll. Sie ist in Rom gearbeitet worden.

(Petersburg, 26. Dec.) Aus der Steppe ist folgender Bericht eingegangen: Am 21. und 23. October wüthete von Osten her ein fürchterlicher, erst von Regen, dann von Schneegestöber begleiteter Sturm, der dem zur mittleren Kirgisenhorde gehörenden Dgort-Korin'schen Stamme, dessen Lager zu dieser Zeit am Irgis stand, empfindlichen Schaden gebracht hat; 168 Kirgisen verloren dabei ihr Leben, und außerdem sind umgekommen: 205,600 Schafe, 1292 Pferde, 490 Kameele und 360 Stück Rindvieh. Der Schnee hatte sich an vielen Stellen bis zu einer Höhe von 3 Arschin aufgethürmt und lag 7 Tage lang.

Korrespondenz.

Aus Kassel, Neujahr.

Die Zeit des schönen Weihnachtsfestes, welches sonst Freude bringt in Paläste und Hütten, sowie der wichtige Moment, in welchem das ereignißreichste und verhängnißvollste halbe Jahrhundert der Geschichte hinabrollte in den Strom der Zeit und ein neues dafür auftaucht, das Deutschlands Geschicke noch in seinem dunklen Schooße birgt, dießmal überhaupt eine sehr ernste, war es noch ganz besonders für uns, bei den unglücklichen Wirren, die über unser Land gekommen sind, und abgesehen von den materiellen Lasten, Zwiespalt, Zerwürfnisse und Trauer über so Viele gebracht haben. Wenige Tage nur vor Weihnachten trafen die längst gefürchteten Bundestruppen, welche bereits an zwei Monate im Lande standen und von denen man so viel Schreckliches verbreitet hatte, auch in der Hauptstadt ein. Indessen von Angesicht zu Angesicht gesehen, trat bald auch hier die Wahrheit an die Stelle lächerlicher Fabeln und Sagen. Man befreundete sich mit den gemüthlichen süddeutschen Gästen und in keinem Hause ward dadurch die Weihnachtsfreude gestört; überall erglänzten am heiligen Abende die Fenster von dem Scheine der Christkerzen. Straßen und Plätze aber hatten sich sehr belebt; auf allen sah man Oesterreicher, Preußen und Bayern gemischt mit den Einwohnern der Stadt. Am meisten Aufmerksamkeit erregten die österreichischen Jäger in ihrer eigenthümlichen, höchst zweckmäßigen Kleidung und Ausrüstung. Es war wohl das erste Mal, daß man österreichische Truppen hier sah, deren wir nun nächster Tage beim Durchmarsche des Legebitsch'schen Corps nach Holstein in größeren Massen erblicken werden. Ward auch die bereits eingetretene Harmonie am Tage der Ankunft der kurhessischen Truppen, am zweiten Weihnachtstage leider etwas gestört, so stellte sich solche doch bald wieder her und es fanden schon in den nächsten Tagen förmliche Verbrüderungsfeste, namentlich unter den Unteroffizieren sämmtlicher Truppen, statt. Man sah diese immer mehr in kameradschaftliche Berührung zu einander treten, und die Abends noch stattfindenden Bereitschaften und Patrouillen waren mehr eine Vorsichtsmaßregel. Manche Plätze sah man übrigens den ganzen Tag belebt von Truppen. Dieß gilt besonders von dem Platze an der großen alterthümlichen Martinskirche, wo sich im Gasthofe zum römischen Kaiser das Hauptquartier des Commandirenden der Bundestruppen, Fürsten von Thurn und Taxis, befindet, auch der Bundeskommissär Feldmarschalllieutenant Graf von Leiningen und der Civilkommissär von kurhessischer Seite, Staatsrath Scheffer, mit ihrem Gefolge und ihren Bureaux wohnen. Dieses großartige Etablissement des sehr rührigen und alle seine Gäste mit gleicher Aufmerksamkeit und Freundlichkeit, sowie Billigkeit behandelnden Hrn. Joh. Ludwig Lang verdient allgemein empfohlen zu werden. Es hat mehrere geräumige Säle und 70 Zimmer, comfortable, zum Theil selbst mit Eleganz eingerichtet und macht nach drei Seiten Fronte. Die Hauptfronte geht nach dem schönen geräumigen Martins- (Gouvernements-) Platze, eine zweite große Seitenfronte nach der Hedwigsstraße, die dritte, der ersten entgegengesetzt, nach der Königsstraße, der Hauptstraße Kassels, mit der Aussicht längs derselben bis zu dem Hauptplatze Kassels, dem Friedrichsplatze. Interessant waren das Leben und die Bewegung von Truppen aller Waffen auf diesem Platze und von stets ab- und zugehenden Besuchen, Offizieren, Ordonnanzen &c. in dem Gasthofe selbst, wo aber trotzdem, infolge der Sorgfalt und Thätigkeit des unermüdlichen Hrn. Lang stets die größte Ordnung und pünktlichste Bedienung herrschten, nicht bloß für die daselbst wohnenden Militärs, sondern auch für alle einkehrenden Fremde und Reisende. Die gewöhnlichen Zerstreuungen und Unterhaltungen, wie das Theater, worüber ich Ihnen in einem nächsten Briefe Einiges sagen werde, haben keinen Augenblick aufgehört und vereinigten oft die Offiziere der verschiedenen Truppen in kameradschaftlicher Eintracht. Namentlich sah man auch im römischen Kaiser, wo die Offiziere des preußischen Bataillons speisen, diese täglich mit bayerischen Offizieren, besonders vom Generalstabe, zusammen. Eben so im Könige von Preußen, einem andern ausgezeichneten Gasthofe am Königsplatze, dessen Eigenthümer jetzt Hr. J. G. Schambeck, und wo der preußische Kommissär Gen.-Lieut. v. Pencker wohnt. Nicht minder vereinigten die Tafeln im russischen Hofe, deutschen Hofe, Ritter &c. täglich zahlreiche Gäste der Offiziercorps aller Waffen.

Wiesbaden, 5. Januar.

Wir haben die erfreuliche Aussicht, wieder ein Kunstwerk für unser Land zu erhalten, eine in carrarischem Marmor gefertigte Statue des als Badearzt unserer Stadt und vielen Kurgästen Europa's unvergeßlichen sowie als Förderer unserer Badeanstalten verdienstvollen Geheimenraths Lehr, von dem Schöpfer des Hygieasdenkmals Hofmann, welcher dermalen in Rom lebt Bereits ist auf Bestellung hin das Modell von ihm gefertigt und hier zu sehen, und es steht zu erwarten, daß ein Comité die Sache demnächst in die Hand nehmen wird. Das Denkmal soll auf den Kranzplatz zu stehen kommen, welcher auch der geeignetste Ort seyn dürfte. — Daß, wie Ihnen neulich berichtet wurde, unsere evangelische Kirche in den Weinbergen hinter den Schützenhof zu stehen kommt, ist unbegründet. Dieser Platz gehört zwar auch zu denen, welche erwogen und demnach ermessen wurde; es steht aber zu hoffen, daß die Kirchengemeinde auf den schicklichsten Platz, dem herzoglichen Schlosse gegenüber, zurückkommen dürfte. Nicht bloß, daß die meisten Mitglieder der evangelischen Gemeinde für diesen gestimmt sind, ist er auch der einzige, welcher das erforderliche Raumverhältniß, in Mitbetracht einer nöthigen Umgebung der Kirche, bieten dürfte, indem die Kirche auch mit dem hiesigen Kurort in Beziehung gebracht und als Kirche der Hauptstadt des Landes nicht hinter der trefflichen Lage der katholischen Kirche zurückbleiben sollte. — In diesen Tagen lief von hier eine 23jährige Jungfrau (die Schwester des wegen politischen Vergehens landesflüchtig gewordenen Oswald Diez zu London) in einem Anfall von Geisteszerrüttung in den Rhein und wurde ihre Leiche noch am Abende gelandet. Da der betreffende evangelische Geistliche Anfangs Anstand nahm, eine Selbstmörderin zu begleiten, wurde sie, gefolgt von einem ungewöhnlichen großen Leichenzuge, von dem deutschkatholischen Pfarrer Dr. Krebs von Mainz zum Friedhof geleitet. Die Leichenrede desselben ist im Druck erschienen — Die ältesten Leute erinnern sich hier nicht eines so milden Winters. Mehrere Pflanzen hinter dem Kursaal treiben bei einer Wärme von mitunter zehn Graden bereits Blätter und Blüthenknospen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 9. Jan. **Rosenmüller und Finke**, oder: „Abgemacht!“ Original-Lustspiel in 5 Aufzügen von Töpfer.

☞ Freitag, 10. Januar. (Zum Vortheil des Chorpersonals): **Der Prophet**, große Oper in 5 Abtheilungen, Musik von Meyerbeer. Mit aufgehobenem Abonnement.

Mittwoch, 15. Januar. **Großer Maskenball.**

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 9. Freitag, den 10. Januar 1851.

Saint Maximin.

(Schluß.)

Auf dem Platze vor dem Kloster drängte sich bereits eine aufgeregte, bestürzte Menschenmenge, die sich, als die Sturmglocke ihren eintönigen, klagenden Ruf begann, mit jedem Augenblicke vergrößerte, und deren theils erbleichte, theils drohende Gesichter der Gruppe zugewendet waren, die sich vor der Eingangsthüre des Klosters einer nur zu verhängnißvollen Beschäftigung hingab.

Fünf bis sechs Wagen hielten dort, von Gensd'armen umgeben, die die Gefangenen, die ihnen zugeführt wurden, in Empfang nahmen und sie gefesselt auf den Fuhrwerken unterbrachten. Ein kleiner, sehr magerer Mann, von der dreifarbigen Schärpe umgürtet und mit einem Federhute bedeckt, ertheilte den Gensd'armen Befehle und blickte von Zeit zu Zeit mit einem Ausdruck von Keckheit, der jedoch eine gewisse Besorgniß nicht ganz zu verbergen vermochte, aus funkelnden grauen Augen auf die Menge zurück, die immer näher herbeidrängte, und deren murrende Stimmen gleich dem Brausen des fernen Meeres immer lauter und wogender zu ihm herantönte.

Da drang, umgeben von seinem Comitee, Lucian Buonaparte durch die Schaaren, die sich willig vor ihm theilten, und als er sich dem Anführer der Gensd'armen näherte, schwiegen plötzlich alle jene sausenden Stimmen, um dem Gespräche zu horchen, das sich jetzt entspann.

„Wer bist Du, Bürger, und welches gesetzwidrige Beginnen erlaubst Du Dir?" rief Lucian heftig dem Fremden zu. „Ich verlange, daß Du Dich augenblicklich zurückziehst! Das revolutionäre Comitee hat keinen Befehl zu einer Auslieferung erhalten; sogleich wird sich die Volksgesellschaft versammeln, und dort kannst Du Deine Vollmachten vorzeigen. Bis dahin führe man die Verdächtigen dahin zurück, woher man sie geholt hat. Gensd'armen! Im Namen des Gesetzes, bindet die Gefangenen los."

„Du weißt wohl nicht, wen Du vor Dir hast," schrie der Andere zornig. „Ich bin von Barras hierher gesandt und habe keine Lust, von einem Gemäßigten, von einem ci-devant, der Du bist, Befehle anzunehmen; — sehe Dich vor, daß ich nicht auch Dich den Verdächtigen beigeselle. Gensd'armen, an Euer Werk."

Der jugendliche Muth Lucians erbebte nicht vor dem gefürchteten Namen, der ihm entgegen gehalten ward. Er wandte sich mit einer raschen Bewegung der umstehenden Menge zu; der Kreis, der ihn zunächst umgab, zeigte ihm bekannte und entschlossene Gesichter. Die Freunde und Verwandte der Opfer hatten sich um ihn geschaart, ihr Muth lebte an seinem energischen Auftreten wieder auf, viele von ihnen waren bewaffnet, und als der junge Mann, diese Vortheile rasch überblickend, ihnen mit feurigem Blick und fester Stimme den Befehl zurief, die Gefangenen selbst loszubinden, war ein einstimmiger, freudiger Ruf seine Antwort, und in Zeit von wenig Sekunden waren die Wagen von einer entschlossenen, eifrigen Menge umgeben, die, rasch die kleine Anzahl der Gensd'armen zurückdrängend, hastig die Bande der Gefangenen lös'ten und sie unter Jubelruf und Drohungen gegen den Marseiller Abgesandten wieder in ihre vorigen Zimmer zurückführten.

Dieses Eingreifen war schneller beendigt, als wir Zeit bedurften, es zu erzählen, und wer wenige Augenblicke nachher, als alle Gefangene in ihren Zimmern eingeschlossen und die Thore des Gebäudes von einer zahlreichen, gut bewaffneten Menge behütet waren, diese Scene mit der verglich, die kaum eine Viertelstunde früher auf demselben Platze stattgefunden hatte, konnte sich der Betrachtung nicht erwehren, wie groß und unberechenbar der Einfluß eines einzelnen, energischen Willens sich stets auf die Stimmung und Handlungen der Massen geltend macht.

In würdiger Haltung wandte sich nun Lucian gegen den Anführer der Expedition, der, sobald er die Uebermacht und die Sicherheit des Widerstandes, der ihm geleistet wurde, gewahr geworden war, mit sehr veränderter Haltung der vorigen Scene beigewohnt hatte, und nun, als der junge Corse ihn aufforderte, ihm vor das versammelte Comitee zu folgen, ziemlich eingeschüchtert diesem Befehle Folge leistete.

Wirklich befand sich Barras Abgesandter in keiner geringen Verlegenheit. Als einer jener Elenden, die in jener Zeit die Spürhunde der Guillotine abgaben, Barras und Freron die Anzeige machten, daß St. Maximin der Guillotine nicht ein einziges Opfer geliefert habe, und daß man das Gefängniß der dortigen Verdächtigen nicht allein den Familien derselben geöffnet hätte, sondern die Nachsicht so weit trieb, sie fast täglich Komödie spielen zu lassen, beschloß Barras, diesem Unfug ein Ende zu machen und sandte die uns bekannte Expedition nach der kleinen Stadt ab.

Die Unbedeutendheit des lang vergessenen Städtchens war jedoch Veranlassung, daß zum Bevollmächtigten dieser Sendung ein erbärmlicher Mensch gewählt wurde, der, der Dienerschaft Barras angehörig, seine Fähigkeiten nur darauf beschränkte, der Guillotine neue Opfer zuzuführen.

Ohne schriftliche Vollmachten, einer überlegenen Anzahl entschlossener und kräftiger Männer gegenüber, bereute dieser Elende es nicht wenig, einen Auftrag solcher Art übernommen zu haben; als er sich daher vor dem versammelten Comitee einfand, war er innerlich fest entschlossen, sich um jeden Preis aus dieser unangenehmen Lage loszumachen, und machte kaum einen schwachen

Versuch, sich in der Anfangs so übermüthig ergriffenen Stellung festzuhalten.

„Deine Papiere!" sagte Lucian, als der Fremde vor ihm stand.

„Ich habe nicht nöthig, sie vorzuzeigen," entgegnete dieser, halb trotzig, halb eingeschüchtert.

„Du wirst sie vorzeigen! Ein Verfahren, das so wider alles Gesetz und alle Ordnung streitet, kann kaum durch die ausgedehntesten Vollmachten gerechtfertigt werden. Ich vermuthe stark, daß Deine Papiere vielleicht mehr Gründe liefern werden, Deinen Herrn beim Convente in Paris zu verklagen, als Deiner Sendung Folge zu geben."

„Ei nun," sagte der Andere einlenkend, „es ist auch möglich, daß ich mich geirrt habe; ich handle aber nur aus Patriotismus und nach den Befehlen der Conventsmitglieder. Was meine Papiere betrifft, so führe ich sie nicht bei mir, ich verlasse mich aber auf Dich, Bürgerpräsident, und da das revolutionäre Comitee, dem ein corsischer Patriot vorsteht, und die ganze populäre Gesellschaft einstimmig keine Expedition nach Orange zugeben wollen, so habe ich nichts mehr einzuwenden."

Das Comitee nahm diese Redensarten auf, ohne viel Gewicht darauf zu legen. Als der Abgesandte sah, daß die ernste mißtrauische Haltung der Maximiner nicht vor seiner Nachgiebigkeit zurückwich, wurde er immer unruhiger, entschloß sich trotz der Anerbietungen, die ihm für einen langeren Aufenthalt gemacht wurden, plötzlich zur Abreise und ließ sich nicht einmal bewegen, die Nacht in St. Maximin zuzubringen.

Sobald er mit seinem Gefolge die Stadt verlassen hatte, begab sich Lucian nach dem Kloster, und dort, umgeben von einer noch immer lebhaft aufgeregten Menge, belebt und begeistert von großmüthiger Freude über die gelungene Rettung so vieler Menschenleben, forderte er von den Patrioten St. Maximins, ihr Werk zu krönen, ihren erlangten Triumph über die Willkür der Fremden zu befestigen, indem sie den Beschluß faßten, die Verdächtigen ohne Ausnahme ihren Familien zurückzugeben.

Der Augenblick war glücklich gewählt. Wenn auch die Theilnahme an dem allgemeinen Freiheitsrausche die friedlichen St. Maximiner dahin geführt hatte, Männer, die ihnen früher als die Ersten und Unfehlbarsten ihres Gesichtskreises erschienen waren, während langer Zeit gefangen zu halten, so hatte der Umsturz der alten Verhältnisse doch nicht vermocht, die Erinnerung und Gewöhnung daran vollkommen zu erschüttern, und die nie fest ins Auge gefaßte Möglichkeit, diese Männer aus ihrem Bereiche geführt und dem Tode überliefert zu sehen, die ihnen heute zum ersten Male nahe getreten war, hatte alle jene unauslöschlichen Sympathien wieder ins Leben gerufen, die stets Menschen miteinander verknüpfen, die in einem engen Umkreise sich zusammen bewegt hatten und geraume Zeit hindurch, durch die verschiedensten Interessen, von einander abhängig waren.

So fand denn Lucians Antrag eine allgemeine und jubelnde Anerkennung und mit all' den Uebertreibungen und all' den Freudenbezeugungen, die ein auf die Spitze getriebener Enthusiasmus bei diesem gutmüthigen und leichtsinnigen Völkchen nothwendig hervorrufen mußte, wurden alle Verdächtige ihrer Haft entlassen, im Triumphe durch die Straßen geführt und ihnen erst, nachdem sie mit allen Patrioten Trinkspruch und Gläserklang getauscht hatten, gestattet, in ihre Wohnungen und zu ihren Familien zurückzukehren.

Lucian begleitete Robert Résay in das Haus, das dessen liebste Hoffnungen umschloß, und den Dank, den er dort erntete, war ihm der süßeste Lohn für die kühne, edelmüthige Hingebung seines Benehmens. Als Blanche's heiße Thränen auf seine Hand fielen, als er in Résay's edlen Zügen den Ausdruck der lebhaftesten Bewunderung und Dankbarkeit las, schwellte eine innige Befriedigung seine Brust, und noch lange nachher, als Jahre ungeahnter Erhebung und die Zeiten des Falles schon hinter ihm lagen, erinnerte er sich jenes Tages noch als des glücklichsten seines Lebens.

Ernst und bewegt war der Wiedereintritt Résay's in die Familie, der seine Zukunft angehören sollte, ernst der Augenblick, in dem er die Mutter seiner früheren Verlobten um ihren Segen zu einer andern Verbindung bat, die ihm doch den Namen ihres Sohnes nicht rauben sollte, und wer möchte ergründen, was in der stillen Brust der würdigen Frau vorging, als sie Dem, den sie seit drei Jahren als ihren Schwiegersohn betrachtete, nun das geliebteste Kind ihres Herzens zuführte, und dann das andere, das unter Thränen lächelnd an ihrer Seite stand, mit einer Bewegung der höchsten Zärtlichkeit in ihre Arme schloß.

Von diesem Tage an, der alle Schrecknisse jener Zeit der aufgeregten Einbildungskraft der Betheiligten näher als je gerückt und ihre Kraft am höchsten geprüft hatte, schien sich der Horizont dauernd für die Liebenden zu lichten. Die Ereignisse dieses Tages selbst blieben ohne Folgen. Der feige Knecht, dem jene Mission der Gewalt übertragen worden war, stattete — zufrieden, mit heiler Haut davon gekommen zu seyn — einen so verworrenen und flüchtigen Bericht von seiner Sendung ab, daß dieselbe unbeachtet blieb, und während der folgenden, von tausend Verbrechen bezeichneten Epoche kein neuer Schritt dieser Art gethan wurde.

Kurze Zeit nachher befreite der neunte Thermidor Frankreich von der jakobinischen Schreckenszeit, und die öffentlichen Verhältnisse St. Maximins hatten sich in der jüngsten Zeit schon in einer Weise gestaltet, daß die jetzt hervortretende Reaktion mehr schon Vorhandenes bestätigte, als bedeutende Veränderungen erzeugte.

Unter dem Aufathmen Frankreichs, das langsam die alten Familien- und Berufsverhältnisse wieder aufleben ließ, gab Blanche den Bitten ihres Verlobten nach, sich ihm vor dem Altare zu vereinigen. Lucian Buonaparte führte die reizende Braut zum Altare, und wenn auch das Feuer seines Blickes durch die Mißdeutungen, die ihn verfolgten, seit die allgemeine Meinung sich gewaltsam nach einer neuen Ideenrichtung stürzte, getrübt war, so fühlte er doch an diesem Tage sein Herz höher schlagen, als er Zeuge eines Glückes war, das ihm sein Bestehen verdankte. Seine eigene Zukunft gehört der Geschichte an, und wenn in ihrem Verlaufe manche Anklage und mancher Vorwurf auf sein Haupt gewälzt wurde, so segnen doch Résay's Enkel noch jetzt die Zeit seines Waltens in St. Maximin.

Gibraltar.

Landschaftgemälde von Fritz Bamberger.

Auf's Freudigste überrascht waren wir, als wir an dem trüben letzten Tage des verflossenen Jahres die Säle des Städel'schen Institutes betretend, diese meisterhafte Kunstschöpfung unseres Landsmannes (so dürfen wir ihn wohl nennen) uns in ihrer himmlischen Heiterkeit und Klarheit entgegenleuchten sahen. Wohl war auch in seinen früheren Leistungen schon großes Talent nicht zu verkennen; aber daß es sich so rasch und in so hoher Vollendung entwickeln werde, hätte, wer den Künstler kennt, wohl kaum zu hoffen gewagt. Daß er unverrückt fortschreiten werde auf dieser Bahn, dafür bürgt der eiserne Fleiß, der aus diesem großen, wie wir hören, in kurzer Zeit vollendeten Gemälde zu erkennen ist; hier bedarf es also nicht mehr der Aufmunterung. Diese Zeilen sollen nur Freundesgruß und Dank seyn für die große Freude, die das Bild uns und gewiß allen Beschauern, Künstlern wie Kunstfreunden, bereitet hat.

Wer Rottmann's, des leider zu frühe verstorbenen, geniale Landschaftgemälde und namentlich die Reihe von Ansichten aus Griechenland gesehen hat, die, in enkaustischer Manier gemalt, einige Säle des Königsbau's zu zieren bestimmt sind, Werke, an denen der Künstler seine Seele ausgehaucht hat, der wird auf den ersten Blick eines seiner gelungensten Bilder vor sich zu sehen glauben. Es scheint der Geist Rottmann's unsern Künstler gewaltig gepackt zu haben; ein Glück für ihn, daß er schon vorher umfassende Studien gemacht und bis zu einem gewissen Grade seine eigene Bahn verfolgt hat: so ist es ihm gelungen, seinen Geist und sein künstlerisches Gefühl an den herrlichen Werken seines edlen Vorgängers zu nähren, ohne sich seiner Selbstständigkeit zu begeben und ein Sklave desselben zu werden. Dürften wir uns eine Vergleichung beider Künstler erlauben, so möchten wir bei Bamberger eine gleichmäßigere Beachtung und Vollendung aller Theile des Bildes, sowohl des Vordergrundes, als der Fernen finden. Rottmann's Landschaften sind einfacher, vielleicht für unsern Geschmack in einzelnen Theilen zu einfach und zu wenig ausgeführt; sie wollen mehr durch den Gesammteindruck wirken. In Bamberger's Bilde ist dieser Gesammteindruck auch überwältigend, hinreißend. Man fühlt sich plötzlich unter den südlichen Himmel, in eine wonnige Luft, mitten in die Wunder des mitelländischen Meeres versetzt und es durchdringt uns, die wir eben noch die erdrückende, lähmende Wirkung des Nebels und der frostigen Düsterheit um uns gespürt haben, Freude und Klarheit und die behagliche Ruhe eines herrlichen Sommerabends. Wir lagern uns in der Nähe der sonnenbesuchten Höhen und schauen entzückt über die blaue Bucht nach den in warmem Sonnenmeer schimmernden Felsen der unbezwinglichen Königin aller Festen und es breitet sich das Leben der ganzen Natur und Menschheit wie ein Homerisches Gedicht vor uns aus, zu behaglicher Betrachtung einladend. Eben so große Befriedigung finden wir, wenn unser Blick sich auf das Einzelne richtet; der schön gezeichnete, sorgfältig und höchst charakteristisch ausgeführte Vordergrund bis auf die winzige Menschenstaffage, die, Anfangs kaum bemerkt, nicht unbedeutend wirkt, die wunderbare Kraft der Beleuchtung, die feinen Farben des Mittelgrundes, die in ihrer kunstvollen Abstufung so sonnig warm wirken, die zarte Ferne, der glückliche Himmel: Alles ist schön und vereinigt sich zum reinsten, harmonischen Eindruck. Es ließe sich gewiß noch Vieles über diese gelungene Schöpfung sagen: wir wollen uns mit dem Gesagten begnügen und nur noch, zum leichteren Verständniß des Bildes, bemerken, daß die beiden Meerestheile diesseits und jenseits Gibraltar nur Buchten der spanischen Küste sind und die Meerenge nur in weiter Ferne rechts schimmert. Der Ort auf der Höhe ist Algesiras westlich, der andere S. Roque nordöstlich der Landzunge, auf der die Festung liegt.

Möge der Künstler bald ein ähnliches Werk folgen lassen, das zur Zierde unseres Institutes, welches gerne die einheimischen Künstler in sich versammelt, dienen könne.

Sage und Wahrheit.

(Aus Reichelsheim im Odenwalde eingesendet.)

Durch Deutschlands Gauen ist die Sage vom alten Schnellertsherr bekannt. Sie verkündet, daß, wenn jener Herr von seiner Burg Rodenstein im Odenwalde mit seinem wilden Heere auszieht nach der anderthalb Stunden davon entlegenen Burg Schnellert, er stets Krieg und Blutvergießen für die deutschen Völker voraussagt, dagegen aber die frohe Botschaft des Friedens bringt, wenn er geräuschvoll mit seinen Kriegsgenossen heimkehrt zu dem Rodenstein, dem Stammschlosse seiner Väter.

Die letzten Bauernhöfe von dem Dörflein Eberbach, welches zur Bürgermeisterei Reichelsheim gehört, lehnen sich an die verfallenen Mauern des Wohnsitzes jenes unruhigen Burggeistes an, und gerade jene letzten Bauernhöfe liegen in der Richtung, den der Burggeist nimmt, wenn er unter wildem Getümmel, bei dem sich Geklirr der Waffen und das Getrappe von Rossen vor Allem bemerklich macht, seinen bedeutungsvollen Auszug hält oder seine eben so bedeutungsvolle Rückkehr antreten muß.

Bei dem großh. Bürgermeister zu Reichelsheim wurde am 3. März 1848 von dem Bewohner eines jener gedachten Bauernhöfe, einem höchst glaubhaften Manne, die Anzeige gemacht, der Burggeist habe mit allem Geräusch in der Nacht vom 2. auf den 3. März jenes Jahres seinen Auszug gehalten. Der großh. Bürgermeister ersuchte damals einen der Ortsgeistlichen, in das „Frankf. Journal" eine deßfallsige Anzeige einrücken zu lassen; solche Anzeige unterblieb jedoch wegen eingetretener Geschäftsüberhäufungen. Bald traten die Bewegungen des Jahres 1848 ein, und als diese Bewegungen im Norden und im Süden Deutschlands in blutigen Krieg sich gestalteten, da ward wiederum jene Sage des alten Rodensteins mit seinen wilden Schaaren zur Wahrheit. Wie bekannt, wurde die Wahrheit dieser Erscheinung in früheren Zeiten wiederholt bei dem Regierungsamt Reichelsheim in einem Protokolle niedergelegt.

Bei dem großh. Bürgermeister zu Reichelsheim wurde am 1. Januar 1851 wiederum die Anzeige gemacht, daß am 31. December 1850 Morgens zwischen 7 und 8 Uhr der Burggeist zu dem Sitz des Friedens, der Burg Rodenstein, mit dem gewöhnlichen Geräusche zurückgekehrt wäre.

Im Interesse jener Sage wird die Nachricht von der Heimkehr des Rodensteiner Burggeistes dem Publikum hier mitgetheilt, hoffend, daß der Burggeist mit seiner Friedensbotschaft eben so glaubhaft sich bewähren werde, als er sich zuverlässig erfinden ließ, da er im Jahr 1848 die Unruhen, das Blutvergießen und die kriegerischen Ereignisse jenes Jahres als glaubhafter Herold dem deutschen Volke zurufen wollte.

Reichelsheim, 2. Jan. 1851.

Mannichfaltigkeiten.

Auf den holländischen Besitzungen in Java langte ein junger Offizier aus dem Mutterlande an, und eilte, sich bei dem Gouverneur zu melden. Vor dem Salon lag ein schwarz zusammengerollter Knäuel, den er für geeignet hielt, um daran die Stiefel vom Staube zu reinigen. Er streifte also mit dem Fuße über diese dunkle Maschine hin, als, o Schrecken, dem ruhenden Knäuel ein lautes Zischen entfuhr und sich eine furchtbare Boa constrictor vor dem Entsetzten bäumte. Den Anstand vergessend, war er mit einem Sprung im Saale. Doch hier erst sträubten sich seine Haare bei der Gewißheit des sichern Todes, denn ein großer Tiger sprang ihm knurrend entgegen. Nur mit einem eleganten Degen bewaffnet, griff er eilend nach dieser einzigen Vertheidigung, aber in der Verzweiflung sichern Mißlingens. In diesem Augenblicke klopfte ihm der Gouverneur besänftigend auf die Schulter. „Stecken Sie ruhig ein, bis Sie einen würdigern Feind vor sich haben, mein junger Freund! Diese Katze werden Sie vertraulich neben sich essen sehen, wenn Sie mir das Vergnügen zum Diner machen; es hat unsern alten Hausfreund nur aus der Fassung gebracht, Sie vor seiner langjährigen Bekannten, der guten Boa, so fliehen zu sehen. Diese thut keinem

Menschen Etwas und lebt vertraulich mit uns zusammen, was uns auch mit diesem Tiger gelungen, der nie Blut gekostet und seit seinen ersten Lebenstagen der Kinder Spielkamerade ist. Sie werden hier noch manche europäische Furcht verbannen müssen."

Die päpstliche Regierung hat in Rom verordnet, daß sämmtliche nackte Statuen und Bilder in den Kirchen bekleidet werden sollen. Auch die Engel und der berühmte Genius von Canova auf dem Grabe des Papstes Clemens sind davon nicht ausgenommen.

Bei Sprengung der Stadtmauer in Bruck Behufs der Stadterweiterung fand man jüngst in der Tiefe von $1^1/_2$ Klafter das Gerippe eines römischen Soldaten in voller Rüstung auf dem Schilde liegend. Leider gebrauchte man, um diesen Fund für die Wissenschaft zu erhalten, nicht die gehörige Vorsicht, und sowohl das Gerippe als die Rüstung zerfielen in Staub und kleine Stücke, als man sie aus ihrem Grabe heben wollte. Nur das Schwert blieb unversehrt.

Kürzlich wurde in London das Manuscript von „Waverley", ganz von Walter Scott's eigener Hand, für 40 Guineen an einen Liebhaber von Autographien, also sehr billig, verkauft. Bei dieser Gelegenheit erfährt man denn auch, daß Scott jenen Roman 1805 anfing, ihn dann bei Seite in einen alten Schrank legte, aus welchem er ihn 1813 erst wieder hervorholte, um ihn zu vollenden und herauszugeben. Mit welchem Erfolg, ist bekannt genug.

Nach der neuesten Berechnung eines Engländers beläuft sich die Bevölkerung der Erde noch immer in runder Zahl auf 1000 Millionen Menschen und die jährliche Vermehrung unseres Geschlechts auf 10 Millionen.

Literatur.

Fata Morgana. Ein Roman aus dem Jahr 1848 von Cläre von Glümer. Verlag von Otto Wiegand. Leipzig, 1851.

Unter diesem Titel brachte uns das neue Jahr ein Buch, welches wir unserm Leserkreis anzuempfehlen nicht unterlassen dürfen. Die Verfasserin, welche während des vielbewegten Jahres 48 in unserer Stadt lebte, benützte diese Zeit zu Charakterstudien, die uns nun zu einem Ganzen geordnet, hier vor's Auge geführt werden. Mit nicht weniger Verständniß hat dieselbe die Zeitfragen erfaßt und zum geistreichen, anziehenden Dialog benützt. Die gesellschaftlichen Kreise, in welchen sich die Handlung bewegt, sind wahrheitgetreue und lebhaft geschildert, so daß sich der Leser leicht darin behaglich fühlen kann. Die Intrigue des Romans ist freilich nicht sehr verwickelt, was wir aber keineswegs als Tadel hinstellen wollen, indem der Leser doch hinreichend in Spannung erhalten bleibt, ohne daß Zufall wirkt und die Verfasserin die Handlung sich historisch entwickeln läßt. Der abstrakte Theil erhält durch poetische Naturschilderung und Anschauung eine erfreuliche Würze; oft überrascht uns die dramatische Wirkung der einzelnen Partien und wir dürfen getrost bei dem Erstlingswerke der Verfasserin eine glückliche Zukunft vorhersagen. Vielleicht dürfte es noch zur Verbreitung des Buches beitragen, wenn wir bemerken, daß Frankfurt zu öfters der Schauplatz des Romans ist und Persönlichkeiten, die sich im Jahr 1848 hervorthaten, unter den Mitwirkenden sind. A.

Korrespondenz.

Worms, im Januar.

Dr. G. Zimmermann's Vorlesungen über die poetische National-Literatur der Deutschen haben die gebildete Welt um ihn versammelt, die seinen geistreichen Vorträgen über die Dichter-Heroen unseres Volkes mit stets gesteigertem Interesse lauscht. — Das Bewußtseyn der Herrschaft über die Sprache und der tiefen Kenntniß der zu beleuchtenden poetischen Stoffe, verbunden mit einem kräftigen, volltönenden Organ, verleihen Zimmermann's Vorträgen in der That eine Weihe, die fein zahlreiches Auditorium mit wahrer Verehrung erfüllt. — Wir müssen hier auch der ausgezeichneten Kanzelreden dankend erwähnen, welche wir an Sonntagen von einem Duller, Floß, Henneberg, Rau und Andere zu hören Gelegenheit haben, und welche im wahren Sinne des Wortes die Herzen erbauen.

Dresden, 6. Januar.

Es wird gewiß viele Ihre Leser interessiren, zu vernehmen, welche Schriftsteller und Dichter gegenwärtig ihren Wohnsitz in Dresden aufgeschlagen haben. Nachdem während des letzten Decenniums Ch. A. Tiedge, Friedrich Kind, C. von Brunow, Fr. Laun, Hohlfeld, Kuhn und Ed. Gehe durch den Tod abberufen worden, Andere, wie L. Tieck, Jul. Mosen, Braun von Braunthal, H. Meynert und Fr. Marlow, sich von hier weggewendet, leben jetzt in Dresden: C. von Wachsmann, Th. Hell, Woldemar Seyffarth, K. Gutzkow, Berthold Auerbach, Rob. Reinick, G. Nieritz, Aug. Bürck, Jul. Hammer, Fr. Lederer, Fr. Ludojatzky, Otto Ludwig Eisfeld, Adolf Peters, Carl und Otto Alex. Banck (Kunstkritiker). — Das Hoftheater hat das neue Jahr in würdiger Weise mit „Macbeth" von Shakespeare eröffnet. Was ich neulich als sehr wünschenswerth bezeichnete, ist geschehen, indem Fräul. Genast aus Weimar als Mitglied der königl. Bühne gewonnen worden ist; auch Frau Heese (früher Fräul. Herbold) wird sich von Wien hierher wenden. Dem Vernehmen nach will uns aber leider zu Ostern Fräul. A. Wilhelmi verlassen, deßgleichen ihr Bruder, von dem nächstens ein neues Lustspiel hier in Scene gehen wird. Mit dem zweiten Theater ist seit Weihnachten in sofern eine Veränderung vorgegangen, als der rühmlichst bekannte Direktor Fr. Mathes mit seiner Gesellschaft hier Vorstellungen gibt, obgleich das Unternehmen noch unter dem Namen des vorigen Inhabers fortgeht. — Am letzten Sonnabend gab Fräul. Marie Wieck, unterstützt von den Herren Braham, Rudolph, Kummer und R. Seifert in den prachtvollen Räumen des Harmoniegebäudes ein zweites zahlreich besuchtes Konzert. Die junge Dame hatte Compositionen von Beethoven, Weber, Schulhoff, Lißt und Schumann gewählt, deren musterhafter Vortrag in Verbindung mit enormer Fertigkeit den reichsten und allgemeinsten Beifall fand. Wie früher ihre hochberühmte Schwester Clara, so wird auch Marie Wieck auf ihren Kunstreisen aller Orten Bewunderung erregen. — Noch sey eine Aufführung des „Paulus" durch die Dreißig'sche Singakademie erwähnt, wobei sich im Sologesange ein talentvoller Tenorist des Hoftheaters, Hr. Rudolph, vortheilhaft auszeichnete.

Theater-Anzeige.

☞ Freitag, 10. Januar. (Zum Vortheil des Chorpersonals): Der Prophet, große Oper in 5 Abtheilungen, Musik von Meyerbeer. Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 11. Jan. (Zum ersten Male wiederholt): Tartüffe, oder: Der Scheinheilige, Lustspiel in 4 Abth. Vorher: Drei Väter auf ein Mal, Lustspiel in 1 Akt.

Sonntag, 12. Jan. Die Hugenotten, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer.

Mittwoch, 15. Januar. Großer Maskenball. — Die geehrten Logeninhaber des ersten und zweiten Ranges, welche ihre Logen für den Maskenball zu behalten gesonnen sind, werden ersucht, den Logenmeister, Hrn. Peill, längstens bis Montag, den 13. d. M., Abends 9 Uhr, davon zu unterrichten.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 10. Samstag, den 11. Januar 1851.

Lady Southwel.

Nach dem Französischen des Roger de Beauvoir.

I.

In demjenigen Theile der Stadt Dieppe, der sich dem Octroi gegenüber bis zum Hafen hinzieht und die Reihe seiner weißen Häuser gleichsam selbstgefällig ausbreitet, bemerkte man bereits im Jahre 1827 mehrere Wohnungen, deren Anblick schon die bequeme und zweckmäßige Einrichtung verrieth. Fast nur von englischen Familien bewohnt, boten sie dem Auge eine lange Reihenfolge bunter Jalousieläden, grün angestrichene Thüren mit blanken Kupferknöpfen, helle Glasscheiben und (was dort überraschen muß) einige Blumen in Töpfen vor den Fenstern und auf den Terrassen. Elegante Cavalcaden trabten vom frühen Morgen an auf dem gelben Sandteppich, der sich vor der Fronte der Häuser ausbreitete, und am Abend konnte der Fremde, der müßige Spaziergänger, wie in einer abgelegenen Straße Neapels, silberhelle Melodien vernehmen, die dem Piano einer schottischen oder irischen Corinna entströmten.

An einem schönen Septembermorgen schienen die meisten der eben erwähnten Häuser durch ihre halboffenen Fenster die frische Seeluft einathmen zu wollen. Drei Personen, in traulichem Gespräch, richteten ihre Schritte nach einem am Quai belegenen Eckhause. Den ältesten verrieth schon der Schnitt seines grünen Fracks mit großen goldenen Knöpfen, auf denen Wolfsköpfe angebracht waren, als einen jener etwas aufgedunsenen Gentlemen, wie man sie auf den englischen Jagdbildern wahrnimmt; in dem jüngsten erkannte man auf den ersten Blick einen Pariser Lion vom reinsten Wasser. Ihr Gefährte, ein Mann von 33 bis 35 Jahren, sah ernst und nachdenkend aus.

„Sie wollen mich also durchaus der Lady Southwel vorstellen, mein lieber Rudolf?"

„Allerdings, Doktor, Sie können ihr nützlich seyn. Dieß ist die Stunde ihres Lever," hob der junge Baron Rudolf von Nanteuil wieder an; „fragen Sie Sir Robert."

Ein alter Kammerdiener führte sie ein, und sie trafen Lady Southwel in einem geschmackvoll eingerichteten Boudoir; sie schien mit dem Lesen einer englischen Zeitung beschäftigt. Die auffallende Blässe, die über ihre schönen Züge verbreitet lag, das nervöse Lächeln, das um die Mundwinkel ihrer schmalen Lippen spielte, verriethen dem Beobachter den heftigen Seelenkampf, in dem sie begriffen war; nur mit einiger Anstrengung konnte sie sich erheben, und mit verlegener Miene grüßte sie ihre Gäste.

„Sie hatten mir Ihren Besuch nicht gemeldet .... diese Vorstellung ...." stammelte Lady Southwel; ihr Blick ruhte noch auf dem Arzte, als Sir Robert sich beeilte, diesen bis an das Sopha der schönen Engländerin zu führen, indem er sprach:

„Es ist Doktor Bernard, der Badearzt von Dieppe."

„Der Doktor?" hob Lady Southwel wieder an; „Sie sind Doktor, mein Herr?"

„Müssen Sie denn erst sein Diplom sehen?" rief Rudolf unter lautem Lachen aus. „Der Doktor Bernard ist ein wahrer Hippokrates, der große erhabene Doktor; er hat hier Wunderkuren gemacht!"

Lady Southwel bebte. „Seyn Sie willkommen, mein Herr," fiel sie mit sichtbar erzwungenem Tone ein; „von Baron Rudolf von Nanteuil und Sir Robert vorgestellt."

„Diese Herren sagten mir, Sie seyen leidend, Madame ..."

„Heute morgen nicht .... ja, ich fühle mich seit einigen Tagen besser," fuhr sie fort, indem sie mit kaum zu verhehlender Anstrengung ihre innere Bewegung zurückdrängte.

Die Gegenwart des Arztes und besonders der Ton seiner Stimme schienen Lady Southwel in eine unerklärliche Erstarrung zu versetzen; in fieberhafter Aufregung betrachtete sie den Mann, wie man ein Räthsel prüft. Inzwischen hatte er seinen Hut in dem dunkelsten Winkel des Zimmers abgelegt, blieb stehen und that, als durchblättere er Notenhefte, die auf dem Piano lagen. Er war ein Mann von ziemlich hohem Wuchse, dessen Haupthaar, wahrscheinlich in Folge nächtlicher Studien, grau zu werden anfing. Die gelbliche Gesichtsfarbe hob die in seinen Zügen liegende Kälte noch stärker hervor, während die große Taffethülle, die an seiner Brille angebracht war, den Ausdruck seines Blickes verbarg. Er trug einen Frack von steifem, engem Schnitt, gleichsam um der englischen Mode zu fröhnen, was ihm bei vielen seiner britischen Kunden zur besonderen Empfehlung gereichte. Eine schwarze Kravatte, deren Enden sich symmetrisch auf dem hervorstehenden Jabot wiegten, vollendete die düstere und unfreundliche Erscheinung.

Lady Southwel betrachtete ihn — wie schon vorhin erwähnt ward — mit prüfendem Blicke, gleichsam als wollte sie einer Vermuthung auf den Grund kommen, der sie sich nicht zu entschlagen vermochte. Von Baron Rudolf von Nanteuil in eine Fensternische geführt, gab sie ihm das Zeitungsblatt, welches sie bis dahin fast unwillkürlich zwischen den Fingern zerknittert hatte. Der Rosenfinger der schönen Lady bezeichnete auf der Mitte des Blattes einen Artikel von wenigen Zeilen, heftig und persönlich zugleich und gehalten in der Manier des „Satirist", jener englischen Wespe, die ohne Unterschied den Lord wie den Bürger, die Herzogin wie die Modehändlerin sticht.

„Lesen Sie hier," sagte sie zu Rudolf, „Sie wissen, daß ich für meine Freunde kein Geheimniß habe."

„Ich aber widersetze mich," fiel Sir Robert ruhig ein; „Baron Rudolf von Nanteuil ist nicht wie Sie und ich gegen die Angriffe der englischen Presse abgehärtet. Er weiß vielleicht

nicht, daß man bei uns ohne Namensunterschrift, zu so und so viel die Zeile, verleumden darf. Lesen Sie das Journal nicht, Baron, und da Lady Southwel mich zu ihrem Vertrauten erwählt hat und zu ihrem Vertheidiger in meiner Eigenschaft als Verwandter . . .“

„Ich habe von meinem Gewissen keine Vorwürfe zu befürchten,“ unterbrach ihn Lady Southwel mit Würde; „das Journal wird hier von mehreren Landsleuten gelesen, ich muß es meinen natürlichen Vertheidigern zeigen. . . Der Herr Doktor — fügte die Lady, gegen den Arzt Bernard gewendet, hinzu — ist dabei ohne Zweifel nicht am unrechten Orte.“

„Ich, Madame? O, ich werde mein Leben lang den Zufall segnen, der mir erlauben würde, einer so edelsinnigen Dame, wie Sie, nützlich seyn zu können. Ich weiß nicht, um was es sich handelt, aber ich gestehe keinem Unbetheiligten das Recht zu, es mir zu sagen. Wenn man Sie nur einmal gesehen hat . . .“

„Dieser Artikel darf Sie nicht bekümmern, Madame,“ begann Rudolf von Nanteuil, welcher das Blatt flüchtig überblickt hatte, mit keckem Tone. „Gott verhüte nur, daß ich nicht auch in dieser Stadt einen Feind treffe, ich tödte ihn!“ Und mit einer Hand, die noch vor Wuth zitterte, reichte er den „Satirist“ dem Doktor hin, der ihn ohne Anstand nahm.

„Das ist infam!“ sagte Bernard mit Nachdruck, nachdem er die Stelle gelesen hatte; „und in London wagt man es, solche Dinge drucken zu lassen!“

„Man verleumdet da einen Franzosen, mein Herr,“ setzte Rudolf hinzu. „Lesen Sie! . . . Es ist ein Franzose, den man beschuldigt, vor zwei Jahren zur Scheidung der Lady Southwel von ihrem Gatten Anlaß gegeben zu haben. Sie sind ein Ehrenmann, Sie kennen den Namen des Elenden nicht; hier steht er vollständig; er heißt Denys.“

„Dieser übrigens sehr gewöhnliche Name ist mir ganz unbekannt,“ hob der Doktor ruhig an, indem er eine starke Prise aus seiner Dose zwischen die Finger nahm. „Sich zum Echo der Lüge hergeben, ist eine Schande; diese unsinnigen Beschuldigungen werden hier keinen Glauben finden. Wünschen Sie vielleicht, daß ich für ein hiesiges Blatt eine Entgegnung schreibe?“

„Nicht nöthig, Doktor,“ bemerkte Rudolf; „das hieße nur die Verleumdung übersetzen; lassen Sie sie englisch stehen; es ist das schon zu viel.“

„Also, Madame,“ hob Bernard wieder an, „man hat ein Mittel gefunden, die stillen Freuden Ihrer Einsamkeit zu vergiften; man hat Ihnen dieß Blatt zugeschickt, wie man einem Feinde den Todespfeil sendet. Der Arzt des Körpers ist, wie Viele meinen, außer Stande, die Wunden des Gemüthes zu heilen; gestatten Sie mir jedoch, daß meine Besuche . . .“

„Ich bitte Sie für diesen um Nachsicht, mein Herr,“ erwiederte Lady Southwel betrübt; „ich konnte meine Empfindungen Ihnen gegenüber nicht beherrschen, entschuldigen Sie mich!“

Der Doktor verbeugte sich ehrerbietig; Rudolf und Sir Robert hatten sich beide der Dame genähert und sprachen leise mit ihr. Sie lag mit gefalteten Händen auf dem Sopha, und ihr weißes Kleid, in Form eines Bademantels, erhöhte noch den eigenthümlichen Reiz ihrer Blässe. Einzelne Thränen brachen von Zeit zu Zeit unter ihren feuchten Wimpern hervor, und der blaßbläuliche Ring unter ihrem Auge ward dunkler, gleich dem Meere, beschattet von Wolken. In diesem Augenblicke schlug die Standuhr im Salon drei. Doktor Bernard nahm Hut und Stock, entschuldigte sich mit einem dringenden Besuche und empfahl sich der Lady Southwel, nachdem er ihr einige Regeln über ihr Verhalten gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Untergang der „Helene Sloman“.

Die „Helene Sloman“ war ein eisernes Dampfschiff von 800 Tons und 180 Pferdekraft, das im vorigen Jahr auf englischem Werft erbaut worden und bereits zwei glückliche Fahrten gemacht hatte. Am 1. Nov. v. J. lief es mit Passagieren von Southampton nach New-York aus, das Schiff war mit 36 Leuten bemannt und hatte im Ganzen 180 Personen, meistens Deutsche, an Bord. Ein Augenzeuge schildert in der „Times“ den Hergang wie folgt: „Vom Tage des Abgangs bis zum 19. Nov. ereignete sich nichts Erwähnenswerthes, abgesehen davon, daß das Wetter selbst für die späte Jahreszeit ungestümer und veränderlicher als gewöhnlich war. Am Abend des 19. auf 43° 19′ Breite und 50° 39′ Länge (nach dem Chronometer) wuchs der Wind, der während des ganzen Tages schon ziemlich stark aus NNW geweht hatte, zu einem schreckenerregenden Orkan. Die Helene Sloman widerstand demselben aber auf's bravste, und obgleich die See mit Bergeshöhe lief, nahm das Schiff trotzdem doch kein Wasser über, bis um 11 Uhr p. m. eine außergewöhnliche schwere Quersee mit fürchterlicher Macht sich über Heck, Steuerbord-Quarter und Poopdeck brach, die Cajüte füllte, und verursachte, daß das Schiff während mehrerer Minuten vom Hinter- bis Vordersteven erzitterte. Um 2 Uhr Vormittag ließ der Sturm allmälig nach, und gegen Tagesanbruch war nur noch eine gewöhnliche Brise; die Dünung war jedoch während des ganzen Tages sehr bedeutend. Um 4 Uhr p. m. (Mittwoch) warf Kapitän Paulsen dem Mann am Steuer vor, daß er unsicher (unsteady) steuere, und wenige Minuten darauf, nicht zufrieden mit der Antwort, die er erhielt, nahm er das Rad selbst zur Hand, und nachdem er mit demselben eine ganze Drehung (revolution) gemacht hatte, fand er, daß das Schiff nicht mehr gehorchte, und gleich darauf, daß das Steuer sich von dem Hintersteven begeben, ohne Zweifel in Folge der schweren Sturzsee des vorhergehenden Abends, und daß es von den Sicherheitsketten ungefähr 4 Fuß unter Wasser noch gehalten wurde. Sogleich wurde alle Mannschaft nach Hinten beordert und das Gangspill mit schweren Takeln angewandt, um das Steuer in die Höhe zu bringen; der dritte Steuermann wurde über Bord gesetzt, um ein schweres Tau darum zu bringen, sobald das Steuer genügend in die Höhe gebracht worden wäre; bevor dasselbe jedoch die Fläche des Wassers erreicht hatte, brachen die Ketten in Folge des schweren Gewichtes des Steuers (über vier Tons), beide sprangen in demselben Augenblick, und das Ganze sank in die Tiefe. Während man auf diese Weise beschäftigt war, kam der erste Ingenieur auf's Quarterdeck und berichtete, daß die Maschine furchtbar stieße und er daher befürchte, es müsse etwas an dem Propeller zerbrochen seyn; sein Rath sey daher, die Maschine bis Tagesanbruch anzuhalten, um dann den Schaden untersuchen zu können. Der Dampf wurde in Folge dessen abgelassen, und der größte Theil der Nacht wurde mit Anfertigung eines Hülfssteuers aus einer Trosse Tauwerk zugebracht, welches der Kapitän, da es gutes Wetter geworden war, nicht vor Tagesanbruch anlegen wollte, damit es nicht etwa in den Propeller verwickelt werde und größern Schaden dadurch anrichte. Am folgenden Morgen, Donnerstag, wurde ein Boot ausgesetzt, um den Steven in- und auswendig gründlich zu untersuchen. Es zeigte sich dann, daß nicht nur das Steuer verloren war, sondern daß es auch ungefähr 12 Fuß des äußern oder falschen Stevens mit abgerissen hatte, und daß der untere Theil hiervon da, wo er an den Kiel angesetzt war, auch diesen beschädigt und dadurch einen bedeutenden Leck verursacht hatte. Ferner war das Ende der Hauptwelle, durch welche der Propeller getrieben wird und welches, in dem Hintersteven ruhend, arbeitet, durch den Verlust des letzteren seiner Stütze beraubt

und dadurch in schiefer Linie gebogen, wodurch die Flügel des Propellers sich gegen den Hauptsteven neigten und so die Stuffing box in demselben erweiterten, welches einen zweiten Leck verursachte. Sogleich wurden alle Maßregeln getroffen, um diesen Leck zu stopfen; Extra-Pumpen wurden in Gang gesetzt, und ein Mann wurde bei der Stuffing box gelassen, um diese zu beobachten, sie soviel wie möglich auszufüllen und über den Zustand derselben zu berichten. Zu dem Leck im Kiel konnte man nicht gelangen in Folge der besondern Stelle und der außerordentlichen Schärfe des Schiffes. Eine bedeutende Besorgniß mußte nun in allen Denen empfunden werden, welche die Verhältnisse beurtheilen und die wahrscheinlichen Folgen des Unfalls ermessen konnten. Das Steuer und der Heck Steven verloren, das Schiff leck, der Propeller unbrauchbar, und das Schiff wegen seiner großen Länge (228 Fuß) nicht mit den Segeln zu steuern. Um 10 a. m. kam eine Brise von S und O, bald darauf nach dem NW und NNW sich wendend und in einen furchtbaren Sturm ausartend. Um 7 p. m. war es ein completer Orkan, welcher viele Segel wegriß und den ganzen folgenden Tag und bis zum Sonnabend Morgen anhielt; während der ganzen Zeit waren alle Pumpen durch die Maschine im Gange gehalten. Am Sonnabend den 24. Nov., nachdem der Wind nachgelassen, wurde das angefertigte Nothsteuer versucht, aber erwies sich leider als ganz zwecklos. Um 10 a. m. zeigte sich in der Entfernung von ungefähr 10 Meilen ein Schiff westlich unter alle Segel steuernd. Nothsignale wurden gemacht und alle möglichen Anstrengungen angewandt, um durch die Segel das Schiff herumzubringen und das andere in seinem Cours zu kreuzen, aber leider ohne Erfolg. Um 3 p. m. kam die Besatzung nach hinten und verlangte Erlaubniß, die Boote auszusetzen, um nach dem Schiffe zu rudern. Der Kapitän verweigerte dieses, indem er sehr richtig bemerkte, daß bei der hohen See sie vor Dunkelwerden das Schiff gar nicht erreichen könnten. Nach einer langen Discussion, die in eine Meuterei auszubrechen drohte (einige hatten bereits Brod und Wasser für sich in das Boot auf der Backbordseite eingelegt), gab die Besatzung ihren Plan auf; sie machte erneuerte Anstrengungen, das Schiff herumzubringen, und bei Sonnenuntergang gelang es, indem zufällig eine schwere See, die sich gegen das Quarter brach, zu Hülfe kam.

Während der Nacht wurde der Wind stärker, und um 10 Uhr Vormittags, am Sonntage, wehte ein Sturm von Osten mit schweren Böen, Schnee und Regen; das Schiff befand sich unter dicht gerefftem Vormarssegel, Steven, Bisata und Vorstagsegel. Um 2 Uhr Nachmittags befanden wir uns, nach der Berechnung, dicht bei dem östlichen Ende von Sable Island, und jede Wahrscheinlichkeit war vorhanden, daß wir während der Nacht auf die Riffe treiben würden. Anker und Kette wurden jetzt in Bereitschaft gebracht. Gegen Mitternacht, während wir jeden Augenblick erwarteten, fest zu kommen, drehte sich der Wind plötzlich nach NW und trieb uns wieder vom Strande. Am Montag mäßiger Wind von NW, das Schiff trieb beständig ungefähr anderthalb Meilen in der Stunde vom Strande. Es wurde beständig gelothet, aber nur einmal Grund in 40 Faden gefunden. Am Dienstag noch immer NW-Wind. Während des Morgens war ein sinnreiches Mittel angewandt worden, um vermittelst einer Composition von Bleiweiß, Garn und anderer derartigen Sachen den Leck im Kiel zu stopfen, aber leider auch dieses erwies sich als erfolglos. Die Passagiere und Maschinen hielten die Pumpen beständig in Bewegung. Am Mittwoch, da das Wetter schön und ruhig war, wurden die Boote ausgesetzt, um mit diesen das Schiff herumzubringen, aber die große Länge desselben war ein unüberwindliches Hinderniß. Es wurde mit der größten Aufmerksamkeit auf etwa passirende Schiffe ausgesehen, und alle am Bord lösten sich regelmäßig bei den Pumpen ab; aber trotz der größten Anstrengung konnte das Wasser in den Raum auf nicht weniger als 1 Fuß gebracht werden. Eine Menge Arten und Weisen wurden vorgeschlagen und angewandt, um ein Nothruder anzubringen, aber alle schlugen fehl in Folge des zerbrochenen Zustandes des Hinterstevens und weil der Propeller noch festhielt.

Gegen Nachmittag kam eine Brise vom Süden, und weitere Anstrengungen wurden gemacht, um das Schiff nach dem Ufer herumzubringen: fast gelang es dießmal, als ein plötzlicher Windstoß von OSO es zurücktrieb. Während der Nacht wurden dieselben erfolglosen Anstrengungen wiederholt.

Am Donnerstag, den 28., wurde bei Tagesanbruch ein Schiff, unter vielen Segeln NNO steuernd, in einer Entfernung von etwa 10 Meilen entdeckt; das Dampfschiff zeigte nach WSW. Um 8 Uhr a. m. ging das Schiff durch den Wind, indem sich der Wind nach NW gedreht hatte, und steuerte auf uns zu. Obgleich alle Pumpen während der Nacht und noch getrieben wurden, hatte das Wasser in dem Raum um 10 bis 12 Zoll zugenommen; die Lecke hatten sich augenscheinlich vergrößert, und Alle am Bord waren mehr oder weniger erschöpft. Um 8½ Uhr wurden, sobald das Schiff vom Poop gesehen werden konnte, Nothsignale in Deutsch und Englisch (letztere Nr. 1836, Marryats Coder) gemacht. Zwei Kanonen wurden gelöst, wurden aber nicht von dem Schiff gehört, indem dieses sich am Wind befand. Kurze Zeit darauf aber zog das Schiff, welches das Blitzen unserer Kanonen und unsere Nothsignale gesehen, seine Segel ein und steuerte auf uns zu. Es wehte während dessen ein Sturm von NW. Sobald das Schiff in kleiner Entfernung sich befand, setzten wir ein Boot aus, mit dem zweiten Steuermann und vier Matrosen bemannt, und begleitet von zweien der englischen Cajüten-Passagiere, HH. J. J. Gray und de Norman, um sich an Bord der Schiffer zu begeben und um Hülfe zu bitten. Nach großer Anstrengung, indem die See sehr hoch lief, erreichte das Boot glücklich das Schiff, welches sich als das von London nach New-York bestimmte Packetschiff Devonshire, Capitän Hovey, auswies. Nachdem die HH. Gray und Norman dem Capitän Hovey den Zustand des Dampfschiffes geschildert, erbot sich dieser sofort zu aller möglichen Hülfe. Zwei von seinen Booten wurden ausgesetzt, jedes mit 4 Mann, unter Befehl des ersten Steuermanns, Hrn. Moore, und des dritten, Hrn. J. G. Johnson, bemannt; diese in Gemeinschaft mit den drei Booten des Dampfschiffes begannen nun die Passagiere überzuschiffen — eine Aufgabe, die nur mit der größten Anstrengung und Gefahr, da während des ganzen Tages der Wind sehr stark und die See sehr hoch war, ausgeführt werden konnte. Ungefähr um 4 Uhr p. m. trieb das Boot des Hrn. Johnson, der schon zwei erfolgreiche Touren bewerkstelligt hatte, nachdem er eben wieder sieben Passagiere eingenommen, unter dem Bug des Steamers, und da dieser sehr stark stampfte, wurde das Boot sofort umgeschlagen. Zweien der Passagiere gelang es, auf dem Boden des gekenterten Bootes sich zu retten und wurden von einem andern Boot abgenommen. Taue wurden den übrigen von dem Schiff aus zugeworfen, aber es gelang nur einem der Matrosen, diese zu ergreifen und sich zu retten; alle übrigen und mit ihnen Hr. Johnson kamen unglücklicherweise ums Leben.

Nachdem Capitän Paulsen sämmtliche Passagiere aus dem Schiff geleitet, stieg er nochmals in den Raum und fand, daß während der 5 Stunden, in welchen nicht gepumpt worden, das Wasser bis auf 6 Fuß gestiegen war. Er befahl darauf der Besatzung, die sich sämmtlich in den Booten langseite des Steamers befand, an Bord zu kommen, dessen sie sich aber auf das Bestimmteste weigerten. Darauf entschloß sich Capitän Paulsen, obgleich mit schwerem Herzen, auch das Schiff zu verlassen; nachdem er so viel von der Bagage und dem Schiffsproviant geborgen, als die Böte ohne Gefahr einnehmen konnten, verließ er das Schiff, von seinen eigenen Sachen nur seine Instrumente

und die Schiffspapiere rettend. Um halb 7 Uhr, nachdem es ganz dunkel geworden war, erreichte das letzte Boot glücklich das Schiff. Da Capitän Hovey bereits mehr als 500 Seelen am Bord seines Schiffes hatte, und nur einen durchschnittlichen Vorrath an Proviant, hielt er es für seine Pflicht, sofort Segel zu setzen, zumal ein eingetretener NO-Wind eine rasche Reise versprach. Das Schicksal des Hrn. Johnson ist ganz besonders zu beklagen, da er ein eben so braver wie guter Seemann war."

(A. A. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

(Stuttgart, 8. Jan.) Heute früh 6 1/2 Uhr wurde bei Degerloch in südsüdwestlicher Richtung des Himmels ein Meteor bemerkt. Dasselbe hatte die Größe der Sonnenscheibe, glich dem raschen Aufleuchten eines Blitzes und zeigte regenbogenartige, vorherrschend grüne Farben. Nach zwei Sekunden verschwand das Phänomen und ließ einen milchweißen Streifen von etwa zwei Klaftern Länge an der Stelle zurück, der sich nach einer Minute auch allmälig verlor. Der Himmel war theilweise bedeckt an der Stelle der Lufterscheinung, sonst vollkommen hell und mit Sternen besäet.

(Würzburg, 1. Jan.) Das Muckerthum beginnt auch sogar sich bei unserer Universitätsjugend einzuschleichen. So befindet sich an unserer Hochschule ein Rechtskandidat, der (es ist fast unglaublich, aber doch wahr!) bereits ein Dutzend Gebetbücher erscheinen ließ. Zwei verfaßte er selbst, die übrigen sind Anthologien aus alten Traktätchen, Palmen-, Myrrhen- und Paradiesgärtlein, die er um geringes Honorar zusammenfabricirte. Ein anderer Rechtskandidat hat den Entschluß gefaßt, nach Rom zu reisen und dort in den Jesuitenorden einzutreten. Herrliche Früchte unserer Gymnasialbildung!

Die Versteigerung der von den schleswig-holsteinischen Damen dem Nürnberger Unterstützungsverein eingesandten Arbeiten war von gewünschtem Erfolge. Einige Gegenstände, an die sich ihres Ursprunges oder ihrer schönen Arbeit wegen ein besonderes Interesse knüpfte, wurden zu sehr hohen Preisen erstanden: ein leinenes Handtuch zu 56 fl., ein Lineal zu 12 fl. 30 kr., ein Kanonenlauf zu 10 fl. (die beiden letztgenannten Gegenstände waren vom Holze Christians des Achten), ein Taschenbuch (dessen Umschlag vom Holze Christian's des Achten) zu 18 fl., ein Ofenschirm zu 20 fl., ein Cigarrenteller zu 12 fl., ein Taschenbuch mit einer darauf gestickten Doppeleiche zu 19 fl., ein Oelbild von Kiel zu 20 fl., mehrere Geldbörsen mit den schleswig-holsteinischen Landesfarben zu 8 fl. rc. Mehrere der Arbeiten waren von sinnigen Gedichten begleitet, von denen wir folgendes mittheilen:

Zum leinenen Handtuch.

Nahe den blutigen Schlachten an Deutschlands nördlichen Marken,
Spann dieß Tuch Euch ein Mädchen, allein in bangenden Stunden.
Liebend sey es geweiht einer deutschen bräutlichen Jungfrau,
Wenn der glückliche Tag führet den Gatten ihr zu.
Denn man ehret im Norden die altgermanische Sage:
Faden, von Thränen benetzt, leiten den Segen ins Haus.

Schleswig-Holstein, 1850. Maria v. Kolditz.

Korrespondenz.

Heidelberg, 9. Januar.

Aus der Fabrik des thätigen und intelligenten Hrn. Fabrikanten Metz dahier ist vor wenigen Tagen wieder eine große Feuerspritze hervorgegangen. Sie ist für die Zuckerrübenfabrik in Waghäusel bestimmt und wird von Kennern, welche sie in allen ihren Theilen prüften, als in ihrer ganzen Einrichtung sehr zweckmäßig anerkannt. Sie ist bis zu vier Wasserstrahlen, welche nach Belieben benutzt werden können, eingerichtet. Diese erreichen auch dann noch, wenn nur noch mit zwei Wasserstrahlen gearbeitet wird, eine Höhe von 106 Fuß. Im Ganzen wurden bis jetzt hundert Feuerspritzen von Hrn. Metz hier verfertigt und tragen, indem sie den Erwartungen entsprechen, welche man von ihnen hegte, sehr zur Verbesserung des Feuerlöschwesens bei. — Die hier errichtete Gewerbehalle nimmt einen immer erfreulicheren Fortgang. Vor kurzer Zeit sah sich der Geschäftsführer dieser Anstalt veranlaßt, den hiesigen Gewerbestand aufmerksam zu machen, daß die Einstellung noch mancher Gegenstände in die Gewerbehalle gewünscht werden müsse, um den Nachfragen genügend entsprechen zu können. Dieses hatte zur Folge, daß die hiesigen Geschäftsleute sich eifrig bemühten, diese Anstalt mit so mancherlei Gegenständen zu versehen, daß jetzt nicht leicht eine Nachfrage unbefriedigt bleibt. Man staunt, wenn man die großen Räume der Anstalt durchwandert, über die große Menge der Gegenstände, welche, wohlgeordnet, eine reiche Auswahl darbieten.

Mainz, 8. Januar.

Wie das Glück oft in verschwenderischer Fülle seine Gaben auf Einen Günstling schüttet, so kamen für unsere Stadt für den heutigen Abend die Spenden des Schönen zusammen und machten dem Freunde der Kunst und geselliger Freuden die Wahl schwer. Angekündigt war nämlich für heute Abend die Aufführung des „Propheten" in Wiesbaden, angekündigt für unsere Bühne die durch den Mund der Fama so laut gepriesene Sylphe Lucile Grahn und angesagt bereits ein Ball bei dem Vicegouverneur unserer Festung. Dem Genuß, den die zweite dieser Ankündigungen verhieß, wurde das letzte Vergnügen geopfert, der Ball nämlich wegen dieser Kunstproduktion wieder abgesagt, und wahrlich nicht zum Bedauern der Eingeladenen. Denn wie mochte auch Freunde der Kunst der eigene Tanz erfreuen, wo zur selben Zeit eine der gefeiertsten Priesterinnen Terpsichore's innerhalb derselben Mauern ihre weltberühmten Leistungen producirte?! Darum aber war auch das Haus troß der bedeutend (für den ersten Logenrang sogar auf das Doppelte) erhöhten Eingangspreise gedrängt voll, und das Publikum, von den bewunderungswürdigen Pas, von den grazienreichen Attituden der Zauberin fortgerissen, spendete reichlichen Beifall und überschüttete die Gefeierte mit Kränzen und Blumen.

Bürger's Enkel.

Auf die Aufforderung des Dichters S. H. Mosenthal hin, hat sich die hiesige Theaterdirektion entschlossen, das Stück: „Bürger, ein deutsches Dichterleben", zum Vortheil der dürftigen Enkel Bürger's und Molly's (in Leipzig lebend) Montag, den 13. d. M., aufführen zu lassen. Obwohl das hochherzige Publikum unserer Stadt in jüngster Zeit so oft in Anspruch genommen wurde, so zweifeln wir doch nicht, daß sich auch dießmal wieder sein Wohlthätigkeitssinn bethätigen wird.

Theater-Anzeige.

Samstag, 11. Jan. (Zum ersten Male wiederholt): Tartüffe, oder: Der Scheinheilige, Lustspiel in 4 Abth. Vorher: Drei Väter auf ein Mal, Lustspiel in 1 Akt.

Sonntag, 12. Jan. Die Hugenotten, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer.

Mittwoch, 15. Januar. Großer Maskenball. — Die geehrten Logeninhaber des ersten und zweiten Ranges, welche ihre Logen für den Maskenball zu behalten gesonnen sind, werden ersucht, den Logenmeister, Hrn. Peill, längstens bis Montag, den 13. d. M., Abends 9 Uhr, davon zu unterrichten.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

““# Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 11. Montag, den 13. Januar 1831.

Lady Southwel.

Nach dem Französischen des Roger de Beauvoir.

(Fortsetzung.)

„Hat Ihnen der Besuch des Doktors mißfallen?“ fragte Baron Rudolf nach einer kurzen Pause. „Doktor Bernard ist sonst ein Mann von ausgezeichnetem Tone, obgleich etwas kalt.“

„Ich habe seit einigen Tagen seltsame Ideen, Baron, und sehen Sie, dieses Journal .... dieses Journal scheint mir ein Unglück zu bedeuten.“

„Lassen Sie Ihre Neider und Feinde reden, was Sie wollen. Haben Sie nicht einen Arm, auf den Sie sich von nun an stützen können?“ fragte Rudolf in einem mehr vertraulichen Ton. „Die schöne Lady Southwel konnte sich bereits überzeugen, daß wir bei Gelegenheit eine Beleidigung nicht ungestraft lassen. Wenn man einer der besten Schüler von Grisier ist, welcher deren viele zählt ...“

„Gewiß, Baron, ich zweifle weder an Ihrem Muthe, noch an Ihrer Geschicklichkeit. Sie sind jung, elegant und gefallen der Welt, — das sind Dinge, die man nicht in Abrede stellen kann; aber fügen Sie sich mit mir Sir Roberts unparteiischem Urtheile und fragen Sie ihn, ob es nicht ein gefährliches Geschäft ist, eine Frau bei jedem Anlasse zu vertheidigen.“

„Und warum? Wenn sich die Bosheit an sie macht, soll man sie dann den giftigen Pfeilen bloßgestellt lassen? Ist es alsdann nicht eine gebieterische Pflicht, sich zu opfern, sein Leben für die Sache der Beleidigten zu wagen? Dieß scheint mir die Schuldigkeit eines wackeren Mannes zu seyn.“

„Hören Sie, Baron,“ bemerkte Lady Southwel, „wenn ich für dieses Jahr zu der mir verordneten Badekur den Strand von Dieppe wählte, so geschah es, weil ich in einem französischen Seehafen vor der englischen Lästerung sicher zu seyn glaubte. Sie haben einen Löwen aus Schottland, den jungen Sidney, der mich in Spaa gekränkt hatte, im Duell schwer verwundet, wie Sie mir im vorigen Jahre sagten. Von jenem Tage an haben Sie sich zu meinem Ritter aufgeworfen, und Gott verhüte, daß ich Ihnen den leisesten Vorwurf zu machen hätte. Und es hieße mich brandmarken und zu Grunde richten, dessen seyen Sie versichert, wenn Sie sich hier abermals zu meinem Kämpfer aufwerfen wollten; da ich nun überdieß weiß, daß Sie eine unglückliche Hand haben, so gebiete ich Ihnen, sich ruhig zu halten. Die Truppen dürfen nur nach dem Befehle ihres Feldherrn handeln; wohlan, in Gegenwart Sir Roberts erwarte ich von Ihnen das Versprechen, das Schwert nicht zu meiner Vertheidigung zu ziehen.“

„Vortrefflich, Madame,“ entgegnete Rudolf von Nanteuil in empfindlichem Tone, „vortrefflich, ich begreife. Dieß will so viel sagen, daß mir nicht das Recht zusteht, Sie zu beschützen, daß mein Schutz nach Umständen für eine Schmach gelten könnte! Erlauben Sie mir dagegen, Ihnen in Gegenwart des Sir Robert, unseres gemeinschaftlichen Freundes, zu erwiedern, daß es nicht meine Schuld ist, wenn meine Bewerbungen um Sie zu keinem Resultate geführt haben; ich bin weit von dem Gedanken entfernt, auf Ihr Vermögen Rücksicht zu nehmen — das meinige schützt mich gegen einen so schimpflichen Verdacht — aber in Ihrer Weigerung, die Hand eines Jünglings anzunehmen, dem Sie selbst zugestehen, daß er Anspruch darauf habe, zu gefallen ....“

„In dieser Weigerung,“ unterbrach ihn Lady Southwel, indem sie sich erhob, „dürfen Sie, mein Herr, nichts weiter erblicken, als die Rücksicht einer Frau für ihre eigene Ehre. So lange mein Gatte lebt, geschieden oder nicht, darf ich keinem Andern angehören!“

Der entschiedene Ton, mit welchem diese Worte gesprochen wurden, überraschte Rudolf von Nanteuil so sehr, daß er einige Sekunden brauchte, um sich zu fassen und dem Sir Robert Worte ins Ohr zu flüstern, die Lady Southwel nicht verstand: „Auf Ehre, ich hielt sie nicht für eine solche Puritanerin!“

Der Baron hatte eingesehen, daß eine Erörterung über das Kapitel unbeschränkter Beständigkeit in diesem Augenblicke zur Unzeit kommen würde; er zog daher Sir Robert an das Fenster und zeigte auf mehrere Gruppen, welche sich nach dem gewöhnlichen Spaziergange an dem Strande hinbewegten.

„Will Lady Southwel den Arm ihres Advokaten annehmen?“ sprach Sir Robert, indem er auf seine Uhr sah; „in wenigen Augenblicken können wir im Bade jene wundervolle Symphonie von Haydn hören, welche Sie so sehr lieben.“

„Sehr gern,“ erwiederte sie. „Sir Robert, mein Armband.“

„Ihr Armband? Haben Sie denn vergessen, daß Sie es vor drei Tagen am Felsengestade verloren haben?“

„Aber ich habe es ja wiedergefunden,“ entgegnete sie. „Wie, sind Sie denn nicht Der, dem ich es verdanke?“ fuhr sie fort und sah beide mit Erstaunen an. „Denken Sie sich, heute Morgen beim Aufstehen erblickte ich mein Armband auf meinem Toilettentisch.“

„Irgend ein geheimer Anbeter,“ bemerkte Rudolf verdrießlich.

„Oder der deutsche Professor, der mir neulich an der Tafel eine Viertelstunde lang von Ihnen erzählte,“ sprach Sir Robert.

„Madame, der Mann, welcher heute Morgen das Armband gebracht hat, ist da und fragt, ob er Sie sprechen könne,“ meldete Harry, der Kammerdiener.

„Pest!“ murmelte Rudolf, indem er den Schnurrbart strich; „der Mann hat Eile; ich hätte doch Lust, ihn zu sehen und sollte er unsern Spaziergang verzögern.“

„Harry, laßt ihn eintreten,“ bedeutete Lady Southwel dem Kammerdiener.

Die Thüre des Salons öffnete sich und ein Mann trat herein, dessen bloßes Erscheinen Rudolf in Erstaunen setzte. Es war der gewöhnliche Badediener der Lady Southwel, ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren. Er war mit einer blauen Jacke, wie alle Badediener von Dieppe, bekleidet. Seine Züge verriethen Sanftmuth und doch Entschlossenheit; sein rabenschwarzes Haar fiel in Locken zu beiden Seiten bis an die Schultern herab; sein Aeußeres war ein Bild von Kraft und Anmuth.

„Langlois!“ rief Lady Southwel mit einem Tone, der Verlegenheit und Ueberraschung ausdrückte.

„Ich selbst, Madame, ich selbst .... entschuldigen Sie die Freiheit; ich komme, um zu erfahren, ob Sie Ihr Armband wiedergefunden haben ...“

„Ja, ich habe es wiedergefunden, Langlois. Kannst Du mir nicht sagen, wer Dir den Auftrag gegeben, es mir zurückzubringen?“

„Niemand hat mir den Auftrag gegeben, Madame, Niemand .... außer mir.“

„Wie, Du hättest ....“

„Ach, ich habe freilich Mühe gehabt! .... Ich ging am Felsgestade hin, heute Morgen erst, weil, sehen Sie, dort die kleine verlassene Kapelle steht, wo wir Seeleute zuweilen unser Ave und Pater herbeten, und da ich traurig war, so betete ich, das vertreibt die Zeit! Freilich muß ich auch sagen, daß meine arme Schwester Hannchen ganz da oben begraben liegt, wo jetzt nur noch Ziegen weiden, und keine Priester mehr wohnen, um den Gottesdienst in der Kapelle zu besorgen. Es ist heute der Jahrestag ihres Todes. Nachdem ich auf ihrem Grabe andächtig gebetet hatte und dann einen Blick über die Klippenwand hinwarf, auf der ich stand: da sehe ich plötzlich etwas glänzen in einer Höhlung des Felsens; ich blicke schärfer hin und erkenne Ihr Armband, das Ihnen beim Spaziergang entfallen war; Ihr Armband, das Sie so schmerzlich vermißten, das Sie seit drei Tagen suchten, nach welchem Sie mich noch den Abend vorher fragten, als ich Ihr Bad besorgte. Ich kann mich vor Freude nicht mehr halten, klimme an den Klippen hinab, ergreife das Armband und bringe es Ihnen. Leicht hätte ich dabei aus dem großen Becher trinken können.“

„Deine Hand blutet, bist Du verwundet?“

„O, nichts, ein Ritz; — sie sind verteufelt hart, die Felsklippen.“

Während der Erzählung des Badedieners, auf welche Lady Southwel mit einer Theilnahme lauschte, die sie nicht bemächtigen konnte, hatte Rudolf einige Goldstücke aus seiner Börse genommen und warf sie in den Lederhut, den Langlois in der Hand hielt.

„Das ist für Dich!“ sprach er, „und wenn Du ein Glas Wein trinken willst, so werde ich mit der Erlaubniß der Lady Southwel Befehl geben ...“

„Ich will kein Geld von Euch,“ antwortete Langlois mit Geringschätzung, „Madame ist mir nichts schuldig, und ich werde ihr nie vergelten können.“

„Teufel! Du spielst den Zartfühlenden,“ hob der Baron an.

„Es ist ein alter Bekannter,“ fiel Lady Southwel rasch ein; „ich glaubte es Ihnen gesagt zu haben; — Langlois ist mein Schützling .... nicht wahr?“ fuhr sie fort, zum Badediener gewendet.

„O freilich, Madame! Ach, ich werde nie vergessen ....“ erwiederte Langlois, indem er achtungsvoll die Augen niederschlug.

„Dieß ist kein Grund, um auszuschlagen, was man ihm anbietet,“ erwiederte stolz Baron von Nanteuil. „Die Bekanntmachung in Betreff Ihres Armbandes verhieß dem Finder eine anständige Belohnung, und ich sehe nichts Schlimmes dabei ..“

„Mein Lohn ist hier!“ rief Langlois, tief ergriffen, indem er auf sein Herz eine Hand legte, an der jede Fiber bebte.

„Ihr verlaßt uns, Langlois?“ sprach Lady Southwel, als sie sah, daß der Badediener sich entfernen wollte.

„Ja!“ antwortete dieser, indem er der Dame einen langen, schwarzen Wolkenstreif zeigte, der sich schon wie ein Leichentuch über das Meer ausbreitete. „Da zieht ein Wetter heran, und es ist noch keine Stunde her, daß wir einen Kutter sahen, der gar anmuthig auf dem Wasser schaukelte.“

„Ein englisches Schiff!“ rief Sir Robert mit Entzücken.

„Ja, Mylord, und wenig Aussicht, wohlbehalten hierher zu kommen, wenn der Kutter, Ihr Landsmann und Freund, sich vor sieben Uhr den Klippen und Untiefen nähert!“

„Schnell, ein Fernrohr, Harry, einen Regenschirm und meinen Feldstuhl-Stock! Schnell, laufe, Du findest dieß Alles in meinem Zimmer, Nr. 7, im Hotel Royal!“ rief Sir Robert, der ganz aus seinem gewöhnlichen Phlegma herauskam.

„Es ist viel einfacher, daß ich Sie begleite, Mylord,“ sagte Langlois. „Sie haben doch hoffentlich kein Mißtrauen gegen mich; ich heiße nicht Satan und kann Ihre Landsleute nicht ertränken ... wenn schon seiner Zeit ...“ Langlois murmelte noch einige Worte, die Sir Robert nicht verstand.

„Viel Vergnügen — sprach Rudolf zu Sir Robert — zu den nassen Füßen, die Ihr Euch, Altengland zu Gefallen, am Strande holen werdet. Rule Britannia! Ihr werdet einen schönen Schnupfen bekommen!“

„Kommen Sie wenigstens bald wieder, kommen Sie zum Ball,“ fügte Lady Southwel mit herzlichem Tone hinzu, der den Engländer vollends außer sich brachte. In seinen Makintosch gehüllt, mit Fernrohr und Stock, die Harry brachte, begab sich Sir Robert auf die Fahrt, wie weiland Vasco de Gama.

„Auf Morgen, Langlois, wenn es das Meer erlaubt,“ sprach Lady Southwel zu ihrem Badediener mit dankendem Blicke. „Begebt Euch heute Abend nicht in Gefahr, damit ich Euch morgen wiedersehe.“

„O, ich kümmere mich nicht um das Einlaufen der Schiffe in den Hafen, das geht die Lootsen an.“

Langlois verbeugte sich gegen Lady Southwel und folgte dann Sir Robert, der mit schnellen Schritten vorauseilte an den Strand, wo bereits Alles versammelt war, was die Stadt an Seeleuten und Fremden in sich schloß.

(Fortsetzung folgt.)

Das deutsche Volk.

Dargestellt in Vergangenheit und Gegenwart zur Begründung der Zukunft.

Unter diesem Titel erscheint bei T. O. **Weigel** in Leipzig eine Reihe einander ergänzender, zugleich aber selbstständiger Werke, von welchen zwei uns vorliegen: H. **Rückert**, Annalen der deutschen Geschichte in drei Theilen, Theile 1. 2. und F. W. Barthold, Geschichte des deutschen Städtewesens in vier Theilen, Th. 1. 2. Wird das Unternehmen im Geiste dieser Werke fortgesetzt, so wird es dem Versprechen des Herausgebers gemäß „in gediegener Fassung, ohne politische Vorurtheile und Parteiwesen“ den Zweck seines trefflichen Wahlspruches fördern: „Ein Volk, das sich heben und helfen will, muß vor Allem sich selbst kennen, sein Werden, wie sein jetziges Seyn!“ Bei gleicher Gründlichkeit und würdiger Gesinnung ist indessen die Darstellungsweise jener beiden Schriftsteller sehr verschieden: die Rückert's einfach, in ernster, bündiger Klarheit, dem Namen Annalen entsprechend; Barthold, der berühmte Geschichtsforscher, dagegen be-

wältigt die Fülle der Gedanken nicht immer durch leicht faßlichen Ausdruck und Satzbau.

Kein deutsches Herz wird in unserer unseligen, aber darum gewiß nicht weniger messianischen Zeit ohne tiefere Bewegung der Entwickelung unseres Volkes von den ersten historischen Zeiten an bis in die Gegenwart folgen. Viel Herrliches und für unsere Zukunft Ermuthigendes tritt uns in diesen Annalen und Städtegeschichten entgegen; aber gar mancher Schimmer trübt sich auch bei näherer Beschauung. Kontraste begegnen sich. „Die kaiserlose, die schreckliche Zeit" weckt mitunter durch ihre Schrecken die Lebenskraft des deutschen Bürgerthums; die glorreichsten Tage der Kaiserzeit lassen uns, schärfer geprüft, oft wünschen, der Kyffhäuser möge ewig verschlossen bleiben. Schon der erste Kaiser, der große Karl, knechtet nicht bloß grausam den nördlichen, stets ächt deutsch gebliebenen Hauptast unseres Volkes, sondern führt überhaupt viel Fremdes in Sitte, Politik und Religion in Deutschland ein, wozu der romanisirte Angelsachse Bonifacius unmittelbar vor ihm den Grund gelegt hatte und nun die zahlreichen romanischen Bestandtheile des großen Frankenreiches und Karl's Stellung zu den römischen Bischöfen das Weitere thaten. Von dieser frühesten Zeit des Reichskörpers an nagen zwei Krebsschäden an seiner natürlichen Kraftfülle: Die Selbstsucht der dynastischen Familien und das italienische Papstthum. Warum die Kirchenverbesserung des 16. Jahrhunderts, obgleich „die größte That des deutschen Volkes", nur gegen den zweiten dieser Schäden heilend einschritt, den politischen Absolutismus aber in mancher Beziehung verstärkte, jedoch gewiß auch seinen künftigen Untergang vorbereitend: das wird aus Rückert's männlich ruhiger, über den Parteien stehender Darstellung klar. Gar manchmal hemmt ein Zuviel oder Zuwenig den bereits weit gediehenen Entwickelungsgang der Geschichte. Wie würden sich Deutschlands Geschicke gestaltet haben, wenn sowohl die Kirchenreformation, als die zwölf Artikel der Bauern folgerecht zur That geworden wären? Oder wenn im Jahr 1385 statt der Schweizer Städte die ganze Eidgenossenschaft dem schwäbischen Bunde beigetreten und vorerst Südwestdeutschland zur Bundesrepublik geworden wäre? Und ist ein halbes Jahrtausend später die Nachholung des damals Versäumten eine allzu fern liegende Möglichkeit? Wir sehen ganz von den Bewegungen der Gegenwart ab, wenn wir den Grundcharakter des deutschen Volkes republikanisch nennen. In seinem ältesten freien Gemeinwesen bestand keine der späteren Monarchie entsprechende Verfassung. Aber diese Freiheit ging allmälig verloren, theils durch List und Gewalt weltlicher und geistlicher Herren, theils — wie sich Barthold ausdrückt — durch den „frommen Knechtsinn unzähliger freier Leute." Die spätere Hörigkeit und die noch spätere Bürgerfreiheit hingen mit ihrer alten Freiheit und der leider auch neben ihr bestehenden Leibeigenschaft nicht zusammen. Wie die blühenden römischen Städte, war auch das kraftvolle und freie deutsche Bauernvolk längst von Deutschlands Boden verschwunden, als sich in allmälig erwachsenden deutschen Städten ein neues freies Volksthum langsam entwickelte, großentheils durch lombardisches Vorbild angeregt. Was in einem Zeitraume als glückliche Errungenschaft erschien, suchte im nächsten den weiteren Fortschritt zu hemmen, diente ihm aber unwillkürlich zur Prämisse. Das zerstreute Volk sammelte sich zuerst um schützende und gebietende Kirchen und Burgen und gewann erst nach langem Wachsen und Ringen die Macht und das Recht, selbst an Schutz und Gesetzverwaltung thätigen Antheil zu nehmen. Aber der neu entstandene bürgerliche Adel (Patriciat) und Wehrstand zögerte lange, sein Recht auch mit der in den Handwerkerzünften organisirten Mehrheit der Stadtbewohner zu theilen, die zum Staunen und Zorne des hochgebornen deutschen Bischofs von Freisingen diese Betheiligung in den italienischen Städten, welche er besucht, schon längst genossen. Barthold gibt 1,148 ff. ein merkwürdiges Verzeichniß der Frohnden, welche die Gewerke zu Straßburg noch bis ins 11. Jahrhundert dem Bischofe zu leisten hatten; Schenkwirthe z. B. mußten jeden Montag den Kornspeicher und — das geheime Gemach des geistlichen Herrn säubern. Später freilich fegten die Bürger nicht selten ihre Bischöfe selbst zur Stadt hinaus, ließen sie aber oft nur allzu bald zum andern Thore wieder herein, ihren eidlichen Versprechungen trauend, deren Bruch der römische Papst so oft zu sanctioniren bereit war. Besonders lesenswerth sind die Fehden der Kölner mit ihren Bischöfen, wie mit dem heiligen Anno, der den betrogenen Gefangenen die Augen ausstechen ließ; mit Konrad von Hochstaden, dem herrschsüchtigen Intriganten und Räuber, der das Gottesgericht der Geschichte durch den Dombau bestechen wollte; mit dessen Neffen und Nachfolger Engelbrecht, der den Meuchelmord im Großen unternahm, sich aber vielfach verrechnete. Einen andern Charakter, als die übrigen deutschen Städte, trägt schon von Anfang an jenes „Capua der Geister", in welchem der jüngste deutsche Kaiser residirt. Barthold sagt u. A., daß „Oesterreichs Hauptstadt im 13. Jahrhundert zwar ihren Reichthum und ihre üppigen Sitten, aber nicht Gemeindefreiheit und ächten Bürgersinn bewahrte, am Wenigsten Sehnsucht nach einem deutschen Herrscher verspürte." — Wir sehen mit großem Interesse der Fortsetzung dieser inhaltreichen Werke entgegen.

Frankfurt a. M. Dr. Lorenz Diefenbach.

Mannichfaltigkeiten.

Bekanntlich ist schon längst vielfach über die Mängel und das Zopfthum bei dem englischen Gerichtswesen geklagt worden, ohne daß bisher eine durchgreifende Besserung zu bewirken war. Jetzt wird die Sache mit der Waffe des Spottes angegriffen und, wie es scheint, nicht ohne Erfolg. Es hat sich ein Club gebildet, der ganz die Formen eines Gerichtshofes und den alleinigen Zweck hat, das Prozeßwesen zu karikiren mit der Schwülstigkeit der Advokatenreden, der Gesetzklauberei und der Dummheit der Geschwornen. Alles geschieht öffentlich, die Verhandlungen werden in stenographischen Berichten veröffentlicht, die von Witz und Satyre strotzen und deßhalb mit Begierde von allen Lachlustigen gelesen werden.

Ein Zigeuner hatte sich im Hoveser Komitat als Ersatzmann dingen lassen, war jedoch bei der Assentirungskommission als dienstuntauglich nicht angenommen worden. Sehr betrübt über die in den Brunnen gefallenen 100 Gulden, welche als Einstandskapital bedungen waren, begibt sich der arme Teufel in eine Schenke, wo er Bauernweiber am Tische sitzend findet, die über die Abstellung ihrer Söhne zum Militär jammern. Sogleich erbietet sich der schlaue Zigeuner einer der Klagenden, gegen ein gutes Mittagessen als Ersatzmann eintreten zu wollen. Die Bäuerin, hoch erfreut, so billigen Kaufes davon zu kommen, läßt auftragen, was nur Küche und Keller vermag, und tritt nun, nach bezahlter Zeche, den Weg zum Assentirungsoffizier an. „Blitz Donnerwetter!" ruft dieser aus, als er den vor wenig Stunden Abgewiesenen wieder ankommen sieht, „der Junge muß Teufelslust zum Soldaten haben, da kann man wohl ein Auge zudrücken." Alles Protestiren half nichts, der gefoppte Spaßvogel mußte ins weiße Röckel.

(Elisa Christiani in Kamtschatka.) Einem russischen Blatte wird aus Peterpaulshafen geschrieben, daß die Cellistin Fräulein Christiani am 25. Juli (8. Aug.) v. J. dort angekommen sey und im Hause des Gouverneurs der Halbinsel dem kamtschadalischen Publikum ein unentgeltliches Konzert gegeben habe. Vor ihr hatten sich europäische Virtuosen wohl nach Irkutsk und Krasnojarsk verirrt, um von den dortigen Goldsuchern Tribut zu erheben; bis nach Kamtschatka hatte sich aber keiner gewagt. Wie aus dem Schreiben hervorgeht, war die Künstlerin in Begleitung der Familie des General-Gouverneurs von Ost-Sibirien, Generals Murawjew, nach jenem entlegenen Hafenplatz gekommen.

(Newyork, 9. Dec.) Der bekannte Reisegefährte Alexander von Humboldt's, Bonpland, lebt zurückgezogen von der Welt mit seiner Familie, die er zärtlich liebt, in San-Borja, einem kleinen Flecken des Staats Paraguay, von einer Pension, die ihm die französische Regierung ausgesetzt hat und die er regelmäßig in Montevideo erhebt. Seine Sammlungen sollen ungeheuer seyn, aber die Wissenschaft wird keinen Vortheil davon ziehen, wenn nicht ein günstiger Zufall dieselben nach Frankreich bringt. Er selbst will nie dahin zurückkehren, da er durch den langen Aufenthalt dort seit 1817 zu sehr an das Leben jener Gegenden gewöhnt ist. Mit Humboldt steht er in fortwährendem Briefwechsel.

Ein englischer Theaterunternehmer, Mitchell, steht mit der Rachel in Unterhandlungen wegen einer vermuthlich transoceanischen Kunstreise. Er will der berühmten Tragödin monatlich 50,000 Fr. garantiren.

(Shakespeare in russischer Uebersetzung.) Die im Jahre 1841 begonnene russische Uebertragung Shakespeares von einem Hrn. Ketscher (Catcher) ist noch nicht beendet, da alljährlich nur zwei Stücke herauskommen. Der Dichter hat nicht so lange damit zugebracht, sie zu schreiben, bemerkt ein über diese Bedächtigkeit mißvergnügter Rezensent im „Moskwitjanin". Uebersetzungen einzelner Shakespeare'scher Dramen erscheinen in Rußland häufig, so neulich das „Wintermärchen" und „Maß für Maß", von Rodislavskji, „Macbeth" und „Viel Lärmen um Nichts", von Kroneberg, und „Richard III.", von Danilevskji.

Literatur.

Das Buch der Familie. Blicke und Winke zur geschickten Führung eines Familienhaushaltungsbuches als ꝛc. Erziehgegenstand für die reifere weibliche Jugend der gebildeten Stände, wie für gebildete Frauen. Von Dr. Georgens, Direktor einer Erziehungsanstalt für höhere Bildung weiblicher Jugend in Baden-Baden. Mannheim, Fr. Loennies. 1851. Geheftet 1 fl. 48 kr. Elegant gebunden mit Goldschnitt 2 fl. 24 kr.

Der wirkliche Lebens- und Wirkungskreis, worin allein ein sittliches Zusammenleben möglich ist die Familie, deren Reich das Hauswesen umschließt. Sie bildet bei allen gebildeten Völkern die erst- und einzige Form, unter welcher der junge Mensch Aufnahme, Schutz und Pflege findet, unter welcher er eine gewisse persönliche Selbstständigkeit erlangen, seiner Natur nach sich entfalten und seiner Bestimmung gemäß als ein nützliches Glied der allgemeinen menschlichen Gesellschaft heranreifen kann. Staat und Kirche erhalten durch solche Familien, welche zu einem inneren und äußeren glücklichen Bestehen fest begründet sind, zugleich ihre sicheren Grundlagen, ohne welche ihnen aller Halt genommen wäre, ja sie bilden sich aus dem Schooße der Familie allein hervor.

Hieraus entwickelt sich die Forderung für jene, diesen sittlichen Verein in seinen engern wie in seinen weiteren Gränzen zu pflegen, zu fördern, zu schützen. Obschon die Wissenschaft seit geraumer Zeit dahin drängt und es bei der Gesammtheit zu dieser Ueberzeugung bringen möchte, so ist die umfassende Bedeutung der Familie doch noch nicht ganz zu ihrem Rechte gelangt und vor Allem nicht bei dem Theile der Menschheit in ihrer Tiefe erkannt worden, der das Herz, die Seele des sittlichen, gemüthvollen Familienlebens zu seyn von Gott geweiht ist — bei dem Weibe.

„Das Buch der Familie" sucht daher das dauernde Glück des Staates und die menschliche Wohlfahrt überhaupt in dem Glücke der Familien und der häuslichen Wohlfahrt zu gründen, indem es das Familienganze zu durchschauen und geschickt zu ordnen und zu lenken lehrt, und zwar zunächst dadurch, daß es Winke und Blicke für die Führung eines Haushaltungsbuches bietet, in fortsetzenden Bändchen eine angemessene Lehre von den Nahrungsmitteln und Anleitung zu einer Gesundheitspflege geben wird, dann eine naturgemäße Erziehung, besonders des weiblichen Geschlechtes und zugleich eine naturgemäße Erziehung des ersten Alters durch dasselbe als eine unabweisbare Forderung der Gegenwart darstellt. Durch die gehörige Beachtung dessen wird das Weib nicht nur der glückliche und beglückende Mittelpunkt, ja der lebensvolle Ruhepunkt der Seinigen werden, vielmehr wird es das stille bescheidene Wirken mit mildem Sinne auch außerhalb des Hauses tragen, einzeln, wie in gemeinsamer Sorge mit den Edeln ihres Geschlechtes, der Noth und der Entsittlichung der Armen und Verarmten sich annehmen und zu ihrer Verminderung wirksam eingreifen, fremde Leiden und Sorgen, Gaben und Trost spendend, lindern, aber besonders die Veranlassung, den Grund derselben fortzuschaffen suchen durch die thätige Mithülfe für bessere Erziehung der ärmeren Klassen, in denen leider größtentheils religiöser Glaube, Gesittung und Freude an nützlicher Thätigkeit geschwunden ist.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet „Das Buch der Familie" den erhabenen Beruf der Frauen. Indem es also auf die besondere Kunstanweisung in der Führung des Familienhaushalts, auf die Lehre von der Leibespflege und die Ausübung derselben, auf die Erziehung der ersten Jugend wie die ganze weibliche Erziehung die Aufmerksamkeit hinlenkt und namentlich die erwachsenen Töchter in der eigenen Familie in das Wissen hiervon einführen möchte, sucht es auch nachzuweisen, wie das weibliche Geschlecht einzig seinen Einfluß üben kann auf das sittliche Leben der gesammten Gesellschaft, des Staates, auf die Gestaltung des Volkslebens zu sittlicher Höhe und Kraft. Es behandelt mithin die Lebenspflege in ihrer ganzen Vielseitigkeit für das eigene Haus und das einheitliche Zusammenwirken der gebildeten Frauenwelt zu den Zwecken der Wohlthätigkeit und der Milde. Den Sinn dafür will es wecken, fördern; sein Streben geht dahin, der Familie, dem Staate, der Kirche durch die bezeichneten drei Momente eine festere Stütze zu sichern.

Theater-Anzeige.

Montag, 13. Januar. Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abth. von Laube.

Dienstag, 14. Januar. (Zum ersten Male wiederholt): Das Salz der Ehe, Lustspiel in 1 Akt. Hierauf (zum ersten Male wiederholt): Fest im Entschlusse! Lustspiel in 1 Akt. Zum Schluß: Der Schauspieldirektor, komische Oper in 1 Akt, Musik von Mozart.

Mittwoch, 15. Januar. Großer Maskenball. — Die geehrten Logeninhaber des ersten und zweiten Ranges, welche ihre Logen für den Maskenball zu behalten gesonnen sind, werden ersucht, den Logenmeister, Hrn. Peill, längstens bis Montag, den 13. d. M., Abends 9 Uhr, davon zu unterrichten.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. [illegible]

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 12. Dienstag, den 14. Januar 1831.

Lady Southwel.

Nach dem Französischen des Roger de Beauvoir.

(Fortsetzung.)

Die Gefahr, worin sich das signalisirte Schiff befand, war allerdings keine eingebildete. Abgesehen von dem hohlgehenden, unaufhörlich von dem Nordost-Sturm gepeitschten Meere, dessen Wogen den Kutter zu verschlingen drohten, hatte das Fahrzeug auch noch mit den Schwierigkeiten der Einfahrt zu kämpfen. Mitten durch den Nebelschleier, der über den Ocean gebreitet lag, wurden einige weißliche Streifen sichtbar; Möwen und Schwalben streiften über die Wellen hin; die Strandklippen zogen sich gleich einer Boa von Muschelkalk bis Codecôte hin und stachen gegen den düstern, schwarzen Grund scharf ab. Dunkle Nacht lagerte schon um die Thürme von Chateau-Fort, und auf den, mit Menschen bedeckten Strand warf das Meer von Zeit zu Zeit schneeweißen Schaum, der die Steinplatten bedeckte.

Von den Wogen hin und her geschleudert, steuerte der Kutter mit englischer Flagge dennoch sicher einher, um sich der Küste zu nähern, und man erkannte leicht, daß er mit eben so viel Geschick als Gewandtheit geleitet wurde.

Bereits hatte Sir Robert mit Hülfe seines Fernrohrs in dem leichten Fahrzeuge einen Kutter des Jachtklubbs erkannt. Er unterschied ganz deutlich die sechs oder sieben Leute der Equipage mit ihren, auf der Brust geschlossenen, weiß- und rothgestreiften Wollenhemden, ihren Lederhüten und ihren, von Seewasser durchnäßten Gürteln. Die Matrosen in ihrem engen Raume flößten ihm keine Besorgniß ein; er setzte auf sie das angeborene Vertrauen, welches die Engländer selten der Schifffahrtskunde ihrer Landsleute versagen. Neben ihm stand Langlois, dessen Blicke mit noch größerer Spannung die Manöver des Kutters verfolgten. Von Kindheit auf an die tausend Wechselfälle des umfassenden Romans, den man Meer nennt, gewöhnt, ein Sohn des Bodens von Dieppe, Waise mit zehn Jahren und Schiffsjunge mit vierzehn, hatte der Badediener den ererbten Haß der Normannen gegen die englische Marine mit der Muttermilch eingesogen, ein Haß, der bei ihm noch durch einen besondern Groll verstärkt war, wozu nur einige seiner Kameraden den Schlüssel hatten. Mit herkulischer Kraft ausgerüstet, hatte Langlois, der Sohn eines im Dienste umgekommenen Seemannes, frühzeitig eingesehen, daß er nicht geschaffen sey, um in bloßen Fischerbarken sein Leben zu wagen und das Meer zu befahren; im Grunde seines Herzens verachtete er jene redlichen Seeleute, die höchstens für Häringe und Stockfische oder für ein aus Neufundland ankommendes Schiff Interesse haben. Die Kriegsmarine war von Jugend auf der Gegenstand seiner Träume; er war als Schiffsjunge an Bord gegangen und weit herumgekommen. Durch welchen Schicksalsschluß war er wohl mit fünfundzwanzig Jahren zum beeidigten Badediener der Stadt Dieppe herabgekommen? Welchem Vorfall oder welchem Zufall verdankte er seinen Austritt oder seine Ausstoßung aus der Marine? Hatte ihn sein rauher, wilder Charakter, sein natürlicher Stolz, seine instinktartige Verachtung alles Zwanges auf die großen Gefahren der Insubordination aufmerksam gemacht? Er allein hätte auf diese Fragen antworten können.

Auf die Brustwehr des Hafendammes gelehnt, beobachtete er die Bewegungen des Kutters, wie ein Jäger die letzten Flügelschläge eines angeschossenen Vogels. Plötzlich wälzte sich über das Fahrzeug eine mächtige Woge mit solcher Gewalt, daß die versammelte Menge einen Schrei des Schreckens ausstieß. Eine Schaluppe, die man in der Dunkelheit nicht früher erkannt hatte, rief jetzt den Kutter an; es war der Lootse des Hafens, der ihm zu Hülfe kam.

„Man muß ein Engländer seyn, um Glück zu haben," murmelte Langlois vor sich hin, und aus seinen beiden Augen fuhren zwei Blitze, vor denen selbst Sir Robert erschrack. Vergebens wollte er den Badediener fragen, um seine eigenen Besorgnisse zu beruhigen; dieser hatte ihm den Rücken gewendet und sich unter der dichten Masse der Zuschauer verloren.

Sir Robert bemerkte nun bald den Kutter, welchem der Lootse die Einfahrt in den Hafen erleichterte. Die heitere Musik, welche von ihm herübertönte, seine flatternden Wimpel, die verwirrten Stimmen fanden einen Wiederhall in dem Gemüthe Sir Roberts, wie denn die Hymne des „God save the King" stets in dem Herzen des wahren Engländers wiedertönt. Die tausend Pariser Gaffer, welche von allen Seiten herbeigeeilt waren, um einen Seesturm vom Strande aus zu sehen, begrüßten mit Freudengeschrei das Fahrzeug, welches noch auf den Furchen des Meeres schaukelte. Gebürstet, geschniegelt, wie wahre Midshipmen (Seekadetten), hatten die Leute der Equipage den Verdruß, ihre malerische Tracht von Meerwasser durchnäßt zu sehen; sie blieben Alle auf dem Kutter mit Ausnahme eines Mannes von ziemlich starkem Wuchse, welchem Sir Robert, sobald er ihn erkannt hatte, eilig die Hand entgegenstreckte.

Die ganze Erscheinung dieses Mannes kündigte eines jener englischen Temperamente an, die der satorischen Kreide des Henri Monnier reichen Stoff geboten hätten; er war ein Dickwanst, watschelte mühsam auf kurzen Beinen daher, trug einen breitkrämpigen Hut, Handschuhe von Dammhirschleder, ein Flacon mit flüchtigen Salzen und einen Regenschirm. Ein um den Hals geschlungenes ungeheures Foulard, ein Ueberrock von grauem Tuch und Pelzstiefel verdeckten noch seine brittische Gestalt.

„Sie sind es, Commodore?" rief Sir Robert und trat drei Schritte zurück; „welcher Wind bringt Sie hierher?"

„Ein sehr schlechter, wie Sie wohl sehen konnten, Sir Ro-

bert; aber vor Allem wollen wir zu Abend essen, denn ich habe von Brighton bis hierher nichts als ein Stück trockenen Zwieback gekaut. Sie kennen den Strand hier, also führen Sie mich, Bester, in irgend ein Wirthshaus; mein Freund Rook bleibt hier, um auf dem Kutter die nöthigen Befehle zu geben; er wird dann nachkommen."

„Um diese Zeit können Sie schwerlich anderswo tafeln, als in der Bad-Restauration," antwortete Sir Robert; „geben Sie mir den Arm, wenn Sie mit Ihrem Freunde Rook fertig sind, mit dem ich, wenn ich mich recht erinnere, seiner Zeit in Cambridge studirt habe."

„Das kann wohl seyn, Sir Robert," sagte der Commodore, der sich wieder in Bewegung setzte, nachdem er dem Kapitän Rook ein paar Worte ins Ohr geraunt hatte; „aber nichtsdestoweniger hat der Spitzbube Rook doch einen verdammt harten Kopf. Er wollte während der Ueberfahrt auf keinen Rath, den ich ihm gab, hören, und er ist Schuld, daß ich die Wette verlieren muß . . ."

„Die Wette?"

„Freilich; Sie wissen, daß das meine starke Seite ist. Wir hatten gestern im Hotel von Glocester mit verschiedenen Herren und Offizieren gehörig getafelt; wir hatten sogar Fayenceteller genug zerschlagen, als ich mich, in meiner Eigenschaft als Seemann, genöthigt glaubte, von meinen Kriegszügen in Indien zu erzählen. Warm von Wein, dem wir Ehre angethan, und mehr noch von den unmäßigen Prahlereien meines Freundes Rook, hielt ich Widerpart und wettete 1000 Guineen, daß ich in einem von mir ausgewählten Kutter die Ueberfahrt von Brighton nach Dieppe in neun Stunden machen wolle. Man schaute mich an wie einen Narren, und als ich mit anbrechendem Morgen erwachte, konnte ich selbst kaum eine andere Meinung von meiner Person haben; aber man legte mir ein Papier vor mit meiner Unterschrift, und so mußte ich mich an meine Wette spannen wie ein Vollblutroß. Das Unglück wollte, daß Rook und ein bischen Meer sich darein legten, und so kam es, daß ich fünfzehn Stunden gebraucht, folglich verloren habe. Tausend Guineen, das ist theuer!"

„So bleiben Sie denn immer jung, mein lieber Commodore; und doch scheint es mir, daß bei unserem letzten Zusammentreffen in London vor zwei Jahren . . ."

„Zur Zeit meiner Heirath? Ja, ich erinnere mich. Sprechen wir davon nicht, mein lieber Sir Robert; ich bin nicht hierher gekommen, um mich rühren zu lassen; denken wir lieber an das Abendessen." Und bei diesen Worten ließ er sich schwer auf einen Stuhl fallen. „Sie sind mein Gast, mein Agathes, ich halte Sie fest, ich hänge mich an Sie!"

Sie waren nämlich beide in einen ziemlich großen Saal eingetreten, der die Aussicht auf das Meer hatte, und worin mehrere Tische nur durch den Schein einer dampfenden Lampe beleuchtet waren. Sir Robert konnte kaum die Gegenstände unterscheiden; ein einziger Mann, der ihnen den Rücken zuwendete, hatte sich in einer Ecke des Speisesaales ein kärgliches Mahl auftragen lassen. Sir Robert und der Commodore achteten nicht auf ihn und knüpften ihr Gespräch wieder an, sobald Flaschen und Gerichte sich auf dem Tische drängten. Die Gläser wurden gefüllt, und bald vergaß der Commodore in traulicher Unterhaltung mit einem Landsmanne den Verlust seiner Wette und die Gefahren seiner Ueberfahrt.

(Fortsetzung folgt.)

Tolerantes Vaterunser.

(Von Carl Heinrich Ehrt.)

Mächt'ger Weltgeist, der du ewig thronest,
In den weiten Reichen der Natur,
Leite uns nach deinem großen Plane,
Weisheitsvoll der Weltbestimmung Spur.
Laß uns nie durch Götzendienst verhöhnen
Deine Würde, deine Herrlichkeit,
Daß durch gauklerische Cermonien
Deine Tempel kein Gebrauch entweiht.

Senke mild dein Reich auf uns hernieder,
Daß wir Alle gleichberechtigt sind;
Laß auf Erden Jeden glücklich leben
Unter deiner Obhut, als dein Kind.
Laß den Fürsten wie den Bettler wissen,
Daß durch deine Gnade Jeder ist,
Daß nur Rechtlichkeit die Menschen adelt,
Sey er Heide, Jude, Türke, Christ.

Ueberall gescheh' dein heil'ger Wille;
Doch nicht wie's ein Baals-Pfaffe lehrt,
Sondern, wie Vernunft und Geistes-Klarheit
Es in jeder freien Brust begehrt.
Deinem Willen ist das Licht entsprossen,
Daß erleuchtet werde alle Welt;
Du willst, daß wir deine Wege finden;
Pflicht gedeiht nur, wo der Geist erhellt.

Gib uns stets das Brod, was wir bedürfen,
Spende gütigst Nahrung aller Welt;
Segne alle deine Erdbewohner,
Deine Völker unterm Sternenzelt.
Laß die Armuth nimmer darbend leiden,
Gib uns Allen ein bescheiden Theil,
Stimme jedes Reichen Herz zur Milde,
Dann erblüht dem Leben manches Heil.

Ach, verzeihe gnädig uns die Fehler,
Die in Schwäche wir als Mensch gethan;
Habe Nachsicht, zürne nicht den Deinen,
Leite künftig uns zum Besten an.
Gerne wollen wir auch stets verzeihen,
Allen, die uns Leides zugefügt;
Zeige uns den wahren Weg der Liebe,
Wo Vernunft die Leidenschaft besiegt.

Führ' uns nimmer auf des Tempels Zinnen,
In Versuchung, die uns leicht bethört;
Laß durch nichts die Herzen uns verlocken,
Daß am End' nicht Wahn die Wohlfahrt stört.
Nimmer blende uns des Goldes Schimmer,
Führ' uns deine Pfade, wenn auch steil;
Laß für Geld uns nie zum Judas werden,
Mach' uns nimmermehr aus Ehrgeiz feil.

Noch die siebente und letzte Bitte
Ach, gewähr' uns, die wir zu dir fleh'n:
Und erlöse uns von allem Uebeln,
Laß das Schlechte ewig untergeh'n!

Reich an Bösen sind wir hier auf Erden,
Was uns schwer belastet alle Zeit;
Scheuche dieß, daß sich in Liebe einen
Alle Menschen bis in Ewigkeit!

Balzac und seine Philosophie des Reichthums.

In einer von der „Kölnischen Zeitung" gelieferten Lebensskizze Honoré Balzac's finden wir folgende interessante Notizen: „Daß Balzac in der That das Geld als den ersten Faktor unserer Gesellschaft betrachtete, dieß geht aus seinem eigenen Leben unzweifelbar hervor. Sein schönster Traum war, sehr reich zu werden, und Monte Christo's Insel mochte in Balzac's Phantasie viel eher entstanden seyn, als in jener Alexander Dumas'. Alle seine literarischen Bestrebungen, seine unzähligen, oft naiven Speculationen hatten es zum Ziele, ihm schnell die Schätze eines Nabobs zu erringen. Er dünkte sich oft als ein neuer Midas, der Alles zu Golde macht, was er berührt, und doch war er nicht selten gerade das Gegentheil. Oft war er geradezu kindisch in seinen Glücksspeculationen, und der Mann, welcher ein Menschenleben in all seinen Motiven, Entwickelungs- und Uebergangsepochen bis in seine tiefsten Tiefen zu ergründen vermochte, vergaß bei seinen poetischen Luftschlössern, was ein Schulknabe nicht übersehen haben würde. So legte er in seinem Garten des Hotel-des-Tardiers ungeheure Ananasbeete an, um an dieser exotischen Frucht ungeheure Summen zu gewinnen; er hatte eben nicht an die klimatischen Bedingungen gedacht, welche dem Gelingen seiner Speculation erforderlich gewesen wären. Doch glaube man ja nicht, daß Balzac den Geiz kannte; er war vielmehr verschwenderisch in seinem Geschmacke, so wie er freigiebig war für arme Leidensgenossen. Es war eine Lieblingsidee von ihm, so viel Geld zu besitzen, daß er jeden Sonntag alle Schriftsteller zu sich laden und ihnen eine große Vase mit Geld vorsetzen könnte, aus der die Dürftigen so viel nehmen dürften, als sie eben brauchten. Wenn er in seinem häufigen Glückswechsel, der ihn vom Luxus eines orientalischen Fürsten nicht selten in die Hütte eines elenden Dorfes schleuderte, in den Flitterwochen des Ueberflusses lebte, wandten sich arme Collegen nie ohne Erfolg an seine Großmuth. Balzac's Sehnsucht nach irdischen Schätzen entsprang daher nicht allein in materieller Genußsucht, sondern aus dem Bewußtseyn, daß in unserer Zeit das Geld die Quelle des Schönen seyn könne, so wie es nur zu oft die Quelle des Lasters ist. Die „Zebrahaut", „Eugenie Grandet", die Doppelgeschichte: „Les parens pauvres", „Vaubain" u.s.w. behandeln dieses Thema in seinen mannichfaltigsten Seiten. Balzac war in seinen letzten Tagen mit dem Gegenstande einer alten Leidenschaft vermählt. Die Gräfin Rzezowska lebte in Genf, als Balzac's „Recherche de l'absolu" erschien. Sie entflammte in Begeisterung für den Dichter und schrieb ihm ihre Bewunderung in einem geistvollen Briefe, in dem sie zugleich ein Exemplar der Nachahmung Christi als Andenken beilegte. Balzac, der an Frauenhuldigungen der verschiedensten Art von jeher gewöhnt war, wurde doch von der Innigkeit und dem tiefen Geiste überrascht, die sich in diesem Schreiben aussprachen. Er benutzte die erste Gelegenheit, um die briefliche Bekanntschaft persönlich fortzusetzen. Seit jener Zeit lebte er in einem vertrauten Freundschaftsverhältnisse zu dieser Frau, und einige Monate vor seinem Tode verehelichte er sich mit der verwittweten Gräfin. Er mußte von diesem Leben scheiden in dem Augenblick, wo sein geliebter Traum des Reichthums in Erfüllung gegangen war.

Mannichfaltigkeiten.

Von dem Präsidenten der Republik macht unter andern folgendes Anekdötchen die Runde in Paris: Seit der bekannten Botschaft beehrt derselbe sehr häufig die Promenaden der Hauptstadt mit seiner Gegenwart. Nach dem Beispiel des großen Mannes, der mit Einbruch der Nacht die Tuilerien verließ, ohne einen andern Begleiter als seinen treuen Duroc, macht jetzt Herr Louis Bonaparte seine abendlichen Ausflüge innerhalb oder außerhalb der Mauern. Vor einiger Zeit nun war Reception im Elysee, die Salons füllten sich und der erlauchte Wirth war noch nicht erschienen. Die Nacht war finster und regnerisch. Der Herr Präsident irrte unterdeß in der Hauptstadt umher und konnte den Heimweg nicht wieder finden. Schon fingen seine Freunde an, sich zu beunruhigen, denn er war über und über mit Koth bespritzt, wie ein schlichter Sterblicher, aber dabei heiter wie ein in seinen Abenteuern glücklicher Liebhaber. Ein braver Arbeiter, in dessen Hütte er gegen den in Strömen herabfallenden Regen Schutz gesucht, erbot sich, ihn bis an die Thüre des Elysee zurückzuführen. Unterwegs wurde fortwährend geplaudert, und der Präsident fand die Antworten und Ansichten seines Wegweisers so verständig und passend, daß er, als man an Ort und Stelle angelangt war, den Namen des Mannes aus dem Volke zu wissen verlangte; dieser aber entfernte sich mit den bedeutungsvollen Worten: „Das ist nicht nöthig, es genügt mir, Sie auf den rechten Weg zurückgebracht zu haben."

(Paris.) Was die Budgets des Königthums und des Kaiserreichs im Laufe von drei Jahrhunderten nicht bewerkstelligen konnten, wird jetzt binnen drei Jahren bewerkstelligt werden — nämlich die Vollendung des Louvre. Und das Geld? Nun das steckt allerdings noch in den Taschen der Steuerpflichtigen, aber man wird es daraus hervorholen, ohne daß die guten Leute darüber murren, und zwar mittelst einer Lotterie, wozu der Plan bereits bis in's kleinste Detail entworfen ist. Freilich finden es Manche nicht recht, daß man dergestalt auch in die Beutel der Armuth zu greifen gedenkt. Indeß ist für Alles gesorgt, um das Projekt durchzuführen; dem Einreden der Uebelwollenden und der etwaigen Lauheit des Patriotismus soll durch Gründung eines besondern illustrirten Journals begegnet werden, welches dieser Angelegenheit fortwährend das Wort redet. Natürlich wird die Regierung ihr Möglichstes zur Förderung eines so durchweg nationalen Unternehmens thun müssen.

Für die Besucher der großen Industrie-Ausstellung in London werden schon mancherlei Vorkehrungen getroffen. Aus der Türkei, Persien, Aegypten erwartet man wenigstens 1000 Gäste, eben so viel aus Indien; da sie von der Seereise wahrscheinlich stark angegriffen seyn werden, so wird die Admiralität ihnen ein Schiff an der Küste mit allen orientalischen Komforts zur Verfügung stellen; auch ein orientalisches Kaffeehaus wird eingerichtet. Für die Aufnahme der englischen Arbeiter aus den Grafschaften, die die Eisenbahnen sehr billig nach London fördern, werden provisorische Gebäude errichtet. Das Industriegebäude wird vielleicht mit elektrischem Licht erleuchtet. Die Schwierigkeit, ein fortdauernd gleichmäßig intensives elektrisches Licht zu erzeugen, soll durch die Erfindung eines Hrn. Allmann, wodurch die Stärke des Lichts durch den elektrischen Strom selbst regulirt wird, jetzt vollständig gehoben seyn.

Das pfälzische Amtsblatt vom 24. Dec. v. J. theilt den Bericht eines Gensd'armerie-Brigadiers von Oberfranken in Abschrift mit, damit die Polizeibehörden und die Gensd'armerie der Pfalz

ein wachsames Auge auf die darin mitgetheilten Thatsachen richten. Es handelt sich um mehrere Vagabonden, die falsche Amtssiegel und Pässe führen, einen Tischlergesellen aus Schwaben, „der mit der öffentlichen sicherheitsgefährlichen Schneiderstochter Christiana Hautsch“ sich herumtreibt, dann um einen Schuhmachergesellen Mayer, welcher „mit einer Weibsperson, dem sogenannten Walperl von Weinberg in verschiedenen Gegenden, welche mit einem Heimathsscheine versehen und mit blauem Papier verpappt ist, um das Siegel nicht sehen zu können, herumzieht; daß 4) der Bäckergeselle Karl Mayer von Altentrübing, der ganz wild aussehen und einem Bauern mehr, als einem Bäcker ähnlich sieht, ein Wanderbuch vermag, in welchem 4 Professionen — enthalten sind.“

In den letzten Jahren ist in Brasilien der Theebau mit dem besten Erfolge betrieben worden, so daß dort bald eben so viel Thee als Kaffee gebaut werden wird. Viele Pflanzer haben bereits die Hälfte ihrer Besitzungen mit Thee bepflanzt. Die Sorten Hyson, schwarzer Thee u. s. w. sollen dem ächten chinesischen Thee in Bezug auf Stärke und Aroma in keiner Weise nachstehen.

Der berühmte Komponist Auber besitzt die Eigenthümlichkeit, daß er fast niemals der Aufführung einer seiner Opern beiwohnt. „Ich kenne die Musik — sagt er — und würde mich nur ärgern, wenn die Ausführung hinter Dem zurückbliebe, was ich beabsichtigte.“

Theater-Anzeige.

Dienstag, 14. Januar. (Zum ersten Male wiederholt): Das Salz der Ehe, Lustspiel in 1 Akt. Hierauf (zum ersten Male wiederholt): Fest im Entschlusse! Lustspiel in 1 Akt. Zum Schluß: Der Schauspieldirektor, komische Oper in 1 Akt, Musik von Mozart.

Mittwoch, 15. Januar. Großer Maskenball. —

Zwölfte Bilanz der Mozart-Stiftung am 30. September 1850.

	fl.	kr.
Hypotheken-Conto:		
für ein Insatz-Capital und einen Insatz-Capital-Antheil . . .	13,300	—
Obligationen-Conto:		
vorräthige 3½ proC. Frankfurter Stadt-Obligationen vom Jahr 1839 fl. 7700 à 100 prCt.	7,700	—
Interessen-Conto:		
bis heute abgelaufene aber noch nicht eingegangene Zinsen .	202	23
Musikalien-Conto:		
Saldo von einer angekauften Sammlung klassischer Werke	116	3
Cassa-Conto:		
baar in Cassa	389	45
	21,708	11

		fl.	kr.	fl.	kr.
Capital-Conto:					
Betrag des Capitals am Schlusse des elften Verwaltungsjahres		20,840	31		
Geschenke und Gottespfennige		5	6		
Ein Legat des sel. Hrn. Rudolph Bernus		100	—		
Ertrag der vom Liederkranz zum Besten der Stiftung gegebenen Konzerte:					
Am 24. Nov. 1819 . .	fl. 168. 18 kr.				
Am 23. Juli 1850 . .	„ 236 36 „	404	54		
Coursdifferenz auf vorräthige Obligationen		27	—		
Eingegangene und laufende Zinsen	fl. 759. 27 kr				
abzüglich des siebenten und achten Semesters des verwilligten zweiten Stipendiums . . .	„ 400. — „	359	27		
		21,736	58		
Hiervon ab:					
Unkosten-Conto:					
Unkosten im Laufe dieses Verwaltungs-Jahres . . .		23	47		
				21,709	11
				21,708	11

Frankfurt a. M., den 30. September 1850.

Der Verwaltungs-Ausschuß der Mozart-Stiftung:

Dr. Martin, d. Z. Präsident. Dr. A. Glar, Sekretar. Joh. Fr. Quilling, Kassirer. Peter Fink, Buchführer.

Dr. A. Jost. W. Backes. Fritz Schneider.

Vorstehende Bilanz mit den Büchern der Mozart-Stiftung genau verglichen und richtig befunden, auch die aufgeführten:

a) Einen Insatz-Capital-Antheil von Neun Tausend Gulden,
b) Einen Insatz-Capital-Antheil von Vier Tausend Drei Hundert Gulden,
c) Sechsundzwanzig Stück hiesige 3½ prozentige Obligationen im Nominalwerth von Sieben Tausend Sieben Hundert Gulden,
d) Den Kassebestand von Zwei Hundert Zwei Gulden Dreiundzwanzig Kreuzer

vorgefunden zu haben, bezeugen hiermit

Frankfurt a. M., den 23. December 1850.

Die von der Gesellschaft des Liederkranzes aus ihrer Mitte zu Revisoren erwählten Mitglieder:

Ludwig Pfeiff. Jakob Falta. Louis Hessemer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. B. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 13. Mittwoch, den 15. Januar 1851.

Lady Southwel.

Nach dem Französischen des Roger de Beauvoir.

(Fortsetzung.)

„Sie sind also glücklich, mein lieber Southwel," hob Sir Robert an, indem er einen durchdringenden Blick auf den Commodore richtete, gleichsam als ob er eine Wunde an ihm hätte entdecken wollen.

„So glücklich, als man seyn kann, Sir Robert, wenn man nicht mehr die See befährt, ein gutes Hotel in Picadilly hat und Wittwer ist; drei Dinge, die nicht übel sind," fuhr er fort, indem er sich ein Glas Claret einschenkte.

„Und Sie haben sich keinen Vorwurf zu machen?"

„Durchaus keinen . . . . , außer daß ich heute Abend meine Wette verloren habe, was mir im Jachtklubb, wo ich Kassirer bin, vielen Verdruß machen wird. . . . . Was mein Gewissen anbetrifft — fuhr er fort, indem er sich ein Glas Madeira einschenkte —, so ist es so ruhig, wie das eines Quäkers; doch da wir unter uns sind, so darf ich gestehen, daß ich nur über zwei Dinge Skrupel habe."

„Und was sind das für Dinge?"

„Das Erste, daß ich einen armen Teufel von Schiffsjungen in meinen Feldzügen bis zur Erschöpfung der natürlichen Kräfte peitschen ließ; das zweite, daß ich den Franzosen nicht getödtet habe, der sich bei Lady Southwel, meiner Frau, eingeschlichen hat, die ich nach diesem Vorfalle nothwendig verlassen mußte."

„Lady Southwel ist unschuldig!" betheuerte Sir Robert.

„Ich vergaß, daß sie Eure Verwandte ist, Sir Robert; ich klage Lady Southwel nicht an; ganz London überhebt mich nur zu sehr der Mühe; aber ich wollte Euch von meinem Schiffsjungen erzählen, einem kleinen Burschen, dessen Namen mir jetzt nicht einfällt, dessen Gesicht ich jedoch immer vor mir sehe, obgleich wohl dreizehn Jahre verflossen sind. . . . Ich besuchte damals den Hafen von Toulon, und der Kapitän der „Sophie", eines französischen Schiffes, hatte mir die Ehre erwiesen, mich zu sich an Bord einzuladen. Ich war zur Zeit noch nicht mit Miß Olimpia Smith, welche später Lady Southwel wurde, verheirathet, aber ich begleitete sie mit ihrem Vater bei dem Besuche jener Fregatte, als es dem Kapitän einfiel, uns zu Tische zu behalten. Wir traten in seine Kajüte; die Schiffsjungen mußten uns bei Tafel aufwarten. Der größte von ihnen, welcher Tags zuvor zum Kapitän der Schiffsjungen ernannt worden war — ein Grad, den, wie Sie wissen, der Geschickteste erhält —, zeigte sich so eifrig im Dienste bei Miß Olimpia und zugleich so nachlässig bei mir, daß mir der Senf in die Nase stieg. Ich benutzte einen Augenblick, wo er that, als höre er mich nicht, um eine sehr schöne Salzbüchse so hart auf den Boden fallen zu lassen, daß sie in Stücke zerbrach. Der Kapitän ward zornig; ich schob die Schuld auf den Jungen, der mir die unverschämte Antwort gab: er bediene nur seinen Herrn und die Dame, die wir mitgebracht hätten. Wüthend über diese Antwort, erhob ich Klage beim Kapitän und verlangte von ihm ungesäumte Züchtigung. Man legte den Jungen über eine Kanonenlafette, entblößte ihn bis zum Gürtel, und ein Matrose peitschte ihn eine halbe Stunde lang."

„Eine halbe Stunde?!"

„Nach diesem artigen Nachtisch, während dessen er erbärmlich geschrieen hatte, schickte man ihn für den Rest der Nacht in die Strafkammer, wo man ihn am Morgen wieder zu finden hoffte; indessen während des lustigen Sabbaths, der auf unser Essen folgte, hatte er sich ins Meer gleiten lassen und war verschwunden. Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß er noch mehr Peitschenhiebe bekommen haben würde, wenn Miß Olimpia nicht gewesen wäre, die sich für ihn verwendete und der Strafe ein Ziel setzte. Wenn eine Frau in ihrem Leben etwas Gutes gethan hat, Sir Robert, so muß man es ihr anrechnen," fügte der Commodore hinzu. „Sie trinken nicht?"

„Hören Sie, Commodore," begann Sir Robert, „ich will Ihnen meine Meinung sagen. Bis jetzt glaubten Sie in mir nur den Verwandten der Lady Southwel zu sehen, einen Freund . . . . erlauben Sie mir jetzt, als ihr Anwalt zu reden."

„Hat denn nicht das Gesetz meine Verbindung mit Lady Southwel aufgelöst?"

„Das Gesetz?! Es ist demselben ja nicht gelungen, trotz aller Nachforschungen, den Menschen, den Elenden, der sie entehren wollte, ausfindig zu machen. Er hatte am Morgen nach seinem Verbrechen London verlassen. Allein Lady Southwel . . . . . hat sie denn nicht durch ihr Benehmen gegen jene Beschuldigung laut protestirt? Auf immer von Ihnen getrennt, hat sie beim Abschiede die einzige Hoffnung mitgenommen, sich in ihren Augen rechtfertigen zu können. Unterdessen ist sie versteckten Angriffen, Beleidigungen und dem Spotte ausgesetzt. Die Londoner Blätter haben sich ihres angeblichen Verbrechens bemächtigt, sie gefallen sich in anonymen Schmähungen gegen eine Frau. Mir scheint, Commodore, Sie seyen hinreichend gerächt."

(Fortsetzung folgt.)

Kinkel und sein Retter.

Zur Geschichte von Kinkels Flucht gingen der „Mainzer Abendpost" aus bester Quelle folgende Mittheilungen zu:

Kinkel wurde bekanntlich in Spandau sehr rücksichtslos behandelt. Er schildert das Spulen als eine sehr harte Arbeit. Mit der rechten Hand muß beständig ein sehr schweres Rad gedreht werden, während die Finger der linken die Baumwolle, die aus England in sehr feinen Faden bezogen wird, zusammenzwirnen müssen. Der Faden schneidet in das Fleisch ein, so daß die Finger bald schmerzen und bluten; nun sucht man den Faden über den Nagel laufen zu lassen, aber auch der Nagel wird nach und nach durchgerieben, welches mit einem fast unerträglichen Schmerz unter demselben verknüpft ist; dann muß wieder eine andere Stelle gesucht werden. Einer der Unglücksgefährten Kinkels, ein robuster Mann geringen Standes, der durchaus nicht verweichlicht war, kam durch diese Arbeit in solche Verzweiflung, daß, als einst an seinem Spulrad etwas ausgebessert werden mußte, er sich unversehens eines schneidenden Instrumentes bemächtigte und sich den Zeigefinger der rechten Hand abhieb. Aber statt seiner Marter nun los zu seyn, kurirte man ihm den Finger mit aller Sorgfalt und zwang ihn sodann, sich des folgenden zu bedienen. — Sind nun die aus England bezogenen Stränge verwirrt, so daß der Spulende lange Zeit bedarf, um sie zu entwirren, so kann er die ihm aufgegebene Arbeit nicht liefern und verfällt in Strafe, die in Entziehung der freien Luft oder der Speisen besteht; sucht er sich die Arbeit dadurch zu erleichtern, daß er das verwirrte Garn abreißt und wegwirft, so bekommt er zehn Hiebe; eben so wenn er nachlässig zwirnt.

So oft es dem Hrn. Direktor oder Inspektor Jeserich einfiel, kam er in Kinkels Zelle, der sich dann völlig entkleiden mußte, um seinen Aufseher zu überzeugen, daß er kein Instrument am Leibe verborgen trage, welches ihm etwa zur Flucht hätte verhelfen können. Allein nachdem sich Schurz mit ihm in Verbindung gesetzt hatte, waren doch bereits Schraubenzieher und dergleichen in Kinkels Besitz, ohne daß Hr. Jeserich sie aufzufinden verstand. Sobald Kinkel wußte, daß der Retter ihm nahe sey, stellte er jeden Abend nach gethaner Arbeit sein Spulrad und noch irgend ein in seiner Zelle befindliches Geräthe zusammen, so daß beides zusammen ein Viereck bildete, durch welches er durchzuschlüpfen sich bemühte. Anfänglich ging es schlecht; er benahm sich nicht selten so ungeschickt, daß er den Bau zusammen warf; dann aber ging es besser, so daß er das Viereck täglich kleiner machen konnte, ja, fast kleiner als das Luftloch, durch welches seine Flucht bewerkstelligt werden mußte, und das er geschmeidig wie ein Aal durchschlüpfte. Den Tag vor seiner Flucht kam Jeserich zu ihm und sagte mit vieler Selbstgefälligkeit: „Sonst kamen die Herren von Potsdam nur alle halbe Jahre einmal, um nachzusehen, aber seit Sie hier sind, sind sie alle Schlag da, was doch gar nicht nöthig wäre, denn wo Jeserich durchgeht, da sieht er Alles und merkt er Alles." — Am nächsten Morgen war der Vogel ausgeflogen, der Käfig stand leer und Jeserich, der Allesmerker, fand nichts als einen Zettel von Schurz, worin er im Namen des Entflohenen ironisch Abschied nahm, und den er, vom Kobold des Muthwillens gestachelt, nachdem der befreite Kinkel seinem Retter, unter Recitirung eines humoristischen, lateinischen Verses, in die Arme gefallen war, in das Gefängniß zu praktiziren gewußt hatte.

Die Gesinnungsgenossen, welche Kinkel aus Spandau an den Seehafen brachten, bemächtigten sich seiner Züchtlingskleider und haben sie unter sich verlooft. —

Es dürfte dem Leser nicht uninteressant seyn, zu erfahren, auf welche Weise Schurz aus Rastatt entkam. Es ist irrthümlich behauptet worden, daß er zu den Sechzehn gehört habe, welche sich aus den Kasematten einen Weg durch einen Minengang gegraben. Schurz ist ein Gefangener der Preußen gewesen und hat nie in den Kasematten gesessen; er war Adjutant Tiedemanns, und an dem Tage, da Rastatt übergeben werden sollte, setzte er sich — in dem Vorgefühle, daß er, wenn die Sachen schlimm gehen sollten, sicher eine harte Gefangenschaft oder den Tod zu erwarten haben würde — an den Schreibtisch, um brieflich Abschied von seinen Eltern zu nehmen. Als er mit seinem Schreiben zu Ende war, fand er, daß die Mannschaft bereits angetreten war und entwaffnet wurde. Da fiel ihm plötzlich ein, daß er bei einer Rekognoszirung einst bemerkt hatte, daß einer der Wasserabflüsse (sogenannte Abtauche) unter der ganzen Stadt durchführte und in einen Graben außerhalb ausmündete, und in dem Vorsatz, auf diesem Wege seine Rettung zu versuchen, rief er seinen Diener, bei dem sich noch ein Freischärler befand, und fragte sie, ob sie mit ihm zu entfliehen suchen wollten. Beide verlangten es nicht besser. Schurz gebot dem Diener, eine Flasche Wein mitzunehmen, worauf sie ihren beschwerlichen Weg antraten. In dem finstern Loche mußten sie bis an die Knie durch Schlamm und Wasser waten, auch fehlte es nicht an Ratten, noch an sonstigem ekelhaftem Gethier; von Zeit zu Zeit erreichten sie eine Stelle, wo durch das oben angebrachte Gitter ein schwaches Licht hereinfiel, und an diesen Stellen war einige Fuß hoch vom Boden jedesmal ein Bret angebracht. Gänzlich erschöpft von ihrem ermüdenden Gang setzten sie sich auf halbem Wege auf das Bret nieder und Schurz verlangte die Weinflasche. Da fand es sich, daß sich der Bursche in der Eile vergriffen und statt Wein ganz gemeinen Fusel mitgenommen hatte; aber ihr Durst war so groß wie ihre Ermattung, und so tranken sie denn den Branntwein, als ob er Wasser wäre. Nun setzten sie ihren Weg fort, aber als sie endlich den Ausweg erreichten, da, o Schrecken! wurde in demselben Augenblick eine preußische Schildwache vor demselben aufgestellt und ihr von dem Unteroffizier die strengste Weisung ertheilt, ja ein wachsames Auge auf dieses Loch zu haben, da sich möglicher Weise von „diesen gottverfluchten Freischärlern" darin versteckt haben könnten. Es blieb den drei Unglücklichen nichts übrig, als so geräuschlos, wie möglich, wieder zurück zu gehen, und als sie die nächste Stelle erreichten, oberhalb derer sich ein Gitter befand, setzten sie sich auf das Bret und beriethen, was nun zu thun sey. Schurz war trostlos, daß er in einem so gänzlich beschmutzten Zustande den Feinden in die Hände fallen und dadurch lächerlich werden sollte; er sann auf Mittel, wie er sich säubern und sich stellen könnte; bald aber kamen sie überein, den Versuch zu machen, ob sie nicht leise heranschleichen, die Schildwache von hinten überwältigen, der Waffen berauben und sich davon machen könnten; aber indem sie noch darüber debattirten, brach das Bret, worauf sie saßen, plötzlich mit großem Geräusch zusammen, und sie versanken bis an die Schultern in den Schmutz. Unglücklicher Weise war das Geräusch von vorbeigehenden Soldaten gehört worden, die sogleich an das Gitter liefen mit dem Rufe: „Da stecken gewiß von diesen Hunden drein, die uns in die Luft sprengen wollten!" Sie stachen sogleich mit blanken Säbeln durch das Gitter, ohne daß sie jedoch tief genug reichen konnten; nun versuchten sie, das Gitter aufzubrechen, aber als auch dieß nicht gelingen wollte, rief der Eine: „Man muß die Schildwache rufen, die dort um die Ecke am Graben steht, die wird mit dem Bajonnet bis auf den Grund kommen!" — Gesagt, gethan. Man holte die Schildwache; aber während diese sich an das verhängnißvolle Gitter begab, benutzten unsere Flüchtlinge die Gelegenheit, sich aus ihrem schmutzigen Schlupfwinkel an Gottes freie Luft zu wagen, die jedoch einen verderblichen Einfluß auf sie ausübte; denn so wie sie von ihr berührt wurden, fielen sie um, wie nasse Säcke: der ungewohnte Genuß des Branntweins hatte sie völlig betäubt. Sie rafften sich in Todesangst wieder auf, taumelten weiter, aber

nach einer kleinen Strecke stürzten sie wieder zusammen. Dennoch gelang es ihnen, glücklich durch die Gärten zu entkommen und einen einzeln stehenden Bauernhof zu erreichen, in den sie eintraten und an das Fenster des Wohnhauses anklopften. Eine Frau öffnete das Fenster; sie gaben sich als Flüchtlinge zu erkennen und baten um Obdach und Rettung, allein die Frau erklärte dieses für eine Unmöglichkeit, indem 24 Mann Preußen im Hause lägen und Todesstrafe auf dem Verbergen der Flüchtlinge stände; sie beschwor sie, sich in der größten Eile davon zu machen, und schlug das Fenster zu.

— Die Flüchtlinge waren jedoch zu ermüdet, um weiter zu kommen; sie sahen einen im Quadrat gesetzten Holzstoß im Hofe stehen, verbargen sich in demselben und brachten die Nacht darin zu. Da aber am Abend mehrmals Holz geholt wurde, so brachte sie dieses auf den natürlichen Gedanken, daß bei fernerer Abnahme des Holzes ihre Köpfe nothwendiger Weise bald zum Vorschein kommen müßten; sie erkletterten daher noch vor Tagesanbruch ein kleines Nebengebäude, wo sich zwischen dem Speicher und dem Dache ein kleiner Vorsprung befand, auf dem sie sich platt niederlegten; als sie jedoch durch die in dem Boden befindlichen Ritzen hinabsahen, bemerkten sie zu ihrem Schrekken, daß die 24 Mann Preußen grade unter ihnen lagen, und den ganzen Tag über hörten sie deren Unterhaltung, die sich um die zu erwartenden standrechtlichen Hinrichtungen drehte. Da hieß es: Der und Jener wird erschossen; oder: Schade, daß uns der Hund N. N. entkommen ist, dem hätten wir auch blaue Bohnen zu schmecken geben. — In diesem Verstecke brachten die drei Flüchtlinge vier Tage zu, ohne einen Bissen über die Lippen zu bringen, und Schurz schildert es als die gräßlichste Qual, daß ganz in ihrer Nähe eine Pumpe gewesen sey, an welcher sie den ganzen Tag pumpen und das frische Wasser platschern hörten, ohne daß sie einen Tropfen davon gehabt hätten, um sich die verschmachtenden Lippen damit zu netzen. Endlich am vierten Tage wurde eine Leiter an ihr Versteck angestellt, auf welcher der Hausherr hinaufstieg. „Euer Aufenthalt war mir bekannt — hob er an —; Ihr seyd gesehen worden. Ich habe die Soldaten in meine Hinterstube kommen lassen, wo sie eben beim Essen sind, und gebe Euch 5 Minuten Zeit, um Euch fort zu machen. Seyd Ihr nach dieser Zeit noch da, so werde ich Euch selbst angeben, weil die Gefahr für mich und mein Haus zu groß ist. Wollt Ihr aber meinem Rath folgen und fortgehen, so werdet Ihr vor dem Hause einen Führer finden, der Euch sicher über die Gränze bringen wird." — Die armen Leute ließen sich das nicht zwei Mal sagen, sondern machten sich in aller Eile die Leiter hinunter; da sie aber aus Hunger gänzlich verschwächt waren, so taumelten sie hin und her und ihr Herabsteigen ging nicht geräuschlos ab. Glücklicher Weise waren die Soldaten aber einer zu angenehmen Beschäftigung hingegeben, um etwas zu bemerken. Sie kamen glücklich zum Hause hinaus, nachdem sie mit einem Brode und einer Wurst versehen worden waren, und der Führer brachte sie wohlbehalten über die Gränze.

Die Schneider (Taylors) in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. *)

Der Amerikaner trägt fast immer den Frack, seidene Westen und feine schwarze Hosen, im Winter große Ueberröcke und Mäntel, im Sommer Kleider von leichteren Stoffen, und die Schneider halten sich, wie überall, genau an die Gebote der herrschenden Mode (fashion), die hier zu Lande aus einer Zusammensetzung von französischem und englischem und einer Beimischung von einheimischem Geschmacke besteht. Die Mode regiert die freie Menschheit der Vereinigten Staaten unbedingt eben so tyrannisch, wenn nicht tyrannischer, als dieß in irgend einem anderen Lande der Fall ist, denn nicht allein der Städter ist ihr Sclave, sondern die lithographirten Mode-Bilder, die in New-York und Philadelphia regelmäßig ausgegeben werden, finden auch sehr schnell ihren Weg nach den kleinsten Orten in den entferntesten Theilen des Landes, und die Knöpfe an den Röcken, die die Taille bezeichnen sollen, steigen oder sinken, je nachdem das neueste Bild des Modejournals es verlangt, gleichzeitig in der ganzen weiten Union, wie die Barometer beim Wechsel der Witterung.

Es dürfte einem Fremden schwer fallen, namentlich am Sonntage, nach der Kleidung den Stand oder die Beschäftigung irgend eines Mannes errathen, und z. B. den Advokaten von dem Handwerker unterscheiden zu wollen, denn alle jene lächerlichen Auszeichnungen, Standes- und Zunft-Unterscheidungen der alten Welt kennt man hier nicht; der Diener kleidet sich so gut wie der Herr, und die Magd so gut wie die Frau, oder wenigstens nach derselben Mode, wenn auch die Stoffe ihrer Kleider nicht so fein und kostbar sind.

Daß bei solchen Gleichheitsverhältnissen in den Trachten, bei dem steten Wechsel der Moden, und in einem Lande, wo die Stoffe nicht immer die haltbarsten sind, die Leute die Kleider an und für sich wenig schonen, und der schnelle Wechsel der Witterung, die kalten Winter und die heißen Sommer, immer einen größeren Vorrath von Kleidungsstücken nothwendig machen, die Schneider sehr viel zu thun haben, läßt sich leicht denken.

Die amerikanischen Schneider machen im Allgemeinen schöne und sehr elegante leichte Kleider, und verstehen denselben, ohne viel Futter und Watte, eine hübsche Façon zu geben. Der Kunst des Zuschneidens, in der sie namentlich eine große Fertigkeit besitzen, hat man hier viele Aufmerksamkeit zugewendet, und es sind eine Menge Patente auf Vorrichtungen, um genaues Maß zu nehmen, genommen worden, ja es gibt sogar geschickte Zuschneider, die im Lande umherreisen und Vorlesungen über ihre Kunst halten. Selbst an der Scheere, diesem alten bewährten Instrumente, das man geneigt seyn könnte, in Hinsicht auf seine Zweckdienlichkeit für unverbesserlich zu halten, wurden verschiedene Verbesserungen gemacht und patentirt, wodurch dieselbe nicht allein eine bequemere, sondern auch dem Zwecke mehr entsprechende Form erhalten hat.

Der Schneider hier zu Lande ist auch sehr oft zugleich Tuchhändler und hält nicht allein ein Lager aller derjenigen Zeuge, die er zu seinem Geschäfte nothwendig hat, sondern auch aller anderen Gegenstände, die ein Mann, um sich — mit Ausnahme des Hutes und der Schuhe — vollständig zu kleiden, bedarf; er nennt sich deßhalb Draper und Taylor oder Merchant-Taylor.

Die Gesellen arbeiten meistens nach dem Stück, und man bezahlt ihnen für einen gut gearbeiteten Rock D. 8—10; leichtere Arbeiten, die weniger Geschicklichkeit erfordern, werden in den großen Städten von Näherinnen angefertigt.

Die Preise für gut gemachte Kleider von feinem Stoffe sind hier zu Lande immer noch hoch; so bezahlt man z. B. für einen Rock D. 28; für einen Frack D. 30; für Beinkleider von Tuch D. 10—12; für seidene Westen D. 5—6 u. s. w.

Die Schneider geben gewöhnlich 6 Monate Credit, wodurch viele auch oft genug betrogen werden, da es nicht selten vorkommt, daß, ehe die 6 Monate vorüber sind, der Kunde vielleicht nach Californien, nach Texas oder irgendwo anders hin in den

*) Aus: „Erwerbszweige, Fabrikwesen und Handel der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Mit besonderer Rücksicht auf deutsche Auswanderer bearbeitet von C. L. Fleischmann. Stuttgart, Verlag von Franz Köhler, 1850."

fernen Westen gezogen ist; diese Verluste kommen dann immer den redlichen und regelmäßigen Kunden zur Last, denn durch diese müssen sie wieder gedeckt werden.

Es gibt hier zu Lande auch sogenannte Clothing Stores, Kleider-Magazine, in denen man alle Arten von fertigen Kleidungsstücken in großer Auswahl und zu billigen Preisen kaufen kann. Ihre Vorräthe sind nach der Zweckmäßigkeit und den Mitteln für alle Arten der verschiedensten Kunden gehalten, und sowohl der Matrose findet dort alles Nöthige zu seiner Bekleidung zweckmäßig und nach seinem Geschmacke gemacht, als auch der vermöglichere, immer Eile habende Amerikaner, der fast nie Zeit findet, sich einen Rock anmessen und machen zu lassen. Um diesen Anforderungen der Kundschaft bei dem oft raschen Wechsel der Moden stets entsprechen zu können, ist es nöthig, daß diese Stores von ihren älteren, nicht mehr sehr modernen Stücken immer von Zeit zu Zeit geräumt werden. Diese werden daher an die Kaufleute, welche im Frühjahr und Herbst aus dem Innern nach den Seestädten kommen, um ihre Einkäufe zu machen, sehr billig verkauft, wodurch die Schneider in jenen Gegenden in ihrem Geschäfte natürlich sehr beeinträchtigt werden, indem sie auf die Anfertigung der Kleidungsstücke für die Vermöglicheren beschränkt sind.

Die Unternehmer solcher Clothing Stores haben mancherlei Vortheile, die sich der gewöhnliche Schneider, wenigstens nicht in gleichem Maße, verschaffen kann; sie kaufen z. B. alle Arten von Tuch, Hosen-, Westen- und Seidenzeugen in Auktionen, wo sie dieselben billig und mit einem Credit von mehreren Monaten erhalten; eben so wird Futter, Knöpfe und alles sonstige Zugehör unter eben so vortheilhaften Bedingungen in großen Quantitäten von ihnen gekauft. Dabei haben sie sehr geschickte Zuschneider, die aus einem ganzen Stücke Zeug so viele Röcke oder Hosen, als es nur möglich geben kann, ohne viel Abfall zu haben, und mit größerer Oekonomie herauszuschneiden wissen, als dieß bei dem Zuschnitte eines einzelnen Kleides möglich ist. Die zugeschnittenen Sachen werden an Stückarbeiter zum Anfertigen gegeben, die dieselben zu höchst billigen Preisen fertig wieder abliefern; viele Kleidungsstücke werden ganz von Näherinnen gemacht, deren Lohn selbst niedriger ist wie in Deutschland.

In Boston ist eine der großartigsten Kleider-Fabriken in den Vereinigten Staaten, die sogenannte „Oak Hall Rotunda" von George W. Simmons. Er hat 25 fashionable Zuschneider, 2 Buchhalter, einen Kassier mit einem Assistenten, 1 Zahlmeister, 5 Austräger, 2 Expresse, 30 Verkäufer und 3000 Arbeiter angestellt. In seinen großartigen Magazinen hat er immer ein Assortiment von 45,000 verschiedenen Kleidungsstücken und Zeug für circa 60,000 Stück im Vorrath.

Frauenkleidermacher gibt es hier zu Lande nicht, da die Kleider für die Damen von den Näherinnen (Mantuamakers) gemacht werden.

Vor einigen Jahren wurde hier eine Nähe-Maschine erfunden, mit der man alle Arten von Nähten schnell und sehr dauerhaft zu machen im Stande ist; sie ist sehr einfach und wird leider die armen Näherinnen in ihrem geringen Verdienste noch mehr beeinträchtigen. Diese Maschine wird namentlich sehr zweckmäßig zur Anfertigung von Säcken für Salz und Getreide benützt, und man kann mit derselben in einem Tage 800 bis 1000 Säcke machen, wozu viele Menschenhände nöthig wären.

Die Ausfuhr an Kleidungsstücken betrug im Jahre 1845 bis 1846 D. 45,140; im Jahre 1846 bis 1847 D. 47,101.

Mannichfaltigkeiten.

Nach einer kürzlich fertig gewordenen mühevollen Arbeit hat das gesammte bewegliche und unbewegliche Gemeindevermögen der Stadt Leipzig einen Werth von beinahe fünf Mill. Thaler.

Nächstens will ein Amerikaner in einem Luftballon nach Europa herüberkommen. Der kühne Mann heißt Wise und hat den Congreß der Vereinigten Staaten um Unterstützung seines Unternehmens angegangen. Für den — sehr wahrscheinlichen — Fall, daß ihm sein Gesuch abgeschlagen wird, ist er entschlossen, die Fahrt auf eigene Kosten zu unternehmen. Er behauptet, durch vielfache Versuche gefunden zu haben, daß in der Atmosphäre, in der gehörigen Höhe, eine fortwährende Luftströmung von Westen nach Osten zu finden sey. Mit Benutzung dieser Strömung will er binnen dreißig Tagen eine Luftfahrt um die ganze Erde auszuführen im Stande seyn. Er würde sonach in Washington aufbrechen, Depeschen in Europa und China abgeben, sich die Ansiedelungen in Oregon ansehen und nach einem Monate wieder zu Hause seyn. Es mag möglich seyn, aber wir für unsere Person würden Bedenken tragen, diesen Schiffer auf seiner Fahrt zu begleiten.

In einem alten Buche lesen wir folgende Beispiele von Thierbestrafungen: Im Jahr 1120 excommunicirte der Bischof von Laon die Feldmäuse und Raupen. 1386 wurde in Folge eines richterlichen Erkenntnisses zu Falaise ein Schwein gehängt, welches ein Kind zerrissen hatte. 1474 wurde durch einen Ausspruch des Baseler Magistrats ein Hahn zum Feuertod condemnirt, weil er — ein Ei gelegt hatte. 1499 verurtheilte das Gericht zu Beauvais einen Ochsen zum Galgen, weil er einen jungen Burschen gespießt hatte. Allein das Beste ist ein 1690 in der Auvergne stattgehabter Prozeß gegen die Raupen. Diese Insekten wurden förmlich wegen Verwüstung fremden Eigenthums vor Gericht citirt, es wurde ihnen ein Curator gegeben und der Prozeß in allen Formen verhandelt. Der Spruch des Gerichts verurtheilte die Raupen, sich in einen bestimmten Ort zurückzuziehen, um daselbst vernichtet zu werden. Wie dieses Erkenntniß ausgeführt wurde, erzählt leider die Geschichte nicht. Noch sey der Excommunication gedacht, welche 1554 der Bischof von Lausanne über die Blutegel aussprach, weil sie die Fische vernichteten, und jenes Schweins, welches 1394 zu Mertiang gehängt wurde, weil es eine geweihte Hostie gefressen.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 15. Januar. **Großer Maskenball.** —

Donnerstag, 16. Jan. **Sophia Catharina**, oder: Die Großfürstin, romantisch-komische Oper in 2 Abth. und 4 Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer. Musik von Flotow. Neue Decorationen im 4 Akt: Das Innere des Eispalastes auf der Newa.

Montag, 20. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Hassel und zum ersten Male): **Junker und Knecht**, Lustspiel in 2 Aufzügen von F. Kayser. Hierauf: Intermezzo: **Das Solo-Lustspiel.** Zum Schluß (zum ersten Male): **Die vornehmen Dilettanten**, oder: Die Opernprobe, komische Oper in 1 Aufzuge, Musik von Lortzing. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heiser und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. K. Hammerau.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 16. Donnerstag, den 16. Januar 1831.

Lady Southwel.

Nach dem Französischen des Roger de Beauvoir.

(Fortsetzung.)

„Sir Robert — fuhr der Commodore fort — Sie würden vortrefflich vor Gericht plaidirt haben, und es ist Schade, daß Sie nicht Advokat geworden sind. Da Sie mich aber auf dieß Kapitel bringen, so will ich Ihnen so viel sagen, daß Sie mit mir zufrieden seyn werden. Ich weiß nicht und will nicht wissen, wo sich Lady Southwel aufhält; allein ihr Vermögen war unbedeutend, ich vermehre es durch Abtretung meiner Güter. In diesem Augenblicke steht es ihr frei, ihrem Verführer die Hand zu reichen; sie kann morgen schon . . .“

„Halt, Sie haben mich nicht verstanden, Commodore; Lady Southwel wird niemals, ich wiederhole es Ihnen, um den Preis ihrer Schande Vermögen und Freiheit erkaufen. Was Denjenigen betrifft, den Sie ihren Verführer nennen, so verlangt sie, daß er ihr gegenübergestellt werde. Darum, weil sich ein Elender bei ihr eingeschlichen, glaubt sie sich weder entehrt noch schuldig. Früher oder später, seyen Sie versichert, wird die Wahrheit an den Tag kommen; früher oder später werden Sie selbst . . . . aber hier behorcht uns Jemand“ — unterbrach sich Sir Robert plötzlich. — „Wer ist der Mann?“ fuhr er fort, indem er gerade auf den einzigen Gast im Saale losging, in welchem er sogleich den Doktor Bernard erkannte.

„Sie sind es, Doktor?! Warum haben Sie sich nicht zu uns gesetzt?“

„Ich besorgte . . . ich hatte geglaubt . . .“ erwiederte der Doktor, dem es sichtlich unlieb war, daß er bemerkt worden; „ich kenne den Commodore Southwel gar nicht,“ fügte Bernard hinzu, indem er sich verbeugte.

„Wollen Sie, daß ich Sie demselben vorstelle, mein Freund?“ fragte Sir Robert im Tone kalter Höflichkeit.

„Tausend Dank!“ entgegnete Bernard; „Sie haben Geschäfte mit ihm; ich bitte Sie, sich nicht stören zu lassen.“

Sir Robert setzte sich an das andere Ende des Saales, wo der Tisch gedeckt war. Er bemerkte nicht, wie der Blick des Doktors ihm mit steigender Aengstlichkeit folgte, während er mit dem Commodore nachstehende Fragen wechselte.

„Also, Commodore, obgleich Sie darauf bestehen, Lady Southwel nicht wiedersehen zu wollen, versichern Sie ihr doch Ihr Vermögen; sie soll von Ihnen die Urkunde über die Abtretung Ihrer Güter erhalten?“

„Ich habe sie schriftlich bei mir; ja, eine vollständige Schenkungsakte, die ich in London habe aufsetzen lassen. Da ich wußte, daß Sie sich in Dieppe aufhalten, wollte ich dieselbe in Ihre Hände niederlegen, und werde sie Ihnen morgen früh übergeben . . .“

„Wohlan denn, Commodore Southwel, merken Sie sich gefälligst meine Worte,“ sprach Sir Robert, indem er aufstand; „Lady Southwel wird nicht nur Ihre Wohlthaten ausschlagen, sondern sie hat auch in meiner Gegenwart erklärt, kein neues Ehebündniß eingehen zu wollen, so lange Sie am Leben sind. Das Vermögen — ich wiederhole es — erscheint ihr als eine Schande, sobald man ihr die Ehre streitig machen kann. Und nun, glauben Sie endlich an die Unschuld Ihrer Gattin?“

Während Sir Robert diese Worte sprach, erschien er selbst dem Commodore in dem Strahlenglanze eines edelmüthigen Vertheidigers. Er rechnete ohne Zweifel darauf, denselben allmälig auf eine Zusammenkunft vorzubereiten und eine Entscheidung zwischen ihm und Lady Southwel herbeizuführen, als Kapitän Rook, begleitet von einigen Leuten der Equipage, rasch in den Saal trat. Der Commodore wünschte sich im Stillen Glück zu dieser Unterbrechung eines Gesprächs, bei welchem sein Unrecht ihm so lebhaft vor die Seele trat. Mit Hülfe des Portweins vertrieb er übrigens bald jene Erinnerungen und that den von allen Seiten dargebrachten Toasten tapfern Bescheid.

„Ihr Wohl, Commodore!“ rief Rook, indem er vier bis fünf Gläser ausstürzte, denn er gehörte zu keinem Mäßigkeitsverein; „Sie sehen, wir sind im Ballanzuge, als ob Sie es uns befohlen hätten. Es ist heute Konzert im hiesigen Bade, und auf das Konzert folgt nothwendig der Tanz.“

„So ist es Recht, brecht Eure Beine auf dem Tanzboden, da sie Euch die Haifische nicht abgefressen haben.“

„Laßt das gut seyn, Commodore, die Beine Eures Freundes Rook sind so solid, wie die der beiden Midshipmen, die er bei sich hat.“

„Die beiden Burschen haben dem Musikchor keinen Augenblick Ruhe gelassen,“ fügte der Commodore hinzu, indem er Grog bringen ließ, sein Lieblingsgetränk, womit er das Podagra kurirte. „Vorwärts, meine Herren, Achtung auf's Kommando!“

Alle Gäste erhoben sich; Sir Robert war der Einzige, der nicht trank. Ein bläulicher Rauch, der alsbald aus den angezündeten Pfeifen aufstieg, umhüllte die Tafel mit einer wahren Wolke. Die Gläser wurden gefüllt, und die Gäste brachten bald durch gegenseitige Aufforderungen den Commodore auf den Boden, den er am meisten liebte, nämlich auf die Wetten, obgleich er darauf schon mehr als einmal geschlagen worden war.

„Das sind Alles Lumpereien!“ rief er bald mit einer Donnerstimme zu Sir Rook gewendet; „Alles, was möglich ist, verdient gar nicht, daß man darauf setzt. Was sprecht Ihr da von Dingen, wie sechzig Meilen zu laufen, über die höchste Hecke in Wallis zu setzen, ein Fläschchen Cayenne-Pfeffer zu verschlucken oder vierzig Stunden lang um einen Tisch herumzulaufen? Ich

verspreche Euch, Sir Rook, den Preis des schönsten Renners, den Anderson jetzt in seinem Stalle hat, zu bezahlen, wenn ich nicht in diesem Augenblicke ein Seebad nehme."

„Was denken Sie, Commodore, ein Bad nach dem Essen?" warf Sir Robert ein, indem er den Arm desselben ergriff.

„Auch geht die See hoch;" bemerkten ihrerseits die beiden Midshipmen, indem sie die Vorhänge von den Fenstern zogen.

„Und vergessen Sie, daß Sie vor noch nicht zwei Stunden nahe daran waren, ein Bad zu nehmen?" spöttelte ironisch der Kapitän Rook.

Diese letzte Bemerkung schien den Commodore empfindlich zu treffen. Neben Sir Rook saßen zwei schlanke Herren vom Naval-Clubb, Theilhaber und Zeugen seines Weltgegners von **Brighton**.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Frankfurter Bühnenzustände.

Von einer *deutschen* Bühne halten und haben wir stets weniger gehalten als von der deutschen Einheit. Diese Utopie kann man auch noch auf längere Zeit den Dramaturgen, den Schauspielern und der Kritik überlassen, die im Grunde ihres Herzens nicht inniger davon überzeugt sind, als wir; aber in die Wirklichkeit wird sie nie durch alle jene Schönthuerei eingeführt werden, die sich seit Jahren um diese Idee gruppirt hat. Dieselbe ist von Lessing mit Thatkraft und Hingebung verfolgt, von Goethe später in demselben Sinne wieder aufgenommen worden; aber von dem Einen wie von dem Andern ohne Erfolg. Gäbe man zu, daß Dingelstedt, Gutzkow und Laube, oder wie sie Alle heißen mögen, eine deutsche Bühne schaffen könnten, man brächte sie um den einzigen Ruhm, den sie erreichen wollen, um den Ruhm, die ihnen anvertrauten Institute in anständiger Richtung zu entwickeln. Für diesen verhältnißmäßigen Anstand können sie Sorge tragen, für mehr nicht. Lassen wir ihnen die Lorbeeren, die ihnen heute die ideale Begeisterung flicht; morgen wird der hinkende Bote der Opposition, die sich wie der rothe Faden durch unsere Zustände zieht, sie ihnen schon verkümmern.

Gutzkow hat die Dresdener Dramaturgie aufgeben müssen. Dingelstedt und Laube werden wahrscheinlich die Dornenkrone ihres Amtes nicht bis zu ihrem Lebensende tragen. Komödie aber wird noch lange gespielt werden. Selbst in der siegreichen Zeit unserer Nationalversammlung hat man sich mehr für die Unterhaltung interessirt, die die Frankfurter Bühne bot, als für die Kunst. Shakespeare, Schiller, Goethe und Uhland, der seinem „Herzog Ernst von Schwaben" in eigener Person zusah, konnten die Concurrenz mit „Stadt und Dorf" und mit dem „Viehhändler aus Oberösterreich" nicht aushalten. Die Deputirten bekümmerten sich mehr um Fräul. Hausmann, als um die Musen. Die Haute volée besuchte die Maskenbälle im Theater, aber ihre Logen kündigte sie. Es war nicht der Verfall der Kunst, der das veranlaßte, so wenig wie es die Kunstentwickelung ist, die die jetzige Frequenz des Theaters herbeiführt. Es war damals die Gleichgültigkeit, die den Besuch verringerte; die Kunst ist es nicht, die ihn jetzt steigert. Wir gehen nicht ins Theater der olympischen Spiele wegen, sondern weil wir uns *unterhalten* wollen. Im April 1848 hatten wir nicht Zeit noch Lust, uns zu unterhalten. Jetzt haben wir Zeit und Lust dazu. Aber wenn man behaupten wollte, wir seyen jetzt für die *Kunst* begeistert, wenn wir die Kasse stürmen, so kann man billig so lange an unserem Kunstgeschmack zweifeln, als wir nicht die Kasse stürmen, wann uns zuverlässig Gediegenes oder möglichst Geschmackvolles, sondern nur dann, wann uns zuverlässig Neues geboten wird.

Die Direktion soll den Geschmack bilden. Aber wo ist denn unser Geschmack? Wo ist unser guter Wille für diese Bildung? Wo ist unsere pecuniäre Unterstützung dieser Bildung? Was geben wir der Direktion — wir, die Gebildeten, wenn die Bänke leer sind? Wir bedauern sie nicht einmal; wir sagen allenfalls, sie verstehe es nicht.

Wenn uns das Theater bilden soll, sogar wider unsern Willen bilden, so müssen wir zum wenigsten großmüthig seyn, wir müssen diese unsere Bildung nicht an die Theaterkasse knüpfen, sondern an unseren eigenen Beutel, wir müssen der *Kunst* den Zuschuß bewilligen, in klarer, klingender Münze bewilligen, den wir der Theaterkasse verweigern, wenn es sich ausschließlich um das Ideal der Kunst handelt, wenn Goethe's „Iphigenie" an einem anderen Tage gegeben wird, als an seinem hundertjährigen Geburtstage. Alle hundert Jahre einmal der Kunst aus vollem Herzen und aus vollem Beutel huldigen, heißt nicht der *deutschen Bühne* an die Hand gehen.

Seyen wir aufrichtig! Gestehen wir ein, daß unser Geschmack nicht so geläutert ist, wie wir behaupten. Seyen wir eben so natürlich in unserem Urtheil, wie in unserem Theaterbesuch. Wir gehen nicht ins Theater, weil wir dort die Kunst aufsuchen; sondern wir gehen ins Theater, weil wir dort die Unterhaltung zu finden hoffen. Und ist es nicht ein Spiel mit dieser Unterhaltung? Wonach sollte sie sich zuverlässig berechnen lassen? Der „Alte vom Berge" hat in Breslau, einer Stadt, in welcher sich die schlesische Bildung concentrirt, siegreiche Erfolge und volle Häuser erlebt. Wir haben diese Oper verworfen. Weßhalb? Der „Prophet" hatte unsere Theilnahme so vollständig absorbirt, daß Benedikt nach Meyerbeer nicht reussiren konnte. Wir haben unser Mögliches gethan, um den letzteren Meister zu feiern; aber toujours perdrix! wir verlangen Neues, und was kann die Direktion thun, als es uns bieten und uns richten lassen. Wollen wir mit dem Stück die Direktion verdammen, so handeln wir zum mindesten ungerecht; aber wir handeln auch unklug, denn wir dürfen uns nicht von der Direktion bevormunden lassen, wir selbst müssen Richter seyn über Schauspieler, Dichter, Bühne und Literatur. Die Direktion hat an dem gescheiterten Erfolge schwer genug zu tragen. Sie opfert Honorar, scenischen Aufwand, sie opfert Zeit und Mühe. Wir opfern nur den Eintrittspreis eines Abends und langweilen uns einmal im Theater, wie sonst in Soiréen und auf Bällen.

Im Theater sind wir Herr. In der Administration des Theaters muß die Direktion Herr seyn. Die Maschinerie des Theaters gehört ihr allein. Ueber die Erfolge dieser Maschinerie entscheiden wir. Das führt zu einem andern Gegenstand.

Es ist sehr natürlich, daß man der Direktion nie für die Engagements tüchtiger Mitglieder dankt. Solche Engagements sind ihre Pflicht. Aber weil man ihr zu keinem Dank verpflichtet ist, ist man auch nicht berechtigt, sich in die Engagementsangelegenheiten vom Parteistandpunkte einzumischen. Man ist nicht berechtigt, auf ein Budget direkt zu influiren, für das man nicht direkt haftet. Man kann mit allem Fug nicht ins Theater gehen, weil dieser oder jener Schauspieler entlassen wird, indem ihn die Direktion nicht halten kann; aber man kann nur seine Erhaltung für das Institut verlangen, wenn man zur Erreichung seiner Ansprüche in reellerer Weise beisteuert, als durch eine bloße Fürsprache, oder durch eine willkürliche Opposition. Wäre es anders Rechtens, so hörte alle Administration der Bühne auf. Die Direktion wäre dann übler daran, als die Minister eines konstitutionellen Staates, gegenüber einer Steuerverweigerung; denn diese Verweigerung schließt doch die Möglichkeit einer Steuerbewilligung in sich. Welche Steuern aber bewilligt das Publikum einer Direktion, die den Schauspielern das Budget übersteigende Ansprüche bewilligt?

Solche Ansprüche können nur durch außerordentliche Zuschüsse befriedigt werden, durch Zuschüsse, wie sie bis jetzt noch den Hof-

theatern zu Gebote stehen. Aber es ist bekannt, daß gerade diese am wenigsten den Wunsch des Publikums berücksichtigen, sondern sich vielmehr, bei jener Befriedigung, nach den Launen der Intendanten richten.

Die hiesige Theaterdirektion kann naturgemäß und von ihrem eigenen Interesse ausgehend keine Launen haben, die nicht mit den Wünschen des Publikums korrespondirten. Zu diesen Wünschen rechnen wir freilich auch nicht die Launen des Publikums, oder vielmehr jener Einzelnen, die sich für das Publikum ausgeben. Wir rechnen dahin nicht alles jenes Geklatsch, von dem die Direktion öffentlich und privatim bestürmt wird. Diese Wünsche erkennen wir nur in so fern als solche an, als sie von den Verhältnissen und der wirklichen Bildung ausgehen und als sie auf Mögliches und Erreichbares gerichtet sind.

Zu diesem Möglichen und Erreichbaren gehört vor Allem ein angemessener und künstlerischen Ansprüchen genügender Personalbestand. Wird selbst die Splitterrichterei einen solchen der hiesigen Bühne absprechen wollen? Sind Oper und Schauspiel nicht von Kräften getragen, die auf bedeutenderen Bühnen schwerlich besser angetroffen werden? Aber man vernimmt von Kündigungen. Werden uns jene Kräfte erhalten werden? Fräulein Hoffmann, der Liebling des Publikums, die Thalia unseres Lustspiels, hat von Neuem mit der Direktion kontrahirt, und Fräulein Janauscheck, deren tragische Befähigung, elegischer Schwung und plastische Darstellungsweise, bei sorgfältiger Ausbildung, zu der Hoffnung berechtigen, sie werde dereinst unter den Namen der Tragödie zählen, wird gleichfalls durch von der Direktion dargebrachte Opfer dem hiesigen Theater erhalten werden. Wenn sich das Interesse des Theaterbesuchs zunächst an die weiblichen Mitglieder knüpft, so gewähren die männlichen Talente des Personals, die sich zum Theil zu künstlerischer Reife steigern, sicherlich die Grundlagen eines gediegenen Schauspiels. Was uns an lebendigem Ensemble fehlt, das fehlt der deutschen Darstellung überhaupt an solchem. Der deutsche Schauspieler beschränkt sich zu leicht auf sich, und ein Aufgehen in die Gesammtheit der Vorstellung, wie wir es namentlich von unseren Damen rühmen müssen, gehört zu den Ausnahmen. Zu einem tüchtigen Ensemble auf der deutschen Bühne fehlen die Bedingungen zum Theil, zum Theil der Eifer der französischen Schauspieler. Wir müssen aber hinsichts dieser Bestrebung auch noch des Herrn Schneider im Lustspiel erwähnen. Herr Breuer ist sicherlich in allen Fällen, wo die Kraft und Wärme der Rede den Gedanken eindringlich hervorheben sollen, ein bewährter Darsteller, dessen überwältigender Eindruck nicht bestritten werden kann. Wir nennen hier noch die Namen Lindner und Meck, die der deutschen Bühne angehören würden, gäbe es eine solche, den geistreichen Haacke, den von kräftiger gesunder Natur getragenen Reger. Und wenn wir sie nennen, wie dürften wir Hassel übergehen, den Charakter-Komiker par excellence.

In unserer Oper wirken Talente, die sich seit Jahren bewährt und durch die Jahre nicht verloren haben. Wollen sie sich nicht überschätzen, so wollen wir ihnen gern das Zugeständniß machen, daß wir uns eine Frankfurter Oper nicht wohl ohne Frau Anschütz-Capitain denken können, die durch lyrischen Ausdruck und durch die drastische Wärme ihrer von einem angemessenen Spiele unterstützten Stimme den geistreichen (und es gibt deren nicht viele) Sängerinnen ebensowohl angereihet werden kann, wie sie in erster Reihe unter denen zählt, die mit dramatischer Hingebung singen. — Frau Behrend-Brandt ist sicher eine Bravoursängerin, wie sie Frankfurt nicht besser verlangen kann. Ihre sprechenden Züge und ihr warmes und lebendiges Mienenspiel, die Gluth ihrer Empfindung und ihre umfassende Stimmlage, die Kraft ihres Ausdruckes — Alles dieß macht sie für unsere Oper mehr als schätzenswerth. — Und unsere Sänger, unser Chrudimsky, unser Caspari selbst, dessen Spiel freilich seinen Stimmmitteln nachsteht, unser beliebter Dettmer, sind sie auf anderen Bühnen besser anzutreffen? Aber sie werden uns verlassen; sie haben gekündigt. Sie haben zum Theil gekündigt. Sollten sie eine unbedingte Kündigung rechtfertigen können? Sollten sie auswärts die volle Anerkennung wiederfinden, die sie hier aufgeben wollen? Sollte nicht auch ein schärferer kritischer Maßstab an sie angelegt werden können? Wir finden ihre Vorzüge überwiegend. Ein auswärtiges Publikum dürfte mit ihren Fehlern rechten. Die Direktion aber wird sich bemühen, sie dem Institute zu erhalten, wenn sie auf eine billige Vermittelung der gegenseitigen Interessen eingehen mögen.

Von dem Personalbestand abgesehen, ist das Mögliche und Erreichbare weiter, ein so mannichfaltiges und gediegenes Repertoire, wie es die Wechselwirkung der Kunst, der Kasse und des vielköpfigen Geschmackes bedingen. In einer Anstalt, wie der unserigen, concentriren sich Kunst-, Schau- und Volks-Bühne. Wir besitzen nicht mehrere Theater zu bestimmten Zwecken, sondern nur ein Theater zu buntem Mancherlei der Unterhaltung. Wir glauben, daß die Direktion von diesem allein maßgebenden Gesichtspunkte aus Alles für die hiesige Bühne thut, was sie thun kann, will sie nicht nur die Existenz der Kunst, sondern auch die der Künstler erhalten. Die Letzteren schwärmen für die Musen; aber sie haben im Uebrigen irdische Bedürfnisse. Wenn sie mit den Göttern leben, so essen und trinken sie mit den Menschen. Sie danken es, mit einem Worte, der Direktion schlecht, wenn sie ihr körperliches Wohlbefinden lediglich an die Kunst knüpft, die in ihrem Herzen lebt, und nicht auch an die, die die Kasse in den Stand setzt, sie außerhalb ihres Herzens leben zu lassen.

Wir haben in Vorstehendem einen unparteiischen Maßstab für die hiesigen Bühnenzustände versucht. Damit wollen wir keine Mißgriffe und Fehler der Direktion beschönigen, aber wir wollen allgemeine Anklagen abweisen und specielle Verdächtigungen in das rechte Licht setzen. Ist man nicht selbst so weit gegangen, den Nepotismus der Direktion hervorzuheben, weil ein Schwiegersohn des einen der Direktoren der künftige Orchester-Direktor seyn wird? Was soll uns diese Verdächtigung, so lange die Unfähigkeit Jenes nicht erwiesen ist? Und was geht uns die Verwandtschaft an, wenn die Fähigkeit vorhanden ist? Ein Verwandter kann ein schlechter Kapellmeister seyn, und er wird sich in diesem Falle nicht eine Woche halten. Er kann aber auch ein guter Kapellmeister seyn (und die Antecedentien des Hrn. Schmidt widersprechen dieser Voraussetzung nicht), ohne daß er durch die Verwandtschaft zu einem schlechten herabgesetzt werden wird. Sollte ihn die Verwandtschaft in seiner Stellung schützen können, wenn er sie nicht ausfüllen würde? Wir glauben, keinen Augenblick, da hierüber das Publikum allein Richter seyn wird und seyn kann.

Endlich haben sich auch Stimmen gegen die angeblichen bedeutenden Errungenschaften der Direktion erhoben. Darauf antworten wir einmal, daß die Bücher der Direktion unter die Controle der Behörden gestellt sind. Diese werden bescheinigen können, daß die Einnahmen des verflossenen Jahres nur das Deficit des Theaterjahrs 1849 haben decken können, und daß, wenn diese Deckung nicht stattgefunden hätte, tabula rasa in den Finanzen gewesen seyn würde, wie 1848, da die Direktion zur Zeit noch keine anderen Güter besitzt, als die Theater-Garderobe.

Mannichfaltigkeiten.

Von Professor Dahlmann erwartet man nächstens ein neues interessantes Geschichtswerk: „Geschichte Deutschlands seit der Reformation bis auf die neueste Zeit." — Von Humboldt ist der dritte Band des „Kosmos" erschienen.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 12. Januar.

Ein zweites Kunstwerk, wovon ich Ihnen zu berichten habe und das seiner Vollendung schon näher gerückt ist, trägt ein geschichtliches Gepräge, nämlich ein von der Familie von Gagern für die Familiengruft zu Hornau unterhalb der waldigen Höhen des Taunus, ihrem edlen Mitgliede, dem bei Schlechtenhaus im Baden'schen Oberlande im Angesichte Hecker's gefallenen General Friedrich Balduin von Gagern gewidmetes Denkmal, von unserm hiesigen Bildhauer Gerth nach eigener Idee modellirt. Das Monument ist von Granit, bildet einen erhöhten Würfel, 4 Fuß hoch, 3 Fuß im Quadrat, worauf ein 4 Fuß hoher Helm mit den Emblemen des Kriegsgottes Mars zu stehen kommt. Unter dem Helme liegt ein Schwert und ein abgebrochener Eichast. Dadurch, daß das Denkmal auf Waldfelsen angebracht wird, erhält es eine imponirende Höhe und eine dem Orte des Todes wie dem Sinne des gefeierten Helden entsprechende Andeutung. Das Monument ist bereits punktirt und wird fleißig daran gemeißelt, so daß es bald aus dem Attelier des geschickten Künstlers der Oeffentlichkeit übergeben werden wird.

Heidelberg, 12. Januar.

Manche meinten, der Deutschkatholicismus sey schon längst überwunden oder zu Grabe getragen, da er kaum anfing, hervorzusprossen und aufzublühen. Wer den Bildungs- und Entwickelungsgang bei religiösen Dingen genauer kennt, wird sich über die Langsamkeit und Stetigkeit der Entfaltung nicht wundern, da sie nur eine Folge höherer Gesetze sind. Auch die hiesige deutschkatholische Gemeinde entwickelt sich immer mehr in ihrem Innern und nach Außen; sie wird immer kräftiger durch Regsamkeit ihrer Mitglieder und durch Zunahme von Außen, da immer Uebertritte in der Stadt und vom Lande her erfolgen. Viele Katholiken und Protestanten, denen der Glaubenszwang der alten Kirchenverfassungen nicht mehr zusagt, wollen durch die That selbst ihre Ueberzeugung bethätigen. Es wäre sehr zu wünschen, wenn, wie letzthin von Mannheim, so auch von andern Gemeinden hier und da Anzeigen und Nachrichten in Ihrem Blatte niedergelegt würden, was nur von sehr guter Wirkung für die Sache selbst und für das Zusammenhalten der Gemeinde und deren Rührigkeit seyn könnte, da ohne die Oeffentlichkeit und Besprechung kein Fortschritt in irgend einer wichtigen Angelegenheit sich denken läßt. Diese Erfordernisse sind um so nöthiger, als sich von vielen Seiten her wieder irrige und vorurtheilsvolle Meinungen, Stimmen und Gerede vernehmen lassen, welche mit Gründen zu widerlegen jeder Wahrheitliebende verpflichtet ist.

Frankfurt a. M.

Konzert des Hrn. Posch.

Dem am 8 Januar stattgehabten Konzert des Hrn. Posch glauben wir einige Worte der Anerkennung nicht vorenthalten zu dürfen, da der Veranstalter durch seine stets bereitwillige Mitwirkung bei so vielen unserer musikalischen Aufführungen und durch sein rühmliches Kunststreben sich einen Anspruch auf Dank gemacht hat. Hr. Posch ist weniger ein durch eigenthümliche Eigenschaften und überraschende Kunstfertigkeit hervorragender Virtuose, als vielmehr ein tüchtiger und achtbarer Musiker, und von diesem Standpunkte aus haben wir ihn zu beurtheilen und anzuerkennen. Das Konzert wurde mit dem eben so vortrefflichen als in schöner Abrundung executirten Quintett in G moll von Mozart eröffnet, welches den kunstsinnigen Hörern einen reichen und erhebenden Genuß bereitete. — Hr. Mohr trug ein Solo mit Variationen für die Flöte von Böhm vor. Wenn schon die Wahl dieser durch ihre schöne Einfachheit höchst ansprechenden Composition unsern ganzen Beifall verdient, so gilt dieser nicht minder dem wahrhaft gediegenen, in technischer Hinsicht eben so meisterhaften, als durch poetische Innigkeit und Wärme ausgezeichneten Vortrag, der einen Virtuosen bekundete, dem es nicht auf die Geltendmachung technischer Effekte, sondern um den innern Werth des vorgetragenen Tonstückes zu thun war. Der lebhafteste Beifall wurde dem allgemein geschätzten und anerkannten Künstler gespendet. — In den Variationen für Violine und Pianoforte von de Beriot und Osborne, vorgetragen vom Konzertgeber und Fräul. Happel spielte diese den Klavierpart und entfaltete ein fertiges und geläufiges Spiel. Dem Anschlage dieser jungen Pianistin wäre mehr Leichtigkeit und Elasticität und ihrem Vortrage mehr Nuancirung zu wünschen, was sie bei fortgesetzten Kunststudien sich anzueignen wohl nicht verfehlen wird. — Frau Anschütz-Capitain sang mit bekannter Innigkeit ansprechende Lieder von L. Schindelmeisser und Hr. Dettmer Reissiger's immer gern wieder vernommenes Lied: „Vater Noah". Wir haben Hrn. Dettmer's Gesangsleistungen schon seit längerer Zeit nachzurühmen, daß sie sich durch stets sorgfältige kunstgerechte Abrundung und treffliche Nuancirung, wie durch Wahrheit und Wärme der Empfindung auszeichnen und eine diesem Streben entsprechende Würdigung von Seiten der Kenner finden.

Programm des Museums.

Freitag, 17. Januar.

1) Symphonie in F dur (Nro. 8) von L. v. Beethoven.
2) Zweiter Vortrag des Hrn. Professor Hessemer: „Theben und die Kunst der alten Aegypter."
3) Chöre und Soli aus der Oper „Armide" von Gluck (unter Mitwirkung einer Anzahl Mitglieder des Cäcilienvereins, sowie der Frau Anschütz-Capitain und Fräul. Tietjens.)
4) Fantasie für das Pianoforte, Orchester und Chor von L. v. Beethoven. (Die Pianofortepartie vorgetragen von Hrn. Heinrich Henkel)
5) Ouverture zu den „Abenceragen" von L. Cherubini.

Der Anfang ist um $6^1/_2$ Uhr; der Saal (im Weidenbusch) wird um $5^1/_2$ Uhr geöffnet. Der Eingang ist nur vom Roßmarkt und von der Töpfergasse aus. Ohne Karte kann Niemanden der Eintritt gestattet und auf Damenkarten können auch nur Damen zugelassen werden. Eintrittskarten à 1 fl. 45 kr. sind bei Hrn. André (Haus Mozart) zu haben.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 16. Jan. Sophia Catharina, oder: Die Großfürstin, romantisch-komische Oper in 2 Abth. und 4 Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer, Musik von Flotow. Neue Decorationen im 4 Akt: Das Innere des Eispalastes auf der Newa.

Samstag, 18. Jan. (Zum erstenmale wiederholt:) Das Haus des Barneveldt, Trauerspiel in 5 Akten, von Dingelstedt.

Montag, 20. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Hassel und zum ersten Male): Junker und Knecht, Lustspiel in 2 Aufzügen von F. Kapire. Hierauf: Intermezzo: Das Solo-Lustspiel. Zum Schluß (zum ersten Male): Die vornehmen Dilettanten, oder: Die Opernprobe, komische Oper in 1 Aufzuge, Musik von Lortzing. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter fur Geist, Gemüth und Publicität.

№ 15. Freitag, den 17. Januar 1851.

Lady Southwel.

Nach dem Französischen des Roger de Beauvoir.

(Fortsetzung.)

Commodore Southwel, wie jeder Engländer im Paroxismus der Trunkenheit, war furchtbar ernst geworden.

„Ich gehe niemals zurück, meine Herren," begann er mit der Majestät eines Kaisers, „und biete abermals dem Sir Rook die Wette an; das ist doch das Wenigste, da er schuld ist, daß ich die meinige verloren habe."

Kapitän Rook fühlte sich von dem Hieb getroffen, biß sich auf die Lippen und stand im Begriff zu antworten, als er den Commodore plötzlich aufstehen und mit zitternder Hand die Eisenstäbe am Fenster schütteln sah.

„Holla!" rief Sir Southwel mehreren Führern und Badedienern zu, welche, ohne Zweifel durch den Lärm angelockt, gerade vor dem Gasthofe standen; „kommt, ihr Leute, und trinkt ein Glas Grog mit uns. Wer von Euch hat das Herz, in einer Viertelstunde mit mir in die See zu stechen?"

Alle weigerten sich und machten den Commodore auf das heftig bewegte Meer aufmerksam.

„Geht mir doch weg!" entgegnete Sir Southwel; „haltet Ihr mich denn für Eures Gleichen? Das Meer kennt mich; trinkt mit mir einstweilen, bis wir den Mund mit Salzwasser ausspülen. Dein Wohl!" sagte er zu dem Nächststehenden. „Du scheinst mir ein Bursche, dem man so etwas nicht zweimal zu sagen braucht."

Der Angeredete konnte Anfangs kaum antworten. Er kam vermuthlich mit seinen Kameraden aus der kleinen Schenke zum „blauen Anker", denn er schwankte von Zeit zu Zeit, wie ein Mast unter dem Winde.

„Trink doch!" brummte der Commodore und reichte ihm das Glas von Neuem hin.

Der Badediener nahm das Glas und warf es kaltblütig auf den Boden. „Ich trinke mit keinem Engländer!" erwiederte er.

„In diesem Falle bist Du sehr bedenklich, mein Lieber," antwortete der Commodore; „doch hat der Engländer, der mit Dir spricht, mit gekrönten Häuptern getrunken, und als vor 13 Jahren Se. brittische Majestät mir die Ehre erwies, mein Schiff, den „St. Georg", zu besuchen . . ."

„Den St. Georg?" fiel ihm der Badediener ins Wort, indem er ihn mit durchbohrenden Blicken ansah.

„Nun ja, St. Georg, 70 Kanonen, mit der Flagge des Commodore Southwel! Du schaust mich ja an, mein Lieber, als ob Du mich verschlingen wolltest?"

„Commodore Southwel," hob der Badediener wieder an, indem er sich in seiner ganzen Länge emporrichtete, „erinnern Sie sich eines Schiffsjungen, dem Sie vor 13 Jahren wegen eines zerbrochenen Geschirrs vierzig Ruthenstreiche geben ließen?"

„Allerdings," erwiederte der Commodore, „ich sprach eben erst von ihm; er ist vermuthlich todt."

„Er steht vor Ihnen!" rief Langlois und nahm den Hut ab. Er schien die Worte, die er aus dem Munde des Commodore erwartete, unterwegs abfangen zu wollen.

Sir Southwel setzte sich wieder, suchte ruhig in seiner Tasche und zog fünf Guineen heraus. Beim Anblick des Geldes flog ein Blitz von Wuth über Langlois Stirne; er schlug heftig auf das Thürschloß und warf, ehe er das Zimmer verließ, einen zornigen und rachsüchtigen Blick auf den Commodore.

„Suchen Sie sich einen anderen Badediener," rief er im Fortgehen; „übrigens wünsche ich, daß es Ihnen wohl bekommen möge, Commodore Southwel!"

Die Zuschauer warfen einander fragende Blicke zu, als der Commodore ausrief:

„Bei Altengland, das ist ein eigensinniger Bursche! Ich hoffe, Ihr werdet seinem Beispiele nicht folgen," fügte er, zu den Uebrigen gewendet, hinzu. Aber Keiner antwortete; Keiner fand auch nur ein Wort, um seine Weigerung auszudrücken, so sehr hielten sie den Commodore für unfähig, sie zu verstehen. Durch die Unterredung mit Langlois in seinem Schwindel gesteigert und noch mehr als zuvor unter dem drückenden Einfluß der genossenen Getränke, beharrte Sir Southwel auf seinem widersinnigen Vorhaben.

„Da Sie keine Vernunft annehmen wollen," begann hierauf Sir Robert, „so will ich Ihnen hier Jemand vorstellen, dessen Autorität wohl keinem Zweifel unterliegt. Nun, Doktor Bernard, überzeugen Sie den Commodore, wenn Sie können . . ."

Unterdessen hatte Sir Robert, ruhig und kalt während des lärmenden Abendessens, den Doktor aus der Ecke des Saales hervorgezogen, wo wir ihn seit dem Eintritte des Commodore hatten sitzen sehen. Das Benehmen des Arztes während des Zwiegesprächs Sir Roberts mit dem Commodore hatte sich keine Minute geändert. Scheinbar gleichgültig und finster, glich er so ziemlich einem jener Spione der venetianischen Inquisition, welche bezahlt wurden, um das Geheimniß einer Verschwörung zu entdecken. Als er aufstand und sich, von Sir Robert vorgestellt, dem Commodore näherte, erschöpfte sich bei seinem Anblicke der alte Southwel in bacchischen Entschuldigungen.

„Ei was, Sie speis'ten am Ende des Saales, mein Herr, und wir haben Ihnen nicht einmal ein Glas Claret geschickt; daran ist die Dunkelheit schuld und der Steuerbordrauch, den meine Pfeife ausbläst. Sie erlauben mir das Bad, wenn schon diese Herren es mir verbieten wollen. Wollen Sie echten Cognac?"

„Vitanda est post prandium miratio in aqua.*) das hat Dötius geschrieben, mein Herr," erwiederte der Doktor im Magisterton, während zugleich ein unmerkliches Lächeln um seine Lippen spielte.

„Zum Teufel mit Ihrem Dötius, Doktor! Das Meer ist prächtig, und dann muß auch der verteufelte Rook, der an dem Verluste meiner Wette schuld ist . . ."

„Noch einmal, wir wollen nicht Zeugen dieses tollen Streichs seyn," rief Rook, der sich außerdem nach dem Balle sehnte und seine durchbrochenen Strümpfe mit Wohlgefallen betrachtete.

„Commodore, nehmen Sie Vernunft an," fügte Sir Robert hinzu; „ein Geschäft nöthigt mich, Sie einen Augenblick zu verlassen; ich muß auf den Ball gehen, aber ich komme wieder; versprechen Sie mir . . ."

„Ich verspreche Ihnen, meine Wette zu gewinnen," erwiederte Sir Southwel; „Sie sollen der Geschichtschreiber derselben seyn. Wenn der Jachtklubb erfahren wird, daß ich ein Bad genommen habe, um einer Verbindlichkeit Ehre zu machen . . ."

„Die Sir Rook ausschlägt, die er nicht annehmen wird; denn Sie sehen, er geht fort," versetzte Sir Robert.

„Er mag zum Teufel gehen, wenn er will; ich brauche Niemand. Das schöne Meer! Schauen Sie doch, wie es seine Wogen steigen läßt!"

„Es würde Sie mit fortrollen, wie einen Kieselstein," sagte Sir Robert. „Kommen Sie, lesen Sie die „Morning Chronicle", mein lieber Commodore, die wird Sie beruhigen. Ich lasse Sie mit dem friedfertigen Blatte allein."

Als nun Sir Robert sah, daß Kapitän Rook mit seinen Freunden und den beiden Midshipmen fortgegangen war, suchte er mit den Blicken den Doktor Bernard, allein auch dieser hatte sich schon entfernt.

Obgleich Sir Robert auf die einschläfernde Kraft der „Morning Chronicle" vertraute, um den Sturm zu beschwören, der sich in dem Hirne des Commodore erhoben hatte, so war er doch, als er den Saal verließ, so vorsichtig gewesen, den Schlüssel zweimal umzudrehen. Er hatte die Kellner, die in dem anderen Theile des Hauses beschäftigt waren, davon benachrichtigt, und begab sich hierauf nach dem, für den Ball gewählten Ort, um Lady Southwel von der unvermutheten Ankunft ihres Gatten, sowie von dessen kürzlich getroffenen Verfügungen in Kenntniß zu setzen.

Der Commodore, allein mit mehreren halb leeren Flaschen athmete die Seeluft ein, welche die einzige Lampe im Saale jeden Augenblick auszulöschen drohte. Er verschmähte die Lectüre der Zeitung und verbrauchte das Blatt zu dem niedrigen Dienste eines Fidibus für seine Pfeife. Den Kopf auf beide Hände gestützt, starrte er hinbrütend auf die Wogen. Die fortwährende Ebbe und Fluth, das volltönende Rauschen, der lange Schaumstreifen, den der Ocean absetzte, und mehr noch als dieß Alles der durchdringende Seegeruch vom Strande her schien Sir Southwel in lethargische Erstarrung versenkt zu haben. Der plötzliche Eindruck der Luft, welcher gewöhnlich dem Trunkenen so verderblich ist, trieb ihn bald auf das Gebiet des Tollkühnen. Wie ein zweiter Ajar, schwang er sich rücklings über das Fenster hinaus, welches nur drei Fuß hoch vom Boden war. Bald schritt er rasch über die sandige Promenade am Strand.

Fester als je auf Ausführung seines tollen Vorhabens versessen, glaubte der Commodore durch den Nebel einen Mann auf den Stufen der Treppe liegen zu sehen, welche zu den Zelten der Badediener führte. Auf den ersten Anruf erhob sich die düstere Gestalt, zeigte ihm den Weg und schien bereit, seine Befehle zu vollziehen.

„So ist's recht," sagte der Commodore, „Du hast Dich anders besonnen, Du, der eben erst den Hochmüthigen spielte; Du brauchst Dich Deiner Aufwallung nicht zu schämen, mein Junge. Vorwärts! Kleider aus! Da sind zwei Louisd'or, und morgen kannst Du sagen, daß Du mich ins Bad geführt hast!"

Der Badediener antwortete nicht; übrigens hätte auch der Wind den Commodore verhindert, seine Worte zu verstehen. Er nahm das Geld und trat in ein Zelt. Der Mond blickte in diesem Moment durch die Wolken, und Sir Southwel, welcher seine Kleider abgelegt hatte, sah den Mann in der gewöhnlichen Tracht der vereidigten Badediener heraustreten; er reichte ihm die Hand, und beide schritten in die See.

Eine halbe Stunde später, mitten in dem freudigen Getümmel des Balles, während die Quadrillen den schönen blauen Saal des Badhauses durchkreuzten, kamen hastig einige Douaniers der Runde und fragten nach dem Doktor Bernard. Der Ausruf „Mord" war bald in jedem Munde. Das Meer, sagten die Douaniers, habe die Leiche des Commodore an den Strand gespült und daneben lägen die nassen Kleider des Badedieners Langlois. Der Doktor eilte hinaus; Sir Robert und Rudolf von Nanteuil hielten die ohnmächtig hinsinkende Lady Southwel in ihren Armen.

(Fortsetzung folgt.)

Noch Einiges über die Britannia- und Conway-Brücke

Das Wunder der Ueberbrückungskunst im Alterthum war der Koloß von Rhodus. Derselbe, scheint es, hat den Chares, der sich aus Verzweiflung, nicht damit zu Stande zu kommen, aufknüpfte, eine Olympiade und den Laches noch fernere zwölf Jahre beschäftigt, bevor er am Eingange des Hafens von Rhodus sicher aufgestellt war und die Schiffe zwischen seinen Beinen hindurchsegelten. Das kolossale Standbild der Sonne war sicher kein geringes Werk, aber es schrumpft zum Zwerghaften zusammen, wenn man es mit den Röhrenbrücken, die jüngst über den Conway und die Menaistraße gelegt worden sind, zusammenstellt. Die Höhe des Kolosses überstieg nicht 100 Fuß, ja, sie war aller Wahrscheinlichkeit nach geringer, und wenn Plinius erzählt, daß ein Mann mit seinen beiden Armen den Daumen der Statue nicht habe umspannen können, so ist dieß augenscheinlich eine von jenen Uebertreibungen, zu denen sich dieser Autor so leicht hinreißen läßt.

Die größte Leistung der Brückenbaukunst ist unzweifelhaft das eiserne Hohlbalkengerüst, das, 470 Fuß lang und 2000 Tonnen schwer, in einer Höhe von 100 Fuß die Insel Anglesea mit der Küste von Nord-Wales verbindet und von schwerbeladenen Eisenbahnzügen passirt wird. Eine kurze Strecke von dieser (der Britannia-) Brücke steht die ebenfalls merkwürdige Hängebrücke, die von Telford angelegt ist. Sie hat eine Spannung von 580 Fuß, läuft 102 Fuß über dem Meere und war 25 Jahre lang für Fuhrwerk der Verbindungsweg zwischen der Insel und der englischen Küste.

Als nach langen Unterhandlungen entschieden wurde, daß Holyhead der passendste Abgangspunkt für das Dubliner Packetboot sey, machte die Chester-Holyhead-Eisenbahngesellschaft den Vorschlag, behufs der Verbindung zwischen Bangor und Beaumaris, eines von den Geleisen der Hängebrücke in Beschlag zu nehmen. Da es nun aber ungewiß war, ob die Brücke einen Eisenbahnzug sammt Lokomotive würde tragen können, so sollte derselbe getheilt, die Waggons von Pferden herübergezogen und

---

*) Nach dem Essen muß man das Verweilen im Wasser (das Baden) vermeiden.

jenseits der Brücke einer neuen Lokomotive übergeben werden. Die Regierung machte jedoch gegen diesen Plan Einwendungen und die Sache wurde aufgegeben. Dieß führte den Ingenieur, dem die Herstellung des Weges übertragen war, auf den Gedanken, durch Ueberbrückung des Conway-Flusses und der Menai-Straße den Weg zwischen Holyhead und Chester zu vervollständigen. Von der letzten Stadt führt dann ein Eisenbahn nach Crewe, wo sie auf die große Linie trifft, die Liverpool und Manchester mit der Hauptstadt verbindet.

Die Insel Anglesea ist von Wales durch eine Meerenge mit abschüssigen Felswänden getrennt, die etwa zwölf englische Meilen lang und 1000 Fuß bis dreiviertel (engl.) Meilen breit ist. Ueber die Riffe des Kanalbettes stürzt die Fluth mit fürchterlicher Gewalt und einem Getöse, daß man in weiter Entfernung vernimmt. Die Strömung wird noch reißender durch den Sturm, der mit unwiderstehlicher Heftigkeit durch den Kanal saust. An der von Stephenson zur Errichtung der Brücke ausgewählten Stelle ist die Küste auf beiden Seiten steil. Mitten in der Meerenge erhebt sich hier der Britannia-Felsen 11 Fuß über der ebbenden See. Er ist 350 Fuß lang und 120 Fuß breit. Auf ihm steht der Centralpfeiler, welcher der Brücke zur Stütze dient. Zur Zeit der Fluth hat die Menaistraße an diesem Punkte eine Wasserbreite von 1100 Fuß. Was aber die Ausführung besonders erschwerte, war die durch eine Parlamentsakte gebotene Nothwendigkeit, den Schienenweg in seiner ganzen Länge 103 Fuß über dem Wasser anzulegen. Zudem war es unmöglich, ein Gerüste anzubringen, und unter keinen Umständen durfte die Schifffahrt an jenem Punkte gestört werden. — Die Schwierigkeiten am Conwayflusse waren nicht viel geringer; auch hier betrug die geringste Breite, die man finden konnte, 400 Fuß.

Die rhodischen Baumeister brachten 16 Jahre mit dem Bau ihres kolossalen erzernen Standbildes hin, das nach den höchsten Schätzungen 900 Kameellasten wog, ein Gewicht von — gut gerechnet — etwa 350 Tonnen. Die Britanniabrücke mit ihren 2000 Tonnen Gewicht wurde im März 1847 begonnen, im März 1848 auf ihren Standort gebracht und im April desselben Jahres der Communication freigegeben. Es ist nicht zu glauben, daß je ein großes Bauwerk mit einer Raschheit zu Ende gebracht worden wäre, die der eben geschilderten nur entfernt nahe käme. Mit gleicher Eil wurden aber alle Theile des Baues ausgeführt. Ueber die Maurerarbeit sagt Stephenson, als er den letzten Stein auf den Britanniapfeiler legte:

„Niemand hielt es erst für möglich, daß ein Mauerwerk von solchem Umfang in so kurzer Zeit vollendet werden könnte. Die Bauunternehmer haben keine Kosten gespart, nach dem weisen Grundsatze, daß zeitige Freigebigkeit sich am Ende als Sparsamkeit erweise. Nicht weniger als dritthalb Millionen Kubikfuß Maurerarbeit sind vollendet worden, seit vor noch nicht drei Jahren der erste Stein gelegt wurde, und man ist dabei mit solcher Beharrlichkeit zu Werke gegangen, daß von jener Zeit bis jetzt drei Kubikfuß in jeder Minute fertig wurden; bei zwölf Arbeitsstunden den Tag und sechs Arbeitstagen die Woche. . . . Und wenn bei diesem Baue ein Umstand vor dem andern soll hervorgehoben werden, so ist es der, daß von Anfang bis zu Ende des riesigen Unternehmens kein Menschenleben ist geopfert worden, was sonst, wo die Maschinerien oder die Takelage unvollkommen waren, nur zu oft geschah."

Die Beschaffenheit der hohlen Eisenröhren, aus denen die Brücke besteht, wird am besten durch die Bemerkung klar gemacht, daß der obere wie der untere Theil derselben aus viereckigen Zellen besteht, die groß genug sind, um einen Arbeiter aufzunehmen, der, wenn die Niete eingeschlagen wurden, gegenhalten und das Innere säubern und streichen konnte. Sämmtliche Röhren der Britanniabrücke enthalten 9360 Tonnen geschmiedetes und 1015 Tonnen Gußeisen, außerdem 165 Tonnen Eisenschienen. Dieses Röhrensystem besteht aus 186,000 getrennten Stücken, die von sieben Millionen Löchern durchbohrt sind und mit über zwei Millionen Nieten zusammengehalten werden.

Nachtstück aus dem zoologischen Garten in London.

Eine der merkwürdigsten Abtheilungen des zoologischen Gartens in Regents-Park ist die sogenannte Reptilienkammer, von der Bentley's Miscellany folgende graphische Schilderung mittheilt: „Gegen 10 Uhr Abends betraten wir, in der Gesellschaft zweier berühmter Naturforscher, dieses Gemach. Eine kleine Laterne war unser einziges Licht, und die schwache Beleuchtung, die sie gewährte, gab der sich uns darbietenden Scene einen geisterhaften Anstrich. Das Spiegelglas, welches die Käfige einschließt, war unsichtbar, und man konnte sich kaum überzeugen, daß die Ungethüme in sicherem Gewahrsam und die Zuschauer vor ihren Angriffen geschützt wären. Wer die Boas, die Klapperschlangen und Nattern nur bei Tage gesehen hat, wo sie träge zusammengerollt liegen oder von den Zweigen der in ihren Käfigen angebrachten Bäume herabhängen, wird sich von dem nächtlichen Treiben dieser Geschöpfe keinen Begriff machen können. Die riesenhaften Boas und Pythone jagten sich in allen Richtungen, indem sie mit Blitzesschnelle um die Käfige flogen, sich bald in ungeheuren Windungen an die Bäume rankten, bald sich aneinander rollten, sich dann zischend wieder trennten und in grauenhaftem Spiel mit dem Schwanze schlugen. Um ihren durch diese Anstrengung erzeugten Durst zu löschen, näherten sie sich alle Augenblicke den Wasserkübeln und leckten gierig daran mit ihren gespaltenen Zungen. So wie sich unsere Augen mehr an die Dunkelheit gewöhnten, konnten wir die Gegenstände besser unterscheiden, und auf dem obersten Zweige des Baumes, in dem Käfig der größten Schlange, nahmen wir eine Taube wahr, welche ruhig da saß, ohne sich, wie es schien, um den Tumult zu kümmern oder der Nähe des Unthiers bewußt zu seyn, dem sie bald zur Speise dienen sollte. In dem Käfig einer andern Schlange sahen wir dagegen eine kleine Maus, deren keuchende Brust und hörbar klopfendes Herz zur Genüge zeigten, wie sehr ihr die Gesellschaft mißfiel. Während wir diese Geschöpfe betrachteten, ließen sich allerhand seltsame Töne vernehmen. Ein unheimliches Kratzen rührte von der fleischfressenden Eidechse her, die uns dadurch zu verstehen gab, daß sie sehr gegen ihren Willen Fasttag halten mußte. Ein scharfes Gezisch schallte uns von einem anderen Punkte entgegen, und wir fuhren einen Schritt zurück, als die Laterne uns das geschwollene Haupt und die drohende Miene einer erzürnten Cobra enthüllte. Dann gerieth eine Klapperschlange in Eifer, und indem sie den Allarm gab, richtete sie einen Streich gegen das Glas, der unseren Personen galt. Der starre Blick von den glänzenden Augen des riesenhaften Pythons übte einen peinlichen Zauber auf uns aus, und überhaupt war das Schauspiel, welches wir hier genossen, eher aufregend, als angenehm. Es schien uns stets, als ob eine Schlange sich losmache und um unsere Beine winde, große Käfer schwirrten mit Geräusch um unsere Köpfe, und wir waren am Ende froh, als wir das Schreckensgemach verließen und wieder in die freie Luft traten."

Mannichfaltigkeiten.

— (München, 11. Jan.) Die Zeichnung zu dem Grabmonumente, welches Se. Maj. der König Ludwig Joh. v. Müller,

mit dem der König einstens in naher Verbindung stand, in Kassel zu errichten beschlossen hat, ist bereits vollendet, und es soll ehestens mit der Ausführung des Werkes begonnen werden. Bekanntlich hat König Ludwig bereits als Kronprinz im Todesjahre v. Müllers (1809) die Grabstätte desselben auf dem Kasseler Kirchhofe käuflich an sich gebracht.

(**Ein Kunstwerk von Rauch in Nordamerika.**) Der amerikanische Kunstverein (Art-Union) in Newyork hat jetzt in seinen Räumen ein Kunstwerk des deutschen Bildhauers Rauch ausgestellt. Es ist ein von Fischer in Erz gegossenes Kind, das um Almosen bittet. Das in Marmor ausgeführte Original dieser Arbeit soll sich in England befinden, während sich die Amerikaner rühmen, daß außer ihnen nur noch der König von Preußen und der Kaiser von Rußland ein Exemplar des Erzgusses besitzen. Das Werk hat sich in Newyork außerordentlicher Theilnahme und großen Beifalls zu erfreuen.

Im königlichen Schloß in Madrid wird eine zweite Kinderstube eingerichtet. Der Obersthaushofmeister ist in Verlegenheit, ob er Puppen oder Soldaten zur ersten Unterhaltung anschaffen soll.

Schon gibt's auch im Mutterlande Californien Euresgleichen, ihr Bauern. Viele haben Hacke und Spaten und die Maschinen, in denen Gold gewaschen und gewonnen wird, weggeworfen und führen den Pflug und ziehen Furchen in die Erde, während den Goldsuchern die Leidenschaften Furchen ziehen. Und siehe, auch für sie trägt das Land goldene Früchte.

Das dritte fünfzigjährige Jubiläum des Krönungs- und Ordensfestes zu Berlin soll in allen Kirchen der Monarchie wie ein hoher Festtag mit dreifachem Einläuten am Vorabend, mit einem Festgottesdienst und mit dem „Herr Gott dich loben wir" begangen werden. Dem Vernehmen nach soll das Einläuten aber von sämmtlichen Rittern besorgt werden.

Seine Soldaten sind dem jungen Kaiser von Oesterreich ans Herz gewachsen. Alles, was zum Soldaten gehört, interessirt ihn vor andern und der Finanzminister stößt manchen Seufzer aus, daß für sie nichts zu kostspielig ist. Am 3. Januar ließ der Kaiser plötzlich in Wien Allarm blasen. Die Garnison war wie der Wind auf dem Sammelplatz, der Kaiser auch, er schritt prüfend und lobend durch die Reihen und bewilligte Allen eine dreitägige Extralöhnung.

Ein kürzlich in New-Orleans kinderlos gestorbener Arzt und Pflanzer, Mac Donough, hat sein riesiges Vermögen von etwa 16 Mill. Dollars fast ganz dem Staat für die Gründung von Schulen vermacht. Die Schulen sind den Amerikanern, was im Mittelalter den Erblassern die geistlichen Stiftungen waren. Dabei wird Amerika groß.

In Marienthal bei Malatzka (Oesterreich) wurde dieser Tage ein Adler riesenhafter Größe mit Eisenschlingen gefangen. Mit ausgespannten Flügeln maß dieser Vogel 17 Schuh; seine Füße waren so dick wie gewöhnliche Mannsarme; der Schnabel hatte eine Länge von 5 Zoll. Er mußte erschossen werden, da es Niemand wagen wollte, ihn aus den Eisen zu nehmen. Einen Fleischerhund, der sich ihm genähert, verwundete er mit dem Schnabel am Kopfe so, daß derselbe in Verlauf von einigen Stunden endete.

Dr. S. **Zirndorfer** hat seine in dem der Poesie eben nicht holden Jahre 1848 erschienenen „vermischte poetische Schriften" jetzt neu versandt. Dieselben enthalten so manche schöne poetische Blüthe und verdienen somit freundliche Beachtung. Dem Vernehmen nach ist von demselben Verfasser ein neuer Roman unter dem Titel: „Aus der Paulskirche", unter der Feder.

Korrespondenz.

Stuttgart, 14. Januar.

Ueber den auf unserer Hofbühne engagirten Tenoristen **Sontheim**, nicht Baritonisten, wie einer Ihrer Berichterstatter unlängst irrthümlich meldete, dürften die nachstehenden Mittheilungen um so mehr von Interesse seyn, als genannter Künstler unter den gegenwärtigen deutschen Tenoristen eine erste Stelle einnimmt. Sontheim ist im Jahre 1820 zu Jebenhausen im k. würt. Oberamt Göppingen geboren. In seinem 17. Jahre kam er nach Stuttgart, wo er den ersten Unterricht in der Musik von den damaligen Gesangsheroen erhielt und sich insbesondere Kosner zum Vorbilde nahm, der den jungen talentvollen Mann liebgewann. Nachdem er hier die erste Ausbildung genossen, ging er nach Karlsruhe, wo seine schöne kräftige Tenorstimme sogleich Gefallen fand und wo der treffliche Hofkapellmeister Strauß, dem Sontheim viel von seiner Ausbildung verdankt, das aufkeimende Talent erkannte und für die dortige Hofbühne zu gewinnen wußte. So schön die Stellung an der Karlsruher Oper aber damals auch war, so viel da ein mit Liebe zur Kunst erfüllter und mit Fleiß und Talent ausgerüsteter Kunstjünger auch lernen konnte, so war es andererseits kein Leichtes, sich neben einem bewährten und berühmten Meister wie Haizinger bemerkbar zu machen. Dennoch gelang ihm dieß trotz vieler gegen ihn gespielter Intriguen durch Ausdauer und Beharrlichkeit, wie seine wiederholt erneuerten Engagements und die entschieden günstigen Besprechungen und Anerkennungen in öffentlichen Blättern darthun. Während Sontheim eifrig und unausgesetzt seinen Studien oblag und seine Stimme mit der Ausbildung zugleich an Wohlklang und Kraft gewann, nahmen in demselben Verhältniß die Stimmmittel des alternden Gesangsheros Haizinger ab, so daß Sontheim bald schon neben Haizinger eine hervorragende Stellung einnahm, noch mehr aber nach dessen Abgang unbestreitbar die erste Stellung an der Karlsruher Oper behauptete. Die jährlichen Ferien hatte er zu verschiedenen Kunstreisen benützt, unter Anderem in Pesth, Kassel, Hamburg u. s. w. mit ungetheiltem Beifall gastirt und durch die Gewalt seiner herrlichen und umfangreichen Bruststimme hingerissen. Die mißlichen Verhältnisse der Karlsruher Bühne seit der badischen Revolution konnten seinem nach umfassender Wirksamkeit strebenden Kunsttriebe nicht mehr genügen, daher er sein Engagement zu lösen für gut fand, zumal ihn die Sehnsucht nach dem Heimathlande Stuttgart zudrängte. Der einstimmige Beifall, dessen sich sein Gastspiel zu erfreuen hatte, veranlaßte sein Engagement, nach welchem er in einigen Monaten auf der hiesigen Hofbühne seinen neuen Wirkungskreis eröffnen wird. Die hiesigen Kunstfreunde sind der Intendanz für dieß Engagement zu lebhaftem Danke verpflichtet.

Theater-Anzeige.

Samstag, 18. Jan. (Zum Erstenmale wiederholt:) **Das Haus des Barneveldt**, Trauerspiel in 5 Akten, von Dingelstedt.

Sonntag, 19. Jan. **Die Zauberflöte**, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Montag, 20. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. **Hassel** und zum ersten Male): **Junker und Knecht**, Lustspiel in 2 Aufzügen von F. Kapier. Hierauf: **Intermezzo: Das Solo-Lustspiel.** Zum Schluß (zum ersten Male): **Die vornehmen Dilettanten**, oder: Die Opernprobe, komische Oper in 1 Aufzuge, Musik von Lortzing. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 16. Samstag, den 18. Januar 1851.

Lady Southwel.

Nach dem Französischen des Roger de Beauvoir.

(Fortsetzung.)

Am Morgen nach dieser Katastrophe schritt Lady Southwel, welche die Nacht über aufgeblieben war, noch immer unruhig in ihrem Gemache auf und ab, als die Klingel des Gasthofs ihr einen Besuch ankündigte. Eine Minute darauf trat Rudof von Nanteuil bei ihr ein. Nachdem der Baron einige übliche Redensarten über das unglückliche Ereigniß des verflossenen Abends mit ihr gewechselt hatte, fuhr er fort:

„Madame, ich muß jetzt von mir reden, und ich gestehe, daß ich es hier nur ungern thue. Sie haben mir mehr als einmal mit Recht mein delikates Verhältniß zu Ihnen vorgehalten, die Gefahr meiner Bewerbungen und die ehrenkränkenden Schlußfolgerungen, die man aus meinem Eifer, Sie zu vertheidigen, ziehen könne, Sie haben an mein Rechtsgefühl appellirt, indem Sie meiner Liebe eine Schranke zogen. Heute hat Sie der Himmel dieser Scrupel enthoben, heute sind Sie frei, und indem ich Ihre Hand anspreche . . .“

„Wie, Baron, Sie wählen einen solchen Augenblick? Ich hätte Ihnen mehr Schonung und mehr Neigung für mich zugetraut; der Schmerz, die Bestürzung, worin ich mich befinde . . .“

„Gerade dieser Schmerz und diese Bestürzung, Madame, machen Sie unfähig, sich selbst zu schützen; ein Anderer muß die Sorge dafür übernehmen. Ja, die Bosheit verbreitet schon versteckte Beschuldigungen gegen Sie; man klagt Sie an, bei jenem Mord die Hand im Spiele gehabt zu haben, man geht so weit, zu behaupten, daß der gestern verhaftete Badediener . . .“

„Der Badediener? Und was denn?“

„Ei nun, man gibt zu verstehen, er sey bezahlt gewesen, um Sie von Ihrem Gatten zu befreien . . .“

„O, mein Herr!“

„Vor einer Stunde ist er vom Staatsprokurator verhört worden; Kapitän Rook und Sir Robert waren als Zeugen vorgeladen; diese werden Ihnen weitere Berichte erstatten.“

„So hat man denn ein Mittel gefunden, mein Unglück noch mehr zu vergiften, man bürdet mir eine Beschuldigung auf . . .“

„Welches die Confrontation Langlois mit der Leiche zu nichte machen wird, wie ich nicht zweifle; aber, Madame, Sie werden leicht einsehen, daß Sie in einer so furchtbaren Lage einer Stütze bedürfen. Wenn ich der Lästerung erwiedern darf: „Ich bin's, den Lady Southwel zu ihrem Gatten gewählt hat,“ so mögen Sie überzeugt seyn, Madame, daß ich Ihre Feinde zur Ruhe bringen werde. Ist Ihnen denn unbekannt, daß hier wie in London die Wuth derselben nicht nachlassen wird? Haben Sie den Grund Ihrer Scheidung von dem Commodore vergessen?“

„O, wie grausam sind Sie, mich in diesem Augenblick daran zu erinnern! Sie haben kein Erbarmen!“

„Ich erinnere Sie daran nur, um Ihnen die Gefahr Ihrer Schwäche zu zeigen. So lange Ihr Gatte lebte, konnte ich Ihren festen Entschluß, Wittwe zu bleiben, begreifen, obgleich Ihnen jener Mann freistellte, eine zweite Wahl zu treffen. Sie wollten durch Ihr Benehmen ihn beschämen; Sie wollten ihn früher oder später zu dem Geständniß bringen, daß er Ihnen Unrecht gethan, daß er Sie verbannt, verflucht; daß es nur an Ihnen sey, ihn wieder aufzunehmen und ihm zu verzeihen.“

„Ach!“ rief sie aus, indem sie vor Schmerz die Hände rang, „hätte er so zu mir gesprochen, hätte er es thun können! Aber Gott hat es nicht zugegeben,“ setzte sie schluchzend hinzu.

Rudolf von Nanteuil war gerührt, nicht als ob in dem Gemüthe des jungen Mannes tiefe Liebe oder Mitleid für das bewunderungswürdige Wesen sich geregt hätte, dessen Werth sein Verstand bei weitem nicht zu schätzen vermochte; aber es liegt in einer schönen Frau, welche weint, eine so rührende Anmuth, daß die gemeinsten Naturen bei ihrem Anblicke sich ergriffen fühlen. Die Bläße der Lady Southwel, das unterscheidende Merkmal ihrer Person, war in diesem Augenblicke durch die Unordnung ihrer langen Locken, welche gleich den schwarzen Falten eines Schleiers über ihre Wangen herabfielen, noch auffallender geworden.

Der Baron betrachtete sie mit einer Selbstzufriedenheit, wie sie die Zuversicht des Sieges verleiht. Seit zwei Jahren von dieser blendenden Schönheit eingenommen, welche er in dem prachtvollen Hotel des Commodore am Portland-Platze kennen gelernt hatte, beneidet, gesucht von allen Londoner Cirkeln, umflattert hauptsächlich darum, weil Sir Southwel am Morgen nach der Hochzeit sie hatte verlassen müssen, um ein Kommando in Indien zu übernehmen, hatte Rudolf von Nanteuil dieselbe später im Bade zu Spaa wieder angetroffen, verlassen von ihrem Gatten, ohne anderen Umgang als mit Sir Robert, ihrem Verwandten, ohne andere Bedienung als der von Harry, ihrem Kammerdiener. Die unvergleichliche Schönheit der Engländerin hatte auf den Baron einen tiefen Eindruck gemacht; er hatte sich vorgenommen, der schönen Lady zu gefallen, und um dieß Ziel zu erreichen, hatte er seine liebsten Gewohnheiten zum Opfer gebracht. Er rauchte nicht mehr, er spielte nicht mehr; er entsagte den Freuden der Tafel und den Pferden; kurz, er behielt nur noch eine Liebhaberei bei, den Fechtsaal. Rudolph glaubte, daß der natürliche Weg zu dem Verstande der jungen Dame, ehe er zu ihrem Herzen dringe, darin bestehe, daß er sich zum Ritter und Beschützer derselben aufwerfe. Ein Degenstoß, den er für sie in Spaa bei einem Anlasse führte, wo ihre Ehre be-

theiligt war, hatte ihm auf eine glühende Liebeserklärung eine Antwort errungen. Der Brief, welchen Lady Southwel im frischen Eindruck des Vorfalls geschrieben, gab dem Baron Hoffnung, daß er dereinst Ansprüche auf die Hand der Dame geltend machen dürfe, die er so offen in Schutz genommen hatte; aber die Ausdrücke waren schwankend, unbestimmt; denn so lange der Commodore lebte, wollte Lady Southwel — wie schon bemerkt — seine Gattin bleiben, obgleich das Gesetz die Scheidung von ihm ausgesprochen. Rudolf hatte den Brief sorgfältig aufbewahrt; auch zeigte er ihn jetzt Derjenigen, die ihn vielleicht vergessen hatte, als einen gültigen Schuldbrief vor.

„Ich glaubte für einen Fall, wie der vorliegende, nichts Besseres thun zu können, als Ihnen Ihr eigenes Wort wieder vorzuhalten. Was haben Sie zu besorgen? Bleibt Ihnen nicht während der zehn Monate Ihres Wittwenstandes Zeit genug, den Charakter des Mannes noch einmal zu prüfen, der sich mit Ihnen auf immer zu verbinden wünscht. Ach, wenn zwei Jahre nicht hingereicht haben, um Sie von der Größe meiner Liebe und Zuneigung zu überzeugen, so bin ich sehr unglücklich, Madame, denn ich liebe nur Sie allein und glaube es Ihnen bewiesen zu haben."

Rudolf beschwor sie noch dringender, mit jenem Anstrich wahrer Betheuerung, der ihm so oft bei anderen Frauen geglückt war. Der Baron war jung, wohlgestaltet, ein wahrer Clubbheld. Lady Southwel gab an Rudolf den Brief zurück mit den Worten:

„Die Zukunft erschreckt mich, mein Herr; ich habe schon einmal ohne mein Verschulden Trauer und Unglück in das Leben eines Mannes gebracht; noch einmal den Himmel versuchen, wäre unklug, und ich glaube nicht, daß ich Sie glücklich machen kann."

Der Adel in Ton und Haltung, womit Lady Southwel diese Worte sprach, und mehr noch das bittere Lächeln, womit sie dieselben begleitete, machten Rudolf von Nanteuil einen Augenblick bestürzt; er war im Begriff zu antworten, als sich die Stimmen Sir Roberts und des Kapitäns Rook auf der Stiege vernehmen ließen.

„Sie werden über Ihre Gefahr genauen Aufschluß erhalten, Madame," hob der Baron an; „diese Herren kommen aus dem Verhöre des Staatsprokurators."

Ein eiskalter Schauer rieselte der Lady Southwel durch die Adern, kalter Schweiß trat auf ihre Stirne, als ob sie selbst des Mordes schuldig gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Die kleineren Pariser Volks-Theater.

Dem in der Literarischen Anstalt zu Frankfurt a. M. erschienenen und von uns bereits zur Anzeige gebrachten anziehenden Buche des bekannten Humoristen L. Kalisch: „Paris und London", entnehmen wir die nachstehenden Bemerkungen über die kleineren Pariser Volks-Theater, Theatre de la Gaiété, Cirque, Folies dramatiques, Délassemens comiques, Theatre des funambules, Theatre Lazary.

Alle diese Häuser sind jeden Abend überfüllt; denn das französische Volk liebt das Theater mit Leidenschaft. Nach den sauern Mühen des Tages ist es ihm die schönste Erholung. Hier sucht der Ouvrier körperliche Ruhe und geistige Beschäftigung, und findet Beides. Der Franzose kennt kein Wein- oder Bierhausleben. Mäßig wie er ist, wäre es ihm unmöglich, einen ganzen Abend am Kneipentische zuzubringen wie der Deutsche. Auch bedarf seine Phantasie der steten Aufregung. Wie er im Leben das Theatralische liebt, so sieht er auch gern im Theater das Leben abgespiegelt. In jedem Franzosen steckt ein Schauspieler und die Bretter, die die Welt bedeuten, sind für ihn eine Welt, von deren Zauber er sich gern bannen, von deren Illusionen er sich gern fesseln läßt. Diese Leidenschaft für's Theater ist in beiden Geschlechtern, ist in dem Knaben wie in dem Greisen gleich lebhaft. Ich habe sehr häufig Frauen mit einem Säugling an der Brust in den Theatern des Boulevard du Temple sitzen sehen, ohne daß es irgend Jemand aufgefallen wäre. Das letzte Fünfsousstück geben sie für einen Platz im Theater hin und vergessen den Hunger, wenn sie auf der Galleriebank sitzen. Nirgends kann man das Pariser Volk so gründlich kennen lernen wie in diesen Theatern, wo man an dem, was sie anzieht und abstößt, was ihnen gefällt und widerstrebt, ihre Ansichten und Meinungen, ihre Neigungen und Vorurtheile am besten erfährt.

Es ist unglaublich, wie kindlich das Pariser Volk ist, dieses Volk, das in einem Zeitraum von sechs Lustren mehr Thaten verrichtet hat, als manche andere Völker in sechs Jahrhunderten. Ein Intriguant auf der Bühne setzt sie fast eben so sehr in Wuth wie ein Intriguant, der ihnen im wirklichen Leben begegnet, sowie jede Großthat auf den Brettern sie zur Bewunderung hinreißt. Es zeigt dieß von einer unverdorbenen Natur, von einer kindlichen Frische, die man in dem blasirten Paris am allerwenigsten erwartet. Freilich ist das Volk überall gut, überall zum Guten geneigt; aber daß das Pariser Volk sich in dieser Stadt, wo seit Jahrhunderten jedes Laster so viel Vorschub findet, sich so kerngesund erhalten, das beweist hinlänglich, wie unverwüstlich seine sittliche Gesundheit ist.

Zwei Seiten des Pariser Volkes sind es besonders, die in den Volkstheatern am meisten auffallen: die Liebe für den Witz und für die Bravour.

Jeder Franzose, wenn er auch selbst nicht witzig ist, hat doch Sinn für den Witz. Er kann dieses Salz des Geistes eben so wenig entbehren, wie das Salz, das seine Nahrung würzt. Es ist kaum ein Witz so fein, daß er ihm entginge; ja, wo der Dichter eine passende Stelle für den Witz unbesetzt gelassen, findet sich gewöhnlich Einer oder der Andere aus dem Volke mit dem seinigen ein. Sie ergänzen gern den Poeten und ich habe am meisten ihren Reichthum an guten Einfällen bewundern müssen, wo der dramatische Autor eine auffallende Armuth daran gezeigt hat.

Eben so sehr wie den Witz, lieben sie die Bravour, den Muth, der vor keiner Gefahr zurückschreckt, und es vergeht wohl selten ein Abend, wo nicht wenigstens eines von den in diesen Theatern dargestellten Stücken sich um eine Großthat dreht. Daß die größten Helden in diesen Stücken fast immer Franzosen sind, versteht sich von selbst. Der Franzose hält sein Volk für das tapferste, für das ritterlichste. Er spricht zwar andern Nationen den Muth nicht ab; aber den Muth par excellence, den welthistorischen Muth, den Muth, der Bastillen erstürmt und die Kanonen auf den St. Bernhard trägt, hält er für eine ausschließlich französische Tugend.

Der Franzose liebt aber, wie gesagt, das Theatralische, das Pompöse, die Draperie. Er ist nicht gern im Stillen, nicht gern im Verborgenen tapfer; er will vielmehr, daß man seine Heldenthaten sehe, daß man sie bewundere, daß man von ihnen spreche: mit einem Wort — er will Effekt damit machen. Die französische Bravour ist daher selten ohne theatralischen Apparat; auf den Theatern ist aber dieser Apparat doppelt groß. Ich spreche hier nicht von dem Cirque, wo man die Schlachten von Marengo und Austerlitz aufführt und mehrere Dutzend Pferde auf die Scene kommen; wo ganze Bataillone Feuer geben und Kanonendonner das Kommando der Marschälle übertäubt: ich spreche hier von den kleineren und kleinsten Theatern, von den Theatern à quatre sous. In jedem dieser Theater wird fast jeden Abend

geschossen; denn der Franzose muß Pulver riechen, sonst ist seine Freude nur eine halbe Freude. Büchsenknall ist ihm die schönste Musik; er kann sich nie satt daran hören. Vom kleinsten Knaben bis zum ältesten Graukopf geräth Jeder in Extase, sobald auf den Brettern ein Schuß fällt. Aber nicht nur den Männern, auch den Frauen scheint das Kleingewehrfeuer ein erquicklicher Ohrenschmaus und ich habe sie unzählige Male mit verklärten Gesichtern applaudiren sehen, wenn es aus einem halben Hundert Feuerröhren gekracht hat. Es sind mir bei dergleichen Gelegenheiten immer unsere deutschen Frauen eingefallen, die bei der Aufführung des Freischütz so häufig zusammenschrecken und nicht selten vor der Darstellung eines neuen Stückes fragen, ob in demselben nicht geschossen wird. Ich will damit den deutschen Frauen durchaus keinen Vorwurf machen; ich will nur sagen, daß die Französinnen stärkere Nerven haben.

Nirgendwo kann man sich von dem militärischen Geiste der Franzosen so sehr überzeugen, wie in diesen Theatern, die der unmittelbarste Ausdruck des Volkscharakters sind; nirgendwo wie hier kann man begreifen lernen, wie dieses Volk berufen ist, als Vorposten zu stehen im Kampfe, den die europäischen Völker gegen die Tyrannei zu führen begonnen. Jeder Gamin ist von dem Holze, aus dem man Helden schnitzt. Augerau war nicht der erste Gamin, der später den Feldmarschallstab geschwungen und er wird auch ganz gewiß nicht der letzte seyn. Die Vorstadt St. Marceau ist immer noch sehr reich an Knaben, vor denen vielleicht noch manche Krone zittern wird. Man sollte dieß in Petersburg wissen und in den deutschen Residenzschlössern, die ihre Befehle von den Ufern der Newa empfangen.

(Schluß folgt.)

Theater-Maskenbälle in Frankfurt a. M.

Unser erster Theater-Maskenball ist wenig besucht und sehr glanzlos vorübergegangen. Ein Humorist hat gesagt, man sollte bei uns lieber den zweiten Maskenball zuerst geben. In Handelsstädten sind die Leute gar besonnen und wollen es gerne abwarten, wie die Sache ausfällt, bevor sie einen Entschluß fassen. Auch liegt der erste Maskenball den Weihnachts- und Neujahrsbelustigungen noch zu nahe; man hat noch keine rechte Lust zu neuen Vergnügungen und die Geldbörsen leiden noch an den Nachwehen der Ausgaben vom Christfest und vom Jahreswechsel. Zu überraschender Blüthe und großartiger Entfaltung dürfte wohl in unserer Mainstadt das Masken- und Faschingsleben nicht leicht kommen, denn dazu bedarf es einer ganz anderen Charaktereigenthümlichkeit und anderer Anregungen. Den Theater-Maskenbällen jedoch könnte mehr Aufschwung, mehr Impuls gegeben, sie könnten anziehender gemacht werden. Wo Massen nothwendig sind, da müssen sie belebt und geleitet werden. In Bezug auf Carnevalsbelustigungen gilt dieß ganz besonders und geschieht da, wo Carnevalsvereine, Narrenclubbs u. dgl. bestehen. Bei uns fehlen sie und fehlt der Humor, der ihnen zu Grunde liegt und wiederum von ihnen ausgeht. Will demnach die Theaterdirektion Maskenbälle veranstalten, so genügt es nicht, daß sie die Räume ihres Hauses dekorirt, erwärmt und erleuchtet, daß sie Musikanten aufspielen und Büffets herrichten läßt. Sie muß mehr thun, muß ihre Veranstaltung zu beleben und ihr eine Seele, ein anregendes Prinzip beizugeben suchen. Sie muß Maskenzüge veranstalten, für allerlei Lust und Kurzweil sorgen, ihren Besuchern Anziehendes und Pikantes zu bieten wissen, ihre geheimen Verbündeten und humoristischen Missionäre im Ballsaale unterhalten, überall eingreifen und nirgends sichtbar werden — mit einem Worte, sie muß die ganze Sache zu beleben und erquicklich zu machen wissen, muß — wie ein Berichterstatter richtig bemerkt hat — es so weit bringen, daß ein Entreebillet einen Werth von 50 Gulden hat und nur 2 Gulden kostet. Können und wollen die Veranstalter der Theater-Maskenbälle nicht in dieser Weise und zwar mit der ganzen Entfaltung ihrer sonst so gerühmten Thätigkeit wirken, so werden diese unsern Vergnügungslustigen die Köpfe nicht verrücken, aber auch ihnen, den Unternehmern, weder Gold, noch Ruhm bringen. Ohne Nachhülfe gehts bei uns in dieser Sache nun einmal nicht, aber mit derselben, mit einem energischen Aufgebot aller der Direktion zu Hülfe stehenden Mittel, mit einigen Opfern von Geld und Zeit, für den Anfang wenigstens, wäre es wohl möglich, die Theater-Maskenbälle in Schwung und in die Mode zu bringen. Was die Leute amüsiren und stark anziehen soll, das muß Mode seyn und Aufsehen machen. An jeder Straßenecke, in jedem Salon, auf jedem Kaffeehause muß man sich fragen: „Werden Sie auf den heutigen Maskenball gehen? Sind noch Karten zu haben? Wird der große Maskenzug wirklich so brillant ausfallen? Unter welcher Maske gedenken Sie zu erscheinen?“ u. s. w. Jung und Alt, Reich und Arm, muß sich für den Maskenball, wie für eine Jenny Lind, oder für einen neuen Hampelmann interessiren; er muß ein Ereigniß seyn und uns der Behaglichkeit, dem Schlendrian des Alltagslebens entreißen. Kann er das nicht, wird dafür nicht gesorgt, gibt es Niemand, der sich seiner in erster und letzter Instanz annimmt, so ist's eben nichts und es wäre besser, das Gaslicht und den Athem der Musikanten zu sparen. Indem wir dieß „Entweder — Oder“, das „aut nihil, aut Caesar“ der Theaterdirektion zur Begutachtung vorlegen, sind wir gewiß, daß die Erfolge entweder nach der einen oder der andern Seite hin die vorstehenden Andeutungen rechtfertigen und daß die Frankfurter Theater-Maskenbälle stets das fünfte Rad am Wagen bleiben, oder zu einer Locomotive neuer Lust und Heiterkeit sich umgestalten werden. W.

Mannichfaltigkeiten.

In Pisa läßt sich gegenwärtig ein Mann sehen, der wirklich Hörner auf dem Kopfe hat. Es sind dieß zwei gekrümmte, hornartige, 6 Zoll hohe und 1½ Zoll dicke Auswüchse, die sich oberhalb der Schläfe befinden. Der Mann sieht aus wie der Jupiter Ammon, ist erst 36 Jahre alt und war (wohl gemerkt!) nie verheirathet. Die Aerzte erklären, durch eine Operation würde man sein Leben gefährden, und so hat er sich denn entschlossen, ruhig seine Hörner zu tragen, die ihm noch dazu Geld einbringen, was bei andern Hörnerträgern wohl auch mitunter der Fall ist.

Nach kurzer Noth hat der Obermüller, der an der Kasseler Zeitung sitzt, wieder Oberwasser; denn die Oesterreicher, mit denen er in Kassel eingezogen ist, bringen's ihm zu. Dafür ist er dankbar und will ihnen gute Quartiere auf ihrem Wege nach Holstein verrathen. In Göttingen, räth er, sollen sie die Profrofessoren Waiz und Zachariä besuchen, sie hätten vor Monaten erst bewiesen, einen Bundestag gebe es nicht, also auch keine Bundes- und Bundes-Exekutionstruppen. Hr. Liebe in Braunschweig sey zwar nicht zu Hause, doch könne man ihn von Dresden herüberholen, in die Gesellschaft passe er so nicht. In Hamburg sey Rießer zu überraschen, der Vicepräsident des Frankfurter Parlaments und in Holstein selbst möchten sie Heinrich von Gagern und Beseler und Droysen nicht vergessen, die sie aus Deutschland hinausgewiesen hätten, soviel an ihnen war. Herrn Obermüllers Phantasie schwelgt im Voraus in der Ueberraschung. (Dorfztg.)

Es heißt, daß die Kosten für den bayrischen Feldzug gegen Kurhessen drei Millionen Gulden betragen. Die Zeitungen streiten sich noch, ob Bayern oder Kurhessen, oder wir Alle, die wir dem deutschen Bunde angehören, die Kosten tragen.

Am 7. Jan. stand in Innsbruck der wandernde Schlossergesell Heinrich Vonwiller wegen Widersetzung gegen einen Gensdarm vor dem Schwurgericht. In seinem Verhör erzählte er, es seyen ihm bei seiner Ankunft in Landeck so enge Eisen angelegt worden, daß ihm das Blut in den Händen zusammengelaufen; man habe ihn in einen Kerker geworfen, und ihn wie einen Räuber oder Mörder mit Ketten an die Mauer gefesselt. Bei diesem Punkte seiner Erzählung machte sich der Seelenschmerz und die tief innere Entrüstung des Angeklagten über solche Behandlung durch bittere Thränen Luft, die seine Stimme beinahe erstickten, und diese Entrüstung fand ein lautes Echo bei dem zahlreich versammelten Publikum. Und keine Stimme des Widerspruchs ließ sich hören; man schwieg! „Was soll man", fragt die Innsbrucker Zeitung, „sagen zu einem solchen jedes menschliche Gefühl empörenden Verfahren?"

In England lebt noch ein Reisegefährte Cooks; er ist jetzt hundert Jahre alt und muß betteln gehen. Weil er sich an der Meuterei der Flotte 1798 betheiligte, wurde er, obgleich später noch dreißig Jahre in Dienst, ohne Pension entlassen. Er hat an 42 Gefechten Theil genommen, worunter die Schlacht von Abukir, Kopenhagen, Camperdown und Trafalgar und wurde 21mal verwundet.

(Zeitungswesen.) In der Schweiz erscheinen gegenwärtig 205 Blätter politischen, belletristischen, religiösen, technischen und andern Inhalts, gewiß eine hübsche Zahl auf eine Bevölkerung von $2^1/_2$ Millionen. Von diesen 205 Blättern erscheinen 152 in deutscher, 46 in französischer, 5 in italienischer und 2 in romanischer Sprache.

Korrespondenz.

Mannheim, 11. Januar.

Von einer Reise durch die bayerische Pfalz zurückgekehrt, kann ich nicht umhin, den großen Wohlstand, die tiefe Ruhe, gepaart mit allgemeiner Thätigkeit, zu schildern, welche ich allerwärts angetroffen habe. Von besonderem Interesse war mir der Besuch der Kohlengruben in Neunkirchen und dem Holzhauerthale (preuß. Gebiet); hier herrscht das regste Leben, was man sich nur denken kann, ein wirklich großartiges Getriebe: Karren an Karren, mit Kohlen beladen, fahren aus der Tiefe; Coaksöfen in bedeutender Anzahl sind im Brand und doch können diese Menschenmassen kaum die Kohlen und Coaks beischaffen, welche zur täglichen Beladung der Waggons für die pfälzische Ludwigsbahn erforderlich sind und die ihren Weg nach Lautern, Neustadt, Speyer, hauptsächlich aber nach Ludwigshafen nehmen. Man rechnet, daß jährlich mindestens 4 Millionen Centner auf dieser Bahn nach der Rhein-Route verführt werden, nachdem jetzt die nöthige Anzahl Kohlenwagen beschafft ist. Eine weitere Bahnstrecke von Neunkirchen, gegen Saarbrücken, nämlich in die Landesweiler Kohlengruben, soll noch im Laufe dieses Monats in Betrieb kommen, während man auch in Frankreich die Arbeiten an der Pariser Bahn thätig fortsetzt und mit Juni d. J. eine vollendete Strecke von St. Avold bis Metz befahren lassen wird. Im kommenden Jahre 1852, wahrscheinlich im Mai, wird aber die ganze Bahnlinie von Ludwigshafen bis Paris dem allgemeinen Verkehr übergeben werden. Wie man vernimmt, soll die Einrichtung getroffen werden, daß Seitens der Ludwigsbahn der Betrieb bis Saarbrücken übernommen, von Saarbrücken ab solcher aber der franz. Gesellschaft überlassen werden soll und zwar ohne Wagenwechsel, so daß diese also direkt durchlaufen; eine große Erleichterung und Bequemlichkeit für die Reisenden mit ihrem Gepäck! Ein direkter Zug dürfte die ganze Linie zwischen Paris und Ludwigshafen in 16 Stunden zurücklegen; von Frankfurt ab die Reise nach Paris sohin in 19 bis 20 Stunden zu machen seyn. Daß dieser Bahnlinie eine glänzende Zukunft erblühen muß, wird man um so weniger bezweifeln, als auch die Verbindung über Bruchsal mit der würtemb. Staatsbahn nun gesichert scheint. — Den größten Vortheil zieht aber die pfälzische Ludwigsbahn mit ihrer starken Rente für die Kohlentransporte. Ein Beweis dafür liefern die zwei letzten Monate November und December, wo, trotz der gewöhnlich im Winter geringern Personenfrequenz, die überhaupt jetzt (als Lokalfahrt meist in der 3. und 4. Klasse) noch einen mäßigen, sich später gewiß um das Zwei- und Dreifache erhöhenden Ertrag abwirft, eine Totaleinnahme von circa fl. 57,000 pr. Nov. und fl. 52,000 pr. Dec. nachgewiesen ist. An der Börse muß man den Stand der Sache wenig kennen, sonst könnte man sich nicht erklären, daß diese s. g. Bexbacher Actien, mit 4 prCt. Zinsgarantie unter dem Cours der $3^1/_2$ prCt. bayr. und würtemb. Obligationen stehen. Mit circa fl. 60,000 monatlicher Brutto-Einnahme deckt die Pfalzbahn Kosten und Zinsen. Bei direkter Verbindung mit Paris (Havre-Calais) und Anschluß an die bad.-würtemb. Bahn darf man die monatliche Brutto-Einnahme ohne Uebertreibung durchschnittlich auf 90 — 100,000 Gulden anschlagen, während in den Betriebskosten kaum eine Erhöhung stattzufinden hat, das jetzige Material aber vollständig genügen soll. Ein Hauptvorzug hat die Bahn in ihrem so wohlfeilen Coaks- und Kohlenbezug. Ich bin über diesen Gegenstand weitläufiger geworden, als ich es wollte, indessen bietet diese Bexbacher Bahn so viel des Interessanten, daß man unwillkürlich Partei nimmt. So diese Kohlengruben (im Revier der brennende Berg bei Sulzbach), die herrliche Gegend des Haardtgebirges mit der Maxburg und der Villa &c., das wunderschöne Thal von Neustadt bis Hochspeyer mit seinen bedeutenden Tuch- und Papier-Fabriken, seinen zwölf größeren und kleineren Tunnels (eine wahre Schweizer-Landschaft) u. s. w. — In Neustadt, überhaupt am Haardtgebirg, klagt man über die geringe Qualität des vorjährigen Weines und daß dadurch kein Verkauf, sey es auch zu niederen Preisen, erzielt werden könne. Dagegen hatte der Handel im 49r, 48r, 46r Wein Aufschwung genommen und die Preise stiegen merklich, bis die politischen Wirren einigermaßen Stillstand hervorriefen. Nun, wo der Friede gesichert ist, wird sich's nun auch bald wieder zum Bessern wenden. — Getreide hat einen Mittelpreis und ziemlichen Abzug, namentlich Korn und Hafer; das Erträgniß war gut und die Pflanzer können zufrieden seyn. Die Glanzperiode haben die Tabaksbauern dieß- und jenseits. Es werden horrible Preise bezahlt und mit lebhafter Koncurrenz nicht nur Alles rasch weggekauft, sondern theilweise auch sofort versandt, viel nach Holland, England, Spanien &c., Auswege, die sich neu gebildet haben und bestehen bleiben werden, daher anrathen lassen, daß man der Tabakscultur mehr und mehr Aufmerksamkeit schenket und die Anpflanzungen, wo nur thunlich, vervielfältigt. Auf vielen Dörfern werden seit einiger Zeit sogar bedeutende Quantitäten ordinärer Cigarren fabrizirt (fl. $4^1/_2$ — fl. 5 pr. 1000), die durch Kaufleute ihren Weg nach Amerika bis Californien nehmen, wodurch neben dem Geldgewinne viele Hände beschäftigt werden.

Theater-Anzeige.

Samstag, 18. Jan. (Zum Erstenmale wiederholt:) Das Haus des Barneveldt, Trauerspiel in 5 Akten, von Dingelstedt.

Sonntag, 19. Jan. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Montag, 20. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Hassel und zum ersten Male): Junker und Knecht, Lustspiel in 2 Aufzügen von F. Kayser. Hierauf: Intermezzo: Das Solo-Lustspiel. Zum Schluß (zum ersten Male): Die vornehmen Dilettanten, oder: Die Opernprobe, komische Oper in 1 Aufzuge, Musik von Lortzing. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und R[illegible]m. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 17. Montag, den 20. Januar 1851.

Lady Southwel.

Nach dem Französischen des Roger de Beauvoir.

(Fortsetzung.)

„Nun, Sir Robert," sprach Lady Southwel zu ihrem Verwandten, der nach dem Kapitän eintrat . . .

„Nun, Madame," erwiederte dieser, „die niederträchtigen Verleumdungen, die einige Elende gegen Sie vorzubringen wagten, zerstoben im ersten Augenblick bei der Aussage des Badedieners Langlois. Er kann weder über die Nässe seiner Kleider, noch über die Goldstücke in seiner Tasche Aufschluß geben; er kann ferner seinen Haß gegen den Commodore nicht in Abrede stellen, einen Haß, der seit dreizehn Jahren in ihm wurzelt, und den er auch gestern uns im Wirthshause nicht verbarg."

„Und er wird in Chateau-Fort gefangen gesetzt," fügte Kapitän Rook hinzu.

„Aber, das ist ja entsetzlich!" rief Lady Southwel aus, „man kann doch einen Unschuldigen nicht verurtheilen lassen."

„Der Badediener konnte sein Alibi nicht beweisen," entgegnete Sir Robert, „man sah ihn am Strande hin und her gehen, man hörte ihn den Namen des Commodore mit Wuth aussprechen. Er berief sich umsonst auf seine Unschuld; Niemand als er hat den Mord begehen können."

„Ich bleibe bei der Ueberzeugung," erwiederte Lady Southwel, „daß dieser Mann unschuldig ist. Laß mich ihn befragen, führt mich zu seinen Richtern."

„Es ist zu spät, und dann würden Sie auch gegen sich selbst zeugen; haben Sie denn nicht genug an dem schrecklichen Unfall und Unglück, und dürfen Sie sich in eine elende Matrosengeschichte mischen? Glauben Sie uns, Madame," setzte Sir Robert hinzu, „fassen Sie sich, wir sind Ihnen treu ergeben; auch der Kapitän Rook, obschon der beständige Freund des Commodore, weiß so gut wie wir den Edelmuth Ihres Herzens zu schätzen."

„Unter Denjenigen, welche sich zu Gunsten des Badedieners bemüht haben," sprach Sir Robert weiter, „hat sich Doktor Bernard am meisten hervorgethan . . ."

„Der Doktor?"

„Vor den Staatsprokurator berufen, wies er auf die lange Dienstzeit des Badedieners hin. Seit zehn Jahren ist der Mann beim Bade angestellt. So sehr ich Engländer bin, war ich doch gerührt und drückte dem Kapitän Rook die Hand, als der Badediener mit fester Stimme zu den Soldaten sagte: Ich folge Euch, aber Ihr führt den Unrechten! — Und doch, welcher Andere hätte? . . ."

Das Knarren der leise geöffneten Thüre unterbrach Sir Roberts angefangenen Satz, und Doktor Bernard trat ein mit so sorgfältig geordneter Toilette, daß sie fast etwas gesucht erschien. Gelbe Glace-Handschuhe, eine fünf Zoll hohe weiße Cravatte, seidene Strümpfe und ein Röhrchen mit goldener Eichel ließen eher auf einen Mann schließen, der vom Balle kam, als auf einen, der eben die Amtsstube des Prokurators verlassen hatte. Er faßte Lady Southwel am Arm, belauschte, mit der Uhr in der Hand, die Schläge ihres Pulses und verlangte Feder und Dinte, um ein Recept zu schreiben.

„Ich lasse Sie mit dem Doktor allein," flüsterte Rudolf der Lady ins Ohr, während Bernard schrieb und Sir Robert in einer Ecke des Zimmers mit dem Kapitän plauderte; „bedenken Sie sich, ich bitte, und zwingen Sie mich nicht, einen Entschluß zu fassen, der Sie vielleicht überraschen wird . . ."

„Und was für einen Entschluß?" fragte Lady Southwel mit bewegter Stimme.

„Ich werde heute Abend wiederkommen und es Ihnen sagen," entgegnete Rudolf, indem er rasch hinauseilte. Sie war so schwach, daß sie nicht die Kraft hatte, ihn zurückzuhalten.

Sir Robert und Kapitän Rook hatten sich ebenfalls entfernt. Der Kutter sollte in einigen Stunden wieder unter Segel gehen mit der Leiche des unglücklichen Commodore.

Nach einigen Sekunden eines kalten Schweigens zwischen dem Doktor und der Lady hob jener an:

„Es gibt Geheimnisse, Madame, die man dem Arzte nicht leicht verbergen kann; Sie haben nicht nur geweint, sondern Ihr ganzes Wesen verräth einen hohen Grad von Angst und Beklommenheit; ja, ich bemerke, daß Sie zittern, so oft Ihre Blicke auf jener Uhr haften. Man sollte glauben, Sie erwarteten ein Unglück."

„Ja, ich erwarte Jemand," erwiederte sie in unverstellter Verwirrung, „ich erwarte Denjenigen, der mir diesen Brief geschrieben hat, diesen Brief, der selbst nach dem Unglück, das mich betroffen, meine Gedanken beschäftigt. Sollten Sie diese Handschrift kennen, Doktor?"

„Ich kenne Sie," antwortete Bernard langsam und mit einer geheimnißvollen Kälte, welche der Lady Southwel alles Blut nach dem Herzen trieb. Sie sah ihn an, wie sie einen Zauberer angesehen haben würde, der in den Linien ihrer zitternden Hand hätte lesen können.

„Und kennen Sie auch den Inhalt dieses Briefes?"

„Ich kenne ihn."

„So sagen Sie ihn."

„Der Schreiber dieses Briefes meldet Ihnen, daß er heute Nacht hier angekommen ist."

„Das ist richtig."

„Sein Brief bittet Sie um eine Unterredung um drei Uhr."

„Um drei Uhr; — o, wie langsam geht dieser Zeiger!"

„Der Zeiger läßt Ihnen wirklich noch zehn Minuten; allein beruhigen Sie sich, der Mann wird nicht kommen."

„Warum nicht?"

„Weil ich an seine Stelle trete."

„Sie?!"

„Ich habe von ihm den Auftrag, sein Benehmen zu rechtfertigen, Ihnen sogar ein Mittel vorzuschlagen, wie er seinen unabsichtlich begangenen Fehler gegen Sie wieder gut machen kann."

„Unabsichtlich, Doktor?! Aber Sie wissen nicht, was dieser Mensch gethan hat?"

„Er hat sich in London nächtlicher Weile heimlich bei Ihnen eingeschlichen . . . in Ihr Haus . . ."

„In mein Zimmer, und ich habe ihn gezwungen, sich zu entfernen! Er wird mich hoffentlich nicht Lügen strafen. Reden Sie!"

„Nein, gewiß nicht. Er beklagt die Folgen seiner Unvorsichtigkeit; er weiß besser, als jeder Andere, daß er Ihnen Unglück gebracht hat. Gezwungen, am anderen Morgen abzureisen . . ."

„Gezwungen abzureisen? Aber durfte er fliehen, mein Herr, fliehen und mich der Schmach seines Fehltrittes preisgeben? Ich hatte ihn kaum gesehen, diesen Menschen, und plötzlich sandte ihn mir die Hölle wie einen Dämon, und er hatte meinen Feinden nur eine Waffe entgegenzusetzen, die Waffe des Feigen — das Stillschweigen!"

„Madame!"

„Als Arzt, mein Herr," hob Lady Southwel nach einer Pause wieder an, „mögen Sie wohl das Vertrauen vieler Familien besitzen, aber doch glaube ich nicht, daß Sie jenen Menschen zum Freund haben können. Als er Sie zu seinem Vermittler wählte, bewog ihn die Furcht, das begreifen Sie wohl."

„Ich konnte nie die Wahrheit verleugnen, Madame," entgegnete Bernard mit festem Tone, „aber jener Denys, der Mann, den ich gegen Ihre Entrüstung vertheidigen muß, ist mit mir aufgewachsen; ich erkannte an ihm edle Gesinnungen, und wenn die Liebe, die Ihre Schönheit ihm einflößte, wenn sein Fehltritt, den er noch immer bereut, die Schmach, welche ihm gebührte, auf Sie gewälzt hat: so bietet er Ihnen wenigstens ein Mittel, das Unglück wieder gut zu machen. Ja, Madame, er, der Erbe eines schönen Vermögens, legt Ihnen die Güter zu Füßen, die er in Zukunft nur mit Ihnen theilen zu dürfen glaubte."

„Und was kann mir an seinen Gütern liegen, mein Herr! Hat er meine Schande getheilt? Wo hielt er sich verborgen, dieser Mensch, als die Rückkehr meines Gatten nach London mit spöttischem Hohne aufgenommen wurde, als mein bloßer Eintritt in eine Gesellschaft den giftigsten Beleidigungen Bahn brach? War er etwa zugegen, um mich zu rechtfertigen, um mich vor der Schande zu retten? Und wer hat Ihnen gesagt, daß der Elende Sie nicht ebenfalls täuschte, daß er nicht ein Abenteurer ist, der Schandfleck irgend einer ehrbaren Familie? Sie, mein Herr, der Sie täglich die Wunden des Körpers berühren, kennen Sie nicht auch die unheilbare Tiefe des Lasters bei gewissen Gemüthern?"

„Noch einmal, Madame, jener Mann hat nur ein Unglück, nämlich das, Sie auf seinem Wege getroffen zu haben, — er liebt Sie, hat er mir gesagt, von ganzer Seele; Sie sind der Gegenstand seiner Träume und seiner Gewissensbisse. Heute Nacht angekommen, wird er diesen Abend wieder abreisen, ohne Sie gesehen zu haben, wenn ich ihm nicht von Ihrer Seite eine Antwort bringen darf, die seinen Muth wieder belebt. Bedenken Sie, Madame, er hat Ihnen gegenüber die Schritte gethan, wozu er verpflichtet war; allein auf der anderen Seite hat er auch Ihr Schicksal in seinen Händen: er kann sich offen und vor Ihnen den Geliebten der Lady Southwel nennen. Der Schein spricht gegen Sie, Madame, und die von dem Commodore verlangte Scheidung hat jenen Schein bestätigt. Was wird Ihren angeblichen Verführer hindern, seinen falschen Sieg überall zu verkünden, und was wird ihn hindern, Glauben zu finden?"

„Gott und meine Verachtung," entgegnete die junge Frau, indem sie sich mit Stolz aufrichtete; „gehen Sie hin, mein Herr, und sagen Sie dem Menschen, daß ich ihm Trotz biete, ihm und seinen Lügen."

„Also die Verbindung, das Vermögen, welches er Ihnen anträgt . . ."

„So begreifen Sie denn nicht, mein Herr, daß dieß das öffentliche Bekenntniß einer Schuld wäre, die nur er allein zu tragen hat? Sagen Sie dem Menschen, es sey zu spät, um jene Schuld wieder gut zu machen, und wenn ihm diese Eröffnung nicht genügt, so sagen Sie ihm weiter, daß ich ihn nicht liebe, daß ich ihn verachte."

Damit stieß Lady Southwel, um jeder weiteren Bemerkung des Doktors vorzubeugen, rasch das Fenster auf.

(Fortsetzung folgt.)

Die kleineren Pariser Volks-Theater.

(Schluß.)

Man kann sich leicht denken, daß diese Theater keinen sonderlichen Reichthum an bedeutenden künstlerischen Kräften besitzen; doch würde man sehr irren, wenn man glaubte, daß hier schlecht oder schlotterig gespielt würde. Das Ensemble ist auch im Theater Lazary, dem kleinsten und ärmlichsten aller Pariser Theater, in seiner Weise gut. Es spielt hier Keiner, wie das so häufig selbst in den ersten deutschen Theatern geschieht, auf eigene Faust, und besonders erfüllt hier jedes Mitglied die erste und nothwendigste Pflicht, die Pflicht, seine Rolle auswendig zu wissen. Der Souffleurkasten, der in deutschen Theatern so oft die Hauptrolle spielt, dieser hölzerne Freund, der von unsern Komödianten jeden Augenblick zudringlich um ein Almosen angebettelt wird, hat hier fast gar keine Bedeutung, und ich habe nicht ein einziges Mal bemerkt, daß ein Schauspieler auf diese unterirdische Stimme hingehorcht hätte. Freilich sind die Stücke, die hier gegeben werden, gewöhnlich von so geringem Umfange, daß dem Gedächtniß dabei nicht allzu viel zugemuthet wird; auch wird in Paris jede nur einigermaßen leidliche dramatische Produktion so häufig dargestellt, daß sie dem Schauspieler geläufig werden muß; dennoch aber kann die Gewissenhaftigkeit des Memorirens, die Achtung vor der Kunst, dem Autor und dem Publikum in Bezug auf genaues Einstudiren der Rollen nicht genug hervorgehoben werden. Das Pariser Publikum, so mild und human es auch sonst ist, würde auch gewiß den Schauspieler, der aus Nachlässigkeit stecken bliebe, den entschiedensten Unwillen fühlen lassen.

Die kleineren Boulevard-Theater erfüllen außer ihrem Hauptzweck, dem Volke einen wohlfeilen und schönen Genuß zu gewähren, auch noch einen andern, nicht minder wichtigen Zweck; sie dienen nämlich angehenden Schauspielern und dramatischen Dichtern als Elementarschule. Wie mancher dramatische Genius hat auf den Brettern dieser Volkstheater den ersten Flügelschlag versucht! Frederic Lemaitre und Rachel Felix haben hier die Größe ihres Genies zuerst entfaltet, und die Zahl der dramatischen Dichter, die die Erstlinge ihrer Muse auf solchen Theatern zur Aufführung brachten, ist wahrlich nicht gering. Auf diesen kleinen und anspruchslosen Scenen ist das Gelingen leichter und das Scheitern gefahrloser; und während hier der Erfolg zu neuem Streben mehr als irgendwo auffordert, ist hier der Sturz

minder gefährlich. Der angehende Ruhm bricht auf diesen großen Brettern nicht so leicht das Genick, wie auf dem Theatre français oder sonst einer großen Scene. Das junge Talent, wenn es hier fällt, trägt kaum eine leichte Kontusion davon. Es wischt sich den Staub vom Kleide und fördert wieder seine Schritte, bis ihm ein guter Erfolg seine Ausdauer lohnt, oder ein unablässiges Straucheln ihm endlich zeigt, daß es einen andern Weg einschlagen müsse, als denjenigen, der zur dramatischen Unsterblichkeit führt.

Diese kleineren Theater haben indessen auch sehr glänzende Kräfte. Madame Alphonsine in den Delassements comiques und Madame Leontine in den Folies dramatiques sind so reich begabte Künstlerinnen, wie sie das Theatre des Vaudevilles kaum viel besser aufzuweisen hat. Sie wollen aber diese Theater, wo sie als erste Sterne glänzen, nicht verlassen, obgleich ihr Glanz nicht sonderlich bezahlt wird. Sie denken, wie einst Julius Cäsar gedacht: besser in einem kleinen Theater die Erste, als in einem großen die Zweite.

Eine Eigenthümlichkeit mancher dieser kleinen Theater ist es auch, daß das Personal derselben nur zum Theil aus Schauspielern zusammengesetzt ist. Ein Hauptbestandtheil mancher Truppe machen die Ouvriers aus, die während des Tages in ihren Werkstätten rüstig schaffen und Abends ihr Schurzfell ablegen, um am Thespiskarren schieben zu helfen. Das Theatre Lazary besteht sogar größtentheils aus solchen Ouvriers. Sie spielen aber nicht nur, sie stellen auch den technischen Apparat her. Da sie den verschiedensten Handwerken angehören, so malen sie die Coulissen, erfinden neue Maschinen und bessern die alten wieder aus. Das weibliche Personal an diesem Theater gehört dem Grisettenstande an. Es sind Näherinnen, Wäscherinnen, Büglerinnen u. dgl. Der Wechsel der Beschäftigung ist ihre Erholung. Ihre Ruhe besteht bloß in einer angenehmeren Arbeit. Es sind freilich wenig Garrik's und Rachel's unter ihnen; aber sie spielen nicht schlecht, zuweilen sogar sehr wacker. Ein Beweis, wie viel Schauspielertalent in den Franzosen steckt.

Das eigenthümlichste und beliebteste dieser kleinen Volkstheater ist das Theatre des funambules. Hier werden jeden Abend mehrere Pantomimen gegeben, in denen der Pierrot immer die Hauptrolle spielt. Das Theatre des funambules hat diesen Pantomimen das zahlreiche Publikum zu verdanken, das allabendlich hier gepreßt wie die Häringe sitzt, um sich an der poetischen stummen Sprache des Pierrots zu ergötzen, und ich gestehe ohne Erröthen, daß ich manche Stunde des heitersten Genusses dort zugebracht. Freilich hat dieses Theater seine Hauptzierde, seinen hellstrahlenden Glanz verloren, seit der arme Jean Baptiste Debureau mit Tode abgegangen. Der arme Debureau! Er starb in der vollsten Kraft seiner Jahre, er, der sich einer Popularität erfreute, wie fast kein anderer Künstler; er, über dessen Wirken der Allerweltschwätzer Jules Janin ein Buch in zwei Bänden geschrieben. Debureau war nicht nur der größte Pierrot Frankreichs, er war der gefeiertste Pierrot der Welt. Gelehrte und Künstler, die einen europäischen Namen hatten, schämten sich nicht, ganze Abende im Theatre des funambules zuzubringen und Debureau zu sehen, das heißt: ihn zu bewundern. Debureau's Fach gehörte freilich nicht zu den großen Kunstfächern; er mußte aber doch der Größte in seinem Fache gewesen seyn; denn es spricht keiner von Denen, die ihn gesehen, seinen Namen ohne Enthusiasmus aus. Ja, bei den Bewohnern des Faubourgs ist er fast ein Mythus geworden. Wenn sie seiner erwähnen, verklärt sich ihr Gesicht und sie rechnen es sich gewissermaßen als einen Ruhm an, ihn gekannt zu haben.

Der arme Debureau! Er hat seine Popularität sehr theuer bezahlen müssen. An seinem Lorbeerkranze klebt das Blut eines Erschlagenen. Als er eines Tages mit seinem Weib und seinen Kindern in Batignolles spazieren geht, gerathen zwei junge Leute, zwei seiner größten, seiner innigsten Verehrer, seinetwegen in einen Wortwechsel. Der Eine behauptet, der hagere Mann, der hier so anspruchslos, so bescheiden mit seiner Familie lustwandle, sey kein Anderer als der große, allverehrte, allbewunderte Jean Baptiste Debureau, worauf der Andere, getäuscht von der kleinen Scene des Funambulestheaters, auf welcher jeder Akteur viel größer erscheint als er ist, heftig widerspricht. Nun gehen sie eine Wette ein und folgen dem harmlosen Manne, der an der Seite seines Weibes und seiner Kinder froh ist, einen Augenblick wenigstens seines Berufes zu vergessen. Einer von den Wettenden nennt laut seinen Namen. Debureau hört es, wendet sich aber nicht um; hätte er es gethan, so wäre die Wette entschieden gewesen. Sein Unstern aber verleitete ihn, seine Schritte zu beflügeln. Der Wettende ruft lauter. Keine Antwort! Dadurch ärgerlich gemacht, eilt er ihm nach und ruft ihm, indem er auf ihn loseilt, ein beleidigendes Wort zu. Da wendet sich Debureau, der endlich die Geduld verloren, plötzlich um und verweist ihm seine Unart, und als der Unbekannte Miene macht, handgreiflich zu werden, entreißt der berühmte Pierrot, der einer der geschicktesten Boxer und Fechtkünstler war, seinem Sohne den Stock und versetzt dem Beleidigenden einen Streich, der ihn sogleich todt zu Boden streckt. So wurde der arme Debureau, einer der gutmüthigsten, leutseligsten Menschen, zum Mörder an einem Manne, der ihn verehrt, der ihn bewundert hatte. Sonderbares Schicksal! Wäre Debureau minder populär, wäre er als Stockfechter weniger geschickt gewesen, er hätte nicht unschuldig das Blut eines Unschuldigen vergossen. So mußte sein Gewissen sein Talent verfluchen, das ihm das Kainsmal auf die Stirne gedrückt.

Seit jener unglückseligen Katastrophe in Batignolles wurde der schon von Natur melancholische Debureau immer trübsinniger, immer schwermüthiger, nicht auf Kosten seines Talentes, sondern seiner Gesundheit. Der Schatten des Erschlagenen verfolgte ihn unablässig; das merkte aber das Publikum nicht, sondern sein Familienkreis, dem er vor einigen Jahren auf immer entrissen wurde.

Gewiß mußte Debureau ein in seiner Art ausgezeichneter Künstler gewesen seyn, wenn man bedenkt, wie wenig Mittel einem Pierrot im Vergleich mit einem Schauspieler zu Gebote stehen. Der Pierrot entbehrt nicht nur der Sprache, jenes gewaltigsten, ergreifendsten Mittels, sondern gewissermaßen auch der Physiognomie. Das Gesicht des Pierrot ist durch die weiße Schminke todt. Wie seine Zunge ist auch sein Gesicht stumm. Er kann also nur mit den Augen und durch die Lebhaftigkeit seiner Glieder sprechen. Dennoch wußte Debureau das Publikum nicht nur zum Lachen, sondern auch zum Weinen zu bringen. Als er einst nach einer längern Krankheit zum ersten Male wieder auftrat und mit jubelndem Applaus empfangen wurde, dankte er durch einfache Bewegung der Hand zum Herzen, und diese Bewegung, von einem seelenvollen Blick begleitet, war so rührend, daß alle Zuschauer auf's Tiefste ergriffen wurden.

Debureau hat das Theatre des funambules populär gemacht. Jetzt hat sich die Liebe des Publikums von dem Vater auf den Sohn fortgeerbt. Charles Debureau ist das Herzenskind seines Publikums. Obgleich nicht so genial wie sein Vater, ist er doch der erste Pierrot in Paris. Der alte Debureau hat ihm von dieser Laufbahn abgerathen und ihn zu einem Porzellanmaler in die Lehre gegeben; aber den jungen Mann ließen die Lorbeern seines Vaters nicht schlafen. Er entsagte daher bald der Porzellanmalerei und erfreut sich nun jeden Abend des stürmischsten Beifalls. So oft er auftritt, werden ihm Orangen zugeworfen. Das Publikum in diesen Theatern ist nicht so reich, wie das des Theatre français oder der großen Oper. Es kann seine Künstler nicht mit theueren Blumenbouquets lohnen; aber es ist dankbarer, als die Haute volée, die in ihrem Beifalle gewöhnlich nur

der Mode fröhnt, aber nicht der Stimme des Herzens folgt; seine Dankbarkeit ist aufrichtiger, aufopferungsfähiger. Der arme Ouvrier gibt die letzten zwei Sous her für eine Orange, um sie seinem Liebling Debureau zuzuwerfen, der ihn am Abend die saueren Arbeiten des Tages vergessen läßt.

Das Theatre des funambules hat noch eine Eigenthümlichkeit, die man gewiß an keiner andern Bühne mehr findet. Die beste Schauspielerin an diesem Theater ist nämlich eine Zwergin.

Madame Carolina, so heißt dieses Duodezgeschöpf, ist aber nicht nur die beste Schauspielerin am Theatre des funambules, sondern sie ist überhaupt eine vortreffliche Schauspielerin. Sie spielt in dem Genre der Madame Dejazet, und nicht dem Mangel an Talent ist es zuzuschreiben, daß sie keine Dejazet geworden, sondern dem Mangel an zwei Fuß rheinisch Maß. Sie ist so zu sagen eine Taschenausgabe der Madame Dejazet. Der kleine Rahmen der Funambules-Scene paßt für ihren Miniaturkörper; auf einer größeren Bühne würde sie sich verlieren.

Madame Carolina ist eine Russin. Unter der Regierung Louis Philipp's kam sie als Leibeigene nach Paris und der Bürgerkönig erkaufte ihre Freiheit, ob durch Geld oder gute Worte, weiß ich nicht. Sie spielt häufig in eigends für sie gemachten Stücken. In Gamins- und Polissonsrollen ist sie ganz vortrefflich. Madame Carolina ist verheirathet und hat die Freude, Mutter mehrerer Kinder zu seyn, die ihr alle über den Kopf wachsen, sobald sie zu wachsen anfangen.

Außer den bereits erwähnten Theatern gibt es noch ein Theatre Comte, ein Theatre Luxembourg, ein Theatre Belleville und ein Theatre des Batignolles. Sie werden sämmtlich stark besucht, da, wie bereits gesagt, der Franzose kein größeres Vergnügen kennt, als das Schauspiel. Das Theater ist ihm sogar ein Bedürfniß, und vollkommen wahr ist also folgendes Epigramm eines französischen Vaudeville-Dichters:

Il ne fallait au fier Romain
Que des spectacles et du pain;
Mais au Français plus que Romain
Le spectacle suffit sans pain.

Begräbnißfeier des Generals Bem.

Das „Pesti Naplo" gibt nach einer Korrespondenz einen detaillirten Bericht über den Tod und das Leichenbegängniß Bems. Derselbe starb in der Nacht vom 9. zum 10. December in Folge eines Fiebers, das an und für sich nicht heftig war, das aber seine durch Wunden und Kriegsstrapatzen geschwächte Natur nicht zu überwinden vermochte. Das Fieber hatte er sich durch die feuchte Lage seiner Wohnung zugezogen, die er nicht verlassen wollte. Am 10. fand die Beerdigung nach mohamedanischem Ritus statt. Der Korrespondent berichtet darüber:

Heute Morgens lud uns Kmety zur Begräbnißfeier. Als wir um 10 Uhr hinauskamen, lag er bereits auf einer Bahre und mehrere Leute waren damit beschäftigt, ihn zu entkleiden und zu waschen, während die Mollahs leise beteten. Nach der Waschung ward er in ein Betttuch gewickelt und dieses wurde dann am Kopfe, in der Mitte des Leibes und an den Füßen zusammengebunden; so wurde er dann in einen Sarg gelegt, an dessen unterem Ende sich eine kurze Stange befand, auf welcher sein Feß hing. Auf dem Deckel des Sarges ward dann ein bunter Shawl gebreitet und unter den Sarg zwei längere Stangen gelegt. Eine militärische Begräbnißfeier hatte man in der Türkei bisher nicht gekannt; dennoch waren dießmal der Kommandant Kerim Pascha, der französische und englische Konsul, mehrere Offiziere und eine unabsehbare Menge Soldaten zugegen. Der überaus zahlreiche Kondukt ging ohne alle Ordnung; vor dem Wagen ritten 20—30 Mollahs, welche ihm ein eintöniges und schauerliches la illaha illala sangen. Wir trugen ihn zum Thore hinaus und wollten ihn noch weiter bis zu seiner eigenen Ruhestätte tragen, aber der türkische Ritus gestattete dieß nicht, denn es drängte sich Jeder hinzu, um den Sarg eine Strecke weit zu tragen und ihn dann sogleich wieder an Andere zu übergeben. Auf dem langen Wege waren starke Militärabtheilungen aufgestellt, welche sich gleichfalls hinzudrängten, um ein Stück weit tragen zu können, selbst der alte Kerim Pascha trug denselben.

Nicht weit vom Friedhofe ward der Sarg auf das Grab eines Heiligen niedergesetzt, wo Gebete gesprochen wurden. Beim Grabe angelangt, ward der Leichnam aus dem Sarge herausgenommen und mit dem Haupte gegen Mekka hin in das 5—6 Fuß tiefe Grab gelegt. Die Fäden, mit denen das Betttuch zusammengebunden war, wurden sodann abgeschnitten und das Grab oben mit großen flachen Steinen zugedeckt.

Das Versprechen, welches uns Bem in letzterer Zeit oft wiederholt hatte, daß er uns nämlich die Geschichte seines Lebens erzählen werde, konnte er leider nicht erfüllen. Man sagt, er sey erst 56 Jahre alt gewesen, obwohl er viel älter aussah; sein Körper war ungemein geschwächt, aber sein unruhiger Geist hat fast bis zum letzten Augenblick seine Kraft und Beweglichkeit behalten. Mit seinem Uebertritte zum Islam war all sein Streben dahin gerichtet, seinem neuen Vaterlande und dem Sultan, den er sehr schätzte, durch sein Wissen und seine Erfahrungen nützlich zu werden. Ueber seinen politischen Glauben kann ich wenig Bestimmtes sagen; so viel ist gewiß, daß er nichts weniger als Demokrat war und den Sozialismus haßte, ohne ihn zu kennen. Er war durch und durch Soldat; ein napoleonisches Reich mag sein politisches Ideal gewesen seyn. Das Ziel, das er sich einmal vorgesteckt, suchte er mit großer Ausdauer im Großen wie im Kleinen zu erreichen und kümmerte sich wenig darum ob das Erreichte auch wirklich für die aufgewandten Mittel Ersatz biete. Seine Konversation war lebhaft und geistreich; der französischen Sprache insbesondere war er vollkommen mächtig. Seine Internirung ertrug er mit großer Resignation und war ganz darauf gefaßt, sein geräuschvolles Leben hier zu beschließen. Den Grund zu einer Salpeterfabrik hatte er bereits gelegt und Muster seines Erzeugnisses nach Konstantinopel geschickt, worauf er von der Regierung ermächtigt wurde, diese Fabrik auf Staatskosten in großartigem Maßstabe auszubauen; auch soll er von der Regierung mit Anlegung einer großartigen Waffenfabrik betraut worden seyn. Memoiren hinterließ er nicht und seine Korrespondenzen wurden, seinem ausdrücklichen Verlangen gemäß, verbrannt."

Theater-Anzeige.

Montag, 20. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Hassel und zum ersten Male): Junker und Knecht, Lustspiel in 2 Aufzügen von F. Kayser. Hierauf: Intermezzo: Das Solo-Lustspiel. Zum Schluß (zum ersten Male): Die vornehmen Dilettanten, oder: Die Opernprobe, komische Oper in 1 Aufzuge. Musik von Lortzing. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 21. Jan. Don Carlos, Infant von Spanien, Trauerspiel in 5 Akten von Schiller.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Dammeran

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 18. Dienstag, den 21. Januar 1831.

Lady Southwel.

Nach dem Französischen des Roger de Beauvoir.

(Fortsetzung.)

Ein wirrer Lärm von Stimmen auf der Straße drang bis in das Zimmer der Lady Southwel. Der Badediener Langlois wurde aus seiner ärmlichen Wohnung nach dem Gefängnisse im Chateau-Fort geführt und eine Volksmasse geleitete ihn. Aus übelberechneter Schonung hatte man ihm den Gang durch die Hauptstraße von Dieppe ersparen wollen, dagegen schloß sich nun eine Menge müßiger Gaffer und Fremde, welche meistens in der dortigen Gegend wohnten, dem Zuge an. Dem Unglücklichen waren die Hände auf den Rücken gebunden. Auf zwei beeidigte Badediener, seine Kameraden, gestützt, warf er schmerzliche Blicke nach verschiedenen Richtungen umher. Nie vielleicht war die Schönheit seiner Züge so sichtlich hervorgetreten. Auf seinem von glänzend schwarzen Locken beschatteten Antlitze schwebte jenes melancholische Lächeln, welches bei dem Verurtheilten andere Wunden verräth, als die zu Tage liegenden, und eine peinigendere moralische Folter. Ihm stand keine Mutter und keine Schwester zur Seite, zwei Engel, welche Gott in seiner Barmherzigkeit oft noch Denjenigen schenkt, welche die Welt ausstößt.

Einige jener ländermüden, reisenden Engländer lachten unverschämt, da sie ohne Weiteres den Badediener des, an einem Landsmanne aus Habsucht oder Rache begangenen Mordes schuldig glaubten. Als Langlois unter den Fenstern der Lady Southwel vorbeischritt, durchzuckte ein krampfhaftes Beben seinen ganzen Körper; er faßte sich jedoch, als er auf dem Balkon nur den Doktor gewahrte, der ihn ungefähr mit den nämlichen Gefühlen hingehen sah, wie einst Nero die Gladiatoren des Circus. Lady Southwel stand halb verborgen hinter den Falten eines weiten Vorhanges; Thränen rollten über ihre Wangen, als sie den Mann vorbeigehen sah, für dessen Unschuld eine geheime Stimme in ihrem Innern sprach. Der Doktor hörte nicht ihr leises Gebet. Er war ohne Zweifel selbst mit seinen Gedanken beschäftigt, denn noch lange, nachdem Langlois vorbei war, stand er unbeweglich auf dem Balkon. Endlich riß er sich los aus seiner Erstarrung und wendete sich zu Lady Southwel, welche maschinenmäßig sein Rezept in eine kleine Brieftasche steckte.

„Ich habe Ihnen gesagt, Madame," hob Doktor Bernard an, „was ich Ihnen sagen mußte; so schwer es mir fiel, ich habe meinen Auftrag erfüllt. Jetzt kann ich für die Zukunft nicht mehr stehen. Leben Sie wohl, Lady Southwel, es ist nicht meine Schuld, wenn Jemand Sie gestern liebte und Sie morgen hassen wird! Bedenken Sie es wohl, es bleiben Ihnen nur noch wenige Augenblicke, um jenen Mann zu Ihrem Gatten oder zu Ihrem Feinde zu machen."

„Sie kennen meinen Entschluß, Doktor," entgegnete Lady Southwel, „er ist unerschütterlich; leben Sie wohl!"

Damit zog sie sich in ihr Boudoir zurück, wo sie einige Augenblicke mit Harry verweilte, um ihn um Rath zu fragen.

„Also kein anderes Mittel, sagst Du, in sein Gefängniß zu kommen, außer durch den Doktor Bernard? Der Mann gefällt mir nicht. Gibt es denn sonst Niemand, an den man sich wenden könnte? .... Glaubst Du, er würde dem Unglücklichen die kleine Unterstützung von meiner Seite zustellen? Ich habe nichts als mein Geschmeide ... hier, da hast Du das Armband, das er wiedergefunden hat, er mag es behalten oder verkaufen, das ist einerlei. Gold würde er nicht nehmen, er ist zu stolz; dann wird er auch aus diesem Geschenke erkennen, daß ich ihn für unschuldig halte. Besorge diese drei Zeilen an den Doktor; gib sie ihm mit dem Packet, das ich eben siegle. Komm bald wieder, hörst Du."

Die unvermuthete Ankunft des Mannes, zu dessen Gunsten sich der Doktor bei ihr verwendete, erschreckte sie; von tausend verschiedenen Eindrücken bewegt, kleidete sie sich an und schritt dem Strande zu. Rudolf von Nanteuil, dem sie begegnete, war eben auf dem Wege nach seiner Wohnung; sie nahm ihn mit und beide gelangten bald an den Fuß der Felsenklippen, auf welchen das Chateau-Fort wie ein Adlernest haftet. Dort wendete sie sich an den Baron und sprach:

„Heute morgen haben Sie mir einen Antrag gemacht, auf welchen ich nicht sogleich antworten zu dürfen glaubte. Jetzt, Rudolf, erkläre ich Ihnen, daß ich bereit bin, Ihnen meine Hand zu geben. Ich habe nur eine Bedingung zu machen, nämlich die meiner ungesäumten Abreise. Ja, lassen Sie uns diese Stadt fliehen! Ein Dampfpacketboot fährt um Mitternacht nach London ab; benachrichtigen Sie Sir Robert; Sie werden mich hier am Strande treffen."

Betäubt von seinem Glücke, glaubte Rudolf von Nanteuil zu träumen; er betrachtete Lady Southwel mit zweifelhaftem Blicke.

„Worauf warten Sie?" sprach sie zu ihm; „Sie haben mein Wort; zählen Sie darauf, wie ich auf Ihren Beistand zähle."

Sie blieb allein, versunken in die Betrachtung der Wogen welche am Abend zuvor den Leichnam des Commodore an den Strand gespült hatten, ohne daß sie diesen Mord dem Manne Schuld geben konnte, den die Justiz bereits dafür festgenommen hatte. Als sie sich umwandte, gewahrte sie die hohen Spitzthürme des Chateau-Fort, dessen Fenster, Schießscharten ähnlich, hier und da einen schwachen Lichtschimmer zeigten, denn die Nacht war bereits hereingebrochen. Ein blasser, von dicken Wolken verschleierter Mond beschien von Zeit zu Zeit die Backsteinhäuser, welche einer Kette ähnlich den Strand umschließen. Der Wind war schneidend; Lady Southwel stand, in einen Reisemantel ge-

hüllt, starr und unbeweglich auf dem nämlichen Flecke. Kein Geräusch, kein anderer Ton, als das Rauschen der Wogen drang zu ihrem Ohre; und doch schien sie mit jedem Augenblicke zu befürchten, daß aus den Höhlungen der Klippen ein Schatten sich erhebe, ein böser Genius, gleich einem giftigen Gewürm. Die Worte, welche Doktor Bernard beim Weggehen gesprochen, traten bald gleich eben so vielen Drohungen vor ihre Phantasie, und sie blickte mit Entsetzen um sich her. Plötzlich ließen sich Tritte auf dem Sande hören; ein Mann schritt auf sie zu, und unwillkürlich stieß Lady Southwel einen Schrei aus.

Ihr Schrecken schwand, als sie Harry erkannte, welcher seine Gebieterin benachrichtigte, daß der Badearzt ihren Auftrag übernommen und daß ihre Absicht in Erfüllung gehen werde.

„Es war doch Niemand bei dem Doktor, als Du ihm das Packet übergabst?" fragte Lady Southwel mit bebender Stimme.

„Er war allein zu Hause, mit einer höchst wichtigen Arbeit beschäftigt. Herr Bernard ersuchte mich, Madame zu melden, daß er Sie morgen Mittag zu besuchen gedenke."

„Er wird mich nicht mehr antreffen," sprach sie mit triumphirendem Blicke; „halte Dich bereit, heute Nacht mit mir auf dem „St. James" abzureisen."

Bald fanden sich auch Rudolf von Nanteuil und Sir Robert bei ihr ein, welche die Anstalten zur Abreise mit so großer Vorsicht getroffen hatten, als ob es sich um eine Flucht gehandelt hätte. Als der Dampfrenner die Wogen durchfurchte und Lady Southwel von ihrer Kajüte aus mit forschendem Blick den Landstreifen betrachtete, von dem sie sich entfernte, traten fromme Thränen ihr in die Augen, als ob sie Abschied nähme von einem Grabe. An das einzige Glasfenster ihres Zimmers gelehnt, sah sie die schwankenden Lichter des Chateau-Fort eines nach dem anderen erlöschen, und bald erschien dasselbe wie eine riesige, schwarze Masse. Durch einen unwillkürlichen Hang zum Aberglauben, dem die Frauen sich so leicht hingeben, getrieben, sandte sie zum Himmel eines jener stillen Gebete, die kein irdisches Ohr vernimmt. Der Zufall wollte, daß in diesem Augenblicke eines der Lichter in dem Gefängnisse von Neuem aufflackerte und sein Flammenauge durch ein Fenster warf. Lady Southwel dankte Gott.

„Wache über ihn, o mein Gott!" flüsterte sie und faltete die Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Ersteigung des großen Ararat im August 1850.

Das Araratgebirge liegt in Armenien. Es steigt fast ganz einzeln aus einer weiten Ebene empor, obgleich es durch niedrige Vorberge mit dem Taurus in Verbindung steht, und sein mit ewigem Schnee bedeckter Gipfel, der die Formen eines in zwei Spitzen gespaltenen Zuckerhuts hat, bietet mit seinen zerrissenen Felsenklüften und Abgründen einen furchtbaren Anblick dar. Seine höchste Kuppe (Mazis) liegt in der pers. Provinz Iran und erhebt sich über 16,000 Fuß hoch. Sie ist die erhabenste der ganzen Gegend, daher die heilige Mythe auf derselben die Arche Noah's sich festsetzen läßt. Um die Erforschung dieses Gebirgslandes haben sich Eichwald, Engelhardt und in neuerer Zeit Parrot aus Dorpat (1829) große Verdienste erworben. Die allerneueste Ersteigung des großen Ararat fand im August des vorigen Jahres statt und wird im „Mag. f. d. Lit. d. Ausl." nach zuverlässigen Berichten erzählt, wie folgt:

In diesem Jahre sollte, mit Zustimmung des Oberbefehlshabers des abgetheilten kaukasischen Corps, von den Leitern der trigonometrischen Arbeiten in Transkaukasien womöglich der Ararat erstiegen werden, um auf demselben die Winkelmessungen der Hauptpunkte des gestellten trigonometrischen Netzes zu vollenden. Der zu dieser beschwerlichen Unternehmung bestimmte Staatsrath Chanykow begab sich am 9. Juli in das Quartier des Stabes vom 37. donischen Regiment zu Aralych, um in demselben sich mit dem Chef der Triangulation von Transkaukasien, Oberst Chodsko, zu vereinigen; Hr. Chodsko langte am 14. Juli in Aralych an, mußte jedoch noch einige Beobachtungen auf dem Signal Chor-Wirab anstellen, so daß erst am 19. Juli die Unternehmung nach dem ersten Lagerpunkte Sardar-Bulak, zwischen dem großen und dem kleinen Ararat, gerichtet werden konnte. Hier verweilte die Expedition bis zum 29., von hier aus ward am 25. Juli der kleine Ararat bestiegen, und hier wurde eine Reihe von meteorologischen und geodäsischen Beobachtungen gemacht, welche ohne Zweifel die Kenntniß von dem Klima und der äußeren Bildung dieses merkwürdigen, zwei hohe Berge Transkaukasiens trennenden Durchbruchs erweitern. Der endliche Beginn der Bergersteigung konnte erst erfolgen, als der Direktor des Tiflis'schen magnetischen und meteorologischen Observatoriums, Hr. Arnold Moritz (aus Dorpat), und der Stabskapitän vom Topographencorps, Alexandrow, die nöthigen ergänzenden Instrumente mit sich brachten und der Neumond zu beständig gutem Wetter Hoffnung gab. Am 29. Juli ward sieben Werst von Sardar-Bulak an der in diesem Jahre ungewöhnlich niedrigen Schneelinie des großen Ararat ein Lager aufgeschlagen; nach Empfange des nöthigen Vorrathes an Kohlen und Lebensmitteln brach Oberst Chodsko am 1. August auf.

Der Morgen dieses Tages war ausgezeichnet; nach Beladung der Ochsen mit den Instrumenten und aller Pferde der Expedition mit dem Gepäcke der Bergsteiger ward um 6 Uhr Morgens das Lager verlassen. Die Lastthiere bewegten sich Anfangs ziemlich gut durch den Schnee, bald aber wurden die abschüssigen Stellen so stark, daß sie ausglitten und mit den Lasten umschlugen, daher zurückgelassen werden mußten und man sich genöthigt sah, alle Sachen auf vier Schlitten fröhlichen Soldaten zum Ziehen zu übergeben. Oberst Chodsko war trotz dieser Beschwerden stets bei den Schlitten, die an ihnen nicht beschäftigten Glieder der Gesellschaft aber kletterten längs den Felsen, welche die linke Seite der Schlucht bilden, und waren natürlicherweise den langsam fortschreitenden Schlitten häufig vorausgeeilt. Voraus ging ein Armenier aus dem ehemaligen Dorfe Argura, der Leiter Abich's, Simon, mit einem drei Arschin hohen schwarzen Kreuze, das den Gipfel des großen Ararat bezeichnen sollte. Ungefähr um 3 Uhr Nachmittags ging man zur rechten Wand der Schlucht über und erhob sich noch um 400 Faden höher, um am Fuße der ersten ungeheuren Stufe dieser Höhe, des Felsens Tasch-Kilissa, ein Lager aufzuschlagen. Die Abschüssigkeit des Bodens und die geringe Ausdehnung einer schneelosen Stelle erschwerten sehr die Errichtung des Lagers, der gute Wille der Soldaten aber reinigte einen Platz, und die Expedition schlug, so gut es ging, ihr Nachtlager auf, mit Ungeduld den kommenden Tag erwartend, besonders da auf der Höhe und den Spitzen des Tasch-Kilissa sich Wolken zu sammeln begannen und die nächtliche Stille durch Blitz und Donner unterbrochen ward.

Am 2. August um 6 Uhr Morgens brach man wieder auf; die Hindernisse wuchsen mit jedem Schritte. Der Felsenkamm an der linken Wand der Tasch-Kiliß'schen Schlucht war erklimmt und man zog fürbaß. Der am Morgen ziemlich klare Himmel bewölkte sich, um 12 Uhr behagelte ein heftiger Westwind die Reisenden mit hart gefrornen Schneestücken; Oberst Chodsko beschloß daher, Alles, mit Ausnahme der Instrumente, aus den Schlitten entfernen zu lassen; die wackeren Kosacken und Soldaten aber ließen sich's nicht nehmen, mit unerschütterlicher Ausdauer allen Fährlichkeiten und Beschwerden Trotz zu bieten. Um

1 Uhr Nachmittags erreichte die Expedition die nordöstlichen Ausläufer der Felsenkette, welche nun als nur zerstreute, mit Schnee und Eisgletschern bedeckte Steinmassen sich bis zum Fuße des letzten Abfalles der Höhe hinziehen, auf welcher 1845 der Führer Abich's ein rohes Kreuz pflanzte, das, jetzt eingefroren, dem heißen Glauben des Armeniers ein Zeugniß war. Hier ward für kurze Zeit Rast gemacht, in der Hoffnung, daß der Sturm, welcher unterdeß ausgebrochen, sich legen werde, aber vergebens. Da binnen 2½ Stunde der Wind immer stärker ward und dichter grauer Nebel den Gipfel, immer dichter werdend, umhüllte, beschloß man, weiter zu dringen, um wenigstens in den Felsschluchten einen Schutz vor dem Unwetter zu suchen. Die Hälfte der Felsenhöhe ward erstiegen, da überzeugte man sich davon, daß für diesen Tag an eine Fortsetzung der Reise nicht zu denken sey; die Leute waren gänzlich ermüdet und durchfroren, der Schnee schnitt ihnen ins Gesicht und in die Augen, der in Absätzen herandrausende Sturm hemmte das Ziehen der Schlitten mit den Instrumenten, von welcher einer sieben, ein anderer fünf Pud Last trug; mit einem Worte, man mußte bleiben — aber wo? Die jähen Felsen gaben nirgends so viel Raum, um ein Zelt aufzuschlagen; daher entsandte Oberst Chodsko die Leute um 5 Uhr Nachmittags in das Tasch-Kilißsche Lager, blieb aber selbst mit allen Offizieren der Expedition und zwei Kosacken auf einer kleinen Felsplatte von drei Schritten Länge und anderthalb Schritten Breite, auf welcher also sechs Menschen unter dem Brausen des Sturmes und dem Fallen des Schnees übernächtigen mußten. Sich dicht aneinander drängend, mit einem kleinen Teppiche und einer Lederdecke bedeckt, erwarteten hier Chodsko und dessen Gefährten den Morgen. Der Sturm wurde unterdeß immer heftiger, die bisweilen auseinander gerissenen dichten Wolken, welche den Berg von allen Seiten umgaben, ließen bei schwachem Mondschein bald ein Stück der Araxes-Ebene, bald den kleinen Ararat, dessen Gipfel schon zu den Füßen der Reisenden lag, erblicken; um zehn Uhr Abends ungefähr brach ein furchtbares Gewitter an; aus dem blendenden Lichte der Blitze und der Gewalt der Donnerschläge schlossen die Reisenden, daß sie sich in der Gewitterwolke selbst befanden. Jeder elektrische Funke erleuchtete nicht die Luft im Zickzack, sondern erfüllte einen großen Raum mit blendendem Lichte und den verschiedensten Nüancirungen der grünen, rothen und weißen Farbe; der Donner folgte fast unmittelbar der Lichterscheinung und ward jedesmal von dem Echo der zahlreichen Felswände lange und hallend wiederholt. Um 12 Uhr etwa schwieg das Gewitter, nun aber bedeckte Schnee die Reisenden wohl drei bis vier Zoll hoch. Endlich ward es Morgen, der Morgen brachte aber auch wenig Trost. Der Gipfel des großen Ararat war zwar wolkenlos, aber unten bedeckten dichte Wolken den kleinen Ararat und alles Land, so weit man sehen konnte, einem wogenden Meere ähnlich, aus welchem, je höher die Sonne stieg, desto mehr sich Dünste entwickelten, die, immer dichter werdend, die Reisenden wiederum mit Nebel umgaben und mit reichlichem Schnee beschütteten. Gegen drei Uhr Nachmittags klärte sich der Himmel wieder etwas auf, der Wind aber minderte sich nicht. Die Lage Chodskos und seiner Gefährten wurde so unerträglich, daß sie sich entschlossen, weiter hinaufzusteigen, um jenseits der Felsen einen ebeneren, dem Aufschlagen eines Zeltes günstigeren Platz zu finden; um 4 Uhr brachen sie also wiederum auf und erreichten erst nach der dritten Felsenreihe eine ebenere Stelle, d. h. eine unter 50° geneigte Ebene, rechts von einem jähen bis zu Tasch-Kiliß führenden, links von einem eben so steilen Abhange begränzt, der sich mit dem Makinskschen Gletscher vereinigte. Nachdem die Reisenden die Mitte dieser Ebene erreicht, mußten sie, wie es sich später erwies, nur noch zweihundert Schritt vom Gipfel entfernt, Halt machen; auf einem Fleck, der 30° Neigung hatte, mußten sie wegen des heftigen Sturmes und der Ermüdung der Leute mit großer Mühe zwei Zelte aufschlagen. Hier verbrachten die kühnen Bergsteiger drei Nächte und zwei Tage, den 3., 4. und 5. August, während welcher Zeit der Wind sich kaum mäßigte und stets bald von Schnee, bald von Schlossen und Hagel begleitet war.

Der Untergang der Sonne am 5. August gewährte den Reisenden einige Hoffnung, und in der That trat am Morgen des 6. August vollkommene Windstille ein, alle Bergwände des großen und kleinen Ararat traten deutlich hervor, und nur am östlichen Horizont umkränzte eine geringe Reihe kumulirter Wolken die entfernten Höhen des Karabag und die weiten Terrassen des Sawalan. Oberst Chodsko benutzte diesen Morgen zur Rundsicht der Höhen selbst und zur Auswahl von Stellen, welche die Instrumente und das abendliche Lager einnehmen sollten. Um 8¾ Uhr erhob er sich mit seinen Kosacken vom Lager und hatte um 9 Uhr den Gipfel erreicht, um 9¼ Uhr folgten ihm Staatsrath Chanykow, Capitain Uslar und Hr. Tokarew. Hr. Moritz jedoch und Capitain Alexandrow verblieben fürs Erste im Lager zur Fortsetzung der Barometer-Beobachtungen. Auf dem Gipfel bot sich den Reisenden ein ziemlich weites Plateau, das nach Chanykow 1132 Schritte lang war und drei Erhöhungen hatte, auf deren zwei die Soldaten jagten und am 12. Juli ziemlich hohe steinerne Pyramiden aufführten. Die erste dieser Höhen wurde bald erstiegen, als sie aber die zweite, welche Abich 1845 besucht hatte, betraten, nahm es die Reisenden nicht wenig Wunder, noch einen dritten weit höheren Berg vor sich zu sehen, der durch eine tiefe Schlucht von ihnen geschieden war. Mit Hülfe der Soldaten überwanden sie die Hindernisse und erreichten also um 10 Uhr Vormittags den höchsten Gipfel der Ararat-Höhe, welche bis hierzu nur Parrot und Spaßkji besucht hatten. Die erste That war die Aufrichtung des Kreuzes, welches wegen Abwesenheit Simons dem donischen Kosacken Dochnow übergeben war, der mit großem Eifer diese christliche Last den Berg hinantrug, dann auf die Knie fiel, dreimal mit der Stirne an die Erde schlug und das ihm theure Symbol des Christenthums auf den höchsten Gipfel des biblischen Berges pflanzte; entblößten Hauptes wohnte die ganze Gesellschaft dieser Feierlichkeit bei, der sich auch der später angelangte persische Unterthan Nurus Ali nicht entzog. Hiernach eilte Oberst Chodsko, von wieder anbrechendem Sturme bedroht, hinab. Das Hinabsteigen von dem Gipfel des großen Ararat war den kühnen Reisenden ein nicht wenig gefahrvolles Unternehmen, das nur durch Unerschrockenheit und Gewandheit, mit Hülfe von Alpenstäben und Unterstützung der Soldaten vollführt werden konnte, da jeder ungeschickte Tritt sie in die Tasch-Kilißsche Schlucht hinabstürzen konnte. Cap. Uslar und Hr. Tokarew stiegen noch weiter hinab, Chanykow aber, Moritz und Alexandrow verblieben bei Chodsko, um am 7. nochmals auf der Höhe zu verweilen, auf derselben zu übernächtigen und einen Cyklus von einstündlichen Beobachtungen am Thermometer, Barometer und Psychrometer während 24 Stunden zu vollenden. Am folgenden Tage war das Wetter schon beständiger und erstiegen sie ohne Mühe die Höhe, auf welcher das Zelt, zehn Faden vom Kreuze entfernt, bis zur Hälfte in den Schnee eingegraben ward. Am 8. stiegen Hr. Chanykow und Moritz ungefährdet ins innere Lager herab, stellten am 9. in Sardar-Bulak eine Reihe von Beobachtungen gleichzeitig mit denen des auf der Höhe verbliebenen Oberst Chodsko an und wurden am 11. zu Aralych in dem Hause des Obersten Chreschtschatizkji freudigst und feierlichst empfangen. Stabskapitän Alexandrow erkrankte auf der Höhe und verließ deßhalb bald Hrn. Chodsko, welcher erst am 12. August nach Beendigung dessen, was er zu beobachten sich vorgenommen, sammt dem Kommando und seinem ihm sehr ergebenen Dolmetscher Scharojan die Rückreise antrat und am 14. August in Aralych anlangte.

Hr. Chodsko hat an dem Orte der angestellten Beobachtun-

gen eine etwa einen Faden hohe Schneepyramide errichtet, auf dieselbe ein Kreuz mit einer kupfernen Tafel gepflanzt, die folgende Inschrift trägt: „1850 am 6 bis 18. August, zur Zeit der gesegneten Herrschaft des Kaisers Nikolaus I., der Statthalterschaft des Fürsten Woronzow in Kaukasien, erstiegen den großen Ararat: der Chef der Triangulation, Oberst Chodsko, N. W. Chankow, P. N. Alexandrow, Arn. F. Moritz, J. P. Scharojan und sechzig Mann Gemeine."

Mannichfaltigkeiten.

Die Verläumdung würde den Sieg über ihr Opfer nicht so bald feiern, wenn sie nicht an der Leichtgläubigkeit und der Bosheit der Welt so mächtige Bundesgenossen hätte.

Frankfurter Theater.

Die Großfürstin, Oper von Flotow.

Flotow, unser deutscher Rossini, sowohl was Liedlichkeit der Melodie, theilweise dramatische Auffassung wie musikalischer Leichtsinn und Flüchtigkeit der Reproduktion betrifft, bedürfte wahrscheinlich nur der steten Anregung der italienischen Karnevalsaison, um stets Neues flüchtig zu schaffen, um eben so fruchtbar wie Rossini zu seyn. Wir glauben, eine ähnliche Veranlassung, bis zur bestimmten Zeit das neue Werk: „Die Großfürstin", zu vollenden, zwang den Componisten, leichtsinniger und flüchtiger zu arbeiten, als wir sonst von ihm gewohnt sind. Wird nun einem solchen Werke, das augenscheinlich mit großer Flüchtigkeit gearbeitet ist, der nämliche Weihrauch gestreut, als den früheren gediegeneren, was Wunder, wenn die Flüchligkeit chronisch, die Gediegenheit immer seltener wird und zuletzt ganz entschwindet? Würde diese Voraussetzung bei Flotow zur Wahrheit, so müßten wir ein schöpfungsreiches Talent tief betrauern, dessen schönste Blüthen durch die heiße Gluth des Beifalls, entweder über Nacht zur Frühreife gebracht, schnell wieder verwelkten, oder gänzlich erstickt würden. Nach Anhörung der Oper „Sophia Catharina" wollte uns eine solche Befürchtung beschleichen, denn wenn wir das Werk genauer zergliedern, so finden wir allerdings sehr oft den alten schöpferischen Geist, aber auch noch öfter die so sehr gefürchtete Flüchtigkeit. Die Ouverture, eine Melange der hervortretendsten Melodien der Oper, bleibt in der Durchführung hinter den früheren des Komponisten zurück. Die darauf folgenden Nummern, Introduktion, Duett und Quintett, sind liedliche und auch ziemlich charakteristische Musikstücke; hierauf folgt ein höchst trivialer Chor. Das Fähnrichslied liefert durchaus nichts Neues, schreiben wir den Sechsachtel- in Zweiviertel-Takt um, so hat uns die Regimentstochter schon die nämliche Melodie gesungen. Der erste Akt schließt mit einem Marsch, angeblich von Friedrich dem Großen componirt und hier aus gewisser Tendenz eingeflochten. Der zweite Akt, unser Trost, unsere Freude, liefert durchweg gute Musik und läßt uns ganz den alten Geist des Komponisten erkennen. Melodiös und effektreich ist die Tenorarie des Berkof. Das folgende Terzett, duftig wie Blumen, läßt uns das wahrhafte Talent des Komponisten erkennen, so wie das folgende Duett (Schluß des Aktes) voll dramatischer Wirksamkeit ist. Bis hierher wäre der Oper nur ein günstiges Zeugniß zu stellen. Der dritte und vierte Akt spielen in Rußland. Trotz der luxuriösen Ausstattung der Scene weht uns eine eisige Luft entgegen. Der Komponist scheint jedoch noch einige Wärme aus Deutschland mit sich gebracht zu haben, denn er beginnt mit einer überaus reizenden Romanze. Ist diese aber vorüber, so scheint auch ihn des Nordens Kälte ergriffen zu haben, denn kein Musikstück vermag mehr Wärme mitzutheilen. Hier aber müssen wir den Komponisten entschuldigen, denn sein vorliegendes Buch durchaus keine musikalische Sphäre mehr darbot. Die Handlung bewegt sich jetzt à la Marquise von Vilette, im gespreizten Hofton, der keineswegs geeignet ist, musikalisch zu inspiriren. Stoff zu einem Finale fehlte ihm ganz; der Akt schließt mit einem gewöhnlichen Ensemble von schwacher Erfindung. Im vierten Akte finden wie von hervortretenden Nummern nur das Lied der Kosacken mit dem Katzengeschrei, welches aber seine Intensität in umgekehrter Wirkung auf den Hörer äußert. Wohl mancher Kompositeur hat sein Talent mit Glück an der Nachahmung von Nachtigallen und Lerchengesang versucht; ob es aber ästhetisch ist, die edle Musika in Katzengeschreiimitationen zu verherrlichen, das überlassen wir dem Urtheil des Publikums. Ein großer Reiz, den alle früheren Opern Flotow's hatten, war der, daß sie weder gedehnten Dialog, noch langweilige Recitative boten; statt dieser beiden Hülfsmitteln, die zur Verständigung des Textes durchaus nothwendig sind, bediente sich der Komponist sehr leicht fließender, melodischer, im Takt fortschreitender Zwischengesänge, die das ganze Werk in einem Gusse zusammenhielten, dem Hörer sehr freundlich klangen und dem Sänger einen Ruhepunkt für das folgende Musikstück gewährten. Die Ehre, diese musikalische Form eingeführt zu haben, gebührte Flotow und dem Dichter seiner früheren Opern, Friedrich, ein vorzüglicher Operndichter. Warum behielt der Komponist diese wohlgefällige Form nicht bei? Die „Großfürstin" hat Dialog, aber leider zu viel für eine Oper. — Wir glauben mit vorstehenden Andeutungen die Licht- und Schattenseiten der Großfürstin angedeutet und auf ihr rechtes Maß zurückgeführt zu haben.

Korrespondenz.

Michelstadt im Odenwald, 16. Jan.

Gestern und heute wurden unsere beiden Nachbarstädtchen Michelstadt und Erbach von einem Vorfalle bewegt, der, obwohl an sich unbedeutend, doch Stoff zu einigem Aufsehen gab. Der reiche und eben so religiös gesinnte Graf Eberhard zu Erbach hatte einer armen Wittwe wegen rückständigen Pachtes die Geis pfänden lassen und sie in das Schloß gestellt. Man versuchte von verschiedenen Seiten, auch von der früheren Besitzerin, das Pfand wieder zu erlangen, indeß vergebens. Sie wurde zum Verkauf ausgeboten. Endlich wurde sie von Arbeitern einer hiesigen Fabrik erkauft, welche die Geis, mit Band und Schelle geziert, der Wittwe als Geschenk zurückbringen wollten. Natürlich sammelte sich um solchen Vorfall die gesammte Jugend Erbach's und Michelstadt's. Beim Eintritt in Erbach schritt indeß die Polizei ein, und nachdem die Geis und der Junge, der sie führte, eine Weile im Verhöre war, erging der Befehl, die Geis nicht zu dieser, aber zu einer andern Zeit eindringen zu dürfen, was denn heute geschehen soll. Natürlich bewegt ein solches Ereigniß, das die Gedanken nach den verschiedensten Seiten hin beschäftigt, unser sonst friedliches Thal.

Konzert-Anzeige.

Demnächst wird der neunjährige Fritz Gernsheim, der sich seit längerer Zeit zum Behuf seiner künstlerischen Ausbildung hier aufhält, ein Konzert veranstalten, um Gelegenheit zu haben, Proben seiner Fortschritte auf der betretenen Bahn abzulegen. Die seltene musikalische Befähigung dieses vielversprechenden und bereits mit großem Beifall öffentlich aufgetretenen Knaben ist bekannt und so wird auch dem bevorstehenden Konzert die Aufmunterung und wohlwollende Beachtung der Kunstfreunde nicht fehlen. Das Nähere über Zeit und Ort bleibt dem Programm vorbehalten.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 21. Jan. Die Quälgeister, Lustspiel in 5 Abth. von H. Beck.

Mittwoch, 22. Jan. (Auf vielseitiges Begehren): Martha, oder: Der Markt zu Richmond, Oper in 4 Abth., Musik von Flotow.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. L. Hammerau

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 19. Mittwoch, den 22. Januar 1851.

Lady Southwel.

Nach dem Französischen des Roger de Beauvoir.

(Fortsetzung.)

II.

Achtzehn Monate nach diesem Vorfalle gingen auf der Hauptterrasse von German-Spaa, einem Garten, der an die Irrenanstalt stößt, zu welcher man längs der Hügelreihe, die Brighton beherrscht, gelangt, zwei Personen in vertraulichem Gespräch; sie blieben an einem kleinen grünen Tische stehen, auf welchem noch die Reste des eben genossenen Thee's zu bemerken waren.

Der Aeltere von Beiden bildete durch seine außerordentliche Magerkeit und die Blässe seines Gesichts einen grellen Gegensatz zu dem jungen, frischen Dandy, der ihm zerstreut zuhörte. In einen weiten Schlafrock gehüllt, der seinen dünnen Körper fast zweimal umschlang, erhob jener von Zeit zu Zeit seine Stimme um mehreren englischen oder französischen Dienern, welche in den Schattengängen des Gartens hin und her liefen, Befehle zu ertheilen. Er war offenbar der Wirth und Eigenthümer der Anstalt, denn er überwachte die geringste Bewegung jener Leute mit ganz besonderer Sorgfalt.

Der marmorne Bogengang, in dessen Nähe er sich den Thee hatte auftragen lassen, verkündigte mit Goldschrift den Kranken zu Brighton die Heilkräfte der Mineralwasser von Pyrmont, Spaa, Karlsbad, Eger und anderen Kurorten. Im Hintergrunde des Hofes stand das Gebäude für die Irren. Der Garten war reizend angelegt und gut unterhalten; man gewahrte von seiner Höhe aus die phantastischen und schlanken Kirchthürme der Stadt, ihren orientalischen Baustyl und den berüchtigten Pavillon, welchen Georg IV. bauen ließ, als er noch Prinz von Wales war. In der Ferne dämmerten die Küsten der Insel Wight durch den Nebelflor, und während des Gesprächs der beiden Männer bewunderten einige hin und wieder wandelnde Spaziergänger von der Terrasse herab das prachtvolle Panorama.

„Da haltet Ihr wieder bei Eurer vorgefaßten Meinung, Doktor; Ihr bleibt dabei, mich glücklich zu nennen," hob der Jüngere mit einem Seufzer an; „weil ich auf die Jagd gehe, vierspännig fahre, weil ich ein Hotel gemiethet habe, weil meine Frau schön ist und ich keinen britischen Löwen in ihre Nähe kommen lasse, darum erhebt Ihr mich in den dritten Himmel! Kurz, Ihr urtheilt nach dem Scheine, wie die meisten Menschen!"

„Ist denn die Baronin von Nanteuil nicht dazu geschaffen, das Glück mit sich zu bringen?" versetzte Doktor Bernard in einem Tone, der den geheimen Wunsch verrieth, einen Widerspruch hervorzurufen.

„Gewiß, Doktor! Meine Frau besitzt tausend ausgesuchte Gaben: Schönheit, Talente, sie kleidet sich wie ein Engel und singt wie eine Nachtigall; aber wie der geistreiche Figaro, der früher als Sie den Leuten zur Ader ließ, so richtig bemerkte: das Geld, Doktor, das Geld, das ist der nervus rerum; das Budget einer Haushaltung, das ist etwas Entsetzliches, Doktor, und Sie haben wohl daran gethan, ledig zu bleiben."

„Ich sehe, mein lieber Baron, Sie müssen Unglück im Spiel gehabt haben; man spielt hoch in Brighton, und Sie wohnen nun schon zwei volle Monate an diesem Strande. Hier, das sage ich Ihnen, haben Sie es mit starken Spielern zu thun, jeden Abend belaufen sich die Verluste auf mehrere tausend Pfund. Sie dürfen sich nur ein wenig einlassen, so —; indeß ich habe kein Recht, Ihnen Moral zu predigen; Sie haben ja das lebendige Buch der Weisheit bei sich, den tugendhaften Sir Robert, den geheimen Rath der Baronin."

„Man wird nicht behaupten, Doktor, daß ich an ihm einen meiner Ruhe gefährlichen dienenden Ritter gewählt habe; Sir Robert ist mir sehr nützlich; er ist meine Vorsehung; er trägt Frau von Nanteuil das Riechfläschchen, den Shawl, das Taschentuch; auf Ehre, er ist ein Ritter, der alle Eigenschaften eines Gatten besitzt. . . . Ja, was den anbetrifft!"

„Was den anbetrifft," fiel der Doktor schnell ein, „der wäre freilich nicht der Mann, dessen halte ich mich überzeugt, der sich Nachts in das Schlafzimmer einer Wittwe oder auch nur einer Stiftsdame einschliche!"

Bei diesen Worten des Doktor Bernard stieg dem Baron das Blut ins Gesicht; er fand darin eine mehr oder minder versteckte Anspielung auf jenes unselige Abenteuer, welches die erste Quelle so vielen Unglücks für Lady Southwel gewesen war. War etwa der Baron mit seiner Gattin schon über die ersten Seiten des Romans hinaus? Betrachtete er bereits seine Heirath von dem Standpunkte eines kaltblütigen Beobachters? Hatte Lady Southwel, sobald sie Baronin Nanteuil geworden, den Zauber der Leidenschaft für ihn verloren? Rudolf hätte in der That den Muth nicht gehabt, sich selbst diese Fragen zu stellen. Sein Vermögen, durch seine Jugendstreiche um ein Dritttheil vermindert, statt sich durch jenes seiner Gattin zu heben, schwand von Tage zu Tage mehr, da Lady Southwel in Folge ihrer Scheidung nur ihr mitgebrachtes Gut behalten hatte. Vergebens hatte Sir Robert, gedenkend der letzten Unterredung mit dem Commodore und der günstigen Stimmung für seine Gattin, worin er ihn getroffen, alle Advokaten- und Notariatsstuben durchstöbert, um in London eine Abschrift der wichtigen Urkunde aufzufinden, die dem Commodore in der Nacht seines gewaltsamen Todes geraubt worden war, und welche Lady Southwel schon bei Lebzeiten ihres Gatten in den Besitz seiner Einkünfte setzte; indeß alle seine Nachforschungen waren vergebens gewesen. Sir Robert verlor sich in einem Labyrinth von Vermuthungen.

Rudolfs Verschwendung war nicht geeignet, diesen Stand der Dinge zu bessern; er spielte leidenschaftlich und hatte dazu, wie ein Kranker zu einem Verzweiflungsmittel, seine Zuflucht genommen.

Der Grund, warum Baron von Nanteuil den Doktor Bernard besuchte, der seit Kurzem an der Spitze der Irrenanstalt zu Brighton stand, lag in der vermeintlichen Entdeckung, daß seit seiner Heirath, deren Ketten ihm so schnell lästig geworden, jener Mann eine geheime, instinktmäßige Sympathie, ja sogar Interesse für seine verborgensten Wunden zeigte. In dem Doktor wollte er den Einzigen erkennen, welcher sich durch die hervorragenden Eigenschaften der Baronin von Nanteuil nicht verblenden zu lassen schien über die Schwere jener ersten Anklage, die vor dem Tribunal der öffentlichen Meinung gegen Lady Southwel erhoben worden war. Als Rudolf zum ersten Male das Gespräch auf diesen Punkt lenkte, lag in den halben Worten des Doktors eine so tief innige Ueberzeugung, daß der junge Mann selbst nicht die Kraft in sich fühlte, sie zu bekämpfen; er wich einer verborgenen Macht und betrachtete endlich den Arzt als ein räthselhaftes Wesen, dem die Hut jenes dunklen Geheimnisses anvertraut war.

Lady Southwel hatte sich wohl gehütet, Rudolf von dem Schritte des Doktors vor ihrer Abreise aus Dieppe in Kenntniß zu setzen, aber nach und nach fühlte der Baron, durch Bernards Geheimthuerei gestachelt, eine unüberwindliche Neugier in sich rege werden. Sollte wohl der Doktor den Schlüssel zu dem Räthsel haben? dachte der junge Mann; könnte er vielleicht behülflich seyn, den Schleier zu lüften, welcher dasselbe bedeckt? Von dem Tage an, wo Rudolf die Wichtigkeit einer solchen Entdeckung erkannte in Bezug auf den Plan, den er mit sich herumtrug und den er um keinen Preis einem Anderen mitgetheilt haben würde, nahm er gegen Bernard die Miene eines unglücklichen Mannes an, weil er auf diesem Wege vertrauliche Mittheilungen zu erlangen hoffte. Rudolf war bereits in einem Zustande, der ihn in der Wahl der Mittel nicht mehr bedenklich machte; er stand im Begriffe, sich des feigsten aller Vergehen schuldig zu machen, er wollte seine Gattin böslich verlassen, und um diesen schlechten Streich bei sich zu entschuldigen, mußte er freilich seine Gattin schuldig finden.

„Heute Abend also, wenn ich Sie recht verstanden habe, lieber Baron, heute Abend um 11 Uhr wird Frau von Nanteuil in ihrer vollen Anmuth auf dem Balle erscheinen. Die Patroninnen werden daselbst im höchsten Glanze strahlen. Die Marquise von Hartfort hat mir gestern ihren Schmuck gezeigt; ich glaubte die Kronjuwelen zu sehen."

„Der Schmuck der Frau von Nanteuil, lieber Doktor, kann hinsichtlich des Geschmacks, wenn auch nicht des Reichthums, mit den Diamanten der Marquise von Hartfort wetteifern. Er ist theuer genug," fügte Rudolf hinzu, „sehen Sie da die Rechnung des Juweliers Jacob, 400 Pfund englisch!"

„Pest! 400 Pfund! Sie hätten in Buckinghams galante Zeit gepaßt, Baron," bemerkte der Doktor mit ironischem Lächeln.

„Sie wird himmlisch seyn, nicht wahr, Doktor? Können Sie sich die Baronin vorstellen, wie sie in den Saal tritt? Jedermann ruft aus: das ist der Stern, die Sonne der Patroninnen! und leise flüstert man: es ist die Gattin des Barons von Nanteuil! meine Gattin!" fuhr er fort, indem er des Doktors Arm ergriff und ihn so stark drückte, daß es diesem auffallen mußte. Die krampfhafte Aufregung des Barons überraschte den Doktor. Er durchforschte Rudolfs Mienen und entdeckte darin alle Zeichen eines inneren Kampfes.

„Doktor," sprach der Baron, nachdem er ihn in einen einsamen Schattengang gezogen, „Doktor, sind Sie mein Freund?"

„Mich dünkt, Baron, ich habe Ihnen Beweise genug davon gegeben; wenn Ihre Frage einen Zweifel bedeutet, so hätte ich das Recht, mich beleidigt zu fühlen."

„Verzeihen Sie, ich vergaß den Antheil, welchen Sie an Allem nehmen, was mich berührt . . . Sie sind von mehreren eigenthümlichen Vorfällen meines Lebens zu gut unterrichtet, um mir nicht auch bei diesem behülflich zu seyn . . . Erklären Sie mir dieses Billet," fügte er mit geheimnißvoller Miene hinzu, „und geben Sie mir gefälligst einen Rath."

Rudolf zog ein rosenfarbenes, sorgfältig versiegeltes Papier aus dem Busen; es enthielt eine Liebeserklärung in bester Form. Das Billet war mit dem Namen einer Frau unterzeichnet: Lady Aminte Warwick.

„Eine meiner Kranken," rief der Doktor mit verstellter Ueberraschung, „sie ist taub und zu drei Viertel närrisch, die würdige Dame! Dabei besitzt sie aber doch nicht weniger als 60,000 Pfund Sterling in der Grafschaft Oxford, und dieß entschuldigt ihre 60 Jahre. Fügen Sie zu dieser jährlichen Rente noch weitere Güter in Schottland und einen heftigen Rheumatismus, der dem edlen Sir Eduard Halton, welcher ihr künftiger Gatte werden soll, Hoffnung gibt, nicht lange auf ihr Ende warten zu müssen. . . . Wenn Ihnen daran liegt, ihr die Cour zu machen," fuhr der Doktor fort, „so rathe ich Ihnen, sich zu eilen, denn sie reist morgen, ja morgen, bei Tagesanbruch ab. Die Pferde sind bestellt und ihr Neger Jupiter ist ihr einziger Begleiter. . . ."

„Sechzigtausend Pfund Sterling!" murmelte Rudolf und starrte unverwandten Blickes auf den Sand des Gartenweges.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Curiosum aus der zweiten sächsischen Kammer.

Motto: Auch solche Käuze muß es geben.

Einen schlagenden Beleg für die Capacitäten, die in der jetzigen zweiten Kammer des Königreichs Sachsen sitzen, gibt die Rede des bäuerlichen Abgeordneten Unger aus der Lausitz, mit welcher er sich, in der Sitzung vom 19. Dec. v. J., bei Berathung des Preßgesetzes, zu Gunsten desselben aussprach. Nachdem der Präsident gefragt hatte, ob noch Jemand im Allgemeinen über den Gesetzentwurf zu sprechen wünsche, erhob sich der Abgeordnete Unger und sagte, nach den Mittheilungen des stenographischen Berichtes, Folgendes:

„Ich werde ganz kurz seyn, indem ich nur dankbar anerkenne, daß unsere Staatsregierung uns diesen Gesetzentwurf vorgelegt hat, welcher in der Verordnung vom 3. Juni andeutend zugesagt wurde. Ich muß gestehen, ich bin vollkommen damit einverstanden; wenn aber von meinen Herren Collegen erwähnt worden ist, daß die Presse in Fesseln geschlagen worden sey und durch diesen Gesetzentwurf noch mehr in Fesseln geschlagen werde, so könnte ich dem nicht meine Beistimmung geben. Ich kenne auch noch Pressen, die frei sind, sie sind aber unschädlich, und ich glaube, die Kammer und auch mein Hr. College Riedel werden damit einverstanden seyn, daß die Freiheit dieser Pressen bestehen muß, ich meine nämlich die Wein- und Sauerkraut-Pressen. Wo aber, wie z. B. bei der Buchdrucker-Presse, die Lumpensammler das Surrogat dazu liefern, wo alles Gute und Böse zusammengeworfen wird und sich hier in den Buchdruckereien das Gute von dem Bösen scheiden soll, so wird man sich wohl damit einverstehen, daß der Staatsregierung das Recht zustehen muß, das Böse zu verhüten. Da glaube ich, sind gesetzliche Bestimmungen nöthig; sie müssen bestehen, um das Gute vom Bösen zu sondern, und daher muß ich gestehen, für meinen Theil werde ich diesem Gesetzentwurf meine Beistimmung geben,

weil die Staatsregierung ihr Versprechen gehalten und uns diesen Gesetzentwurf zur Berathung vorgelegt hat; ich glaube auch nicht, daß er zu scharf seyn wird, weil er bloß die Mißbräuche trifft. Wenn der Abgeordnete Rieger meint, es würden nach diesem Gesetz die Zeitungsschreiber auswandern, so wünsche ich allerdings, es wanderten Einige aus, es würde justement nichts schaden; es würde Mancher seiner Pflicht besser nachkommen, wenn demselben nicht die seitherigen Hirngespinnste in den Kopf gebracht wären, welche nie erfüllt werden können, und um diese würde es nicht Schade seyn, wenn dieselben auswanderten und ich würde selbst mein Scherflein dazu beitragen, wenn dieselben über kurz oder lang auswandern wollten."

So sprach der bäuerliche Abgeordnete Unger aus der Lausitz am 19. Dec. v. J. in der zweiten Kammer Sachsens, und wer daran zweifeln sollte, der lese den am 30. Dec. ausgegebenen stenographischen Bericht und seine Zweifel werden vollständig gehoben seyn.

Ein neues Wunder.

Wir haben jüngst in unserem Blatte ein neues Wunder mitgetheilt, das sich in Frankreich zugetragen hat. Aus den Wunden eines Christusgemäldes, das sich in einer Kapelle des heiligen Saturnin, ehemaligen Märtyrers und Bischofs von Toulouse, an dem Hauptaltar befindet, soll Blut geflossen seyn. Das „Pouvoir" veröffentlichte letzter Tage einen vier Spalten langen, eng gedruckten Artikel des Unterpräfekten von Apt (Vaucluse) über dieses angebliche Wunder. Der Präfekt will selbst das Blut mit einem Tuche von den Wunden abgetrocknet haben und führt als Zeugen die Ortsbehörden von S. Saturnin und die Bauern dieses Ortes und der Umgegend an. Das ganze Wunder soll man, wie der Präfekt berichtet, einem armen Bauernmädchen verdanken, das, bekannt durch seine exaltirte Frömmigkeit, an diesem Bilde gebetet, zuerst das Blut gesehen und es von den Wunden hinweggeküßt habe. Der Präfekt examinirte das Mädchen, welches ihm den Zeitpunkt voraussagte, wann das Blut wiederum fließen würde. An dem von ihr bestimmten Tage kamen der Präfekt, eine ungeheure Menge von Menschen, eine große Anzahl von Geistlichen, sogar der Erzbischof von Avignon, nach Saturnin. Als der Präfekt bei der Kapelle ankam, floß das Blut schon; auf sein Verlangen ließ ihn der dienstthuende Geistliche in die Kirche ein, obgleich der Erzbischof noch nicht angekommen war. In dem Innern der Kapelle fand er Niemand, als das wunderthätige Bauernmädchen. Der Präfekt stieg auf den Altar und will nun wirklich (ein Arzt und ein Advokat begleiteten ihn) Blut aus den Wunden haben fließen sehen. Bei Ankunft des Erzbischofs öffneten sich die Thüren und das Wunder wurde den erstaunten Bauern ebenfalls gezeigt. Der Erzbischof untersuchte gleichfalls die Wunden. Bei der Anwesenheit des Präfekten jedoch floß kein neues Blut mehr aus den Wunden, nachdem er sie einmal abgetrocknet hatte, während Andere früher das Gegentheil gesehen haben wollen. Er fragte das wunderthätige Kind, ob heute noch Blut fließen würde. Erst antwortete sie nicht, dann sagte sie „nein", sie glaube aber, daß sich dieses in einigen Tagen wieder ereignen würde. — Man sieht hieraus wieder, daß die politische und kirchliche Reaction mit einander Hand in Hand gehen. Dem Wunderbilde von Rimini will das Christusbild von S. Saturnin nicht nachstehen. Daß die Geistlichkeit das angebliche Wunder nicht näher untersucht, liegt auf der Hand, denn ohne Wunder können die Geistlichen des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr existiren. Da sie mehr seyn wollen, als wir gewöhnliche Menschen, müssen sie auch etwas haben, darob uns der Verstand still steht, und das ist das Wunder. Daß aber die weltlichen Behörden dieses Wunder nicht näher untersuchten und das ganze Gaukelspiel dem Volke offen an den Tag gelegt haben, kann man nur dem reactionären Geiste zuschreiben, der gegenwärtig in der französischen Republik so große Fortschritte macht. Allein die Fortschritte der Reaction sind die Schritte ihrem eigenen Grabe zu und wir begrüßen daher ihre faustdicken Lügen und Betrügereien mit der größten Freude. Je dicker, desto besser. Wer weiß, was uns die Wunder der Gegenwart bringen? (Schw. Nationalz.)

Mannichfaltigkeiten.

Es ist nicht jedem Sterblichen gegeben, ein widerwärtiges Schicksal so gleichen, ja so heiteren Muthes zu tragen, wie dem ehemaligen deutschen Reichstagsabgeordneten Carl Vogt. Von der freilich nur momentanen und sehr bestrittenen Würde eines deutschen Reichsregenten herabgestürzt, kam er flüchtigen Fußes in der Schweiz an; allein statt sich, wie tausend andere seiner Schicksalsgenossen, einem verzweifelten Hinbrüten über das Vergangene und einem noch verzweifelteren Schmieden verzweifelter Plane für die Zukunft hinzugeben, ergriff Vogt mit dem ächten Takte eines Mannes, der zu seiner inneren Befriedigung der Tageswelt nicht bedarf, das für seine Gegenwart einzig Mögliche: er warf sich seinen geliebten Naturstudien in die Arme, dieser Wissenschaft, in der er Herr und Meister ist, arbeitete sofort das System einer weit umfassenden, auf der gesammten Naturkunde sich aufbauenden Geschichte des Thierreichs aus und schuf nach diesem großartigen Plane ein Werk, wie es der deutschen Wissenschaft doppelt zur Ehre gereicht; denn in Vogts „Zoologischen Briefen" verbindet sich die gediegenste Gelehrsamkeit, das erschöpfendste Wissen, die geistvollste Beobachtung mit einer Darstellung, die ernst, gehaltvoll und ganz dem großen wissenschaftlichen Stoffe angemessen, doch so klar, edel und verständlich ist, daß kein Mann aus dem Volke, der nur halbwegs der Bildung zugänglich ist, in diesem Werke sich fremd fühlen wird. So hat sich Vogt ein Denkmal gesetzt, das ihn für sein mißglücktes politisches Streben einigermaßen entschädigen dürfte! — Vogt weilt jetzt in Nizza, am blauen mittelländischen Meere, dem blauen italienischen Himmel; er studirt dort Fische und andere Seethiere zum Zwecke seiner Naturgeschichte, und seine Briefe von dort beweisen es durch ihren jugendlich genialen Ton, durch ihre humoristische Heiterkeit, daß er sich vorläufig bei den südlichen Thieren wohler fühlt, als bei den nordischen Menschen und in der nordischen Politik!

Zu Wiesbaden stricken dermalen 42 Familien seidene Winterstrümpfe und Socken für die Filanda. Fünf Weber liefern dieser Anstalt die gewobenen seidenen Winterstrümpfe, Socken und Unterwämschen, sowie Unterhosen.

(Florenz.) Den 6. Jan. ereignete sich im hiesigen Großtheater folgender tragikomische Vorfall. Der Baßsänger Fortini wurde ausgepfiffen und dabei von einer Wuth ergriffen, daß er sein Theaterschwert losmachte und gegen seine Gegner im Parterre schleuderte. Zwei Personen wurden dadurch verwundet, worauf sich die Polizei des wilden Sängers bemächtigte, das Stück aber ruhig bis zu Ende spielte.

Das Mißtrauen zeugt öfter von einer richtigen Selbst- als von einer tiefen Menschenkenntniß.

Wie sollte es keine falschen Beurtheilungen unseres Werthes, keine Verkennung unserer Grundsätze und Handlungen geben, da uns jeder Andere nur mit dem oft sehr unzulänglichen Maßstabe seines eigenen Ich's bemessen kann!

Die Maskenbälle sind, wie Ampere berichtet, in Spanien an sich sehr langweilig. Man hört nichts als von allen Seiten den Ruf: „Me conoces?" (Kennst Du mich?) „Te conozco." (Ich kenne Dich.) Das einzige Eigenthümliche was in dieser faden Monotonie dem Fremden auffällt, ist: daß die meisten Tänzerinnen als Nonnen verkleidet erscheinen. Unter den sonstigen Vergnügungen ist vorzüglich die Feier des Sylvesterabends für die jungen Herzen epochemachend. An diesem Tage wirft man nach altem Brauch die Namen der Liebenden aus beiden Geschlechtern in zwei verschiedene Urnen, zieht dann willkürlich aus jeder Urne einen Zettel, so daß immer auf einen männlichen Namen ein weiblicher folgt, und jeder Theilnehmer am Spiel wird dann auf ein ganzes Jahr als offizieller Liebhaber der Sennora proklamirt, die ihm in dieser Lotterie zugefallen ist. Fügt der Zufall dieselben Namen mehrmals zusammen, so ist es dann natürlich, daß der Scherz in ito (mit der gegenseitigen Benennung amigito, Freundchen, also einem Herzensbund) endiget.

Das Christenthum, indem es alle Sklaverei und Dienstbarkeit aufgehoben wissen wollte, den Menschen ebenbürtig und gleichberechtigt dem Menschen gegenüberstellte, die Gemeinschaft der Arbeit und des Genusses forderte, die Verbrüderung aller Völker verkündete und in der Solidarität oder wechselseitigen Verbürgung der Menschen, die Grundlage und Sicherheit ihrer Wohlfahrt und Glückseligkeit erkannte, war für die Gesellschaftstheorie ein Fortschritt, der Alles überragte, was die Weisen des Alterthums gelehrt und angestrebt. Wenn diese Theorie auch bis jetzt noch nicht verwirklicht worden, so wird man doch zu allen Zeiten bei der Befreiungsfrage des Menschengeschlechts auf ihren wesentlichen Inhalt zurückkommen und nur in den Mitteln zu dessen Verwirklichung von abweichender Ansicht seyn.

Korrespondenz.

Limburg an der Lahn, 15. Jan.

Je mehr in unserer Zeit die politischen Fragen dem Blicke des Volkes entrückt werden, um so rüstiger zeigt sich allenthalben das Bestreben, die materiellen und gewerblichen Fragen in den Vordergrund zu stellen. Beförderung des Wohlstandes ist allerdings eine Grundbedingung vernünftiger Freiheit und was hierzu beizutragen vermag, verdient Unterstützung und Anerkennung. Von diesen Grundsätzen geleitet, hat sich vor zwei Jahren auch daher eine Gesellschaft dahier gebildet, die auf Actien eine Gewerbehalle gründete. Wenn auch nur kurze Zeit bestehend, so hat die Anstalt doch schon einen erfreulichen Aufschwung genommen. Nach der im Dec. 1849 stattgefundenen ersten Verloosung wurde dieselbe zur Verkaufshalle eröffnet und wer in dieselbe eintritt, kann sich von dem Fleiße und der Tüchtigkeit unserer Handwerker überzeugen und findet den Beweis, daß dieselben nicht hinter den Anforderungen des Zeitgeschmackes zurückstehen. Eine erfreuliche Aufmunterung erhielt die Anstalt durch ansehnliche Ankäufe des Erzherzogs Stephan in Schaumburg für das dortige Schloß und neuerdings durch Zeichnung von 100 Loosen zu der jetzt wieder stattfindenden Verloosung der in der Halle ausgestellten Gegenstände. Diese sind vorzüglich gearbeitet und die reiche Auswahl derselben bietet den Abnehmern der Loose Hoffnung auf zweckmäßige und werthvolle Gewinne. Die hiesige Einwohnerschaft betheiligt sich bereits lebhaft dabei und es ist dem Unternehmen ein recht guter Fortgang zu wünschen. Wir können diesen Artikel nicht schließen, ohne den rastlosen Bemühungen des Hrn. Procurators Berflassen, Präsidenten der Anstalt, die lebhafteste Anerkennung zu zollen. Ihm allein verdankt die Gewerbehalle Gründung und Bestand und mit größter Uneigennützigkeit sucht er fortwährend dieselbe zu heben. Ehre, wem Ehre gebührt!

Wiesbaden, 17 Januar.

Wenn es in vorigem Frühjahre die Blumen- und Gemüse-Ausstellung in den Gewächshäusern des Biedricher Schloßgartens war, welche einen lebhaften Verkehr zu Fuß und zu Eisenbahn aus der ganzen Gegend bis von Frankfurt a. M. her unterhielt, so begann in diesen Tagen eine noch im Wachsen begriffene Wallfahrt nach dem Attelier des Prof. Hopfgarten (von Berlin) in der Burg desselben herzoglichen Schloßgartens, wo er das alabasterne Bild unserer verstorbenen Herzogin Elisabeth von Rußland auf dem Deckel ihres für das griechische Mausoläum auf dem Neroberg bestimmten Sarkophags den Augen des Publikums zu schauen gestattet. Die jugendliche Kraft und Fülle und zarte Schönheit desselben unter dem dünnsten Gewande erscheint reizend und entzückend selbst in der Form des Todes. Noch mehrere ausgezeichnete Kunstwerke sind für die griechische Kirche bestimmt, manche auch von Seiten der kaiserlichen Familie zu Petersburg gewidmet. Davon später etwas Näheres.

Frankfurt a. M., 20. Januar.

Als kennzeichnend für die Rückkehr der gesellschaftlichen Verhältnisse, wie solche vor der Märzepoche 1848 bestanden, erlaube ich mir einige Worte über den hier vor etwa 8 oder 9 Jahren errichteten „Geographischen Verein" zu sagen, dessen Wirksamkeit zwar auch während unserer Revolutionsperiode nicht gänzlich unterbrochen wurde, auf den solche aber mehr oder weniger Einfluß äußerte. So gerieth namentlich der von diesem Verein angeregte Bau eines Hauses auf der höchsten Plattform des Feldberges während jener verhängnißvollen Zeit ins Stocken, soll aber nun in Kürze wieder aufgenommen und zur Vollendung gebracht werden, nachdem es gelungen, die behufigen materiellen Bedingungen, d. h. den betreffenden Kostenbelauf aufzubringen. Als den vorzüglichern wissenschaftlichen Leistungen eben dieses Vereines beizählend, mögen bei diesem Anlasse noch die Vorlesungen erwähnt werden, die daselbst von dem ehemaligen Professor an der Heidelberger Hochschule Tiedemann, an der gelehrten Welt als Physiologe rühmlichst bekannt und als Vater des in der badischen Revolution als Gouverneur von Rastatt hingerichteten Tiedemann's, in diesem Winter gehalten werden. Hauptthema derselben ist die Geschichte des Tabaks und seine Verbreitung über alle Theile der Erde. Nicht weniger verdienen specielle Erwähnung die Vorlesungen des Dr. med. Bögner über die vulkanischen Ausbrüche des Vesuvs, die Geschichte der Verschüttung Pompeji's und die dortigen archäologischen Funde. Zum Ruhme unserer schönen Welt aber dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß das Zuhörerpublikum jener gelehrten Männer vornämlich aus ihr beizählenden Personen besteht. †††

Donnerstag, den 23. Jan. 1851. Eröffnung des zweiten Quartett-Cyclus der Herren Heinrich Wolff, Waldhauser, Posch und Siedentopf im „Holländischen Hof". Programm: 1) Quartett aus F dur von Haydn. 2) Quartett aus A moll von Beethoven. 3) Quartett aus D dur (Nro. 7) von Mozart. — Abonnementskarten zu fl. 4, sowie einzelne Karten zu fl. 1. 45 kr. sind in der Musikalienhandlung des Hrn. André und Abends an der Kasse zu haben.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 22. Jan. (Auf vielseitiges Begehren): Martha, oder Der Markt zu Richmond, Oper in 4 Abth., Musik von Flotow.

Donnerstag, 23. Jan. Don Carlos, Infant von Spanien, Trauerspiel in 5 Akten von Schiller.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hummeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 20. Donnerstag, den 23. Januar 1851.

Lady Southwel.

Nach dem Französischen des Roger de Beauvoir.

(Fortsetzung.)

Rudolf von Nanteuil hatte dem Doktor den Brief überreicht, der ihn durchlas und dabei ein eigenthümliches Lächeln unterdrückte.

„Ich kann nicht mehr überrascht seyn, Herr Baron, ich erinnere mich jetzt. . . . Ja, in der That, mehr als einmal sprach eine Lady Aminthe von einem schönen Cavalier, der gegen Mittag auf dieser Terrasse erscheine; dieser Cavalier, den sie ihren Romeo nannte, waren Sie. Pest! es ist Schade, daß Hymen Sie in den Reihen seiner getreuen Unterthanen zählt; Sie könnten das Vermögen eines Lords bekommen, ein Hotel in Bond-Street, marquisartig gepuderte Laquaien, um Ihre Briefe zu tragen; aber das Sprichwort sagt mit Recht: man kann nicht Schönheit und Reichthum zugleich besitzen. . . . Und dennoch jene Schenkung, welche der Commodore Ihrer Gattin gemacht . ."

„Jene Schenkung, Doktor? — Sie ist verloren . . . man hat sie dem Commodore geraubt . . . ich habe Sie belogen, als ich Ihnen sagte, ich sey reich."

„Gehen Sie doch, Ihr Aufwand, Ihre Pferde, und heute morgen erst der Schmuck?!"

„Der Schmuck? den bin ich schuldig, wie zwanzig andere; und ich weiß ferner noch," hob Rudolf wieder an, indem er sich dem Doktor gegenüber zu immer größerer Aufregung steigerte, „daß ich heute Abend verhaftet werden soll . . . . ja, beim Nachhausegehen vom Balle."

„Was sagen Sie mir da?"

„Nur die Wahrheit! Begreifen Sie jetzt, was mein Stolz leidet, ich will nicht sagen, meine Liebe, denn Sie wissen so gut wie ich . . . . Lady Southwel war ein erstes Mal wirklich schuldig, und dieser frühere Fehltritt wirft jetzt noch einen Schatten auf ihr Leben. Ja, ich habe vollkommen Recht, sie zu verlassen," fuhr Rudolf fort, indem er sich immer tiefer in seinem schändlichen Vorhaben befestigte; „ich habe das Recht, diese Frau zu verlassen, welche sich nicht gescheut hat, vielleicht ihrem früheren Geliebten jene wichtige Urkunde, die erste Grundlage unseres Vermögens, zu opfern, jene Schenkung . . ."

„Stille!" unterbrach ihn der Doktor, „diese Hecken bewegen sich; ich täusche mich nicht, es ist Jemand in der Nähe."

„Ei der Tausend, ich bin es, Herr Bernard!" rief ein Mann, der mit plumpen Geberden näher trat; „ich bin es, Herr Doktor, ich, Langlois, Ihnen zu dienen! Haben Sie denn vergessen, daß Sie mir gestern sagten, ich sollte mich um diese Stunde hier einfinden, um Lady Aminthe Warwick bei ihrer Spazierfahrt auf der See zu bedienen? Ich habe mein Boot da, es ist frisch angestrichen. Oh, Sie werden eine Freude haben, wenn Sie es nur ansehen."

„Recht so, Langlois, recht so, Du hältst Wort!" erwiederte Bernard, „aber Lady Aminthe ist noch mit ihrer Toilette beschäftigt. Es ist Langlois, unser alter Freund von Dieppe," fügte der Doktor hinzu, indem er denselben Rudolf vorstellte, „der Führer, welchen Frau von Nanteuil für ihre nautischen Ausflüge gewählt hatte. Ein Bursche, über den Sie, wie ich hoffe, Ihre Meinung ganz geändert haben werden, in Folge dessen, was ich Ihnen wiederholt über denselben mitgetheilt. . . . . Sie wissen, daß er im Chateau-Fort von Dieppe acht Monate Gefängniß wacker ausgehalten hat."

„Und zwar wegen einer Anklage, deren Ungerechtigkeit der Himmel kennt," bemerkte Langlois mit großer Seelenruhe. „Möge die Schmach auf ihren Urheber zurückfallen; er hat mir meine Vaterstadt, meine Landsleute, ja fast Frankreich verhaßt gemacht," fügte er hinzu, eine Thräne des Schmerzes im Auge. „O, wenn ich ihn kennte!"

„Du hast Dieppe verlassen, wo Du doch hättest bleiben können, Langlois; bist Du denn nicht freigesprochen worden?" sagte Bernard mit sanftgestimmtem Tone.

„Freigesprochen, Herr Bernard, ja, das ist wahr, aber nachdem ich acht Monate im Gefängniß auf die Entscheidung geharrt; mit den Geschworenen geht es nicht so schnell; sie haben mich freigesprochen, weil sie sagten, es liege kein hinreichender Beweis vor. . . ."

„Und aus Rücksicht auf Deinen braven Lebenswandel. . . . . Ich habe gleich von Anfang gesagt, der Langlois ist ein redlicher Bursch!"

„Sie sind sehr gütig, Herr Bernard," erwiederte Langlois mit einer seltsamen Betonung, „aber Sie sehen doch ein, daß man im Chateau-Fort nicht ganz nach seiner Bequemlichkeit leben kann. Als man mich herausließ, konnte ich weder gehen noch stehen und war magerer als einer Ihrer schlimmsten Kranken."

„In der That," bemerkte Rudolf, „Du hast viel ausstehen müssen, Du siehst ganz blaß aus."

„Noch ein Rest der Kerkerluft, weiter nichts. Ich schleppte mich noch fünf Monate herum und dann sagte ich meiner Vaterstadt Lebewohl. Das verstand sich von selbst, ich hatte einen Zahn auf sie. Aber sehen Sie, Herr Bernard, wir wollen nicht mehr davon sprechen. . . . Das Wetter ist prächtig, mein Boot liegt bereit, und Lady Aminthe Warwick wird sicher ungeduldig. Auf Wiedersehen und stets zu Ihren Diensten."

Langlois grüßte den Doktor und den Baron; er trug eine Jacke von gestreifter Leinwand und hatte die Aermel bis zum

Ellenbogen aufgestreift. . . . Rudolf sah mit Erstaunen ein Armband an seinem rechten Handgelenk blinken.

„Was ist das für ein Armband?" fragte er den Doktor, als Langlois sich rasch entfernt hatte.

„Wie, das wissen Sie nicht? Habe ich es Ihnen denn nicht gesagt? Ich bin freilich oft zerstreut," fügte Bernard hinzu, indem er sich das Ansehen gab, als mache er sich selber Vorwürfe, „es ist das Armband der Lady Southwel."

„Meiner Frau? Erklären Sie sich."

„Ei freilich! Sie hatte mir den Auftrag gegeben, ihm dasselbe persönlich zuzustellen, den Abend vor ihrer Abreise nach England; es sind jetzt achtzehn Monate her."

„Am Abend ihrer Abreise, sagen Sie, und warum? — Aber jenen Abend," fuhr Rudolf fort, indem er zu sich selbst sprach, „war der Mann gerade in das Gefängniß abgeführt worden; was sollte diese Sendung bedeuten?"

„Ich weiß nicht . . . ich konnte nicht erfahren . . ." stammelte der Doktor; „Lady Southwel wollte dem Badediener vielleicht eine Entschädigung geben. — Sie hat mir immer gesagt, daß sie für ihn unschuldig halte."

„Unschuldig! . . . Unschuldig! . . . ." wiederholte Rudolf, „das ist einerlei, sie ist eine Engländerin, sie ist stolz und sie hat ihm ihr Armband geschickt!"

„Wie, Sie könnten Argwohn haben!?"

Rudolf antwortete nicht, aber er zog den Doktor mit sich fort in einen abgelegenen Winkel des Gartens, und beide sprachen lange und leise mit einander. Ein dichtes Gebüsch hüllte sie in seinen Schatten; kein Sonnenstrahl drang an die Stelle, wo der verborgene Rath gepflogen wurde; es war, als ob der böse Geist seinen Schleier über sie breite.

„Also, Doktor, Sie wollen mir dienen? Sie werden Pferde bereit halten?"

„Heute Nacht, nach dem Balle, um drei Uhr. . . . Das ist die Stunde, welche Lady Warwick für ihre Abreise nach London bestimmt hat."

„Ganz wohl; ich werde, wie gewöhnlich, nach Hause gehen, um Einiges in Ordnung zu bringen."

„Vor Allem, zeigen Sie sich nicht auf dem Balle!"

„Sir Robert wird meine Frau dorthin begleiten. Finden Sie sich um drei Uhr vor der Thüre meines Ankleidezimmers ein; gehen Sie die geheime Treppe hinauf, wozu ich allein den Schlüssel habe, und klopfen Sie zweimal an, zum Zeichen, daß Wagen und Pferde bereit stehen."

„Vortrefflich! Ich begreife. Lady Aminthe Warwick, von mir hergeführt, wird in der Chaise sitzen, und Sie fahren in gestrecktem Galopp nach London zu."

„Die Sache ist abgemacht. Sie, mein Lieber, werden wenigstens versuchen, Lady Aminthe zu meinen Gunsten zu stimmen. Das Bild, welches Sie mir von ihr entworfen haben, ist zwar nicht sehr schmeichelhaft, aber in dringenden Fällen darf man nicht viel Umstände machen. . . . . Mein Aeußeres und mein Name gefallen ihr, wie Sie mir sagen; bei meiner Ankunft in London bleibt dann noch das Duell mit Sir Eduard Halton, meinem Nebenbuhler, und das nehme ich auf mich. Was die Baronin anbetrifft, so kann ich sie in keinen besseren Händen lassen, als in den Ihrigen; Sir Robert und Sie werden ihr behülflich seyn, sich über meine Abreise zu trösten, die Sie ihr nur als eine vorübergehende Abwesenheit darstellen werden. Leben Sie wohl. . . . . . Auf heute Abend also! Da kömmt Lady Aminthe von ihrem Spaziergang zurück, ich flüchte mich."

Der Doktor sah ihm lange nach, wie er durch den Schattengang hin mit großen Schritten den Garten verließ, und sprach, als er ihn aus dem Gesicht verloren:

„Armer Tropf! Du kannst nicht wissen, welch' furchtbares Spiel Du spielst! Er wird gehorchen, das ist Alles, was ich brauche."

In diesem Augenblicke stieg Lady Aminthe Warwick, auf den Arm ihres alten Negers Jupiter gestützt, mühsam die Marmortreppe der Terrasse herauf, in der zuversichtlichen Erwartung, daß sie Rudolf, ihren schönen Cavalier, an der Ecke irgend einer Allee unvermuthet erblicken werde. Die Schminke vom lebhaftesten Roth, mit Bleiweis gemischt, gab ihr das Ansehen einer blendenden Palette, ihre vom frühen Morgen an in einem großen Stück blauen Kobalt eingesteckten Pinsel hatten auf ihrem bloßen Halse kleine Adern vertheilt, welche die Zartheit ihrer Haut beurkunden sollten. Ihre beiden in glänzend schwarzen Bogen hingemalten Augenbrauen hätten allein schon dem Baron beweisen können, daß sie so gut wie Fielding zu zeichnen verstehe.

Als die majestätische Caricatur sich von Jupiter die Treppe vollends hatte heraufziehen lassen, nahte sich Bernard mit diensteifriger Miene, und Lady Aminthe brachte ihr Hörrohr an das Ohr.

Wir müssen annehmen, daß die Beredtsamkeit des Doktors sie nach einer halbstündigen Unterredung überzeugt hatte; denn er geleitete sie bis in ihr Zimmer, aus welchem er fast in dem nämlichen Augenblicke wieder herunter kam — mit einem teuflischen Lächeln.

(Fortsetzung folgt.)

General Bem und die Kartenschlägerin.

(Pest, 13. Jan.) Bem zählte in Ungarn manche Verehrerin. Unter diesen war eine in den Annalen der ung. Revolutionsgeschichte oftmals genannte Dame, deren auch in englischen Blättern, wie in den Memoirs of a Hungarian Lady by Therese Pulszky gedacht wurde. Zarte Rücksichten zwingen uns, diesen Namen zu verschweigen und blos nachstehende Scene, deren Wahrheit wir verbürgen können, mitzutheilen, mag sie auch mancher schulweise Mann mitleidig belächeln. Jene Dame ist in Südungarn ansäßig und Bem war in der Zeit seines Glücks und Ruhmes mehrmals bei ihr zu Gast gewesen. Als er nach der verlornen Schlacht bei Temesvar die beschwerliche Flucht nach Orsova antrat, sprach er zum Abschied, pour prendre congé, wie er bei dem Eintritte wehmüthig lächelnd meinte, noch einmal bei seiner Freundin ein. Der Insurgentenchef Kmethy war Tags zuvor mit wenigen Begleitern durch dieselbe Ortschaft gekommen und blieb bald nach seinem Abzug verschollen. Die Frau vom Hause machte Bem, wie den gleichfalls anwesenden Guyon, der eine kleine Truppe commandirte, auf diesen räthselhaften Umstand aufmerksam und ermahnte die Krieger, auf ihrem weiteren Marsche Erkundigungen nach dem verschwundenen Waffenbruder einzuholen.

Während der bezüglichen Debatten stürzten die jüngsten zwei Söhne der Dame, Knaben von sieben und neun Jahren, in die Stube und jubelten: „Mutter, die Kartenschlägerin kommt!" Es war dieß eine alte Walachin von fast männlicher Statur, schneeweißen Haaren und funkelnden schwarzen Augen. Eine unheimliche Erscheinung! Die Alte schlich hustend herbei und die Frau vom Hause wollte sie eben höflich, aber entschieden abweisen, als Guyon den Wunsch äußerte, eine Probe ihrer Kunst zu sehen. Die Alte ließ sich nicht lange bitten und rangirte ihre schmutzigen, fast farblos gewordenen Kartenblätter auf dem Tische. Der Engländer wollte einen Orakelspruch hinsichtlich seiner fernen Gattin erhalten. Die Walachin zog ab, schlug auf und meinte bald darauf mit einer Art Jubel: „Ein günstiges Zeichen, hier der Herzkönig, dort die Herzdame, es liegt bloß die Sieben da-

zwischen. In sieben Monaten sehen Sie sich wieder." Der Ausspruch ging bekanntlich fast in der angegebenen Zeitfrist in Erfüllung.

Bem ließ sich nun auch herbei, die Karten um das Schicksal Kmethy's zu befragen. Wieder das alte Manöver. Dießmal schienen die Karten nicht so günstig zu fallen, denn die Alte sprach köpfschüttelnd sinnloses Zeug, endlich aber kam die alte Art Jubel und sie rief: „Gerettet, der Tod, das Treffaß, ist hart an ihn, aber der Herzkönig, dieser Herr hier (sie wieß auf Guyon) kam zwischen Beide zu liegen. Ich will noch einmal auslegen. Sie (Bem) sind Treffkönig." Eine neue Taille. In der letzten Reihe befanden sich Treffkönig und Piquekönig (Kmethy) neben einander, dann kam ein Siebener und ein Zehner, endlich das ominöse Treffaß. „Einer stirbt von Euch Beiden in siebzehn Monaten", sprach die Walachin, „aber welcher es ist, vermag ich nicht zu sagen." — Am andern Tage befreite Guyon seinen Kameraden Kmethy in einem benachbarten Orte aus der Dörrhütte, in die ihn die Walachen gesperrt hatten, siebzehn Monate später geleitete Kmethy Bem's irdische Ueberreste zum Grabe.

Georg Sverdrup.

Am 8. Dec. starb auf seinem Landsitze bei Christiania, im 79. Jahre seines Lebens, Georg Sverdrup, ein Mann, der sich durch seine umfassenden gelehrten Kenntnisse einen sehr ehrenvollen Platz unter den Männern der Wissenschaft erworben, zugleich aber auch durch seine Leistungen für das Wohl des Vaterlandes ein bleibendes Andenken in dem dankbaren Herzen seiner Nation gestiftet hat. Er wurde den 25. April 1772 zu Närö im Amte Nord-Drontheim, wo sein Vater Gutsbesitzer war, geboren. Nachdem er die lateinische Schule in Drontheim besucht, machte er eine Reise ins Ausland, wobei er sich anderthalb Jahre in Göttingen aufhielt, und wurde nach seiner Rückkehr als Oberlehrer bei der lateinischen Schule in Drontheim angestellt. Im Jahre 1803 wurde er in derselben Eigenschaft an die Kathedralschule zu Kopenhagen versetzt und zugleich als Adjunkt und Examinator in der griechischen Philologie an der dortigen Universität angestellt. Den 19. April 1805 wurde er Professor extraordinarius. Nach Errichtung der norwegischen Universität ging er an diese als Professor der griechischen Sprache und als Bibliothekar über. Als am 16. Febr. 1814, nach dem Kieler Frieden, von dem norwegischen Statthalter, Prinz Christian, die Versammlung zu Eidsvold veranstaltet wurde, um die gegenwärtige und künftige Lage des Vaterlandes zu berathen, wurde auch Georg Sverdrup dorthin berufen. In einer Privataudienz vor der Eröffnung dieser Versammlung fand er Gelegenheit, durch seine beredt kräftigen Worte zu Gunsten einer Königswahl durch Auserwählte aus dem Volke und der Einführung einer constitutionellen Verfassung auch den Prinzen für diese Ansicht zu gewinnen. Als erster Vertreter von Christiania nahm er an der Reichsversammlung zu Eidsvold Theil, woselbst er zum Mitgliede des Verfassungs-Ausschusses und zu einem der Präsidenten erwählt wurde. Im Jahr 1818 und 1824 war er Storthings-Mann. Bei der Krönung des Königs Karl Johann wurde er zum Ritter des Nordsternordens, im Jahre 1831 zum Professor der Philosophie ernannt. Am 25. August 1841 erhielt er den erbetenen Abschied als Professor, bei welcher Gelegenheit ihm von seinem Könige „die Zufriedenheit mit der Art, wie er in einer langen Reihe von Jahren seinem Berufe als Universitätslehrer obgelegen", in hohem Grade bezeugt wurde. Das Amt eines Bibliothekars bekleidete er noch bis zum Jahre 1845, wo er auch diese Stelle niederlegte und die übrige Lebenszeit bis zu seinem Ende auf seinem Landsitze bei Christiania verbrachte.

Mannichfaltigkeiten.

(Robert Schumanns neueste Komposition für Pianoforte.) Unter der Fluth von neuen Musikalien, welche die letzten Wochen auf den Markt gebracht haben, möge es gestattet seyn, die Aufmerksamkeit auf das neueste Klavierwerk von Robert Schumann zu lenken, das soeben unter dem Titel: „Waldscenen" in der Musikalienhandlung von Bartholf Senff in Leipzig in höchst brillanter Ausstattung erschienen ist. — Robert Schumann ist jetzt ohne Frage der stärkste schaffende Geist unter den Komponisten, dessen belebender Einfluß auf die Musik so bedeutend ist, daß man mit Recht aussprechen darf: Unsere musikalische Gegenwart erhält durch Schumann ihren eigentlichen künstlerischen Charakter; — Schumanns Schöpfungen geben der Jetztzeit unserer Kunst die Physiognomie. Von wie großem Interesse demzufolge jedes neue Werk Schumanns seyn muß, ist um so erklärlicher, als die Muße dieses Komponisten immer mehr verstanden und in ihrer innersten Bedeutung erfaßt wird. Aber das ist es nicht allein, was seinen Kompositionen in neuester Zeit eine immer mehr um sich greifende Verbreitung gibt, sondern von wesentlicher Wirkung ist die Thatsache, daß Schumanns so fruchtbare Phantasie sich immer mehr und mehr im populären Gewande gibt, daß seine neueren Werke nicht mehr in so bedeutendem Maße die Virtuosität in Anspruch nehmen. Die „Waldscenen" sind auf's Neue ein glänzender Beweis des Gesagten und werden sich sowohl durch ihren höchst originellen Inhalt, wie durch ihre äußere Form einer raschen und weiten Verbreitung erfreuen. Außer ihrer ächt Schumann'schen Originalität sind diese neun Charakterstücke auch von so prägnanter Kürze, von so geringer Schwierigkeit und voll so ansprechender Motive, daß sie mehr als jedes andere Werk dieses Meisters von Vielen schön gespielt werden können; sie seyen somit der Musikwelt, insbesondere aber den vielen Verehrern der Schumann'schen Muse auf's wärmste empfohlen.

Als Merkwürdigkeit erwähnen wir, daß in Amerika das bekanntlich französische Wort „lever" Abendgesellschaft bedeutet.

(Die hundertjährige Ehe.) Der als Schriftsteller rühmlichst bekannte Seminardirektor Dr. Curtman in Friedberg hat unter dem Titel: „Die hundertjährige Ehe, eine Erzählung für das deutsche Volk. Friedberg, 1851." ein Büchlein herausgegeben, welches die allgemeine Beachtung verdient. Das Motto dieser Erzählung: „Nicht die alte Zeit mit dem Zwange des Lebenswesens und der Leidenschaft, sondern die neue Zeit mit Freiheit, Bildung, Vaterlandsliebe" deutet schon an, was man von diesem Büchlein zu erwarten hat. Die Geschichte des 18. und eines Theils des 19. Jahrhunderts ist auf eine sehr anziehende Weise in die Geschichte einer Familie verflochten. Das Büchlein leitet auf den Kern der sozialen Fragen hin. Und für wen die Frage auf S. 152 in dem Büchlein: „Sollten denn nicht die Deutschen endlich einmal zur Einigkeit zurückkehren, nachdem uns die Zwietracht so viel bittere Früchte getragen hat" von Bedeutung ist, der wird es mit dem größten Vergnügen und Nutzen lesen.

(Schweigsamkeit genialer Männer.) Dante war im Umgang wortkarg oder satyrisch; Butler schweigsam oder kaustisch; Gray und Alfieri sprachen und lächelten selten. Descartes, dessen Studien ihn zum Nachdenken und zur Einsamkeit stimmten, war gleichfalls schweigsam; Rousseau war außerordentlich nüchtern in seiner Unterhaltung — keine Spur von Phantasie oder Beredtsamkeit war an ihm zu entdecken. Milton war ungesellig, und es brachte ihn auf, wenn Andere ihn mit Sprechen belästigten. Addison und Molière spielten in der Gesellschaft nur eine beobachtende Rolle, und Dryden erzählt uns sehr ehrlich: „Im Gespräch bin ich langsam und verdrossen, meine Gemüthsart ist grämlich und zurückhaltend; kurz, ich bin nicht einer von Denen, welche in der Gesellschaft witzige Reden führen oder geistreiche Antworten geben."

(Napoleon und die Rheinbund-Könige.) „Napoleon", schreibt Lord Holland, „speiste einst mit dem Hut auf dem Kopfe, während drei Könige und mehrere souveraine Fürsten unbedeckt an der Tafel saßen. Als er einst mit den Königen von Bayern, Würtemberg und Sachsen von der Jagd zurückkehrte, hielt er in Malmaison an, um seiner geschiedenen Gemahlin Josephine einen Besuch abzustatten, und ließ unterdessen die Monarchen wenigstens eine Stunde an der Thür warten. Der König von Bayern, welcher diese Anekdote selbst an meinen Gewährsmann erzählte, war über den Vorfall eher belustigt, als beleidigt und sagte: Puisqu'on nous traite comme des laquais, il faut nous divertir comme tels, worauf er sich Brod, Käse, Obst und Wein bringen ließ und sich im Wagen oder im Vorsaal an dieser bescheidenen Kost mit bewundernswürdiger guter Laune und trefflichem Appetit regalirte."

In Bremen leben mehr als 5000 Menschen vom Cigarrenmachen und im vergangenen Jahre hat diese einzige Stadt 250,000 Mal tausend Stück (meist von den feineren Sorten) versandt.

Eine italienische Sängergesellschaft hat in Newyork „Don Juan" aufgeführt, der aber den Amerikanern gar nicht sonderlich behagt zu haben scheint. Ein Recensent im Herald sagt: Manches ist in der vielgepriesenen Oper so langweilig wie Partien von Haydn's „Schöpfung" und wir sind ketzerisch genug, zu behaupten, daß manche Partien des Don Juan schlechter sind als die schlechten Partien der modernen Opern." — Donizetti's „Gemma di Vergy" dagegen wird begeistert gepriesen.

In Spanien will Jedermann, arm und reich, an den Weihnachtstagen — Tauben essen. So sind denn an dem letzten Feste in Madrid allein 36,000 Tauben verzehrt worden. Da das Stück 30 Realen kostet, so hat man folglich dafür über eine Mill. Realen ausgegeben.

In dem europäischen Nothjahre 1848 haben die Vereinigten Staaten von Nordamerika für beinahe 69 Millionen Dollars Mehl und Getreide nach Europa gesandt! Was wäre damals ohne diese Hülfe aus uns geworden!

Kunst in Frankfurt.

Kaum hat uns Schrödter durch seinen Münchhausen eine in der schweren Noth der Zeit doppelt dankbar aufzunehmende Freude bereitet, und schon wieder erquickt er uns durch sein Aquarell: „Der Hofstaat des Weins", nachgebildet dem vielbekannten Gedichte dieses Namens, welches den Kammerpräsidenten Adolph von Marees zu Coblenz zum Verfasser hat und selbst einleitend in zierlichster Weise Schrödter's Werk eröffnet. Wie nun Fürst Wein einherzieht mit seinem Hofstaate, möge man in Städel's Museum selbst beschauen; dergleichen läßt sich nicht beschreiben. Wir verrathen nur, daß die Prozession, die schon im Gedichte durch Inhalt und Form in beste Laune versetzt, hier in der bildlichen Darstellung von Humor sprudelt und wahres Wohlbehagen hervorruft. Diese neueste Schöpfung Schrödter's muß baldmöglichst vervielfältigt werden. Wer besäße nicht gerne ein solches Mittel, sich in die heiterste Stimmung zu versetzen? Daß es so wirkt, haben wir schon selbst erlebt. Alles drängt sich um dieses Aquarell; Männer und Frauen stehen da mit der fröhlichsten, lachendsten Miene, nachdem sie den würdigen Domdechanten und den verwegenen Feldmarschall Braus kennen gelernt haben. Fürst Wein hat aber auch so viele treue Vasallen und eifrige Diener, daß es wohl wenige gibt, die nicht loyal ihm gehorchen möchten — und sie alle machen ihm jetzt den Hof und huldigen ihm im Bildnisse, wofür wir dem trefflichen Schrödter hiermit unsern besten Dank abgestattet haben wollen.

Korrespondenz.

Halberstadt, 16 Januar.

Der bekannte Professor der Naturgeschichte, E. A. Roßmäßler, der längere Zeit hindurch an der Forstakademie zu Tharand lehrte und in Folge seiner Theilnahme an der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt und Stuttgart suspendirt wurde, hielt hier vor Weihnachten in dem Seminarsaale des Liebfrauenstifts mehrere Vorlesungen, worin er den Freunden der Pflanzenwelt, mittelst von ihm selbst verfertigter kolossaler transparenter Zeichnungen, den innern Bau und das Leben der Gewächse zur Anschauung brachte. Diese Vorlesungen erfreuten sich der lebhaftesten Theilnahme, und gründliche Kenner der Pflanzenkunde versicherten, daß die Art und Weise, wie Prof. Roßmäßler seine Zuhörer mit den Geheimnissen der Pflanzenwelt vertraut zu machen sucht, durchaus neu und noch nicht dagewesen sey; da wir nun hören, daß Professor Roßmäßler in Kurzem das südliche Deutschland besuchen werde, um auch dort in verschiedenen Städten gleiche Vorlesungen zu halten, so erachten wir es für Pflicht, das Publikum Süddeutschlands auf diese lehrreichen und interessanten Vorträge im Voraus aufmerksam zu machen. Hierbei wollen wir nicht unterlassen, allen Freunden der Naturwissenschaft Roßmäßler's neuestes Werk: „Der Mensch im Spiegel der Natur", das in drei Bändchen in Leipzig bei O. Wiegand und C. Keil erschienen ist, auf das Angelegentlichste zu empfehlen.

Berichtigung.

Bei der Veröffentlichung der letzten Bilanz der Mozartstiftung hat sich in den zum Druck gegebenen Abschriften das Versehen eingeschlichen, daß in der Bescheinigung der Herren Revisoren der baare Cassa-Vorrath nur mit fl. 202. 23 kr. aufgeführt ist, während derselbe, übereinstimmend mit der in Cassa vorgefundenen Summe fl. 389. 45 kr. beträgt, wie dieses auch in der Original-Ausfertigung richtig ausgesprochen ist. Jene Abweichung wird der Ordnung wegen hiermit berichtigt.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 23. Januar. Der lustige Rath, Lustspiel in 2 Aufzügen, nach dem Franz. von Th. Hell. Hierauf: Ein Abenteuer des Herrn Hampelmann, oder: Der Ehemann wider Willen, eine Hampelmanniade in 3 Bildern.

Freitag, 24. Jan. Sophia Catharina, oder: Die Großfürstin, romantisch-komische Oper in 2 Abth. und 4 Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer, Musik von Flotow. Neue Decorationen im 4 Akt: Das Innere des Eispalastes auf der Newa. (Gastrolle) Helene: Fräulein Jenny Hoffmann.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 21. Freitag, den 24. Januar 1851.

Lady Southwel.

Nach dem Französischen des Roger de Beauvoir.

(Fortsetzung.)

Als Rudolf von Nanteuil die Treppe seines Hotels hinaufstieg, pochte sein Herz laut. Schon der Anblick des einsamen Zimmers, in welches er, einem nächtlichen Uebelthäter gleich, den Fuß setzte, war eine Anklage gegen ihn selbst. Lady Southwel war abwesend, und gerade in dieser Abwesenheit lag ein unbeschreiblicher Reiz, der ihr Bild überall Rudolf vor die Augen führte. Hier das halbgeschlossene Piano, dort Blumen, ein Taschenbuch auf dem Tische, zwei Wachskerzen auf dem Armleuchter, dem Erlöschen nahe, ein Paar Handschuhe auf dem Marmorsims. . . . . Rudolf betrachtete die stille Scene und blieb stehen.

„Mein Vorhaben ist doch sehr schlecht," dachte der junge Mann, „ich weiß nicht, warum des Doktors Worte eine so große Herrschaft über mich ausüben, aber sie drängen und treiben mich; — diese Verbindung ist mir zur Last; ich hätte nicht gewagt, dieß Jemand zu gestehen; er allein hat gemerkt, daß sie mir lästig ist. Ich bin für ein solches Joch, für so viel Tugend vielleicht nicht geschaffen. — Für so viel Tugend?" wiederholte er mit bitterem Lächeln; „aber wer sagt mir und wer kann mir beweisen, daß Lady Southwel, die Gattin des Commodore, mich nicht täuscht. Auf jenem Balle, wohin ich sie durch Sir Robert begleiten ließ, was mag dort in ihrem Innern vorgehen? Wäre es möglich, daß sie mich in der Weise verriethe, wie der Doktor glaubt, da würde mir die Hölle zur rechten Zeit einen Dienst leisten. Aber dem ist nicht so," fuhr er fort, indem er an das Fenster trat mit dem geheimen Verdrusse eines Menschen, der zu seiner Rechtfertigung nicht einmal einen Vorwand finden kann. „Dem ist nicht so, sie liebt mich!" und Rudolf betrachtete von dem halboffenen Fenster aus die Höhen der Klippen, welche die ruhige See langsam bespülte. Der Ocean, über den die frische Seeluft dahin fuhr, rauschte melodisch.

„Sie tanzt, — sie tanzt!" dachte der Baron, „sie ist auf dem Balle, gefeiert, bewundert, Jedermann beneidet mich, und ich stehe hier wie ein Verurtheilter, ein Gefangener; Gerichtsdiener stehen an der Thüre des Tanzsaales, um mich zu fassen; ich durfte nicht hingehen, sie hätten mich beim Herauskommen festgenommen. Das Spiel hat mir diesen Abgrund bereitet, das Spiel, mit dem ich einen furchtbaren Bund geschlossen vor dem Bunde mit meiner Frau."

Nach einer Pause sprach er weiter: „Ist es denn ein Verbrechen, was Bernard mir vorschlägt? Nein, ich gebe sie frei, ich überhebe sie der Schmach; eine Frau von solcher Schönheit, von solchem Stolze sollte sich nun bald gezwungen sehen, von mir täglich ihren Lebensunterhalt, gleich einem Almosen, zu fordern? Nein, das darf nicht geschehen! Und ich selbst, könnte ich wohl diese Wendung, diesen unversöhnlichen Hohn des Schicksals ertragen? Bin ich denn ein Mann, der einsam und dunkel seine Tage hinleben kann, wie die Mehrzahl jener heruntergekommenen Engländer auf dem Festlande? Könnte ich künftig in Paris oder London den Anblick jener Glücklichen ertragen, die in ihren Carossen dem Vergnügen entgegenfahren, während ich . . . Nein, lieber sterben! Von dem ersten Tage an, wo ich Lady Southwel lieb gewann, hätte ich einsehen sollen, daß diese Verbindung eine Thorheit sey. Und dann," fuhr Rudolf langsam fort, indem er eine Erinnerung zu Hülfe rief, die lange geschlummert hatte, „habe ich nicht Lady Southwel zu Ehren gebracht, indem ich ihr meine Hand reichte? Die öffentliche Meinung war gegen sie: ich habe diese Meinung verstummen gemacht."

In diese bitteren Betrachtungen versunken, bei denen er übrigens gerne verweilte, wie bei der Rede eines Anwalts zu Gunsten seines Vorhabens, untersuchte Rudolf maschinenmäßig einige Möbel des Zimmers. Es waren meist geringfügige Erfindungen der Mode: hier Sammetkästchen, dort Schränkchen aus der Zeit Ludwigs XIV., mit Elfenbein und Perlemutter ausgelegt. Der junge Mann schenkte allen diesen Gegenständen nur wenig Aufmerksamkeit, als plötzlich, da er an eine Feder drückte, ein plump zusammengelegtes Billet aus einer Schublade fiel. Die Neugierde des Barons wurde schon durch die Handschrift angeregt, die nicht den geringsten Anspruch auf Schönschreibekunst machen konnte. Rudolf trat ans Licht und las:

„Glücklicher als je, Madame, glaube ich endlich dem Elenden auf der Spur zu seyn, der sich in London Nachts bei Ihnen einzuschleichen erfrechte. Wenn uns Gott beisteht, werden wir bald über ihn, den Mörder Ihres Gatten, triumphiren. Ich bin fest überzeugt, daß er allein das Verbrechen begehen konnte."

„Keine Unterschrift!" rief der Baron; er warf den Blick auf das Ende der Seite und las weiter:

„Ihnen mein Leben, das fortan für mich ein Schimpf geworden. Sie leiden selbst und können daher Leidende verstehen. Sie verlangen von mir das Armband zurück? — Unmöglich, es ist mein einziges Gut. Habe ich es denn nicht theuer genug bezahlt? Morgen um die Mittagsstunde erwartet Sie meine Barke, wie gewöhnlich. Dort werde ich Ihnen dann mehr sagen; schriftlich kann man sich weder frei noch sicher aussprechen."

„Kein Zweifel mehr," rief Rudolf, „es ist ein Brief von Langlois." Und sowohl aus Eitelkeit, wie auch im Vertrauen auf die Tugend der Lady Southwel fuhr er fort: „Sie liebt ihn nicht, sie kann ihn nicht lieben; aber da liegt der Beweis, auf den ich wartete. . . . . Was thut das? Und doch, wenn Langlois die Wahrheit spräche, wenn er den Mörder des Commodore entdeckt hätte? Doch, was kann mir das helfen?" fügte

Rudolf nach kurzer Pause hinzu; „habe ich Zeit, einen Kriminalprozeß abzuwarten, und würde er mir jene Schenkung verschaffen? Trotz der Versicherungen des Sir Robert habe ich Grund zu zweifeln, daß Commodore Southwel wirklich diesen Schritt zu Gunsten einer Frau gethan, welche angeklagt und vom Gericht verurtheilt ist. Diese ganze großmüthige Geschichte ist weiter nichts als eine Lüge. Ja gewiß, die Heirath, welche mir heute Morgen der Doktor vorgeschlagen, kann allein meine Verhältnisse in Ordnung bringen."

Die feuchte Stirn auf beide Hände gestützt, setzte Rudolf seine düsteren Betrachtungen in seinem Innern fort, als die Thüre aufging und Lady Southwel im Ballkleid, blaß, auf Sir Roberts Arm gelehnt, in das Zimmer trat.

Aus instinktmäßiger Scham verbarg Rudolf den Brief des Badedieners in seinem Busen, wie ein ertappter Bandit seine Waffe versteckt.

„Sie haben es verlangt, Rudolf," sagte Lady Southwel mit nicht zu verhehlender Traurigkeit, indem sie ihr Band, die Auszeichnung der Patroninnen, von der Schulter nahm, „Sie haben es verlangt, und ich bin auf diesen Ball gegangen."

„Der Grund meiner Abwesenheit ist Ihnen bekannt," entgegnete Rudolf kalt, „wir leben nicht mehr in den Tagen der tollen Liebe, Baronin und unser Blick muß auf die Zukunft gerichtet seyn."

„Die Zukunft, Rudolf? Ist denn nicht Ihre Zukunft auch die meinige? Mag sie ruhig oder sturmvoll werden, ich gehöre Ihnen an, Sie sind mein Gatte und Gebieter."

Der sanfte Heldenmuth, welchen die Baronin in ihre Worte legte, würden jeden Anderen als Rudolf beschämt haben. In diesem Augenblicke aber suchten seine Blicke vergeblich an dem Halse seiner Gattin jenen Schmuck, den er ihr am Morgen erst geschickt hatte.

„Ich glaubte," sprach er, „Sie trügen den Halsschmuck?"

„Den Halsschmuck?" erwiederte die Baronin schüchtern, als ob die edle Frau einen Fehler begangen hätte, „er war mir zu theuer, und ich habe ihn dem Juwelier zurückgeschickt. Zürnen Sie mir darum nicht; Sie haben Verbindlichkeiten genug zu erfüllen; es ist nicht nöthig, die Liste derselben zu vergrößern, nicht wahr, Sir Robert?"

Sir Robert schwieg. Er stand neben dem Kamin und durchging mit pünktlicher Sorgfalt einen Bündel Papiere, welche ihm der Thürsteher des Hotels übergeben hatte. Als er Rudolf auf sich zuschreiten sah, legte er schnell das Aktenstück zusammen und suchte eine heitere Miene anzunehmen.

„Gestehen Sie, Sir Robert," hob der Baron wieder an, „daß diese Papiere mich betreffen. Ein Gläubiger, der mich verklagt, zehn oder zwanzig Kaufleute von Brighton, die sich gegen mich verschworen haben. . . . Geben Sie mir diese Papiere und überlassen Sie mir die Besorgung dieser Lumpereien."

„Da Sie es durchaus verlangen, Baron, so nehmen und lesen Sie; ich kenne den Namen des Menschen nicht, der da plötzlich das Werkzeug Ihres Ruins zu werden strebt. Aber Sie haben einen Feind, daran dürfen Sie nicht mehr zweifeln."

Rudolf durchflog hastig die Papiere und sein Erstaunen erreichte den höchsten Grad, als er gewahr wurde, daß ein Mann, dessen Name ihm unbekannt war, sein einziger Ankläger geworden, weil derselbe unter der Hand alle Schuldforderungen an ihn aufgekauft hatte. Man verlangte nun Bezahlung oder Gefängniß, die Frist war kurz, denn es blieb dem Baron nur noch diese Nacht.

War der Name dieses geheimnißvollen Feindes ächt oder erborgt? Rudolf nahm sich nicht die Zeit, das Räthsel zu ergründen; sein Entschluß war gefaßt und zur Baronin gewendet, sprach er:

„Ich denke, Sie werden mir ungeachtet der Ermüdung vom Balle eine kurze und nothwendige Unterredung gestatten. Sir Robert, ich danke Ihnen für die Mittheilung dieser Akten. Warum wollten Sie mir dieselben nicht gleich übergeben, und was gedachten Sie zu thun?"

„Das ist meine Sache," erwiederte ruhig Sir Robert, „ich komme im Augenblick wieder, vielleicht gibt es noch ein Mittel, Sie zu retten."

Er warf beim Weggehen noch einen Blick voll Zuneigung auf den Baron. In dem offenen und edlen Gemüthe dieses einfachen Mannes fand der Argwohn einer Niederträchtigkeit keinen Eingang. Er hielt Rudolf für unglücklich in dem Augenblicke, wo dieser mehr als je vielleicht in der Lage war, ungerecht und schuldig zu erscheinen. Die erste Bewegung der Frau von Nanteuil gab ihm nur zu bald einen Anlaß dazu.

(Fortsetzung folgt.)

Die Feier der Aufnahme des Staates Californien in die Union.

San Francisco, 1. Nov. 1850. Die große Begebenheit, von der noch alle Köpfe hier voll sind, ist die am 29. Oct. begangene Feier der Aufnahme Californiens in die Union. Es war in der That eine großartige Geschichte; wir hatten von frühem Morgen an Kanonendonner vom Hafen und eine glänzende Entfaltung bunter Flaggen auf den Tausenden von Masten, welche über unserm Flußspiegel emporragen; Mittags einen großartigen Aufzug mit vollen Musikcorps durch die Hauptstraßen, alsdann große Versammlung mit einer grandiosen Rede, einem bezüglichen Festgesang und himmelerschütterndes Freudengeschrei; Abends Illumination, Feuerwerk, Freudenfeuer und großen Ball. Als bezeichnend aber für unsere Zustände, welche an gewaltsamen Gegensätzen so reich sind, muß ich gleich erwähnen, daß am Nachmittage, inmitten der Jubelsceenen, das Dampfschiff „Sagamore" beim Verlassen des Landungsplatzes zersprang und über 70 zerstümmelte Leichen nach allen Seiten hinschleuderte!

Der Aufzug glänzte in den buntesten Farben, blitzte von Gold- und Silberborden, starrte mit den prächtigsten Fahnen und schallte von rauschender Musik. Es kamen hergezogen, zu Roß und zu Fuß, die Marschälle, die eingeborene californische Cavallerie, mit der Inschrift: „California. E. pluribus unum"; die Pioniere, mit dem Motto: „Eureka"; die californische und Washington Garde; die Marineoffiziere mit Kriegsmatrosen und Freiwilligen vom mexikanischen Kriege; die fremden Consuln mit einem Zuge Engländer, Deutsche, Italiener und Spanier; dann 50 Chinesen in den reichsten Stoffen gekleidet, mit einer karmoisinrothen Fahne, worauf neben ihren „himmlischen" Schriftschnörkeln leserlich geschrieben stand „China's Jungen" (China Boys); darauf ein von sechs Schimmeln gezogener Festwagen, worin 30 Knaben mit Freiheitsmützen und Schildern, jeder mit dem Namen eines Freistaats bezeichnet, in der Mitte ein schönes weißgekleidetes und rosenbekränztes Mädchen, welches ein großes Banner von weißem Atlas mit der goldenen Inschrift trug — „California — die Union; sie muß erhalten werden." Oberbürgermeister, Gemeinderath, Polizei, Feuerlöschcorps, Bootsleute; eine auf vierspännigem Wagen fahrende Buchdruckerpresse, welche unterwegs Exemplare des Festgedichts abzog und vertheilte; Freimaurer, die Gesellschaft der Sonderlinge folgten, und eine Reihe von Bürgern ohne Abzeichen schlossen den Zug.

Nach einem Gebet, „daß der Herr, unser Gouverneur, der mächtige Lenker des Weltalls, unsere Freiheit niemals in Ausschweifung, unsere Religiosität nie in Unduldsamkeit und Frömmelei möge ausarten lassen", wurde die Marseiller Hymne ge-

spielt, worauf der Richter, Herr Nathanael Bennet, seine Rede hielt. Die amerikanische Rhetorik liebt bekanntlich kühne Bilder und üppige Sprachblumen; sie würde für den europäischen Geschmack schwülstig klingen, wenn nicht den großen Worten große Lebenswendungen zum Grunde lägen; aber die Leistungen unseres jungen Welttheils, welcher fast mit der Umdrehung einer Hand Werke schafft, zu deren Entwicklung im alten Europa Jahrtausende gehörten, sind so titanenmäßig, daß die aufgeblähteste Sprache sie kaum zu übertreiben vermag; auch ist eine gewisse naive Prahlerei natürlich bei frischen Naturen, die durch den unbegränzten Erfolg ihrer Strebelust etwas vom Schicksal verzogen sind; und schließlich muß ich zu bedenken geben, daß auf amerikanischem Boden, der Heimath des rothen Häuptlings, die naturwüchsige Form der Rede eine andere ist, als die europäische. Diese Bemerkungen mache ich im Allgemeinen, nicht weil Herrn Bennet's Rede dieser Einleitung besonders bedürfte; sie war schwungvoll und volltönend, aber für die Gelegenheit und die Stimmung keineswegs zu geschmückt. Der Redner schilderte die Nachtheile aus der Ungewißheit aller öffentlichen Anordnungen und Eigenthumsverhältnisse bis zur erfolgten Aufnahme in die Union, während „Californien, mit ihrem von Silber glänzenden Kleide und der Goldkrone auf der Stirn, so lange und geduldig harrte auf das Recht, mit den dreißig älteren Schwestern ihre Hoffnungen und Besorgnisse, gemeinsame Vortheile und Lasten zu theilen.“ „Die Bevölkerung von Californien“, sagte er, „besteht nicht aus dem Auswurf übervölkerter Städte, fortgestoßen, um für die Zurückbleibenden Raum zu lassen; nicht aus Verbrechern, welche vor der strafenden Hand übertretener Gesetze fliehen; nicht aus Drohnen, welche der fleißige Schwarm von dem gemeinsamen Stock fortjagt; nicht aus den Lasterhaften und Läßigen, welche im Geburtslande keinen ehrlichen Unterhalt fanden; nicht aus Unwissenden und Ungeschickten, verdrängt durch Ueberlegene aus den Sitzen des Kulturlebens. Solche hätten weder die Energie noch die Ausdauer gehabt, um eine Reise nach diesen fernen Landen zu unternehmen und zu vollbringen. Californien ist bevölkert durch den fleißigen Arbeitsmann, den unabhängigen Industriellen, den einsichtigen Kaufmann, den geschickten Arzt, den gelehrten Juristen und den frommen Seelsorger. Diese legen an den Tag eben so viel Einsicht, Aufklärung, Kenntniß, Unternehmungsgeist und Geschäftsgewandtheit, eben so viel Sittlichkeit und Ordnungsliebe als irgend eine Gemeinde auf Gottes Erde. Und sie besitzen, in einem noch höheren Grad, als man irgendwo sonst finden dürfte, die besonderen Züge der amerikanischen Charaktere: eine Energie, welche nie nachläßt, und eine unbesiegbare Entschlossenheit im Ueberwinden der Schwierigkeiten. Sie kommen nicht nur aus einem Staate oder Theile der Union, sondern aus Osten und Westen, Norden und Süden; fast jede Grafschaft, Stadt, ja Dorfschaft der dreißig alten Staaten hat hier ihre Vertreter, welche Wohl und Wehe mit uns theilen, und das Leben Californiens noch fester, als mit Banden von Stahl, an die Herzen der amerikanischen Staaten knüpfen. Die elektrische Kette menschlicher Sympathien, vom atlantischen bis zum stillen Ocean gezogen, ohne durch die riesige Entfernung geschwächt zu seyn, verbindet unlöslich beide Theile des gemeinsamen Festlandes.“ Nachdem er das Vorschreiten der Amerikaner nach Westen, „bis sie endlich den Wanderstaub von ihren Füßen am Rande des stillen Meeres abspülen“, beschrieben, glaubt er, daß selbst hier der Lauf noch nicht seine Gränze gefunden habe; er zeigt auf jene friedlichen Inseln hin, welche ihre Früchte ohne Arbeit liefern, mit einem Klima, als wäre es von Göttern zu ihrem eigenen Wohnsitz gemäßigt; und noch weiter, auf jene von Millionen halbcivilisirter Geschlechter überzogenen Ebenen, die, zuerst von chaldäischen und assyrischen Despoten betreten, endlich vom amerikanischen Freiheitsliede wiederhallen können! Er möchte nicht die Eroberungssucht seiner Nation aufreizen; denn man pflegt darauf hinzuweisen, daß freie Staaten in der Geschichte meistens durch ihre Ausbreitung untergingen. Aber der frühere Maßstab gilt, seit der Vervollkommnung unserer Verbindungsmittel, nicht mehr. San Francisco mit einem Telegraphendrahte wäre dem Regierungssitze in Washington eben so nahe, als Newyork. Die Schilderung der fabelhaften Schnelligkeit, mit welcher die großartigen Grundlagen civilisirten Lebens in Californien gelegt worden sind, bietet reichen Stoff; „nicht Konstantinopel, worauf der Reichthum des kaiserlichen Roms verschwendet wurde, nicht Petersburg, für dessen Gründung die willkürliche Gewalt des Czaren Tausende seiner Unterthanen opferte, können mit dem Wachsthum der umgebenden herrlichen Stadt wetteifern.“ „Unser Staat ist für uns selbst ein Gegenstand des Staunens und für die übrige Welt ein schieres Wunder. Der Odem seines Unternehmungsgeistes hat das träge Mexiko in Bewegung gesetzt, die abgeschiedenen Inselgruppen des stillen Oceans aufgeweckt, das erstorbene Südamerika wieder ins Leben gerufen, selbst die Mauer chinesischer Ausschließung niedergerissen und die „Kinder der Sonne“ hervorgelockt, um den Glanz der neuen Thaten zu beschauen. Aber nach wenigen Jahren wird der Handel Asiens, anstatt den langen Meeresweg um Cap Horn oder das Vorgebirge der guten Hoffnung, oder selbst die kürzere Richtung über den centralamerikanischen Isthmus zu nehmen, in das goldene Thor Californiens eingehen, um von dort auf Eisenwegen seine Produkte nach den atlantischen Sitzen der Civilisation zu befördern; Newyork wird das werden, was jetzt London ist: der große Mittelpunkt des Weltverkehrs; und San Francisco wird dann als zweiter Stapelplatz der Handelswelt dastehen. Zwanzig Jahre müssen dieß entscheiden! Die ganze Welt ist in diesem unserem Fortschritte interessirt, denn ein frisches Feld für seinen Handel und eine neue Bahn für die Civilisation und den Fortschritt des Menschengeschlechts wird damit eröffnet!“ Nach dem Schluß der Rede, welche mit energischem Beifall aufgenommen wurde, sang die ganze vieltausendstimmige Versammlung ein die Union feierndes Festlied.

Am Tage nach dieser Feierlichkeit sah man eine wogende Menschenmasse zu Fuß, zu Roß und zu Wagen im buntesten Aufzuge die Straße nach dem benachbarten Dolores einschlagen, aber aus einer viel weniger würdigen Veranlassung, nämlich um einem Preiskampf zwischen zwei Männern, die aus dem Boxen ein Gewerbe machen, beizuwohnen. Es war ein Einsatz von 1000 Dollars zusammengebracht worden, und das Wetten ging auch hoch. Solche, mit unserm englischen Stammblute ererbte Neigungen werden durch unser hiesiges Leben leider nur gestärkt.

Aphorismen.

L. Oesterreich spielt mit einem doppelten Spiel Karten; verliert es mit dem einen, so hat es noch Trümpfe im andern. Dafür ist es auch ein alter Spieler, der noch selten verloren hat. Olmütz-Dresden ist das eine Spiel, Frankfurt-Bundestag das andere. Preußen scheint kaum sein eines Spiel überschauen zu können.

Wohlthätigkeit ist eine löbliche, feine Tugend; sie darf aber nicht das Recht abkaufen wollen, sonst wird sie zum verächtlichen Wucherhandel. Die Wohlthätigkeit unserer Privilegirten und Aller, die um ihre Vorrechte besorgt sind, ist nichts weiter als jener wucherische Handel.

Der bekannte Jesuit Montalembert sagt einmal: „Was wir brauchen, ist keine Regierung, sondern ein regierbares Volk.“ In

diesen Worten liegt die ganze Geschichte des Jesuitenordens, das ganze Geheimniß seiner Politik.

Derselbe Montalembert sagte ein andermal: „Die Kirche ist geduldig, weil sie ewig ist." Besser als die Geduld der **Kirche** würden diese Worte die Geduld der **Völker** erklären.

Wenn der Gedanke gewappnet herausspringt, da erschrecken die philisteriösen Hasenherzen, die je Aehnliches gedacht, und schreien: Das ist **unser** Gedanke nicht mehr! Und doch ist er es, nur lebendig geworden, aus der verschwiegenen Herzenskammer oder von der todten Blattseite herunter ins Leben getreten; er hat Fleisch und Blut gewonnen. Berthold Schwarz mochte auch erschrocken seyn, als Schwefel, Kohle und Salpeter explodirten; aber das Schießpulver war erfunden, und die Erfindung war **größer** als der **Schrecken!**

Kurz vor dem Untergange des altersschwachen Roms fand sich noch ein letzter römischer Senator, der auf die Friedensvorschläge des religionseifrigen Alarich ausrief: Non est ista pax, sed pactio servitutis! (Dieß ist kein Frieden, sondern ein Vertrag der Knechtschaft!) und dann starb. Ob wir wohl auch schon so weit sind?

Mannichfaltigkeiten.

(**Heidelberg**, 21. Jan.) Heute um die Mittagsstunde starb der großh. bad. Geheimerath und Professor Dr. Franz Carl **Nägele**. Er war den 12. Juli 1777 zu Düsseldorf geboren, studirte die Arzneiwissenschaft zu Straßburg, Freiburg und Bamberg, disputirte an letztem Orte für die Doktorwürde und versah dann die Stelle eines Physikus der Aemter Barmen und Beyenburg im Herzogthum Berg, wo er auch angehenden Chirurgen und Hebammen Unterricht ertheilte. Im Jahre 1807 wurde er zum außerordentlichen und 1810 zum ordentlichen Professor der Medizin zu Heidelberg ernannt und erhielt das Direktorium der Gebäranstalt, welches er bis dahin an der Seite seines Schwiegervaters, des berühmten Prof. Dr. F. Ant. Mai versehen hatte. Seine Lehren waren von großem Einflusse auf die Ausbildung und die Fortschritte der Geburtshülfe in der neuern Zeit. Er war bis ins hohe Alter rastlos bemüht, stets neues Licht über die dunkeln Gegenstände des Faches zu verbreiten. Durch einen glänzenden Vortrag, durch scharfsinnige Auseinandersetzung der Materie wußte er seine Vorlesungen eben so angenehm als belehrend zu machen. Seine schriftstellerischen Arbeiten haben ihm einen Weltruf und allgemeine Anerkennung in und außer Europa errungen. Sein Dahinscheiden ist ein großer Verlust nicht bloß für die Universität, sondern für die Wissenschaft.

Frankfurter Theater.

Unser seit einer Reihe von Jahren hier wirkender und beliebter Komiker **Hassel** scheint von der Glücksgöttin das Privilegium erhalten zu haben, zu seiner Benefizvorstellung immer ein volles Haus zu machen. Waren die Novitäten, die Hr. Hassel bei solchen Veranlassungen seinen Freunden und Verehrern geboten, auch sehr oft nicht geeignet, den ästhetischen Credit seiner künstlerischen Firma zu befestigen und sind wir auch oft genug stark enttäuscht nach Hause gegangen, so kehren wir doch jedesmal mit neubelebter Hoffnung zurück und haben im schlimmsten Fall die Gewißheit, einige Nahrung wenigstens für unsere Lachlust zu erhalten. Dießmal brachte der Benefiziant zuvörderst ein Lustspiel von Kaiser: „Junker und Knecht". Der Kern desselben gehört eigentlich dem Lustspiele nicht an und könnte eher Unbehagen als Heiterkeit erwecken. — Ein armer Holzschläger hat eine Geliebte, mit welcher er sich bald zu verheirathen gedenkt. Da kommt die Gutsherrschaft aus der Stadt und ein leichtfertiger Junker aus der Familie findet Gefallen an der jugendlich frischen Braut seines Vasallen. Um diesen nun für einige Tage aus dem Wege zu schaffen und indessen mit dem Landmädchen ungestört verkehren zu können, gibt der Junker seinem Knechte einen Uriasbrief, den dieser bona fide dankbar hinnimmt. Ein Zufall entdeckt ihm jedoch die Arglist seines unsauberen Nebenbuhlers, der es bereits gewagt hat, das Landmädchen zu einem zärtlichen Stelldichein bei der rothen Tanne im Walde einzuladen. Michel — so heißt der Holzschläger — fühlt einen gewaltigen Rachedurst und läßt Worte fallen, die ihn verdächtigen. Er eilt, mit seiner Axt versehen, in den Wald, und da auch der Junker sich entfernt hat, ohne daß man weiß, wohin er gegangen, so fällt auf Ersteren der Verdacht, diesen erschlagen zu haben. An so etwas hat freilich unser guter Michel nicht gedacht, sondern nur im ersten Anfall und Ausbruch seiner Wuth die rothe Tanne gefällt und in den Mühlbach geworfen. Dieß muß nun den Knoten des Lustspiels abgeben. Wie ein Lauffeuer geht es von Mund zu Mund, der eifersüchtige Michel habe den Junker erschlagen. Jener wird festgenommen und verhört, läßt zweideutige Worte fallen, geräth in Verlegenheit, verwickelt sich und wäre wohl zum Opfer eines peinlichen Verhörs geworden, hätte die glückliche Rückkehr des Junkers im entscheidenden Momente ihn nicht gerettet. Der Herr Junker bedauert den bei einem Manne seines Standes eben nicht ungewöhnlichen Scherz einer ungebührlichen Zumuthung und macht das ganze Unglück durch ein paar freundliche Worte und ein gnädiges Lächeln wieder gut. Die Geschichte wäre an und für sich weniger zum Lachen, als vielmehr zum großen Aergerniß; aber der Verfasser des Lustspiels hat sie so behandelt, daß allerlei komische Situationen entstehen, über welche man sich wohl belustigen kann, wenn man nach der Moral der Antecedentien nichts fragt. Für ein Wiener Volkstheater mögen dergleichen Späße gelten und sehr ergötzlich seyn; für uns, die wir mit anderm Maßstabe messen, sind sie sehr unerquicklich, und ein paar eingeflochtene gute Witze stehen in keinem Verhältniß zu dem unangenehmen Eindruck, den das außerdem sehr gedehnte und vorherrschend ziemlich flache Stück hervorbringt. Lebhafte Zeichen der Mißbilligung retteten die Ehre unseres für solche Possen doch zu guten Geschmacks und so möge denn der Herr Junker mit seinem Knechte ungehindert dahin zurückkehren, von wannen sie gekommen sind. Schließlich bemerken wir noch, daß uns der Himmel vor dergleichen Tendenzstücken, denn für ein solches hat es der Verfasser geltend zu machen die Absicht gehabt —, bewahren möge. — Weiter wurde eine nach einem älteren Lustspiel bearbeitete Operette von Lortzing gegeben: „Die vornehmen Dilettanten". Den Hintergrund macht eine adelige Familie, in welcher Alles musikalisch ist, vom Herrn des Hauses bis zum letzten seiner Diener. Das Fräulein und ihr Kammermädchen haben Liebhaber, welche die Melomanie des Hausherrn benutzen, um sich als reisende Sänger einzuführen und auf diesem Wege zu einem Ziele zu gelangen, das man sich ohne viel Scharfsinn leicht denken kann. Der Scherz ist harmlos und belustigend und die Musik hat manche recht ansprechende Nummern. — Zwischen den genannten beiden Stücken sprach Fräul. **Hoffmann** auf recht liebenswürdige und anmuthig nuancirte Weise M. G. Saphir's bekannte humoristische Dichtung: „Das Solo-Lustspiel", welcher Leistung wir den Preis des Abends, wenn wir einen solchen zu vertheilen hätten, zuerkennen würden. **W.**

Theater-Anzeige.

Freitag, 24. Jan. **Sophia Catharina**, oder: Die Großfürstin, romantisch-komische Oper in 2 Abth. und 4 Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer, Musik von Flotow. Neue Decorationen im 4. Akt: Das Innere des Eispalastes auf der Newa. (Gastrolle) Helene: Fräulein **Jenny Hoffmann**.

Samstag, 25. Jan. **Dorf und Stadt**, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Akten mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Ch. Birch-Pfeiffer.

Sonntag, 26. Jan. (Zur Geburtsfeier **Mozart's** bei festlich erleuchtetem Hause): Ouverture und Chor aus Idomeneus. Hierauf: **Don Juan**, große romantische Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 22. Samstag, den 23. Januar 1831.

Lady Southwel.

Nach dem Französischen des Roger de Beauvoir.

(Fortsetzung.)

„Nehmen Sie diese Gegenstände von Werth," sagte Lady Southwel zu Rudolf, als Sir Robert sich entfernt hatte, „vielleicht können Sie die ersten Streiche abwehren, die uns drohen. Alles, was ich habe, gehört Ihnen, Rudolf! Ach, ich habe noch nie so schmerzlich bedauert, daß ich nicht mehr reich bin."

Rudolf begnügte sich damit, die Kostbarkeiten, welche Frau von Nanteuil hastig aus jedem Kästchen ihrer Toilette hervorsuchte, zurückzuweisen und heftete auf sie einen Blick des unerbittlichsten Hohnes.

„Es macht mir Spaß, zu sehen," sprach er, „wie eine Engländerin Komödie spielt; aber beruhigen Sie sich, ich werde Ihr Anerbieten nicht mißbrauchen. All' das Geschmeide, Madame, ist bei weitem nicht so viel werth, wie das Armband, welches Sie Ihrem Liebhaber gegeben haben."

„Was für ein Liebhaber? was für ein Armband? was soll das heißen?" stammelte Frau von Nanteuil in sichtbarer Bestürzung.

„Kennen Sie diesen Brief? Er kommt von einem Menschen, der gewohnt ist, sich seine Ergebenheit bezahlen zu lassen und der nichts umsonst thut."

„O, mein Herr!" rief die edle Frau mit unbeschreiblicher Würde.

„Jener Mann ist Ihr Liebhaber," fuhr der Baron fort, „oder wollen Sie Ihre Seeausflüge in seiner Gesellschaft leugnen, zu einer Stunde, wo ich im Clubb zu spielen pflegte? Wollen Sie die Sendung, das Geschenk des Armbandes in Abrede stellen? Einem zuverlässigen Freunde, dem Doktor Bernard, verdanke ich die Enthüllung Ihrer Intriguen. Ihre artige Neigung, Madame, hat Lärm genug in der Stadt gemacht, um es mir zu verleiden, die Folgen davon zu tragen. Ich habe schon einmal meinen Nacken der Schande gebeugt, aber ein zweites Mal ist zu viel. Sie haben mich von vorneherein in Betreff Ihres Vermögens getäuscht, und jetzt kann ich nicht einmal mehr Ihre Ehre gegen neue Anschuldigungen vertheidigen. . . . Was bin ich hier anders, Madame, als die Zielscheibe des Spottes müßiger Gecken; es ist Zeit, daß ich mich losmache. Das Beispiel Ihres ersten Gatten, des Commodore Southwel, zeigt mir, was ich zu thun habe. Es bleibt mir nur ein Weg, der einzige Weg, um Sie wie mich frei zu machen, die Scheidung!"

„Die Scheidung!" flüsterte Lady Southwel, blässer als ein Marmorbild.

„Keine Einwendungen, keine Thränen! Ich habe Alles vorausgesehen. Ich hätte früher sehen sollen, aber jetzt sehe ich endlich. In einer Stunde längstens werde ich Sie von meiner Gegenwart befreit haben. Leben Sie wohl, Madame, von heute an haben Lady Southwel und der Baron von Nanteuil nichts mehr mit einander gemein."

Rudolf hatte das Thürschloß gefaßt; ein gellender Schrei der Lady Southwel hielt ihn zurück. Außer sich, von kaltem Schauer durchrieselt, schleppte sie sich auf den Knien bis zur Thür. In einer Regung von Mitleid, deren er sich nicht erwehren konnte, faßte sie Rudolf und trug sie auf den Divan. Die Kräfte der Baronin waren erschöpft, ihre Augen geschlossen; aber von dem leichten Schaum, der ihre Lippen bedeckte, wie an dem schnellen Wogen ihres Busens, konnte Rudolf wahrnehmen, mit welchem Dolchstoße er das Herz getroffen, für welchen Mord vielleicht er einzustehen haben würde. Unwillkürlich erschüttert, wollte er fliehen, aber eine unbekannte Macht fesselte ihn an den Boden des Zimmers. Es gibt ein eisiges Schweigen, welches härter drückt als laute Vorwürfe.

In diesem kritischen Augenblicke schlug die Uhr im Salon drei. Rudolf hörte in der Richtung des Quai die Pferde wiehern; eine Sekunde darauf vernahm er zwei leise Schläge gegen die Thür des Ankleidezimmers, deren Schloß der Baron krampfhaft drückte.

Frau von Nanteuil schlug die Augen auf; ein Hoffnungsstrahl färbte ihr blasses Antlitz.

„Ist er es vielleicht?" flüsterte sie mit schwacher Stimme, „käme er zu dieser Stunde?"

„Sind Sie bereit, Baron?" sprach eine Stimme vor der Thüre des Kabinets. Die Baronin bebte; es war nicht der Ton Langlois.

Rudolf löschte hastig die Kerzen im Zimmer aus; vielleicht fürchtete er, auf den blassen Zügen seines Schlachtopfers zum letzten Male seine Schande zu lesen. Lebhaft stieß er die Thüre des Kabinets auf und sprach mit erstickter Stimme zum Doktor Bernard: „Alles ist aus! ich folge Ihnen, fort!"

Der Doktor geleitete ihn zu einer Postchaise, deren Fenster geschlossen waren. Beide drückten sich zum letzten Male die Hand, und der Wagen fuhr im schnellsten Laufe auf der Straße hin, die von Brighton nach London führt.

Als Lady Southwel wieder zu sich gekommen war und mit zitternder Hand eine Kerze angezündet hatte, stand ein Mann vor ihr. Sie wollte schreien, aber die Stimme versagte ihr.

In diesem Manne erkannte Lady Southwel den ehemaligen Badearzt von Dieppe. Der Doktor hatte seine blaue Schirmbrille abgenommen und zeigte der Baronin ein Antlitz, in welchem eine mitleidslose Härte lag. In der That, dieß war nicht mehr der Doktor Bernard; er schien mit seiner Brille, deren großer Taffetschirm, wie schon bemerkt, einen Theil seines Ge-

sichts verhüllte, eine Maske abgelegt zu haben. Lady Southwel, die sich kaum von der Aufregung des unmittelbar vorhergegangenen Auftrittes erholt hatte, betrachtete ihn mit forschenden Blicken.

Man denke sich einen Mann von etwa vierzig Jahren, welcher die Spuren einer langsamen, inneren Aufreibung, als Folge eines auf Gewinn oder Rache berechneten Planes, an sich trug. Gleich einem Gefäße, worin lange Zeit Gift aufbewahrt gewesen, zeigte das Gesicht des Doktors in seiner unwandelbaren Blässe nur zu sehr die Verheerungen einer lange unterdrückten Leidenschaft. Die Vergleichung mit einem gefallenen Engel wäre zu edel für einen solchen Menschen; es war der Anblick des kalten, leibhaftigen Teufels, einer düsteren, boshaften Traurigkeit. Dünnes, graues Haar bedeckte hier und da seine Schläfe; sein Blick war stechend, unvermeidlich, tief. Man konnte nicht umhin, anzunehmen, daß der Augenblick des Triumphes für ihn gekommen war, denn ein seltsames Lächeln verzog seine Mundwinkel, und aus seiner ganzen Haltung brach eine unheimliche, boshafte Freude hervor. . . . Dieses Antlitz, wie es jetzt unverhüllt erschien, mußte der Lady Southwel schon bekannt seyn, denn sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Gespenst oder körperliche Erscheinung," hob sie nach einer kurzen Pause an, „Sie müssen sehr frech seyn, mein Herr, daß Sie es wagen, sich zu dieser Stunde in das Zimmer einer Frau zu schleichen. Ihr Name! — Antworten Sie; ich habe das Recht, dünkt mich, nach Ihrem Namen zu fragen."

Und während Lady Southwel die Erscheinung befragte, schien sie mit Hülfe ihrer Erinnerung ein Bild zurückzurufen, vor dem sie selbst erschrack. Bernard ertrug diese Untersuchung mit vollkommener Ruhe; er verließ sich ohne Zweifel auf die Gewalt und auf den Eindruck seines Blickes.

„Elender!" rief endlich Lady Southwel, als ob sie durch eine übermenschliche Anstrengung sich von der Betrachtung jener Züge losgerissen hätte.

Der Doktor antwortete nicht, nur ein spöttisches Lächeln schwebte auf seinen Lippen. Er merkte, daß er erkannt war.

„Denys!" stammelte sie, „Denys! Es ist ja wohl Denys, nicht wahr?" Sie empfand in diesem Augenblicke eine fast sinnlose Lust, die Stirn des Mannes mit diesem Namen zu brandmarken.

„Ja, Denys, Denys!" entgegnete er mit dumpfer Stimme. „Es freut mich, Lady, daß Sie ein gutes Gedächtniß haben; Sie sind nicht vergeßlich, Madame, und das ist gut."

„Was wollen Sie von mir? Reden Sie! Haben Sie mir nicht schon genug Böses gethan? Wollen Sie mich umbringen? Ach, Sie allein haben noch gefehlt an diesem Schreckenstage!"

„Ich komme, um Sie zu retten, Madame, und Ihnen den einzigen Ausweg zu bahnen, der Ihnen noch übrig bleibt. Ich war der Vertraute des Barons; seine Pläne, seine Flucht, sein Entschluß, Sie sitzen zu lassen . . . . . Alles kenne ich. Noch einmal, von mir allein haben Sie Ihre Rettung zu erwarten."

„Meine Rettung?!" entgegnete sie. „Kann ich denn vergessen, daß ich Ihnen die Schande verdanke? Ihnen, den ich nur ein einziges Mal gesehen, aber dessen Züge in meinem Gedächtnisse blieben, wie die Züge eines bösen Geistes. Ach! Fort, fort! Hier neben mir wacht ein Ehrenmann, von dem ich nur durch diese Thüre getrennt bin. Bei dem ersten Klang dieser Schelle wird er herbeieilen und Sie fortjagen wie einen unverschämten Diener. Jener Mann ist Sir Robert, mein Verwandter und meine Stütze."

„Ich fürchte ihn nicht," erwiederte kalt der Doktor Denys Bernard, „er wird und kann nicht kommen. Eben erst hat er sich für den Baron als Schuldgefangener gestellt. Sie sind allein, Madame, allein, ganz allein, wie in jener Nacht . . . ."

„Elender, erinnern Sie mich nicht an jene Nacht, von der ich Trauer und Schande trage, obgleich ich unschuldig bin. Ich berufe mich auf Ihre Erinnerung; so verderbt Sie seyn mögen, reden Sie, Herr, reden Sie: wer war der Verbrecher, Sie oder ich?"

„Ich allein, Lady Southwel; ich allein, dem es am Herzen lag, für einen blutigen Schimpf Rache zu nehmen. Es war nicht Ihre Schuld, daß der Commodore gerade am Tage vor Ihrer Hochzeit mich in öffentlicher Gesellschaft beleidigt und mit einem beschimpfenden Namen gebrandmarkt hatte."

„Und was hatte Ihnen der Commodore gethan?"

„Eine Kleinigkeit! Sie wissen, er war barsch. In London," fuhr der Doktor mit leicht hingeworfenen Worten fort, „auf dem Balle der Admiralität, wo ich spielte, hat mir Sir Southwel die Karten in's Gesicht geworfen und mich einen Industrieritter geheißen. Da es schicklich ist, über Alles Rechnung zu führen, so habe ich mich zur rechten Zeit und am rechten Orte dessen erinnert. . . . Ich benutzte die unfreiwillige Sendung des Commodore nach Indien am zweiten Tage nach der Hochzeit, hielt den Racheschwur, den ich mir selbst geleistet, und schlich mich am Abende nach seiner Abreise in sein Hotel ein. Sir Southwel hatte kein Bedenken getragen, mich an der Ehre zu kränken, und ich gelobte mir selbst, mich zu rächen an Dem, was ihm das Liebste war. . . ."

„Die Rache eines Feigen — ich begreife, . ." unterbrach ihn Lady Southwel. Sie verwendete keinen Blick mehr von dem Manne und hörte ihm zu mit fieberartigem Schauer.

(Fortsetzung folgt.)

Kerkerbriefe.

(Aus einer noch ungedruckten Biographie.)

Zuchthaus Waldheim, 28. Juli 1850.

Meine liebe Schwester! gut, daß ich Dir erst heute schreibe, vorgestern, am Tage meiner Ankunft, hättest Du einen zu traurigen Brief bekommen. Die Nachtfahrt im herrlichen Mondenschein, der prächtige Sonnenaufgang, die grünen Wälder und Felder hatten mich zwar so erquickt, daß ich das Zuchthaus für den Augenblick vergaß und weder meine an den Leib geschlossene Hand, noch das drohende Pistol eines meiner Begleiter störten den beglückenden Naturgenuß.

Da lag Waldheim vor uns, malerisch im grünen Thale, mitten darin die Zinnen und Thürme des Zuchthauses. Also dort zeitlebens!

Bald hielten wir am Eingange und traten unter eine Menge Soldaten, die mich neugierig anblickten; das war zwar keine theilnehmende Neugier, aber es waren doch menschliche Blicke. — Drinnen im Hofe Todeskälte, Todesstille.

„Komm', geh', nimm die Mütze ab, hier herein", das waren die ersten, einzigen Worte, ohne mich anzusehen; ich möchte behaupten, in der Ueberzeugung gesprochen, daß sie nicht einem Menschen, sondern einem Automaten gegolten.

Während ich über den Hof geführt wurde, bewegten sich lange, stille Reihen blau-schwarzer Gestalten nach einer Richtung hin. Ein Wort erschallte, die Reihen zertheilten sich, gaben etwas ab, bildeten sich wieder und bewegten sich auf ein neues Kommandowort eben so schweigsam, schleichend, bindfadenähnlich in das Gebäude zurück, aus dem sie gekommen waren.

Nun kam ich in eine enge, halbdunkle, trostlose Zelle. Zu zeitlebens, dachte ich, zeitlebens ein elender Sclave!

Ich war der Verzweiflung nah, ich betete zu Gott und sagte

mir, ich dürfe nicht verzagen. Nach und nach wurde ich ruhiger.

Erst am folgenden Tage sollte ich eingeführt, eingekleidet, dem Herrn Direktor vorgestellt werden und Arbeit angewiesen erhalten. Gott sey Dank: man will den Menschen in mir nicht ganz ersticken!

Nachdem man mir die Haare abgeschnitten und mich in das blau=schwarze Zebrahabit gekleidet hatte (nämlich schwarz und blau gestreifte Hose, dito Weste, dito Jacke, deren Form allein genügte, einem Aesthetiker den Tod zu geben), wurde ich zum Herrn Direktor geführt; hier, wo ich am meisten gefürchtet hatte, fand ich den ersten Trost. Eine ernste, aber theilnehmende Anrede empfing mich. Der Herr Direktor sieht eine Art Fatum in mir erfüllt; er meinte, er wolle mir keine Vorwürfe machen wegen der Ursache meines Hierherkommens, da er wohl wisse, daß bei dem schroffen Gegensatze unserer Ansichten die bestgemeintesten Worte mir unverständlich bleiben würden. Dann gab er mir die Versicherung, daß er, obwohl unser strengster politischer Gegner, doch weit entfernt sey, uns härter zu behandeln als die andern Gefangenen, und er bewies mir seine Güte sogleich, indem er mir erlaubte, mich mit schriftlichen Arbeiten, d. h. mit Uebersetzen aus dem Französischen und Englischen, zu beschäftigen. Ich erhielt zugleich die Erlaubniß, deßhalb heute an Dich zu schreiben, und bitte Dich nun, möglichst rasch das Nöthige zu besorgen, damit ich in geistiger Thätigkeit mein schweres Loos einigermaßen vergesse.

Ja, es ist schwer! Die strengste militärische Disciplin und dabei das furchtbare Gebot eines absoluten Schweigens den Mitgefangenen gegenüber.

Aber Keinem wird über seine Kraft aufgebürdet, Keiner darf verzagt, auch den schwersten Kampf aufgeben. So will auch ich kämpfen, so lange Gott und meine lieben Schutzgeister im Himmel und auf Erden mir beistehen.

Auch Wissenschaftliches und einiges Belletristische darfst Du mir senden. Ein gutes Lexikon in beiden Sprachen wird mir nöthig seyn; von mathematischen Sachen möchte ich blos haben, was unter meinen Büchern zu finden ist; Philosophisches nach Deiner Wahl soll mir willkommen seyn; schicke mir auch den Carus, das Laienevangelium, den Zschokke und den Jean Paul. Hast Du ein Geschichtsbuch zur Hand, das mich in die graue große Vorzeit versetzt, so wird es mir lieb seyn, eben so Winderlich's Geographie, vielleicht auch der deutsche Hausschatz von O. Wiegand und die Schachzeitung; kurz, ich sehe den lieben, lieben Büchern wie eben so vielen theuern Herzensfreunden entgegen, und bin entschlossen, mein Leben, dem nun einmal aller Thaten=Spielraum genommen ist, mit aller Kraft dem Denken und dem Forschen zu weihen. So werden mir hoffentlich die Freiheitsgedanken vergehen, auch ohne die hundert Hiebe und die lebenslängliche Kettenstrafe, womit die Hausordnung jeden Fluchtversuch bedroht.

Nochmals erinnere ich Dich, daß die Uebersendung des Arbeitsmaterials die größte Eile hat, indem das Uebersetzen meine officielle Beschäftigung ausmacht.

Ich wohne jetzt in einer freundlichen, hellen Zelle; wie es scheint, werde ich mit den übrigen Gefangenen nur Sonntags beim Kirchgange, mit meinen politischen Leidensgefährten nur bei dem täglichen Spaziergange zusammentreffen. Aber auch hier ist jedes Wort, jeder Verkehr untersagt.

Grüße die lieben Freunde und Geschwister auf das Freundlichste von mir; ich bin immer bei Euch mit der alten Liebe und ich bitte Euch Alle, genießt Euer Glück: den Sonnenstrahl, die lachende Flur, den Freundesgruß, und verkümmert Euch das schöne Leben nicht durch kleinlichen mühsam geschaffenen Verdruß, denn wahrlich, Euer Daseyn ist trotz aller Plagen noch immer ein Paradies gegen das Daseyn eines Flüchtlings.

Aber Du, meine Herzensschwester, sollst nicht bekümmert um mich seyn; ich habe Dir nicht heiter geschrieben, ich konnte nicht, es hätte mir das Herz abgestoßen und Du würdest in dem Briefe nicht den alten, ewigen Herzensfreund, sondern einen kalten, fremden Menschen gefunden haben. Aber jetzt ist mir wieder wohl, jetzt kann und will ich auf's neue mit Dir an die bessere Zukunft glauben.

Lebe wohl, sey glücklich! In Liebe

Dein Bodo.

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

L. Bald werden Satyre und Caricatur als besondere Gattungen schon deßhalb aussterben müssen, weil fast Alles, was geschieht, eine Satyre auf das Menschliche und eine Caricatur des Heiligen ist.

„Von allen Mitteln, ein Volk zu erniedrigen, ist die Polizei das sicherste und rascheste", sagt Paul Louis Courrier, jener Schriftsteller, so reich an Geist und gesundem Menschenverstande. Courrier hat im Jahr 1820 seine trefflichen Schilderungen verkehrter Cultur= und Staatszustände geschrieben. Wie wenig sie beachtet worden, zeigt der Umstand, daß sie heute, im Jahr 1851, fast noch treffender sind als zur Zeit ihres Ursprungs; — ein neuer Beweis für die alte Erfahrung, daß die volle Wahrheit viele Tadler, einige Lober, selten aber Befolger findet.

König Heinrich der Vierte von Frankreich mit seinem bekannten Ausspruche: er wolle, daß jeder Franzose des Sonntags sein Huhn im Topfe habe, war offenbar ein staatsökonomischer Schwärmer. Die moderne Volksbeglückungstheorie ist in ihren Wünschen mäßiger und bescheidener. Eine gemeinderäthliche Kommission der Stadt Köln, welche den städtischen Finanzen unter die Arme greifen soll, wollte unter Anderm, aus Rücksichten für das Proletariat, auch die Butter besteuert haben, da sie meinte, daß deren Genuß schon einen Grad von Wohlstand erfordere, diese Steuer also die untere Klasse nicht mehr treffe!

Der Präsident Louis Napoleon soll jüngst gegen Guizot geäußert haben: „Die französische Gesellschaft hat vor 1791 bis 1794 den Kopf verloren und ihn seither unglücklicherweise nicht wieder finden können. Darum hat auch die Regierung keinen Stützpunkt." Man sieht, Herr Louis Napoleon ist bescheidener, als man ihn bisher zu halten geneigt war. Wir glaubten immer, er selbst halte sich für den „wiedergefundenen Kopf" Frankreichs.

Mannichfaltigkeiten.

(Paris.) Im Elysee wird viel getanzt, und es hat mehr Gesellschaft, als seine Salons eigentlich fassen können, jedoch nicht gerade die Gesellschaft, welche man daselbst sehen möchte. Außer der Armee und den wesentlichsten Würdeträgern besteht das übrige Gefolge des Erwählten Frankreichs aus einem Gewirr von untergeordneten Beamten. Die Kostüme sind glänzend, — die Namen dunkel, es fehlt nicht an zierlichen Ingenieurs, schön geputzt wie die Marquis, und an Auditeurs von Golde strotzend wie die Pairie Karls X. Alles das hüpft und springt im Gefunkel der Kronleuchter und Ehrenkreuze. Die Künstlertribus, auf die Einfachheit des schwarzen Fracks reducirt, entschädigt sich

dafür durch den Luxus der Dekorationen, die sie an ihren Kleidern anbringt. Man sieht Maler, deren Knöpfe an eine mit allen Farben des Regenbogens bedeckte Pallette erinnern; Bildhauer mit diamantenstrahlender Brust und unbekannte Schriftsteller mit Bandschleifen wie Gesandte. Sicherlich schuf die alte Monarchie selbst zu der schönsten Zeit des Oeil de Boeuf nicht so viele Ritter, als unsere Republik. Das einfache Band, so beneidet während des Kaiserreichs, ist dem gemeinen Troß der Liebhaber überlassen; selbst die Rosette hat ihren Zauber verloren; Jeder will Commandeur oder Groß-Kreuz seyn. Brantome schrieb vor nun bald drei hundert Jahren: „Der hochselige König (Heinrich III.) gründete seinen neuen Orden aus Abneigung gegen den Orden des heiligen Michael, wovon man nichts mehr wissen wollte, weil er zu Vielen verliehen worden, und in der That belief sich die Anzahl seiner Ritter auf „drei tausend". — Heutzutage zählt die Ehrenlegion fünfzig tausend Dekorirte, und jeden Tag kommen neue hinzu.

Fast unglaublich ist das gedeihliche Wachsthum der Stadt New-York, die jetzt 517,000 Einwohner zählt mit einem Vermögen von 256 Millionen Dollars, während sie vor fünfzig Jahren nur 60,000 Einwohner hatte mit 29 Millionen Vermögen. Fast noch bedeutender ist der rasche und glückliche Aufschwung der Sandwich-Inseln, die bekanntlich vor siebenzig Jahren noch von Menschenfressern bewohnt wurden und jetzt unter einem eingebornen streng-konstitutionellen Könige (Kamehameha III.) zu den glücklichsten Ländern der Erde gehören. Es blühen dort, namentlich in der Hauptstadt Honolulu, Handel und Gewerbe, man hat Zeitungen, Schiffswerfte, Schulen, Gasthäuser und ein Theater, in welchem wöchentlich mehrmals vor einem zahlreichen Publikum gespielt wird. Sogar eine Kunstreitergesellschaft hat sich dort eingefunden. Auf den Inseln gedeihen vorzüglich Zuckerplantagen, von denen einzelne schon mit 30,000 Dollars bezahlt worden sind und zwischen Honolulu und San Francisco besteht eine regelmäßige Dampfschifffahrtsverbindung.

Der König von Preußen arbeitet mit schönen Extrazügen seinem Eylert in die Hände. Er wollte von Potsdam nach Berlin fahren, mit einem Zug, der nur für ihn bestellt und geheizt war, aber eine hübsche Anzahl Landwehrleute standen am Bahnhof, die Köpfe nach Berlin, als möchten sie die Stadt auch sehen, bevor sie nach Pasewalk und Treuenbrietzen heimgeschickt würden. „Möchtet wohl Berlin sehen?" rief ihnen der König zu. Ja, Majestät, rief's zurück, hätten wir nur Urlaub! „Ihr habt ihn, ich gebe ihn euch, fahrt mit mir", sprach der König und ließ noch ein paar Wagen anhängen. So fuhren sie nach Berlin und haben dort königlich gegessen, getrunken, gewohnt und besser noch geschlafen.

(Ueppige Phantasie.) Ein von dem Liebreize seiner Physiognomie und der Anmuth seiner Taille ganz berauschter Secondlieutenant, dem aber leider Mutter Natur den hohen Wuchs versagt hatte, rief, indem er sich im Spiegel liebäugelte, nach vollendeter Toilette aus: „Nur einen Kopf größer und — ein Gott."

(London, 14. Jan.) Letzten Sonnabend Nachts scheiterte an der Küste von Anglesea das amerikanische Handelsschiff „Franconia", das von Boston nach Liverpool unterwegs war. Elf Menschen verloren dabei das Leben.

Korrespondenz.

Dresden, 20. Januar.

Nach völliger Genesung wird unsere gefeierte Frau Bayer-Bürck in den nächsten Tagen die Bühne wieder betreten und darf dieselbe bei der grossen Verehrung, die sie hier genießt, des glänzenden Empfanges gewiß seyn. Daß sie mit der Judith in Gutzkow's „Uriel Acosta" beginnen werde, wie Anfangs verlautete, scheint sich indessen nicht zu bestätigen; überhaupt vernachlässigt die Direktion die Gutzkow'schen Dramen auf eine unverantwortliche Weise, was jedoch hierorts nicht befremdet, da man die Verhältnisse kennt. — In der Neuigkeit „Seine Frau", von Putlitz, spielte Fräul. Wilhelmi vortrefflich, doch hatte das Stückchen selbst nur einen schwachen Erfolg. Wie ich schon mitgetheilt, verläßt uns diese Künstlerin im Frühjahr, um einem Engagement an dem Hoftheater in Hannover zu folgen. Frau Palm-Spatzer gastirt jetzt in München und feiert grosse Triumphe, namentlich als Fides, Valentine, Lucrezia ꝛc. Das Engagement scheint sicher. Wie der „bayerische Eilbote" berichtet, singt sie die Fides bei ihren reichen Stimmmitteln in der Weise, wie diese Partie ursprünglich von Meyerbeer geschrieben worden ist, was ihr freilich nur wenige Sängerinnen werden nachthun können. — In Folge der Auflösung der Voigt'schen Schauspielergesellschaft befinden sich noch einige Mitglieder hier, von denen namentlich der Komiker, Hr. Döbelin, ein sehr fleißiger und beliebter Künstler, Empfehlung verdient. Sein Dietrich Fischer in „Berlin bei Nacht" ist eins der köstlichen Charakterbilder, die wir je auf dem zweiten Theater gesehen. Der junge, bescheidene Darsteller sey hiermit den Direktoren bestens empfohlen! — Von Gutzkow's großem Sittenroman: „Die Ritter vom Geist", ist der dritte und vierte Band erschienen, denen die übrigen rasch folgen sollen. Je weiter man liest, desto mehr fesselt dieses interessante geistvolle Buch. Auerbach arbeitet ebenfalls an einem größern erzählenden Werke. Dr. Adolf Peters, durch seine „Gesänge der Liebe" speciellen Literaturfreunden bekannt, ist als Professor der Mathematik an die Fürstenschule nach Meißen versetzt worden. Der wegen seines Witzes und seiner scharfen Kritiken gefürchtete O. Alrr. Banck bereitet einen Band Gedichte zur Herausgabe vor.

Stuttgart, 14. Januar.

Das Gastspiel der berühmten Tänzerin Lucile Grahn an unserer Bühne, das von immensem Succeß begleitet ist, mußte plötzlich unterbrochen werden, in Folge des bestehenden Theaterkartells. Hr. Ambrogio, der Begleiter von Fräul. Grahn und ihr Tänzer, der für einen k. sardinischen Tänzer galt, ist an der k. sächsischen Hofbühne zu Dresden angestellt, von welcher an die hiesige Intendanz ein Schreiben einlief, worin man jenseits seine Verwunderung darüber ausdrückte, daß trotz bestehenden Kartels Hr. Ambrogio hier noch auftreten dürfe, da er doch schon vier Wochen über seinen ihm in Dresden ertheilten Urlaub ausgeblieben sey. Hier war das letztere Verhältniß unbekannt und es wurde dem Tänzer nun sogleich erklärt, daß man ihn nicht ferner auftreten lassen könne, ehe sein Verhältniß in Dresden geordnet sey. Er reiste gestern Abend sogleich dahin ab, während Fräul. Grahn hier blieb, seine baldige Rückkehr erwartend, um ihr Gastspiel vollends beendigen zu können. Sie ist jetzt drei Mal bei übervollem Hause aufgetreten und hat noch zwei weitere Male aufzutreten.

Theater-Anzeige.

Samstag, 25. Jan. Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Akten mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Ch. Birch-Pfeiffer.

Sonntag, 26. Jan. (Zur Geburtsfeier Mozart's bei festlich erleuchtetem Hause): Ouverture und Chor aus Idomeneus. Hierauf: Don Juan, grosse romantische Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Druck und Verlag von J. Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 23. Montag, den 27. Januar 1831.

Lady Southwel.

Nach dem Französischen des Roger de Beauvoir.

(Fortsetzung.)

Der Doktor begann auf's Neue: „Beleidigungen rühren mich nicht; es wäre mir ein Leichtes gewesen, den Commodore zu fordern, da ich ziemlich gut schieße; allein der Zufall hätte mir treulos werden können, und außerdem war Sir Southwel durch seine rasche Abreise in Sicherheit. Es war im Mai, während der Saison in London, wie Sie wissen. Erbe eines kleinen Vermögens, hatte ich nach dem Tode meines Vaters Paris verlassen; kaum in London angekommen, lernte ich alle Höllenschlünde dieser Hauptstadt kennen. Ich bewohnte ein schlechtes Zimmer in Fenchar-Street, aber nur wenige Häuser von Ihrem Hotel; diese Nähe hatte mich zum Zeugen Ihres Ehebundes gemacht. In kurzer Zeit durch das Spiel zu Grunde gerichtet, erinnerte ich mich Derjenigen, welche dem Glücke zu Hülfe kommen; ich folgte ihrem Beispiele und meine Betrügereien blieben straflos. Es bedurfte der Beschimpfung durch den Commodore, um mich zu entlarven und in den Augen Aller zu vernichten; Sie waren der Gegenstand der Rache, das Opfer, das ich wählte; aber als der Zufall selbst mich zu begünstigen schien, als ich in der Nacht, mit Hülfe eines bestochenen Dieners, über die Schwelle getreten war und den Fuß in Ihr eigenes Zimmer gesetzt hatte, da, ich gestehe es, als ich Sie so edel und so stolz sah, war ich besiegt und Ihre Schönheit rettete Sie."

„Sagen Sie meine Verachtung, Herr. Gedenken Sie nicht mehr meines Rufens, meines Drohens in jener furchtbaren Nacht? „Beruhigen Sie sich, Lady Southwel, — sagten Sie damals mit teuflischem Lächeln — beruhigen Sie sich, ich verlange weiter nichts, als daß mich Ihre Leute im Dämmerlichte über diesen Balkon hinabsteigen sehen."" Ich rief sie vergebens, ich schrie; Sie hatten ihnen Ihre Befehle gegeben. „Ich bin Denys, — sprachen Sie zu den Leuten, als Sie sich kurz darauf entfernten — unterlaßt nicht, meinen Besuch dem Commodore zu melden."" Als man mir diese Worte hinterbrachte, konnte ich sie nicht vernehmen, ich lag in Ohnmacht."

„Ich gebe zu, Madame, daß dieß mein einziger Besuch bei Lady Southwel war; jetzt kennen Sie auch den Anlaß dazu. Ja, mir war daran gelegen, mich zu rächen und dem Commodore Schimpf für Schimpf zurückzugeben. Mein größtes Unrecht, das läugne ich nicht, war, daß ich Ihnen die Last der Vergeltung aufbürdete. Freilich hat mein Herz bereits den Plan gemacht, das große Uebel wieder gut zu machen; ich dachte mir, daß der Mann, der das Unglück hatte, Sie zu verderben, Sie vielleicht wieder zu Ehren bringen kann."

„Mich wieder zu Ehren bringen? Sie?"

„Warum nicht? Es gibt immer Gelegenheit, begangene Fehler wieder gut zu machen. Gott läßt uns den rechten Augenblick erkennen," fuhr der Doktor fort, mit der Miene heuchlerischer Zerknirschung, „für mich ist er gekommen, das fühle ich. Der Name Denys, unter welchem man mich in London kannte, war nur ein erborgter, ein Mantel, der meine Schulden bedecken konnte; ich legte ihn von dem Tage an ab, wo ihn der Commodore mit Ehrlosigkeit gestempelt hatte. Am Tage nach meinem nächtlichen Besuche bei Ihnen schiffte ich mich nach Frankreich ein. In Paris nahm ich meinen wahren Namen Bernard wieder an. In London hatte ich das Studium der Medicin aufgegeben, in Paris war ich darauf bedacht, es wieder fortzusetzen. Die Protektion eines Ministers munterte mich zu einer schwierigen und bedeutenden Arbeit auf; es handelte sich um eine sanitätspolizeiliche Einrichtung, welche man bis dahin für unausführbar gehalten hatte. Der wahnsinnigen Leidenschaft des Spiels folgte bei mir eine leidenschaftliche Arbeitslust: ich hatte London, den Commodore, ja Sie selbst vergessen. Plötzlich brachten die Zeitungen die Nachricht von Ihrer Scheidung. Eine seltsame Hoffnung bemächtigte sich meiner; Sie waren Herrin Ihrer Hand. Aber in welchem Lande sollte ich Sie suchen; Sie waren nicht mehr in London, so hatten mir Freunde geschrieben. Damals bot man mir die Aufsicht über das Bad von Dieppe an. Es ahnte mir, daß ich Sie an diesem Englang so nahen Strande wohl einmal finden würde; und als ich Sie daselbst wiedersah, erschienen Sie mir wie ein Gewissensbiß. Schön, bewundert, gefeiert, trugen Sie dennoch eine so schmerzliche Wehmuth mit sich umher, daß ich überzeugt war, Lady Southwel erinnere sich nur zu gut des von mir erlittenen Schimpfes. Meine Stellung machte es mir zur Pflicht, mich Ihnen nicht zu erkennen zu geben; Ihre Rache hätte mir ein Brandmal aufgedrückt; abgesehen von der Strenge der Gesetze, hätten Sie mich vor der Welt entehrt. Der Schwarm von Anbetern, der Sie umflatterte, beunruhigte mich nicht; ihre Bedeutungslosigkeit und ihre Unkenntniß Ihres früheren Lebens überhoben mich jeder Sorge. Es war Baron Rudolf von Nanteuil, der mich Ihnen zuerst vorstellte; mein Schweigen und mehr noch die Aenderung meiner Physiognomie machten Sie irre. Ein unseliger Zufall führte den Commodore nach Dieppe. . . . . Das Uebrige kennen Sie," fuhr der Doktor mit leiserer Stimme fort; „Sie wissen, daß er umgekommen ist, und daß mit ihm jene wichtige Schenkungs-Urkunde verschwand, welche Sie wieder in den Besitz eines Ranges, eines Vermögens gesetzt hätte. Der Badediener Langlois, schuldig oder nicht, wurde in Folge dieses Mordes in dem Chateau-Fort gefangen gesetzt."

„Ja, ich weiß dieß Alles," seufzte Lady Southwel, „aber ich rufe den Himmel zum Zeugen, daß jener Mann unschuldig war. Ein so treu ergebenes Herz! Und diesen Mann, Herr, haben

Sie sich unterstanden als Vorwand zu gebrauchen, um in den Augen des Barons den Entschluß zu rechtfertigen, mich zu verlassen! Diesen Mann haben Sie für meinen Liebhaber ausgegeben! Ach, ich hielt Sie für sehr arglistig, für sehr bösartig, aber mich zweimal in der öffentlichen Meinung zu verderben, das ist doppelt niederträchtig!"

Der Doktor schwieg einen Augenblick, und man hörte kein Geräusch als den regelmäßigen Pendelschlag der Uhr und das leise Rauschen der Zugluft, die in den Fensterläden spielte. Lady Southwel warf einen Blick auf den Quai und unterdrückte einen leisen Schrei. Sie hatte einen Mann auf dem Sande liegen sehen, wenige Schritte vom Fenster; durch das Dunkel der Nacht konnte man nichts weiter erkennen, als die Knöpfe seiner Matrosenjacke.

„Irgend ein Pilot oder ein Fischer vom Strande," bemerkte Bernard nachlässig; „die Kälte könnte Ihnen schaden," setzte er hinzu und schloß das Fenster.

„Ist dieß nun Alles, Herr, was Sie mir zu sagen haben?" hob Lady Southwel wieder an. „Sie bekennen sich zweier Verbrechen, zweier Scheidungen schuldig. Was bleibt Ihnen noch zu thun übrig?" fügte sie hinzu, indem sie die Arme kreuzte und einen stolzen Blick auf den Doktor warf.

„Ich komme, Sie zu retten, wie ich Ihnen bereits gesagt habe. Nachdem Ihr Gatte Sie sitzen ließ und die Flucht ergriffen hat, was wird Ihnen da noch übrig bleiben, Madame? Bedenken Sie es wohl, nichts als Elend. Sie sind ruinirt, verstehen Sie?"

„Und was kümmert mich das, Herr!" hob sie an, von dem ganzen Wahnsinn dieser Krisis ergriffen, „was kümmert es mich? Darf ich denn für die Welt nur noch existiren?"

„Sie dürfen kein peinliches Leben darin führen, Madame; Sie sind nicht geschaffen, die Noth kennen zu lernen, nachdem Sie den Luxus gekannt haben. Die Schulden des Barons sind ungeheuer; ein einziger Mann hat sich, aus Liebe zu Ihnen und aus Abneigung gegen ihn, zu seinem einzigen, unerbittlichen Gläubiger gemacht, und dieser Mann bin ich."

„Sie? Das hätte ich wohl errathen können!"

„Ja ich, der des Barons Glück und Leben längst mit eifersüchtigen Blicken betrachtete; ich, der ihn mit dem Bilde seines unvermeidlichen, nahe bevorstehenden Ruins erschreckte und ihn so eben mit einer Anderen vermählt hat. . . ."

„Mit einer Anderen? Und Baron Rudolf hat eingewilligt?"

„Morgen trifft er in London ein, in dem Hotel der Lady Aminthe Warwick . . . seiner Gattin . . ."

„Seiner Gattin?!"

„Ja, seiner Gattin . . . . das heißt in zwei Monaten, denn Lady Aminthe wird mit Hülfe ihrer mächtigen Gönnerschaft leicht die Scheidung bewirken . . . und Sie, die für ihn nichts mehr, in Aller Augen schuldig, zweimal verlassen sind, was werden Sie anfangen, Madame? Sie, welche Sir Robert, der sich als Bürgen für Rudolf gestellt hat, verachten wird, sobald er erfährt, was sich zugetragen."

„Ah, Sie sind der böse Feind!"

„Ich bin Ihr Heiland, sage ich Ihnen. Das Elend steigt vor Ihren Blicken empor, wie ein Gespenst, ich dagegen bringe Ihnen Gold. Lady Southwel, noch steht es bei Ihnen, den Kopf hoch zu tragen, Sie sind reich . . ."

„Reich?"

„Unter einer einzigen Bedingung."

„Und welche?"

„Mich zu heirathen, Madame. Jene Schenkung des Sir Southwel . . ."

„Jene — Schenkung," stammelte Lady Southwel, indem sie aufstand, regungslos vor Furcht und leichenblaß. „Aber woher haben Sie denn jene Schenkung?"

„Von Sir Southwel selbst. Er hatte sie vor seinem Tode bei mir niedergelegt."

„Vor dem Morde — Sie lügen!"

„Ich sage, wie es ist. Sie gehört mir. Wählen Sie: das Elend ohne mich, Lady Southwel, das Elend, oder mit mir Ueberfluß."

„Nein, sagen Sie lieber, Schande, Schande! Kommen Sie mir nicht nahe, Sie haben Blut an den Händen."

„Die Urkunde ist in bester Form," hob Bernard mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit an, „und London ist nicht weit von Brighton. Ich will auf meine Gefahr . . ."

„Sprechen Sie kein Wort mehr! Beschimpfen Sie mich nicht mehr. Fort! O wie unglücklich, wie unglücklich bin ich!"

(Fortsetzung folgt.)

Kerkerbriefe.

(Aus einer noch ungedruckten Biographie.)

(Fortsetzung.)

Waldheim, 11. August 1850.

Heute, meine liebe Schwester, bin ich den ganzen Tag bei Dir; heute ist mein Sonn- und Feiertag. Wenn Dir die fliegenden Wolken und der freundliche Sonnenschein alle meine Grüße gebracht hätten, so hätten wir in dieser Woche manchen traulichen Augenblick mit einander verlebt, denn jedesmal, wenn mich der lachende Sonnenblick von der Arbeit ans Fenster lockte, wenn ich dann im Blau des Himmels leichte weiße Wölkchen schwimmen sah, wenn die allbezaubernden Strahlen des Tages unser Zuchthaus in ein Feenschloß verwandelten und die ehrwürdige Linde auf unserm Hofe und das Streifchen gelb-grünen Hügels dahinter mich das ganze Paradies der geschmückten Erde ahnen ließ, dann schwang ich mich auf zu den weißen Schifflein und schwamm durch die herrlichen blauen Fluthen, und dann blicktest Du durch grüne Blätter herauf zu mir, ich schaute voll Liebe zu Dir nieder und wir waren Beide innig froh und sagten: Gott ist gut und die Welt ist schön!

Doch ich muß Ordnung in mein Geschreibe bringen, sonst weißt Du nicht, wie Du daran bist.

Wisse also zuerst, daß ich Dank Deiner raschen Zusendung von Arbeitsmaterial und Seelenfreunden ein neuer oder auch der alte Mensch geworden bin: nämlich ein solider Karrengaul in meinem gegenwärtigen Berufe; ein emsiger Schmetterlingsjäger auf die kleinen Freuden, die das Schicksal noch abwirft, und endlich weder Utopist noch Pessimist in den Audienzstunden meiner Gedanken, sondern gläubig an eine ferne Zukunft, dankbar für meine erträgliche Gegenwart und glücklich in dem Andichdenken und an unser endliches freies Wiedersehen, hier oder dort.

Der reichhaltige und manxichfache Stoff nöthigt mich zu einigen Abtheilungen in meiner Epistel:

Als Avantgarde werde ich einen Geschäftsbrief an meinen gestrengen Herrn Kritiker, betreffend meine vorliegende literarische Erstgeburten, aufstellen. Das Gros wird eine umfangreiche Schilderung des zwei Wochen alten Züchtlings Nro. 157 allhier bilden; namentlich seine Gefühle, als er das Licht der Welt erblickte und glaubte in Nacht zu seyn; dann das Erwachen seiner Erkenntniß, als ihm die Augen aufgingen und endlich seine kleinen und großen häuslichen Verhältnisse. Als Rückendeckung oder Arrière-Garde endlich werden verschiedene erbauliche und belustigende Gespräche uns umschwärmen. Anbei erfolgen die ersten beiden Bogen meiner Versuchsarbeit, um deren strenge Kritik ich bitte. Wie Du mir gerathen, habe ich mich erst durch Lesen einzubürgern gesucht; wie weit ich in den Geist eingedrungen

bin, magst Du nun beurtheilen. Eine norddeutsche Bauerngeschichte ist es freilich nicht. Manches tritt mir in dieser französischen Dorfgeschichte fremd, unschön und unnatürlich entgegen. Die Schwierigkeiten geben durch das Ueberwinden Freude, wie Du sagst, es fragt sich nur, wie ich sie überwunden habe.

Noch bitte ich meinen lieben geistigen Hoflieferanten, meine mathematischen Wünsche nicht außer Acht zu lassen. Die Mathematik ist ein wahres Stahlbad des Geistes; nach jeder Ermüdung macht sie meinen Geist wieder frisch, nach jeder Verdunklung hell.

Jetzt, meine liebe Schwester, zuerst zur Erörterung der wichtigsten Frage unserer Tagesordnung:

Du kommst in Deinen beiden Briefen auf den Plan zurück, in meine Nähe, vielleicht nach Waldheim, zu ziehen, um mich oft, recht oft zu besuchen. Wie sehr ein solches Zusammenleben mir die Gefangenschaft erleichtern, wie sehr es mir das Leben erheitern würde, brauche ich Dir nicht zu sagen, und möglich, daß es, wenn es sich so ideal verwirklichen ließe, wie Du es träumtest, auch Dir zuweilen Trost geben könnte. Aber glaube mir, dieser Wunsch ist unerfüllbar.

Zuerst ist die Hausordnung dagegen, die wohl einen Besuch, ein Sehen in Jahr und Tag, nicht aber in kurzen Perioden sich regelmäßig wiederholende Visiten gestattet.

Zweitens sprechen aber auch alle übrigen Verhältnisse ein gebieterisches Veto gegen solches Zusammenseyn.

Es wäre naturwidrig, als wenn Frosch und Nachtigall zusammenleben wollten. Gesetzt ein tückischer Geist hätte zwei liebende Seelen in jene Körper gebannt, so würde alle Sehnsucht den einen nicht in die Lüfte tragen, den andern nicht in das feindliche Element des Wassers führen. So ist es auch hier bei uns: Du bist frei, bist Staats- und Weltbürgerin, hast einen Namen, hast Rechte und Pflichten in der Gesellschaft, Deinem Elemente; ich habe augenblicklich, formell, thatsächlich nichts von alle Dem, ich bin der Züchtling 157 (heißt Daseyn in meinem mnemonischen Zahlensystem) und damit Basta. Du verstehst mich noch nicht, Du wirst verwundert fragen: ob ich mich denn wirklich für einen Geächteten, Ausgestoßenen halte und ob ich meinen könnte, daß, wenn mich selbst die ganze Welt verlassen hätte, das Deine treue Schwesterliebe bestimmen könnte? Nun, vergiß nicht, daß hier von einem Zusammenleben die Rede ist, und dabei tritt allerdings die Unnatur meines jetzigen Zustandes, wie er trotz Philosophie und Stoicismus, praktisch vorliegt und bleibt, entschieden hindernd ein. Mich in dieser vollständigen äußeren Erniedrigung zu sehen, würde Dir tausend heiße Schmerzen bereiten; Du würdest sie mir neun Mal verbergen, das zehnte Mal gestehen, und wenn Du sie nicht geständest, würde ich sie errathen; Deine und meine Seelenruhe würden erschüttert, unser Leid würde sich durch die Theilung nicht vermindern, sondern verdoppeln. Denke nur an unser oft so trauriges Beisammenseyn im Justizamte in Dresden. Das würde hier doch nicht anders. Und dann, meine theure Schwester, wäre unser Beisammenseyn doch immer nur kurz gegen die Trennung. Was sollte Dir aber hier, in dem einsamen Waldheim, Ersatz bieten? Wenn Du sagst: meine Liebe, so ist das eitel Täuschung Deines aufopfernden Herzens. Ihr Fühlen kann nicht erstickt werden, ihren Aeußerungen, ihrer Bethätigung aber sind Fesseln angelegt.

Und siehe, die Sehnsucht würde uns viel mehr peinigen als jetzt. Eben war ich im Garten, im herrlichen Sonnenschein; die Berge glänzten, die Blumen dufteten, die Schmetterlinge tanzten und Himmel und Erde lachten; da wurde es auch froh in mir, und ich dachte mit heiterer Liebe an Dich, ich suchte Dich auch unter dem schönen Sommerhimmel und unter lieben Menschen, aber trauern hätte ich müssen, hätte ich Dich als einsame Wanderin auf den Bergen vor mir gewußt, von denen Deine Sehnsucht mich, und meine Dich vergebens anriefe.

Du kannst mir vielleicht einwenden, daß gerade ein solches Stillleben Deinem Gemüthe Erquickung verspricht. Augenblicklich, auf kurze Zeit, ja, aber nicht auf die Dauer.

Mögen Dich oft die Verkehrtheiten, oft die Schwachheiten und zuweilen die Bosheit Deiner Mitmenschen verwunden, ich gebe es zu, aber wie starkt wie erhebt auch wieder ein hoher Mensch! Und möchtest Du Deine Hand entziehen, wo Du rathen, trösten, helfen kannst, oder auch wo Du erfreuen kannst? Und wolltest Du Deine Hand abziehen von all' den hohen Bestrebungen der Menschheit, wo auch Du eine Aufgabe hast, die nur in der Gemeinschaft erfüllt werden kann? Wolltest Du davon die Hand abziehen, nur um meinetwillen? Nein, meine Geliebte, das sollst und darfst Du nicht. Sey Du das schöne Band, das mich mit der Außenwelt noch zusammenhält, sey mein lieber Tröster, wenn ich traure; sey Theilnehmerin meiner Freuden, wenn ich glücklich bin; bleibe aber auch Freundin, Helferin, Trösterin der gesammten Menschheit, arbeite rüstig mit allen wackern Brüdern und Schwestern an den Tagen der bessern Zukunft.

Der Herr Direktor will Dir erlauben, mich zu sehen, komm also bald, recht bald; aber vergiß nicht, daß Du einen Züchtling besuchst und laß Dir durch Aeußerlichkeiten nicht zu großen Schmerz bereiten. Wir wollen den Herrn Direktor zusammen bitten, daß er uns recht häufiges Schreiben erlaubt; dann wissen wir immer um unser Wohl und Weh, dann wissen wir, wo wir Verständniß, Trost und Liebe zu suchen haben. Jean Paul sagt: „Die Entfernung der Körper bewirkt die Annäherung der Seelen."

Meine kurzweilige Beschreibung des Lebens und Treibens des zwei Wochen alten Züchtlings 157 kann ich Dir heute nicht geben, da sie kurz zu langweilig seyn würde, zur kurzweiligen Beschreibung mir aber keine Zeit mehr bleibt. Für heute also Lebewohl!

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Es ist zum Gähnen, wie langsam das himmlische Reich der Chinesen der europäischen Kultur nachschleicht. Die bei uns altfränkische Mode der Volkssouveränetät ist bei ihnen knapp vor dem Ende des Jahres 1850 erst an- und aufgekommen und unter den Insurgenten, die gegen den Kaiser die Waffen ergriffen haben, guter Ton geworden. Das Wort kommt wirklich in einer Proklamation an ihren geschlagenen Kaiser vor. Ich hab' mir unwillkürlich die Augen wie nach einem tiefen Schlafe gerieben. Wir müssen aber vielleicht in den chinesischen Zeitungen die ganze Geschichte noch einmal durchmachen.

(Dorfztg.)

Nicht nur in den englischen Zeitungen und Journalen findet man unaufhörlich Ankündigungen von „Moses und Sohn" in London, „Kleidermacher, Hutmacher, Kürschner, Schuhmacher, Täschner rc.", man sieht die Firma auch an der Decke der Eisenbahnwagen und der Omnibus, in Dampfschiffen und auf Landungsbrücken, selbst im Bogenraum der Themsenbrücke und an jeder Ecke der Riesenstadt steht ein Mann, der den Vorübergehenden eine Karte von „Moses und Sohn" zusteckt. Es ist dieß das größte Kleidermagazin in der Welt, das eine Reihe von Läden im Erdgeschosse von fünf Häusern und überdieß die übereinandergethürmten fünf Stockwerke dieser Gebäude füllt. Ein

Zweiggeschäft aus drei fünfstöckigen Palästen befindet sich in Westend und zwei andere colossale Sprößlinge gedeihen in Leeds und Bradford. Außer einem Lager von Theerjacken und Lootsenkappen findet man da Alles zur Ausstattung des männlichen Geschlechts vom Scheitel bis zur Sohle, vom Hemd bis zum Pelzwerk u. s. w. In dem Hauptgeschäfte zählt man mehrere tausend Gasflammen, achtzig Commis, für die ein besonderer Speisesaal, eine Bibliothek und ein Lesezimmer eingerichtet ist; großartige Verpackungsanstalten mit eigenen Zimmerleuten, ein eigenes Cassirsystem, das für das Innere des Hauses ein Bankierwesen im Kleinen bildet, und das Alles ist nur das Viertel eines Geschäfts unter einer Leitung.

(Mittheilungen aus Paris.) Seit der Nacht des 10. Dec. ist das Hotel de Ville Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit; die Ausschmückung seiner Räumlichkeiten zu der großen Fête, welche daselbst stattgefunden, war so glänzend, daß das Pariser Publikum ein zügelloses Verlangen zu erkennen gab, seine Augen an diesen Herrlichkeiten zu weiden; demgemäß hat die Behörde der neugierigen Menge fünf Tage hindurch den Tummelplatz der Heroen und Heroinen geöffnet und Jedermann spricht jetzt fast von nichts als vom Hotel de Ville. Der Anblick der „Salle de l'Horloge“ — ehemals der Thronsaal — hat zu manchen Commentaren und Vergleichungen Veranlassung gegeben. Viele hatten diesen Saal bereits unter weniger friedlichen Umständen besucht. Man könnte ihn das Hauptquartier der Revolutionen nennen. Zehn Regierungen sind seit fünfzig Jahren darin proklamirt worden. Seine Uhr hat mancher Pein geschlagen, manche Tod und Verderben drohende Stunde verkündet, aber die Stadt Paris stirbt nicht; jedes Jahrhundert fügt eine neue Blume in ihren Kranz und, gleich der Eiche, wächst sie im Sturme. Die Wandgemälde, welche den Saal zieren, sind geschichtlich, sie erinnern an vier wichtige Epochen: an das gallisch-römische Paris, an das feudale Paris unter Philipp August, an das monarchische Paris unter Ludwig dem Vierzehnten und an das constitutionelle Paris. Voltaire schrieb im Jahr 1750: „Unser Hotel de Ville ist klein und schlecht gebaut, und doch könnten unsere Pariser ein Wunder von Pracht und Größe daraus machen, wenn Jeder etwas von seinem Ueberflusse dazu hergäbe . . . vielleicht findet sich mit der Zeit eine hinreichend eifrige und thätige Behörde, um einen solchen Vergrößerungs- und Verschönerungsplan zu fassen, und ein fester Geist, um ihn auszuführen. Wenn aber in unserer ungeheuren Stadt Niemand darauf denkt, und wenn man höchstens bei Tische unter Scherzen und Quodlibets davon schwatzt, so wird man über den Ruinen von Jerusalem weinen müssen.“ Welcher Triumph für Voltaire, wenn er den heutigen Festlichkeiten in unserm Hotel beiwohnen könnte, er würde seine kühnsten Träume erfüllt sehen; die Decoration des Tempels betreffend, hat man alle seine Fingerzeige bis auf den letzten benutzt. „Man sollte“, sagt er unter andern, „unsere historischen Personen in Nischen der Façade aufstellen; die erste Pflicht eines wahrhaft civilisirten Volkes ist, das Andenken seiner großen Männer zu ehren.“ Die Statue Voltaire's figurirt jetzt ebenfalls in diesem ruhmreichen Phalanx.

Korrespondenz.

Erbach im Odenwalde, 24. Jan.

Von hier aus kommt der Redaction dieser Blätter nachstehende Berichtigung einer Korrespondenz aus Michelstadt in Nro. 18 der D daskalia zu: „Die Michelstädter Korrespondenz ist in ihrem Wesen unwahr. Der Herr Graf zu Erbach-Erbach ließ weder einer Wittwe eine Geis auspfänden, noch hat die Besitzerin der Geis oder sonst Jemand versucht, das Pfand wieder zurückzuerhalten. Eine Frau zu Erbach war seit dem Jahre 1847 mit Güterpacht bei der gr. Erbachischen Receptur zu Erbach im Rückstand geblieben und obgleich ihr der Herr Graf den Rückstand vom Jahr 1847 zu zwei Drittheilen des Betrags, nachgelassen hatte und derselben auch gestattet worden war, den Rest der Schuld in der gräflichen Oekonomie abzuverdienen, was ihr und ihren zwei erwachsenen Töchtern als kräftigen Personen ganz leicht gefallen wäre, so verweigerte die Frau doch hartnäckig weitere Zahlung und Arbeit. Dieselbe trieb die Renitenz so weit, daß sie sogar die in das Pfand genommenen Crescentien des Pachtfeldes gegen gerichtliches Verbot veräußerte. Daraufhin pfändete der Gerichtsdiener der Schuldnerin eine Geise ab. Diese wurde der Receptur adjudicirt und von dort kaufte die Geis ein Michelstädter Krämer, wodurch sie in die Hände der Demokratie kam und sofort zur Aufführung eines Scandals benutzt werden sollte. So verhält sich die Sache in Wahrheit! Wer bei gesunden Sinnen ist, der begreift, daß man Geisen nicht in Schlösser logirt, und wer einige Kenntnisse von dem Geschäftsgang bei Recepturen und Gerichten hat, der weiß, daß der Herr Graf seine Renten nicht selbst eintreibt, auch, daß die Receptur eine Auspfändung selbst nicht vornehmen konnte. In der That ist dem Herrn Grafen diese Sache mit Ausnahme des Nachlasses gänzlich unbekannt geblieben.“

Frankfurt a. M.

Vorstellung zum Besten Albert Lortzing's hinterlassener Familie.

Wiederum tönt eine Trauerkunde durch alle Gauen des deutschen Vaterlandes. Albert Lortzing, der gefeierte Lieder- und Operncomponist ist unerwartet vom Tode überrascht und von seiner segensreichen Wirksamkeit plötzlich abgerufen worden. Er starb in der Frühe des 21. d. M. in Folge eines Schlaganfalles, nachdem er noch kurz zuvor gesund das Bett verlassen hatte. Sein Leben und Streben, sagt Ernst Kossak, war das eines deutschen Künstlers, arm und vergessen. Auf allen Bühnen Deutschlands sind seine Opern mit glänzendem Erfolge gegeben worden, seine Lieder sind volksthümlich geworden, sein Name ist bekannt bei Jung und Alt, Reich und Arm; — aber die Früchte seines Talentes und Fleißes haben Andere geerntet und er hinterläßt eine Wittwe mit sechs Kindern, welche in ihm nicht nur den treuen und liebevollen Gatten und Vater, sondern auch ihren Ernährer verloren haben. So wird es nun heilige Pflicht, seiner Hinterbliebenen zu gedenken und diesen durch die That zu beweisen, daß man seine Verdienste zu ehren weiß. Von dieser Ansicht ausgehend und von dem Gefühle einer edlen Pietät geleitet, hat unsere hiesige Theaterdirektion für nächsten Mittwoch, den 29. d. M., eine Vorstellung veranstaltet, deren Ertrag der Familie des leider so früh Dahingeschiedenen zugewendet werden soll. Wir glauben, daß unser eben so kunstsinniges als stets menschenfreundliches Publikum sich mit der wärmsten Theilnahme einer Vorstellung zuwenden wird, durch deren Unterstützung wir nicht nur den gefeierten Verstorbenen, sondern zugleich auch uns selbst ehren. Mögen alle deutschen Bühnen zu gleichem Zwecke wetteifern, eine Schuld des Dankes und der Liebe abzutragen! W.

Theater-Anzeige.

Montag, 27. Januar. Ein deutsches Dichterleben, oder Bürger und Molly, Schauspiel in 5 Abtheilungen nach Otto Müller's gleichnamigem Roman von S. H. Mosenthal.

Dienstag, 28. Januar. (Zum ersten Male wiederholt): Junker und Knecht, Lustspiel in 2 Aufzügen von F. Kayser. Hierauf: (Zum ersten Male wiederholt): Die vornehmen Dilettanten, oder: Die Opernprobe, komische Oper in 1 Aufzuge, Musik von Lortzing.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 24. Dienstag, den 28. Januar 1851.

Lady Southwel.

Nach dem Französischen des Roger de Beauvoir.

(Fortsetzung.)

„Unglücklich?“ fuhr der Doktor fort, „ja allerdings, wenn Sie mir nicht folgen wollen. Morgen in aller Frühe werden die Gerichtsdiener das Hotel umstellen; der Stab eines Constablers wird diesen weißen Nacken berühren. . . Wenn Sie auf meinen Rath hören wollen, so gehen Sie mit mir; ich will Sie in meinem Hause zu German-Spaa verbergen als eine meiner Kranken. Dort sind Sie wenigstens in Sicherheit.“

„Mit Ihnen gehen? bei Ihnen wohnen? bei einem Mörder? Nimmermehr! Dem Himmel sey Dank, ich kann noch reden, ich kann den Richtern sagen . . .“

„Nehmen Sie sich wohl in Acht, Lady Southwel,“ entgegnete arglistig der Doktor; „wenn Sie sich unterständen, mich anzuklagen, so würde ich Ihnen nichts schuldig bleiben. Mein Leben geht mich allein an, aber das Ihrige gehört mir von diesem Augenblicke an, dieß dürfen Sie fest glauben. Guter Rath kommt über Nacht, und ich ersuche Sie, meinen Vorschlag zu überlegen. Ohne unsere Verbindung können wir beide von jener Schenkung keinen Nutzen ziehen; Sie sehen, wir sind an die nämliche Kette geschmiedet. Leben Sie wohl; Ihr Interesse bürgt mir für Ihre Verschwiegenheit bis zu dem Augenblicke, wo ich wiederkomme. Ich will aus Gefälligkeit die kurze Frist, die mir noch bleibt, benutzen, um Sir Robert frei zu machen und Sie vor den Gerichtsdienern zu schützen. Aber eine Antwort — eine Antwort — ich warte.“

„Hier ist sie!“ rief sie aus, indem sie außer sich vor Verzweiflung nach dem Fenster stürzte; „ehe ich Ihnen angehöre, einem Mörder . . .“

Erschreckt von der Heftigkeit einer solchen Aufregung, hielt der Doktor mit der einen Hand Lady Southwel zurück, während er sich mit der andern auf das Fenstergesims stützte. Die Nacht schien noch dunkler geworden zu seyn und ein feiner Regen peitschte die Häuser am Quai.

„Sie haben mich verstanden, Madame,“ hob Bernard gebieterisch wieder an; „Madame, Sie haben noch drei Stunden!“

Er schritt langsam über einen langen Gang, welcher mit den, nun verlassenen Zimmern des Barons und Sir Roberts in Verbindung stand. Der Doktor hatte seine Brille wieder aufgesetzt und den Kragen seines großen Mantels über das Gesicht herabgezogen.

Gefoltert von Seelenangst, gebrochen von Mattigkeit und innerem Kampf, lehnte das unglückliche Weib gegen das Marmorsims des Kamins, kaum noch ihrer selbst bewußt, als plötzlich unten, wenige Schritte von ihrem Fenster, ein Schuß fiel. Zugleich sprang ein Mann, der, sich wie eine wilde Katze anklammernd, an den Vorsprüngen der Mauer heraufgeklettert war, in das Zimmer der Lady.

„Langlois!“ rief Lady Southwel mit dem Ausdruck der innigsten Freude, und zugleich lag in dem Tone ihrer Stimme ein stiller Dank gegen Gott.

„Ja, Langlois,“ erwiederte dieser, indem er sich der Lady zu Füßen warf und einen sanften, flehenden Blick zu ihr erhob. Seine Kleider waren voll Sand, sein Gesicht blaß und bewegt.

„Bist Du verwundet?“ fragte Lady Southwel lebhaft, indem sie des Schusses gedachte, den sie eben gehört hatte; „o sprich, o sprich,“ fuhr sie fort und legte ihre zitternde Hand auf die grobe Jacke des Badedieners.

„Beruhigen Sie sich, Madame, ich bin nicht verwundet; es hätte nur geschehen sollen, das ist Alles. Mein Gegner, den ich nicht kenne, der Mann, welcher nach Ihrem herzzerreißenden Schrei an diesem Fenster, rasch Ihr Hotel verließ, benützte den Augenblick, wo ich, in der Meinung, er sey ein Dieb, mit Gewalt seinen Mantel auseinanderriß, um sein Pistol auf mich zu richten, aber ich beseitigte es mit der Hand; darauf trat er zwei Schritte zurück, zielte von Neuem und drückte los. Gott fügte es, daß er mich nicht traf. Wer ist der Elende? Ich weiß es nicht, aber ich werde es erfahren.“

„Dieser Elende ist der Doktor Bernard. Ach freilich, ein Elender,“ entgegnete sie im höchsten Affekt der Verzweiflung.

„Und er wollte Sie ermorden? Wo ist denn Ihr Gatte?“

Bei dieser Frage erhob Lady Southwel stolz ihr Haupt.

„Mein Gatte?“ erwiederte sie, „mein Gatte?“ er ist abgereis't, Langlois, unter dem Vorgeben, Du seyst mein Liebhaber.“

„Ich, Madame? Ach, ich bin ja nichts als Ihr Diener, Ihr Sklave!“

„Mein Freund!“ fiel sie ein und reichte ihm die Hand zum Kusse.

„Ich kann noch nicht begreifen,“ fuhr Langlois niedergeschlagen fort, „warum Herr von Nanteuil verreis't ist; noch weniger begreife ich, was den Doktor Bernard zu Ihnen geführt haben mag.“

„Weil Deine edle, große Seele die Niederträchtigkeit nicht begreifen kann, Langlois, weil Du treu ergeben bist und die schändlichen Leidenschaften, die abscheulichen, finsteren Verbrechen nicht kennst. Doktor Bernard kam nicht, um mich zu morden, Langlois, das hat er schon zweimal gethan, und er hat sicher getroffen durch Verleumdung, das ist seine Waffe; er kam, um mich zu nöthigen, ihn binnen Monatsfrist zu heirathen. . .“

„Ihn heirathen? Ihn? — Ha, das ist ja nicht möglich! Das ist ein Traumbild!“ entgegnete Langlois, indem er Lady Southwel starr anblickte. „Sie, Madame, können ja den Menschen nicht heirathen; ihn für seine Frechheit zu züchtigen, das ist meine

Sache, das will ich allein ausführen. Ich habe ein offenes Auge und eine schnelle Hand!"

„Aber Du weißt nicht, Langlois, daß Du mich dadurch noch mehr bloßstellen würdest; Du weißt nicht, daß dieser Niederträchtige an allem meinem Unglücke schuld ist? Hat er denn nicht eben erst die Gattin des Barons von Nanteuil als eine angeklagte, von ihrem Gatten verlassene Frau geschildert? Hat er nicht den Baron dahin gebracht, an die lächerliche Fabel eines Liebesverständnisses mit Dir zu glauben, mit Dir, den ich doch werth schätze — fügte die Lady eilig hinzu — als Freund, als einen Bruder?"

„Und der Baron konnte glauben?"

„Er brauchte einen Vorwand, um seine Flucht zu beschönigen; er ergriff diesen, und doch wären seine Schulden Grund genug gewesen. Aber die Männer bleiben, wenn sie niederträchtig werden, nie auf halbem Wege stehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Kerkerbriefe.

(Aus einer noch ungedruckten Biographie.)

(Fortsetzung.)

Waldheim, 12. August.

Ich habe Dir gestern verschwiegen, welch ein böser Geist oder vielmehr Ungeist mir meinen schreibseligen Nachmittag verkümmert hat und schwerlich wirst Du es errathen: es war mein Magen.

Bis jetzt hielt ich mich immer für einen kräftigen Naturmenschen und bildete mir namentlich auf die Gesundheit meines Magens nicht wenig ein, den ich nicht einmal sitzen wußte; nun muß ich hier zu meinem größten Verdruß erfahren, daß ihm unsere etwas derbe Kost nicht ansteht und beim gesundesten Appetit muthet er mir zu, mich nicht satt zu essen, widrigenfalls er mich Tag und Nacht auf die Folterbank legt. So war es auch gestern, wo nach einer schlaflosen Nacht der Kautz am Tage fortknurrte und besonders mein Sitzen nicht leiden wollte; heute ist er verständiger.

Der Herr Doktor, dem ich meine Noth geklagt, hat sich mir sehr freundlich gezeigt; er hat mir leichteres Brod verordnet, weil meine Natur daran gewöhnt ist, wöchentlich vier kalte Bäder gestattet und sogar mein Leibgetränk, den Kaffee; er will nun sehen, ob durch diese Veränderungen das Unheil gehoben wird; ich hoff' es.

Nun will ich Dir schnell eine Skizze meines alltäglichen Lebens geben, und dann den Brief absenden, damit er Dir schnell meine Grüße bringt.

Morgens dreiviertel 5 Uhr weckt die Glocke; daß ich eine freundliche Zelle als Einsiedler bewohne, weißt Du schon. Zuerst erhebe ich mich, dann mein Bett (ein grüner Kasten mit Strohsack und Decke), welches den Tag über wandschrankartig paradirt; dann fege ich aus und wische ab. Nach einer halben Stunde kommt Wasser und Morgensuppe; ersteres nehme ich in einem Kruge, letzteres in einem zinnernen Napfe an der Thür in Empfang und man schließt wieder zu.

Ich wasche mich, nehme mein erstes Frühstück zu mir und gehe nach dem Spruch im Hausschatz:

> Nach dem Essen sollst du stehen
> Oder tausend Schritte gehen,

in meiner Zelle auf und nieder und dann zur Arbeit. Um diese Zeit wird gewöhnlich mein Fenster aufgeschlossen und ich sage der Sonne und dem jungen Tage meinen Gruß. Mein Arbeiten theilt sich in Uebersetzen, Mathematik und Mnemonik. Um elf Uhr machen wir bereits Mittag; ich empfange Essen und Trinken wieder an der Thüre. Bis zwölf Uhr promenire ich in meinen vier Eckpfählen, von zwölf bis ein Uhr habe ich meine Erholungsstunde, die mir Jean Paul, Carus oder Zschokke kürzen, dann wird wieder mit ermunternder Abwechslung gearbeitet bis zum Dunkelwerden. Um diese Zeit beginnt gewöhnlich unser halbstündiger Spaziergang, den uns der Herr Direktor aus besonderer Güte im Garten gestattet. Da sieht man Bäume, Blumen, Schmetterlinge und den Himmel mit Sonnenlicht und Wolkenschmuck. An meinen Badetagen fällt auch noch das Bad auf den Nachmittag; gegen Abend ist noch einmal Wasserempfang an der Thüre.

Noch ein wichtiger Tag ist der Mittwoch; ich empfange dann heißes Wasser zur großen Wäsche, das heißt zum Waschen meiner Strümpfe und Taschentücher, zum Fensterputzen und Stubenscheuern, wenn es noth thut.

Du siehst, in der Woche lebe ich klösterlich einsam und nichts hindert mich, die Bilder meiner Lieben mir vorzustellen und in ihrem Anschauen glücklich zu seyn. Das bin ich, so oft ich den blauen Himmel anschaue und ich flehe zu Gott, daß seine Sonne eben so heiter in Dein Herz eindringen möge.

Am Sonntage stehen wir eine Stunde später auf und gehen um 9 Uhr zur Kirche, dann ist es wieder äußerlich still und einförmig wie in der Woche. Aber ich habe den Sonntag zu meinem Fest- und Feiertage erkoren, indem ich schreibe, lese, träume und mich sehne. Das ist nun ungefähr mein Leben und äußere Disharmonien bedrohen es wenig; wenn es mir also gelingt, in frisch bleibender Thätigkeit meinen Lebenszweck zu finden und dabei zu beharren; wenn es mir gelingt, meine Wünsche zu beschränken und, was ich jetzt entbehre, nur in fernen Hoffnungen zu erträumen und mich dabei zu beruhigen, so werde ich zufrieden seyn und mit Gottes Hülfe wird es mir gelingen.

Auch den Herrn Pastor habe ich kennen gelernt; er ist ein freundlicher, toleranter Mann und wollte mich nicht zwingen, in die Kirche zu gehen, weil ich Mitglied der freien Gemeinde bin. Ich gehe aber doch hinein, weil es erstens die einzige Gelegenheit ist, wo ich mich recht ausschreien kann (die Kehle wächst mir sonst zu), zweitens, weil der öffentliche Gottesdienst immer etwas Erbauliches für mich hat, und drittens, weil ich mir den kleinen einfältigen Schauder abgewöhnen will, den ich noch immer empfinde, wenn ich mit meinen nichtpolitischen Leidensgefährten zusammentreffe, die doch auch Menschen sind und nur unglücklicher als ich.

Lebe wohl für heute; erfreue mich bald mit einem Gruße, noch lieber mit einem Händedruck und bringe ein heiteres frisches Herz zum Wiedersehen.

(Fortsetzung folgt.)

Albert Lortzing,

der gemüth- und geistvolle Mensch, der gewandte und gern gesehene Bühnenkünstler, der talentvolle, reichbegabte und allbeliebte dramatische Tonsetzer — er wandelt nicht mehr unter den Lebenden. Im rüstigsten Mannesalter, mit einer schreckenerregenden Plötzlichkeit hat des Todes kalte Hand ihn berührt und ihn seiner trostlos jammernden Familie, seinen zahlreichen persönlichen Freungen im deutschen Vaterlande, der heitern Kunst, deren würdiger und eifriger Priester er bis zum letzten Augenblicke war, schonungslos und unerbittlich entrissen — ein ernstes, erschütterndes Memento mori, zumal in die gerechte Trauerklage um den herben Verlust gleichzeitig die bittere Wehmuth über das drückende Loos sich mischt, welchem vorzugsweise bei uns in Deutschland

Künstler und Dichter verfallen: die beliebten Freudenspender für Tausende zu seyn und selbst mit des Lebens Noth und Bedrängniß kämpfen, die Ihrigen in Mangel und Sorge zurücklassen zu müssen. Es bedarf dafür der Erinnerung nicht an die unsterblichen Heroen deutscher Tonkunst. Die Zeit ist in dieser Rücksicht keine andere geworden seit einem halben oder Vierteljahrhunderte! Conradin Kreutzer ist gestorben und hat seine Wittwe in Dürftigkeit hinterlassen. Unser Lortzing hat seine Laufbahn beschlossen, und seine zurückbleibende Familie wird mit Mangel und Entbehrung zu kämpfen haben, wenn nicht Deutschlands Theaterdirektionen und Theaterfreunde, eingedenk der bedeutenden Vortheile, der reichen Genüsse, welche des Heimgegangenen schönes Talent ihnen so oft bereitete, es als eine Ehrenschuld betrachten, für die Wittwe und die Waisen ein Jeder an seinem Theile das Möglichste zu thun! — Am 23. Oct. 1803 ward Gustav Albert Lortzing in Berlin geboren. Seine Eltern, Johann Gottlob (früher Kaufmann) und Charlotte Sophie Lortzing, waren damals schon Mitglieder des Berliner Liebhabertheaters Urania, auf welchem nicht wenige bedeutende Künstler ihre erste dramatische Ausbildung erhalten haben, und erzogen ihn für die Bühne, während er seinen ersten Unterricht in der Musik von dem spätern Direktor der Berliner Singakademie, Rungenhagen, erhielt. Nachdem er schon vielfältig in Kinderrollen die Bretter betreten, erhielt er sein erstes Engagement in Düsseldorf und Aachen, wo er von 1819 bis 1822, und dann ein gleiches in Köln, wo er bis 1826 das Fach der jugendlichen Liebhaber bekleidete und gleichzeitig Tenorpartien auszuführen hatte. Dann erhielt er bis 1833 Engagement in Detmold, wo auch seine erste, schon 1824 entstandene Operette: „Ali Pascha von Janina", zuerst zur Aufführung kam. Hier componirte er auch noch das weitverbreitete Liederspiel: „Der Pole und sein Kind" (1832), durch welches er zunächst seinen Ruf als Componist begründete, obwohl es an sich nicht von hervorragender Bedeutung ist, und ging dann 1833 nach Leipzig, wo er länger als ein Decennium ein sehr beliebtes Mitglied des Stadttheaters, später auch Regisseur der Oper war. Hier entstanden nun in rascher Aufeinanderfolge seine ersten komischen Opern, die ihn zum Vertreter dieser Gattung in Deutschland für die Gegenwart gemacht, weil sie durchaus volksthümlich aufgefaßt und wiedergegeben sind. Man hat ihn in dieser Beziehung mit vollstem Rechte den modernen Dittersdorf genannt; die Vergleichung ist eine in vieler Beziehung treffende und treffliche. Die „beiden Schützen" eröffneten die Reihe dieser Lortzing'schen Opern im Jahre 1837; 1838 schon folgte „Czar und Zimmermann", welche eine wahrhaft enthusiastische Aufnahme nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich und England, in Schweden und den Niederlanden fand. „Caramo" erschien 1839 und 1840 sein „Hans Sachs". Dann folgte 1841 „Casanova" und 1843 der „Wildschütz"; später die romantische Oper „Undine", während eine ernste, „Die Schatzkammer des Inca", nicht zur Aufführung kam, — dann noch „Der Waffenschmied", die „Rolandsknappen", „Zum Großadmiral" ꝛc. neben einer nicht unbedeutenden Zahl kleinerer Compositionen, und man erkennt daran unschwer den großen Fleiß des Componisten, wenn auch eins oder das andere von etwas flüchtiger Bearbeitung zeugt. — Mit dem Jahre 1844 entsagte Lortzing seiner praktischen Bühnenthätigkeit — wir meinen, zu seinem Nachtheile — und ward dann Kapellmeister beim Leipziger Stadttheater, später bei Pokorny in Wien. Da wendete sich sein Geschick, und aus der letztern Stellung scheidend, war er um des Unterhaltes willen gezwungen, seine Schauspielercarriere wieder aufzunehmen, ohne daß er doch, trotz einer Menge von Gastspielen auf verschiedenen kleinern Bühnen, ein dauerndes Engagement finden konnte, bis er im vorigen Jahre endlich am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater eine, freilich nach außen und nach innen beschränkte Anstellung als Kapellmeister erhielt, um in seiner Vaterstadt — sterben zu können! Thätig noch am Tage vor seinem Tode, hatte er am Morgen des 21. Januar kaum sein Lager verlassen, als früh halb 8 Uhr ein Nervenschlag ihn traf und er in den Armen der verzweifelnden Gattin, einer geborenen Ahles aus Stuttgart, mit der er seit 1824 in glücklicher Ehe lebte, sein Leben aushauchte! — Mögen die deutschen Bühnen denn wenigstens nach seinem Tode ihm schenken, was sie den lebenden Dichtern und Componisten des Vaterlandes gewähren sollten: eine Anerkennung durch die That! Er aber schlummere in Frieden!

Dr. J. S.

Gedächtnißfeier für Dr. Möhler,

den verewigten Präsidenten der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften in Frankfurt am Main.

Als im Sommer des vorigen Jahres der Mitbegründer und langjährige Präsident der hier genannten Gesellschaft durch einen plötzlichen Tod von seiner irdischen Laufbahn abgerufen wurde, waren die Zeitumstände zu einer den Verdiensten des Verstorbenen ganz entsprechenden und würdigen Feier nicht günstig, und so glaubte man solche vorläufig verschieben und für einen geeigneteren Moment vorbehalten zu dürfen. Dieser fand sich am 26. Jan. d. J. und zwar in den Tagen, die, als der Verstorbene noch unter uns wandelte, so oft in trautem Freundeskreise der Feier seines Geburtstages gewidmet waren. Im ungestörten und heiteren Gedankenverkehr und im Austausch von Gefühlen der Freundschaft, der Verehrung und des Dankes pflegte man an diesem Tage beisammen zu weilen, der durchlaufenen Bahn der Gesellschaft und ihres Präsidenten zu gedenken und sich zu erneuerter Wirksamkeit wechselseitig aufzumuntern und zu erwärmen. Nun ist der Mann, den wir geliebt und geehrt haben, von uns geschieden, aber sein Andenken und die Früchte seines unablässigen Strebens und Schaffens sind geblieben. Der Verewigte gehörte zu Denjenigen, die alle Eigenschaften, die zu einer praktischen Thätigkeit erforderlich sind, besaßen. Mit mannichfachen Kenntnissen ausgerüstet, war er doch nicht in dem Maße ein deutscher Gelehrter, um über der Wissenschaft das Leben, über den Büchern die Menschen zu vergessen; seine Kenntnisse waren mehr das Ergebniß praktischer Beobachtung und Erfahrung, als tiefer Spekulation und eigenthümlicher Forschung, und standen darum auch den wirklichen Beziehungen seines Berufes, dem eigentlichen Bedürfniß seiner Umgebung näher. Gerade eines solchen Wissens bedurfte es, um in seinem Kreise anzuregen und für die Beförderung von Licht und Aufklärung zu wirken. Mehr als der todte Buchstabe pflegt das lebendige Wort zu ergreifen, und dieses war ihm stets eigen. Sein warmer Eifer für alles Gute und Schöne, die Klarheit und Popularität seines Ausdrucks, die Frische seines Humors waren Vorzüge, die ihre Wirkung nie verfehlten. Aber zur Rührigkeit seines Geistes gesellten sich der Ernst und die Willenskraft eines entschiedenen und immer thätigen Charakters. So gelang es ihm, durchzuführen, was er sich einmal vorgenommen, zu vollenden, was er begonnen hatte. Er blieb nicht leicht auf halbem Wege stehen und Schwierigkeiten konnten ihn nicht leicht entmuthigen. Was seine Wirksamkeit ganz besonders unterstützte, das war seine Beliebtheit und die allgemeine Achtung, deren er sich erfreute. Bei Reich und Arm, bei Jung und Alt gern gesehen, wollte und konnte man ihm nichts abschlagen und fügte sich seinen Wünschen selbst da, wo es Einem auch nicht ganz behagte; man wollte den geachteten Mann, den verehrten Menschenfreund, den eifrigen Vertreter alles Guten weder betrüben noch entmuthigen, man wußte, wie

gut er es stets meinte, und so wäre es unrecht gewesen, ihm unfreundlich entgegen zu treten. — Des Verewigten vielseitige Verdienste um die oben genannte Gesellschaft wurden bei Veranlassung der hier erwähnten Gedächtnißfeier von dem derzeitigen Präsidenten, Hrn. Schöff Dr. Souchay, nach allen Seiten hin gewürdigt, und zugleich führte uns der Redner einen kurzen Abriß von Dr. Wöhlers Leben und segensreichem Wirken in unserer Vaterstadt vor. Der Saal der Loge Sokrates, in dem die Feier stattfand, war festlich geschmückt, und auf die zahlreiche Versammlung machten sowohl die sinnigen und inhaltreichen Worte des Redners, wie auch die lebendige Erinnerung an den edeln und verehrten Mitbürger, dem sie galten, einen tiefen Eindruck, der nicht verfehlen konnte, uns zu ermuntern, im Geist und in der Gesinnung des Verstorbenen an dem Vermächtniß seines Lebens und seiner Liebe fortzuwirken. — Sollte es der Gesellschaft gelingen, bald den Grundstein zu einem lang ersehnten und wirklich zum Bedürfniß gewordenen Neubau zu legen, zu einem Bau, dessen geräumige Hallen und weite Räume geeignet wären, den verschiedenen Instituten ein ihrer würdiges Asyl zu eröffnen, einen Bau, der zugleich eine neue Zierde unserer schönen und gesegneten Mainstadt werden dürfte, so würde gewiß in diesem neuen Tempel des Guten und Schönen auch unserm verewigten Dr. Wöhler ein von Künstlerhand geschaffenes Denkmal aufgerichtet und dann alljährlich an seinem Geburtstage mit frischen Blumen und Blüthen geschmückt werden. W.

Mannichfaltigkeiten.

Wie sich auch ein sonst gescheidter Mann verrechnen kann und die Vögel fangen will, wenn sie ausgeflogen sind, zeigt deutlich der Buchhändler Voigt in Weimar. Er hat jetzt, Anno 51, wo das Feuer in ganz Deutschland gelöscht oder ausgegangen und nirgends mehr ein Funken zu sehen ist, nicht einmal in Holstein, eine allgemeine deutsche Feuerordnung von Dr. Hellrung gedruckt. Das Buch ist ganz gut, aber post festum erschienen. Wo kein Feuer ist, braucht man keine Feuerordnung, und nöthigenfalls werden die Oesterreicher und Russen schon löschen.

Der Dorfzeitungsschreiber bemerkt: „Was mir leid thut und was mir lieb ist: Leid thut mir der Verlust, den Preußen in den letzten acht Wochen erlitten hat, der Verlust in der öffentlichen Meinung, der Verlust an Einfluß und an Aussichten. Meine Hoffnungen für Deutschland hingen immer mit Preußen zusammen; von dem preußischen Volk und dem preußischen König sollte die Erhebung Deutschlands ausgehen, glaubte ich, geistig und leiblich. Es wird mir recht schwer, meine Hoffnung aufzugeben. — Lieb ist mir, daß jetzt Deutschland keine Orgel ist. Wenn alle die schrecklich verstimmten Register in Hessen, Holstein, Preußen, Oesterreich u. s. w. u. s. w. auf einmal laut würden, — und wenn der größte Meister die Orgel spielte, es wäre zum Davonlaufen. Wir wollen nicht vergessen, daß es eine schwere Aufgabe für die Herren Orgel-Bauer und Spieler in Dresden ist, nur einen leidlichen Accord auf dem verstimmten Werk herauszubringen.

In Königshofen und der Umgegend haben sich bereits die Lerchen hören lassen. Noch sind wir aber nicht über den Winter hinüber, wenn auch der bayerische Himmel milder ist als der am Thüringerwald.

Korrespondenz.

Worms, 25. Januar.

Seit der Abreise des Pfr. Schröter nach Amerika hat die hiesige deutschkatholische Gemeinde keinen eigenen Geistlichen mehr; durch die kräftige Verwendung des Vorstandes derselben und die dankenswerthe Bereitwilligkeit der Prediger von nah und fern, hatte die Gemeinde jedoch die Freude, manche Stunden der Erbauung zu genießen. Zu diesen rechnen wir auch die am Sylvesterabende von Hrn. Pfarrer Graf aus Wiesbaden abgehaltene Feier, welche die Gemüther, trotz der ungünstigen Zeitläufte, ermuthigte und einem zuversichtlichen Blick in die Zukunft Raum gab. — Wenn es erlaubt wäre, hier einen Wunsch auszusprechen, ohne dadurch die Wiesbadener Gemeinde zu benachtheiligen, so wäre es dieser: daß es der hiesigen gelingen möchte, Hrn. Graf für seine Vaterstadt zu gewinnen, wo er so viele Freunde und gleichgesinnte Mitarbeiter am heiligen Tempel der Wahrheit finden würde.

Köln, 18. Februar.

Der Gemeinderath hat, weil er nur öffentlichen Anstalten Unterstützungen zuwendet, unsere Malerschule aufgefordert, dem Publikum durch eine Ausstellung ihrer letztjährigen Leistungen Gelegenheit zu der Einsicht zu bieten, daß die für die jungen Künstler aus dem Gemeindefonds bewilligte Summe kein todtes Kapital sey. Morgen schon hat man Gelegenheit, im Museum, wo die Ausstellung stattfindet, ein Urtheil über das Wirken unserer Kunstbeflissenen zu fällen. Wir stellen denselben, da wir zuweilen Gelegenheit hatten, in der Kunstschule den Pinsel handhaben zu sehen, ein gutes Prognostikon; namentlich wird man den letzten Studienköpfen (unter denen das Portrait des Ernst Mahner, der wahrscheinlich jetzt in Düsseldorf abconterfeit wird, den ersten Rang behauptet), seinen Beifall nicht versagen können. Wenn sich auch der größte Theil der Actzeichnungen nicht, weil sie den Menschen im paradiesischen Zustande darstellen, für die Oeffentlichkeit eignen, so sind wir doch überzeugt, daß der Rest immerhin geeignet ist, das Zeugniß abzulegen, daß die jetzige Kunstschule während der kurzen Zeit ihres Bestehens mehr nur Ausgezeichneteres leistete, als die frühere Anstalt unter der Leitung des de Noël in den Jahren von 30 bis 37. Man wird nicht umhin können, den Resultaten Anerkennung zu zollen, um so mehr, wenn es berücksichtigt wird, daß dem Verein nur 250 Thlr., von denen allein der Castellan 48 Thlr. bezieht, zur Verfügung gestellt sind, eine Summe, die kaum ausreicht für Heizung, Beleuchtung, für Modelle zum Actstehen, zu Scizzen und Gewandstudien. Doch da die Kunst nach Brod gehen muß, finden wir das ganz in der Ordnung. A. G.

Mainz, 26. Januar.

Seit einiger Zeit hält sich die mit dem Künstler Hrn. Schlegel verehelichte Schwester des leider so früh verstorbenen, durch seine bedeutenden Leistungen auf dem Gebiete der Lichtbildkunst rühmlichst bekannten Herm. Biow bei uns auf. Wir haben Gelegenheit gehabt, die Arbeiten aus dem Schlegel'schen Atelier kennen zu lernen, deren seltene Schönheit uns veranlaßt, denselben öffentlich unsere Anerkennung zu zollen. Wir hören mit Vergnügen, daß Herr und Frau J. Schlegel gesonnen sind, sich hier einige Zeit aufzuhalten. Ihr Atelier ist seit kurzem am Thiermarkte dem Publikum geöffnet.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 28. Januar. (Zum ersten Male wiederholt): Junker und Knecht, Lustspiel in 2 Aufzügen von F. Kayser. Hierauf: (Zum ersten Male wiederholt): Die vornehmen Dilettanten, oder: Die Opernprobe, komische Oper in 1 Aufzuge, Musik von Lortzing.

Mittwoch, 29. Januar. (Benefiz-Vorstellung zur Unterstützung der hülfsbedürftigen Wittwe und der sechs Waisen des am 21. d. plötzlich dahingeschiedenen Componisten Albert Lortzing.) Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Akten von Albert Lortzing. Hierauf: Das Solo-Lustspiel, Intermezzo von Saphir. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 23. Mittwoch, den 29. Januar 1851.

Lady Southwel.

Nach dem Französischen des Roger de Beauvoir.

(Fortsetzung.)

„Also Sie sind jetzt allein — allein und frei?“ hob Langlois an und ein Strahl von Hoffnung durchbebte ihn. „O, Dank sey Dir, mein Gott, daß Du mich zu rechter Zeit hierher gesandt!“

„Was willst Du damit sagen?“ fragte Lady Southwel mit einer Miene des Stolzes, der ihrem Herzen fremd war.

„Nur so viel, daß ich, da Sie arm und verlassen sind, nun hier bleibe, — daß ich, da der elende Doktor Sie bedroht, jetzt nicht abreise.“

„Du wolltest fort?“

„Wozu hätte ich hier bleiben sollen? Wenn man liebt und leidet, hat man eine Luftveränderung nöthig, und einem Seemann steht die Welt offen. Wenn ich Sie Tag für Tag am Arme des Barons von Nanteuil sah, sagte ich zu mir: sie liebt ihn, sie ist glücklich. Doch eines Abends, als ich Sie in meinem Boote fuhr, sah ich Sie weinen und dachte bei mir: sollte ich mich geirrt haben? Sie sahen mich an, als ob Sie sagen wollten: Langlois, Du bist glücklich, Du hast das Meer, die Pflanzen und Blumen am Strande, ein thätiges Leben, Du ruderst und Du singst am Abend, wenn die Sterne funkeln. Mir fehlt Luft und Freiheit, mein Freund. — Wohlan, die Untreue Ihres Gatten gibt Ihnen jene Luft, jene Freiheit wieder, und was das Elend betrifft, da habe ich Arme. O, seyen Sie unbekümmert, ich bin noch da. Lassen Sie uns morgen schon fliehen! Das Meer ist frei für Jedermann! Fort, wir gehen, wohin Sie wollen.“

„Und darf ich das mit Dir, Langlois? Dann hätte der Argwohn gewonnenes Spiel, und die Entehrung, die mich nothwendig treffen müßte. Soll denn der Doktor die Freude erleben, daß ich fliehe? Jetzt, wo wir ihn mit einem Worte niederschmettern können — jetzt, wo ich weiß, daß er der Mörder des Commodore ist?“

„Sie wissen es, Sie auch?“ fiel Langlois ein mit dem Ausdrucke freudiger Ueberraschung.

„Er gab sich nicht einmal die Mühe, es mir zu verbergen; er hat die Schenkung Sir Southwels und wagt es, zu verlangen, daß ich das Vermögen, welches diese wichtige Urkunde mir zusichert, mit ihm theilen solle.“

„Er war es also wirklich, ich hatte mich nicht getäuscht. O meine Rache, meine Rache! Schon morgen, Madame, muß Ihnen der Mensch die Urkunde zurückgeben. Ich verpfände mein Wort, daß ich sie morgen bekomme.“

„Was hast Du vor?“ fragte Lady Southwel mit zitternder Stimme.

„Ich will uns beide rächen. Sind wir nicht beide geduldige Opfer jenes Menschen? Ha, Gott ist gerecht, Gott, der ihn endlich in unsere Hände gibt.“

„Diesen Augenblick erst, als Du ihn fortgehen sahst, hatte er das Papier bei sich, dessen er sich als eine Waffe gegen mein Elend bedienen will; — aber das wird nicht geschehen, nein, es darf nicht geschehen! Du hast Recht, Langlois, daß Du auf Gott vertraust, dessen Gerechtigkeit, wenn auch langsam, den Bösewicht ereilt, der seiner spottet. Gott selbst kommt uns in diesem Augenblicke zu Hülfe, Freund. Ja,“ fuhr sie fort mit einem Blicke unaussprechlicher Zärtlichkeit, „ja, Langlois, ich segne mein Elend, mein Unglück, da es mich frei macht, frei, Dir die Hand zu reichen — willst Du?“

Ein Strahl unverhoffter Freude zuckte über das gebräunte Antlitz des Badedieners; sein Athem stockte, er glaubte von einem plötzlichen Blendwerk getäuscht zu seyn. Er betrachtete bald Lady Southwel, bald seine ärmliche Kleidung; Thränen der Liebe füllten seine Augen, als er dem feuchten, traurigen Blicke des edlen Wesens begegnete, welches von Leiden gebeugt war, wie eine zarte schöne Blume. In diesen raschen, gewaltsamen Entschluß schien Lady Southwel ihre ganze Seele ergossen zu haben; sie gehörte der Welt nicht mehr an, von der sie so lange bewundert und zugleich mißhandelt worden war. Es war, als ob sie unter einer unmittelbaren, höheren Einwirkung wiedergeboren würde.

„Was sprechen Sie, Madame?“ fragte Langlois mit gepreßtem Herzen, welches seinen Worten einen geheimnißvollen Ausdruck des Mitgefühls verlieh. „O, sprechen Sie es aus, daß Sie nicht Scherz treiben mit Dem, der Ihre Worte hört; sprechen Sie es aus, daß Sie an meine Liebe glauben.“

„Wie ich an Gott glaube,“ hob sie an, in das Anschauen seiner edlen, reinen Züge verloren.

Nie vielleicht war auch Langlois schöner gewesen. Es gibt Augenblicke, wo auch die wildeste Hingebung eine ausgesuchte, rührende Anmuth besitzt. Er war vor Lady Southwel auf die Knie gesunken in ehrfurchtsvoller Andacht; es war, als ob er eine Heilige anbete.

„Langlois!“ sagte sie zu ihm und legte die Hand auf seine Schulter, „ich glaube, daß Du das redlichste und edelste Herz auf Erden besitzest; auch siehst Du vor Dir die unglücklichste Frau auf der Welt. Zwei unselige Verbindungen haben mich zum Gegenstande des Gespöttes und des Mitleids gemacht; willst Du mir angehören? Ich werde einen Schwur nicht brechen, den Gott hört.“

„Sie mein Weib, mein Weib!“ rief er trunken von Glück und Freude; „Sie, das Weib eines armen Seemannes — Sie,

eine Engländerin, eine vornehme Dame? — Mein Gott, mein Gott, ich fürchte, ich werde wahnsinnig!"

„Ich werde das Weib meines Befreiers," entgegnete sie, und gab ihm ein Zeichen, daß er aufstehen möge. „Du hast mir versprochen, die Urkunde zu bringen, welche der Doktor besitzt; gehe hin und bringe ungescheut Deine und meine Klage vor das Gericht. Die Urkunde gehört mir, und das Vermögen will ich mit einem Manne theilen, der Herz und Charakter hat, mit Dir."

„O, seyen Sie unbesorgt," hob er an, „ich werde ebenfalls mein Wort halten. Der arme Langlois verdankt Ihnen so viel; ohne Sie, ohne Ihr Bild, was wäre aus ihm geworden während der langen Zeit der Gefangenschaft und der Qual? Wie oft, während ich mich auf dem feuchten Stroh des Kerkers wälzte, erklang mir Ihre geliebte Stimme in dem Rauschen der Wogen! So oft ein Sonnenstrahl wärmend in mein Gefängniß drang, sagte ich zu mir: „sie ist es, es ist mein guter Engel, der ihn mir sendet; ich leide für sie; aber sie denkt an mich, sie beklagt mich. Gott gebe, daß sie eines Tages mich liebe!" Dann, wenn ich neben jenem süßen Bilde dem eines unbekannten Feindes begegnete, dann, o denken Sie sich meine Wuth! Diesen Feind, ich kenne ihn endlich, ich vermuthete ihn schon; aber er hat sich selbst bemüht, meinen Argwohn in Gewißheit zu verwandeln. Was ich nun zu thun habe, ist mein Geheimniß. Morgen, ja morgen werde ich vor Sie treten, Ihrer würdig — meines Weibes," fügte er hinzu, indem er ihr ehrerbietig die Hand küßte.

„Auf morgen," sagte sie, „und bedenke, daß jede Stunde für mich eine Stunde der Angst ist."

Langlois war kaum fortgegangen und hatte Lady Southwel dem Andrange tausend verschiedener Empfindungen überlassen, als Sir Robert leise an die Thüre ihres Zimmers klopfte. Sie eilte aufzuschließen, und statt aller Antwort auf seine Fragen, warf sie sich ihm mit einem Thränenstrom in die Arme.

„Fragen Sie mich nicht," sagte sie, „morgen, ja morgen werden Sie Alles erfahren. Alles, was ich von Ihnen verlange, ist, daß Sie den Rest der Nacht neben meinem Zimmer wachen. Der Baron wird nicht kommen, er ist ausgegangen."

(Schluß folgt.)

Der Galgen in Trier.*)

(Nach einem alten Liede.)

Es gibt ein Holz auf Erden,
Das nie im Lenz gesproßt;
Es trug nur faule Früchte,
Der Raben grause Kost.

In seinen Stamm schrieb nimmer
Ein liebend Paar sich ein —,
Vermaledeite Namen
Des Henkers Hand allein.

Wie einem Giftbaum wichen
Die Menschen scheu ihm aus;
Den Hut tief in den Augen,
Verbarg man sich den Graus.

Nun aber steht in Trier
Solch Holz, das lieblich blüht,
Von weiß und rothen Rosen
Im Winter selbst umglüht.

Die Wache mag's nicht hindern —;
Das Volk kränzt, eh' es graut,
Das Holz, den Freiheitskindern
Zu Schimpf und Schmach erbaut.

Wohl der Geliebten Namen
Schrieb ihm der Henker ein;
Sie steh'n in Blumenrahmen,
Als sollt' ihr Festtag seyn.

Und Ludwig Simon's Name
Steht oben treu und gut,
Und wer vorüber gehet,
Zieht feierlich den Hut.

Und wenn noch hundert Geßler
Die Stange richten auf:
So herzlich grüßt euch Keiner
Den leeren Hut darauf.

*) Am 7. Januar ward Ludwig Simon, der Abgeordnete von Trier zur deutschen Nationalversammlung, zum Tode verurtheilt, und da er im Auslande sich befindet, sein Name auf öffentlichem Markte in Trier durch Henkershand an den Schandpfahl geschlagen. Ohnerachtet eine Wache in der Nähe steht, wird dieser Pfahl nächtlich bekränzt und mit Blumen geschmückt.

Kerkerbriefe.

(Aus einer noch ungedruckten Biographie.)

(Fortsetzung.)

Waldheim, 29. August 1850.

Unser guter nordischer Himmel beginnt schon ein so trostloses, graues, unfreundliches Gesicht zu zeigen, daß man sich nothwendig mit innerm Sonnenschein waffnen muß, um nicht vor der Zeit, aus Mangel an äußerer Wärme, trübe und kalt zu werden. Da bist Du nun wieder meine liebe Herzensfreude; ich werde stets bei Dir am ersten suchen, was mich hell und warm macht, und dann in der Poesie.

Welche hohe Göttin ist sie! welche herrliche Offenbarung unserer Gefühle, all unseres Glaubens, all unserer Hoffnung, unserer innigsten, höchsten, heiligsten Gedanken.

Oft und gern rufe ich in meinem Gedächtnisse einzelne Klänge dieses Zauberreichs zurück und werde jedesmal erhoben und gestärkt.

Wie zart und rührend ist das Bild der Unsterblichkeit in Sallet's „das Grab der Rose" und Alles, was Carus tröstend über das scheinbare Unglück sagt, finde ich in der warmen Sprache der Poesie vom Dichter in den drei Bildern: vom perlenden Champagner, von der träumenden Eiche und von der entblätterten Rose, wiedergegeben. Erst durch den wilden Schlag des Zechers steigen die goldnen Perlen auf; erst im Sturme wird die Eiche sich ihrer Kraft bewußt und wurzelt fester; der Wind entblättert zwar die Rose, aber

Da ergießt sie durch die Lüfte
Alle Fülle süßer Düfte.
Sterbend haucht sie weit und breit
Milde aus und Lieblichkeit.

Am mächtigsten wirkt die Poesie auf uns ein, wenn sich die Erinnerung an eine liebe Stimme zu ihr gesellt. Ich mag mich noch so traurig fühlen, es wird gleich wieder licht in mir, wenn ich an das einfach-schöne Frühlings- und Hoffnungslied denke,

das unsere liebe Mutter, wohl oft mit bekümmertem Herzen, sang:

Auf, freue dich, der Frühling kehret wieder!

Ihre Hoffnung hat sie nicht betrogen, sie ist im ewigen Frühling und ruft uns nach sich!

„Ja, länger als fünfzig Jahre kann es doch nicht dauern", sage ich mir oft, wenn ich den rothen Streifen auf meinem Arme betrachte (er bedeutet lebenslänglich, ein freudiges memento mori!), und wenn die Zeit vorüber ist, erscheint sie wie ein Augenblick. Dann erheitere ich mich aber auch wieder durch nähere Freiheitshoffnungen und mache allerlei schöne Pläne.

Den 13. September 1850.

Fast möchte ich aus Deinem letzten Briefe schließen, daß Ihr da draußen oft unglücklicher seyd als ich; das wär' traurig, am schmerzlichsten aber wäre es mir, wenn auch ich zu den Dich quälenden Leidensegoisten gehörte. Und doch kann ich es mir leicht denken; so Manches muß Dir an mir hart, engherzig und niedrig erscheinen. Brieflich ist ein Verkennen, ein Mißverstehen schon an und für sich so leicht möglich, wie viel mehr in unseren Verhältnissen. Laß mich Zweierlei anführen, um Dich für eine milde Beurtheilung zu gewinnen: bedenke daß ich Mann bin und Gefangener.

Die männlichen Gefühlsstricke sind aus grobem Hanf geflochten, während das Weib zarte, seidne Gefühlsfäden hat; das macht uns mehr zur Verhärtung als zur Verschmelzung der peinigenden und gepeinigten Welt gegenüber geneigt; wir geben uns nie so hin, wenigstens nicht an Menschen, wohl aber an Ideen (doch sind diese treuer und zuverlässiger als erstere), darum sind wir nun weniger den empfindlichsten Täuschungen ausgesetzt; wir glauben und hoffen weniger, darum haben wir auch weniger zu beweinen.

Meine stärkste Rechtfertigung ist aber mein abnormer Zustand als Zuchthausgefangener.

Manches Leben ist schwerer zu erwählen als der Tod; es ist schwerer, es in der Idee zu wägen, und nachdem man es gewogen hat, zu sagen: Ja, ich will es leben!

Werde ich heute ausgeliefert, so sage ich dem Kriegsgericht offen mein todeswürdiges Vergehen; und wenn sie mich nach drei Tagen hinausführen und stellen mich auf den Sandhügel, so glaube ich, daß ich die Kraft haben würde, ruhig zu sterben.

Wenn man mich aber heute in Ketten wirft und in Finsterniß und kein Licht der Sonne und kein Ton mehr zu mir dringt, oder man schneidet das letzte Band der Liebe durch, das mich noch mit der Menschheit verbindet, sagt: Du bist von jedem Verkehr mit Deinen Lieben für immer geschieden; nimmt mir auch meine Bücher, die tröstenden, versöhnenden Geister; kurz, macht mich zur Maschine, der zur ewigen Qual das menschliche Gefühl bleibt, so werde ich verzweifeln und hoffentlich bald sterben. Es tritt dann ein, was Shakespeare sagt:

Darin ihr Götter u. s. w.

Von diesem Standpunkte ausgehend, bitte, beurtheile mich; ich werde nie eine Niedrigkeit begehen, um mir ein einträgliches Leben zu sichern; aber ich werde auch jede Thorheit vermeiden, durch die ich es verscherzen könnte; ich werde nie anders als wahr seyn, nicht immer aber delicat.

. . . .

Wohl fühle ich, daß Du manchem Leide, manchem Seelenschmerz ausgesetzt bist, gegen den mich die Zuchthausmauern schützen, gegen den ich mich innerlich selbst noch absichtlich verpallisadire; weil ich es nothwendig muß, will ich in meiner jetzigen Lebenssphäre existiren; der Zwang macht sie schon eng, der Wille muß sie noch enger machen, damit er nur noch etwas zu schaffen hat; ich muß die Außenwelt vergessen, um sie nicht zu entbehren und in vergeblichem Sehnen zu vergehen. „Bilde Dich", ist jetzt mein Trost und Wahlspruch.

. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Neuigkeiten 1850—1851.

Unsere Bücherschau bringt dießmal gar nichts Politisches. Was jetzt in Politik geschrieben und gethan wird, wird einst von einer viel großartigeren Kritik, als einer bloß literarischen, gerichtet werden. Auf unseren friedlichen Büchertisch gelangten zuerst zwei Fortsetzungen und Ergänzungen von Oersted's „Geist in der Natur, übersetzt von Kannegießer" (Leipzig, Lorck), einem trefflichen Werke, das sogleich bei seinem Erscheinen in weiten Kreisen, auch von dem Unterzeichneten in Nro. 121 der vorjährigen Didaskalia, besprochen wurde. Gleiche Empfehlung verdienen die neuen Bändchen: „Die Naturwissenschaft in ihrem Verhältnisse zur Dichtkunst und Religion" und „Die Naturwissenschaft und die Geistesbildung". Namentlich zu beherzigen sind Oersted's Warnungen vor dem Einflusse unserer Wünsche (und Abneigungen) auf unsere Vorstellungen über ewige Wahrheit, ohne Zweifel einer Hauptquelle religiöser Irrthümer. Sodann seine Widerlegung des unheilvollen Aberglaubens an ein willkürliches Walten der Weltregierung, der einen, Gnaden und Ungnaden vertheilenden, Sultan zum Herrn der Welt macht. Endlich seine erhebende Begründung des Glaubens an den Fortschritt der Menschheit auf dem Boden der Erfahrung (im erstgenannten Schriftchen S. 56 ff. im zweiten S. 37 ff.). Ueberhaupt besitzt Oersted's Persönlichkeit und Weltansicht eine schöne, harmonische Heiterkeit, die hoffentlich manchen finstern Grübler bekehren wird. — Ebenfalls den Geist in der Natur auf besonderem und begrenztem Gebiete verhandelt Scheve in seinen „phrenologischen Bildern" (mit vielen Abbildungen. Leipzig, Weber). Ohne Zweifel herrscht in der Phrenologie noch Willkür und Phantasie in großem Maße vor, namentlich in der Eintheilung der Grundvermögen, auch wohl in der Ueberschätzung der äußeren Schädelfläche gleichsam als der Gehirnphysiognomie, welche sich vielmehr zunächst in der inneren, freilich bei Lebzeiten des Menschen unerforschlichen, darstellt. Aber sicher bleibt die Grundlage dieser Wissenschaft: Kein Geist ohne Werkzeug! Besonders fesseln in Scheve's interessanter und schön ausgestatteter Schrift die biographischen Beispiele und die Bildnisse bekannter Menschen aller Zeiten die Aufmerksamkeit. Sehr wichtig, aber eben so schwierig, ist die Bestimmung des Verhältnisses der Naturanlagen zur Freiheit des Menschen, somit auch des Einflusses, welchen phreno-physio-psychologische Erforschung der menschlichen Individualität auf die Einrichtung und Anwendung der Criminalgesetzgebung zu üben hat. — Gleichem Gebiete mit den vorstehenden Schriften gehören Klencke's „Naturbilder aus dem Leben der Menschheit. In Briefen an A. von Humboldt." (Ebendf. 1850) an. Der Verfasser hält die Menschheit noch erst im Uebergange zum reiferen Jugendalter begriffen und zu künftiger großartiger Entwickelung berufen — ein ermuthigender Glaube, der vielleicht in keinem Zeitraume verbreiteter und mächtiger war, als in dem gegen Ende des vorigen Jahrhunderts beginnenden bis heute, jedoch mehr oder minder als Johannes der Täufer vor den Stiftern aller welthistorischen Religionen herging. In seiner Eintheilung der Racen und der Völker schematisirt der Verfasser unserer Ansicht nach allzusehr und geht mitunter von nachweislich irrigen Voraussetzungen aus, z. B. in der Coordinirung der unter einander grundverschiedenen keltischen und

baskischen Völker unter afrikanischen Ursprung, der für erstere entschieden, für letztere mit großer Wahrscheinlichkeit, zurückzuweisen ist. Der zehnte Brief enthält u. a. eine bündige chronologische Skizze der menschlichen Fortschritte und Erfindungen. An der Spitze steht die inhaltschwere Wahrheit (S. 115): „Je mehr Vernünftiges wir erkennen, um so mehr wissen wir von Gott." — Mit Vergnügen wenden wir uns zu einem vierten Werke gleicher Kategorie, das in unserer Nähe (in Mainz) geschrieben wurde: „Leitfaden der Naturgeschichte für Mädchenschulen von Auguste Embdt. Zweite verb. Auflage." (Wiesbaden, Ritter, 1851.) So kurzgefaßt auch dieser Leitfaden ist, so stellt er überall das Wichtigste gleichsam plastisch hervortretend vor die Augen des Lehrers, welchem die weitere Ausführung obliegt, und des Schülers, der diese Ausführung in seinem Gedächtnisse festzuhalten und zu wiederholen hat. Ueber dem Ganzen schwebt beseelend ein klarer und edler Geist und offenbart sich besonders sowohl in der sinnvollen und doch sehr einfach und verständlich gehaltenen Vorrede, als in dem Schlusse, der Lehre vom Menschen, in welcher nur einige ethnographische Einzelheiten dem jetzigen Stande der Forschung gemäß zu berichtigen sind. — L. Reignier hat eine französische Grammatik (Nürnberg, Lotzbeck, 1850) nach einem neuen Lehrplane herausgegeben, die besonders praktisch eingerichtet ist und nach allen Regeln und Schemas deutsche Uebungsstücke mit französischen Glossen zwischen den Zeilen, am Schlusse französische mit deutschen Glossen unter den einzelnen Stücken gibt. In eigenthümlicher Anordnung, z. B. das Zeitwort vor dem Nennworte abhandelnd, sucht der Verfasser den Lernenden baldmöglichst zur Satzbildung zu befähigen. In gleicher Absicht würden wir auch das Personfürwort weiter vornehin gestellt haben. Schätzbar sind Sammlungen von besonderen Redeformen (locutions) und von Synonymen in der letzten Abtheilung. — Ein ernstes Unternehmen von „universaler Anlage", wie das Programm selbst besagt, das „deutsche Museum, her. von R. Prutz und W. Wolfsohn" (Leipzig, Hinrichs) liegt uns erst in seinem ersten Hefte vor, das bereits viel Lesenswerthes enthält. Der erste Aufsatz: Zu Goethe's Leben, von A. Schöll, in durchgebildeter, indessen etwas manierierter, Sprache geschrieben, machte uns Anfangs einiges Bedenken. Es ist schon so viel über Goethe geschrieben worden, und der Kultus des Genius wird allzuleicht zum Kultus des genialen Individuums, in welches dann die schöpferische Verehrung noch allen möglichen Sinn und Unsinn einlegt, der dem Originale fremd war. Im höchsten Grade pflegt dieß auf religiösem Gebiete zu geschehen; die meisten Religionen erkranken früh an der Vergötterung und der gewöhnlich damit verbundenen Caricirung ihrer Stifter. Uebrigens bietet Schölls Aufsatz nicht bloß Sinniges und Neues über Goethe an sich, sondern auch eine vortreffliche Erörterung über die Entstehung und Entwickelung des Genies unter den Menschen überhaupt. Elegischen Reiz üben Auerbachs Mittheilungen über Lenau, über den bisher auch viel, oft von kälteren Händen, geschrieben wurde. Gutzkow gibt in einem Aufsatze über die sogenannte „innere Mission", besonders im protestantischen Deutschland, würdig und leidenschaftlos gehaltene, aber scharf beleuchtende Betrachtungen und Vergleichungen, die das Himmelblau des neuen Menschenwerkes auf ein gespenstiges Grau als Grundfarbe reduciren. Unser Raum gestattet uns nicht, auf den ferneren Inhalt des Heftes einzugehen. — Außer einer bloß bibliographischen Unternehmung: „Halbjährige Spezialkataloge. Leipzig, Arnold" erhielten wir ein sehr lobenswerth begonnenes, zum Theile kritisch anzeigendes „literarisches Centralblatt für Deutschland von Zarucke" (Leipzig, Wigand). Wir wollen hoffen, daß die mittelbaren und unmittelbaren Fesseln, welche die Gegenwart der guten und der schlechten — nur nicht der allerschlechtesten — Presse bescheert, wenigstens den literarischen Zeitungen das Recht des Rügegerichtes nicht verkümmere.

Frankfurt a. M., im Januar.

Dr. Lorenz Diefenbach.

Mannichfaltigkeiten.

Folgende noch unbekannte Anekdote von Dante Alighieri, dem berühmten Dichter der Hölle, theilt uns Sausse-Villiers in seinen schätzbaren „Etudes historiques sur Dante Alighieri et son époque. Paris 1850" mit: Als sich der große Dichter eines Tages, während seines Aufenthaltes zu Verona, mit seinem fürstlichen Wirth, Can Grande della Scala, über mancherlei gleichgültige Dinge unterhielt, hatte dieser den albernen Einfall, ihn zu fragen, wie es denn käme, daß die Hofleute die Gesellschaft des Hofnarren lieber hätten, als die seinige (Dante's), eines so weisen und gelehrten Mannes; ohne sich zu besinnen, erwiederte der Gefragte: „Dieß kommt daher, weil wir Alle das gern haben, was uns am meisten gleicht."

In England gibt es jetzt 100 regelmäßige Rennbahnen und 160 Jockeys. Ungefähr 2000 durchaus geübte Rennpferde kommen durchschnittlich im Laufe einer Saison zur Thätigkeit und in derselben Zeit werden etwa eben so viele Wetten im Gesammtbetrag von ungefähr anderthalb Millionen Thaler ausgemacht, ungerechnet den Werth der Vasen, Tassen, Reitpeitschen u. s. w., die noch außerdem verwettet werden. Man zählt etwa 80 renommirte Vollblutshengste als „Racenväter" und ungefähr 1000 Vollblutstuten mit etwa 8—900 Stuten, die sämmtlich in dem Stud-Book eingetragen sind.

Vor einigen Tagen wurde in Paris „Claudine", das neue Stücke von George Sand, die sich ganz dem Theater zugewandt zu haben scheint, zum ersten Male aufgeführt. Es war ein literarisches Fest, dem alle berühmten Schriftsteller beiwohnten, V. Hugo, Lamartine, Scribe, Dumas u. s. w. Sie applaudirten begeistert, denn das neue Werk der großen Dichterin hat einen großartigen Erfolg gehabt.

Man versteht sich am besten auf Anwendung des Reichthums, so lange man ihn nicht besitzt.

Der älteste Adel entstand durch Dienste, der spätere durch Verdienste, der neuere gewöhnlich durch keines von beiden.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 29 Januar. (Benefiz-Vorstellung zur Unterstützung der hülfsbedürftigen Wittwe und der sechs Waisen des am 21. d. plötzlich dahingeschiedenen Componisten Albert Lortzing.) Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Akten von Albert Lortzing.

Donnerstag, 30 Jan. (Neu einstudirt): Der Pariser Taugenichts, Lustspiel in 4 Abth. Hierauf: Die Eifersüchtigen, Lustspiel in 1 Aufzuge von Benedix.

☞ Die nächsten Novitäten, welche binnen zehn Tagen zur Aufführung kommen, sind: „Hernani", große Oper in 4 Abth. von Verdy und: „Erzählungen der Königin von Navarra", Schauspiel in 5 Akten nach Scribe.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 26. Donnerstag, den 30. Januar 1831.

Lady Southwel.

Nach dem Französischen des Roger de Beauvoir.

(Schluß.)

III.

Am folgenden Tage um die Mittagsstunde waren die Gitterfenster in den Zimmern der Lady Southwel noch geschlossen; das Wetter war herrlich troz der vorgerückten Jahreszeit, und ziemlich viel Badegäste begaben sich nach den Zelten. Elegante Fuhrwerke aller Art hielten am Quai. Aus einem jener kleinen Wagen, die sich durch ihre große Leichtigkeit auszeichnen, stieg vorsichtig ein Mann im schwarzen Frack und schaute eine Zeit lang mißtrauisch umher, dann gab er dem Kutscher ein Zeichen und befahl ihm, am Ende der Promenade zu halten. Als er bei der Wohnung der Lady Southwel angelangt und eben im Begriff war, den Thürklopfer zu fassen, schien er nicht wenig betroffen, einen Mann auf sich zukommen zu sehen, der seit einigen Minuten, hinter einer alten Postchaise versteckt, jede seiner Bewegungen belauert hatte.

„Meine Reverenz dem Doktor Bernard!" sagte Langlois mit der Miene demüthiger Beflissenheit; „wäre es Ihnen nicht gefällig, heute eine Spazierfahrt im Boote zu machen; das meinige ist hübsch, und ich bin ein guter Ruderer, das müssen Sie ja wissen. Mehr als einmal bin ich mit Ihnen in Gesellschaft Ihrer Kurgäste die Küste entlang gefahren."

„Ein dringendes Geschäft ruft mich hierher," antwortete barsch der Doktor, „später, ein anderes Mal . . ."

Er stand im Begriff, von Neuem an die Thür zu klopfen, als Langlois, indem er geheimnißvoll den Finger auf den Mund legte, flüsterte:

„Es ist wegen der Lady, Doktor; sie schläft, wecken Sie sie nicht; Sir Robert ist bei ihr."

„Was kümmert das mich, sie wird mich vorlassen."

„Unmöglich, sag' ich Ihnen; sie wird erst in einer Stunde aufstehen; sie hat mich heute früh rufen lassen und mir den Auftrag gegeben, mich mit Ihnen zu verständigen."

„Worüber?"

„Ei, rathen Sie es nicht, wegen des Vorfalles von heute Nacht! Ja, ich habe mit Ihnen zu reden . . . ein Geheimniß, das keinen anderen Zeugen haben darf, als Himmel und Wasser. Sie sind angefallen worden, ich weiß es und kann Sie vor Ihrem unbekannten Feind warnen; es ist ein schöner Tag, und wir können auf der See ungestörter plaudern."

„Gut!" entgegnete der Doktor und folgte Langlois, überzeugt, daß dieser Mann, welcher das Vertrauen der Lady Southwel besaß, einen Theil ihrer Geheimnisse kenne. Die schwachen Verstandeskräfte, welche er bei dem Badediener voraussetzte, bestärkten ihn in der Meinung, daß ihm derselbe nützlich seyn könnte.

„In einer Stunde, hat er mir gesagt, wird sie aufstehen; eine Stunde, die Spazierfahrt wird nicht lange dauern," murmelte der Doktor, der sich von Langlois nach jenem schönen Theile des Hafens von Brighton führen ließ, wo eine Menge zierlicher, kleiner Segelboote liegen, welche von alten und jungen Steuermännern gelenkt werden, deren Geschäft es ist, einheimische und fremde Gäste spazieren zu fahren. Jene Ufer, die von Kempton bis Brunswick-Square eine feenartige Ausschmückung von Gebäuden zeigen und in diesem Augenblicke in vollem Sonnenglanze schimmerten, waren von einer so sanften und ruhigen See bespült, daß der Doktor, indem er sie mit der inneren Unruhe, die ihn bewegte, verglich, ein finsteres Lächeln nicht verbergen konnte. Langlois hatte auf dem Vordertheil des Bootes Platz genommen; der Doktor sah, wie er ruhig seine Pfeife stopfte. Die Züge des Badedieners verriethen nicht die geringste Gemüthsbewegung; sein Auge streifte langsam an den Klippen hin, die noch ein schwacher Ueberrest von Grün bekränzte, es schweifte dann nach der Terrasse des Strandes und nach der Reihe prachtvoller Hotels, von denen sich die Barke, deren Segel ein frischer Wind schwellte, rasch entfernte.

„Jetzt kannst Du reden," sagte der Doktor, „hier hört uns Niemand."

„Noch nicht," entgegnete Langlois, „so lange ich noch den Pavillon sehe. Es geht nichts über die hohe See, wenn man ruhig plaudern will."

„Bist Du betrunken?" fragte der Doktor nicht ohne heimliche Angst.

„Betrunken? — Damit hat es keine Gefahr! Den letzten Tropfen Wein habe ich in Dieppe getrunken, vor achtzehn Monaten. Sie wissen, Doktor, was mir das eingetragen hat; seit der Zeit habe ich geschworen, nicht mehr zu trinken, dafür tränke ich aber gern andere Leute. Ja, das macht mir Spaß," setzte er hinzu und sah den Doktor mit einem Blicke an, der diesen außer Fassung brachte. Er griff instinktmäßig nach einer Brieftasche, die er in seinem Fracke trug.

Das Führzeug hatte rasch die hohe See gewonnen; der Wind riß es fort, und dem Doktor wurde es unheimlich auf einem so schwachen Boote. Ohne Zweifel war Bernard in diesem Augenblicke auch von schuldbewußten Erinnerungen gequält, denn er bemühte sich, den Blicken Langlois auszuweichen. Dieser ließ plötzlich die Ruder fallen und sprach, zum Doktor gewendet:

„Jetzt ist es gut, hier können wir ungestört plaudern."

„Das ist ein wahres Glück," hob Bernard an, als ob er sich über Langlois lustig machen wollte; „wird Deine Herrlichkeit geruhen, mir endlich Audienz zu geben?"

„Die wird nicht lange dauern," erwiederte Langlois mit dumpfer Stimme. „Doktor Bernard, Sie müssen sterben!"

„Sterben?" rief Bernard in unbeschreiblicher Seelenangst. „Worüber hast Du denn zu klagen?"

„Ueber Ihre Unvorsichtigkeit, Doktor," entgegnete Langlois mit grinsendem Lächeln; „wenn man die Leute für schuldig ausgeben will, muß man seine Maßregeln besser treffen, mein Lieber; man muß jeden Schritt berechnen. An dem Abend, an welchem der Commodore ermordet wurde, wer hatte da den Schlüssel zu den Zelten? Wer konnte in die Badehütten kommen? Nur zwei Personen, — Sie und ich. Da ich aber nicht ins Meer gegangen bin, so sind Sie es gewesen; da ich den Commodore nicht ins Bad geführt habe, so haben Sie es gethan; Doktor, Sie haben ihn umgebracht."

„Du lügst!" unterbrach ihn Bernard; „Du lügst! Hast Du noch andere Beweise?!"

„Ich könnte Ihnen noch weiter bemerken, daß Sie am Tage nach dem Verbrechen, an demselben Abend, wo ich verhaftet wurde, meine Vaterstadt verließen und der Lady Southwel nachzogen, was ich später auch that. Aber ich will nur einen Umstand anführen, mein lieber Doktor. Die Urkunde, welche der Commodore bei sich trug und mit seinen Kleidern in der Badehütte gelassen hatte, die haben Sie und die geben Sie mir jetzt heraus," fügte Langlois kalt hinzu.

„Was für eine Urkunde meinst Du?" stammelte der Doktor, welcher blässer wurde als das Segel der Barke.

„Ich meine eine unterschriebene und unterzeichnete Schenkungsurkunde, eine Urkunde, deren Herausgabe ich von Ihrer ausgezeichneten Artigkeit erwarte."

„So komm' denn her und hole sie!" rief Bernard und zog aus der Tasche ein spitzes Messer, welches er hastig aus der Scheide riß. „Allerdings ist jetzt Einer von uns zu viel auf der Welt."

Langlois stürzte sich trotz des Dolches, den der Doktor wüthend schwang, auf diesen. Seine starke Faust hielt Bernards Hand gefaßt und die Waffe in der Höhe; dann durchsuchte er die Rocktaschen, fand bald das Portefeuille, aber im Augenblicke, wo er es ergriffen hatte, fühlte er sich von der spitzen Klinge in die Brust getroffen.

Die Heftigkeit des Stoßes hätte jeden Anderen als Langlois niedergeworfen; er aber, zur Wuth entflammt, raffte alle Kraft zusammen, stürzte von Neuem auf den Doktor los und rief:

„Man hat mich beschuldigt, ich hätte einen Menschen ertränkt; dießmal soll es wahr seyn. Jetzt ist die Reihe an Dir, Höllendoktor!" Langlois entriß ihm die Waffe, faßte ihn mit herkulischer Stärke um den Leib und schleuderte ihn ins Meer.

Als das Boot des Badedieners ans Land kam, hatte sich die Witterung geändert, und die Spaziergänger von Brighton waren durch plötzlich eingetretenen Regen in ihre Hotels zurückgescheucht worden. Ein einziges Fuhrwerk blieb unbeweglich an der Ecke des Quai halten. Es war die Droschke des Doktors, auf welchen der Kutscher wartete. Langlois, obgleich ermattet und keuchend, hatte doch noch Kraft genug, sich bis zur Thüre der Lady Southwel zu schleppen; er eilte rasch die wenigen Stufen hinauf, welche zu ihrem Zimmer führten. Die Läden waren noch immer geschlossen, und ein mattes Dämmerlicht erleuchtete nur spärlich das Gemach.

„Gerettet," rief er, „gerettet!" und sank vor der Lady auf die Knie. „Nehmen Sie, nehmen Sie das Portefeuille, es ist das seinige." Er öffnete halb seine Jacke, welche von schwarz geronnenem Blute befleckt war.

Bei dem Anblicke des Blutes und des Mannes stieß Lady Southwel, welche Sir Robert unterstützte, zuerst einen gellenden Schrei aus, welchem ein helles, anhaltendes Gelächter folgte. — Die Unglückliche war wahnsinnig geworden.

„Gestorben durch ihn, gestorben für Sie!" flüsterte Langlois mit brechender Stimme, indem er zum letzten Male ihre Knie umschlang. Sie sah ihn leblos auf den Boden sinken, ohne den geringsten Laut von sich zu geben. Schluchzend erstickte Sir Roberts Stimme und sprachlos starrte er auf das unglückliche Weib, um dessen Lippen ein Lächeln schwebte, das die völlige Zerrüttung ihres Geistes verrieth.

Kerkerbriefe.

(Aus einer noch ungedruckten Biographie.)

(Schluß.)

Waldheim, 2. October 1850.

Du hast mich wieder recht erquickt und ich danke Dir herzlich für Deinen Brief; er enthält zwar manches Trübe, aber was mich daran so innig erfreut, ist, daß ich Dich bei allem Leid, selbst unter niederdrückenden Körperschmerzen, so lebensmuthig finde. O, erhalte Dir diesen Muth, der kein Uebermuth ist, aber auch keine Verzagtheit aufkommen läßt; diesen siegenden Blick aufs Leben, dieses hoffende Schauen in die Zukunft, diesen Frieden des innersten Geistes; dann erträgt sich Alles, dann wird Alles überwunden. Und soll es etwa anders seyn? ich glaube nicht. Wie schön sagt der Dichter:

> Die Thräne, welche zur Erde sinkt —
> Der Erde gehört sie an;
> Zum heiligen Aether, der Heimath, schwingt
> Der ewige Geist sich hinan.
>
> (Mahlmann.)

Schmerz und Geist sind Todfeinde; wo sie immer zusammentreffen, muß einer von beiden unterliegen. Zweierlei ist also nur möglich: entweder der Geist überwindet und kehrt zu seiner naturgemäßen Freiheit und Ruhe zurück, oder er wird überwunden, d. h. er überläßt dem Schmerz die irdische Hülle und geht ein zur höheren Freiheit jenseits des Grabes.

So laß uns leben und sterben!

Wie freundlich ist es von Dir gedacht, daß Du den lieben Büchern ihr Verzeichniß vorausschickst; nun habe ich eine lange schöne Vorfreude. Bei dieser Gelegenheit muß ich Dich auf eine meiner Manien aufmerksam machen: nämlich die, daß es mir ordentlich Wollust ist, ein Verzeichniß neu erschienener Bücher zu lesen. Diese Freude wurde mir in Magdeburg oft zu Theil, denn hat man auf irgend ein Werk subscribirt, wie ich damals auf Lessing, Jean Paul u. s. w., so bekommt man mit jedem Bande solchen herrlichen Neuigkeitszettel in die Hand. Jetzt nun, da ich keine zu lesen bekomme, schreibe ich welche, und Du darfst nicht erschrecken, wenn ich Dir einmal solche Stammrolle von einigen Ellen Länge zuschicke und darüber schreibe: „Nothwendige Bücher", oder: „Bücher, die ich brauche", oder: „Wünschenswerthe Bücher". Es ist halt nur eine Phantasie; was mir darunter wirklich nöthig ist, werde ich unterstreichen. Und so ist es auch, wenn ich mir ein irdisches Paradies erträume, in gewissen Stunden kein anderes, als der Bibliothekarposten in Wolfenbüttel.

. . . .

Den 8. October.

Die Bücher sind noch nicht angekommen; sie werden doch nicht verloren gegangen seyn? Du scheinst ihnen keinen Karten beigefügt zu haben und doch sind ohne diese geographische Studien nicht möglich. Wolltest Du mir also wohl von den Lichtenstern'schen Gebirgskarten die Blätter: Europa, Deutschland, die Schweiz, Italien, Frankreich, die pyrenäische Halbinsel und

die sarmatische Ebene (Rußland) anschaffen. Du bekommst sie bei Emil Bennsch in Magdeburg, eben so den 15. und 16. Band Jean-Paul, die auf mein Abonnement noch restiren. Dann sende mir auch eine deutsche Grammatik und Proudhon's Werke, die ich mir schon in Magdeburg anschaffen wollte, als der 49r Sturm mich forttrieb, und einige englische Lekture, welche mir durchaus nöthig ist, um in Uebung zu bleiben.

Je eher Du mir diese Sachen sendest, um so lieber ist es mir; ich bitte Dich, sie alle in Rechnung zu bringen und von dem Gelde abzuziehen, was für die Uebersetzung einkommt. Wolltest Du mir auch wohl einige Thaler Anleihe schicken? Aber wohlverstanden, Anleihe, nicht Geschenk; denn die Drohnen, welche sich von fremdem Honig nähren, werden in unserem Bienenstaate nicht geachtet.

Wie wird es nun wohl mit meinen zukünftigen Arbeiten? wird sich zum neuen Jahre etwas finden? Am liebsten wäre mir eine rechte Titanenarbeit, ein großes wissenschaftliches Werk, das ein ernstes Studium erfordert und vielleicht jahrelang beschäftigt.

Meine liebe Schwester, nimm nur die vielen Bitten und Wünsche nicht übel und gräme Dich nicht, wenn Du Manches unerfüllt lassen mußt; ich wünsche hier in meiner Zelle nur so ins Blaue hinein, mache die Rechnung ohne den Wirth, sperre das Maul auf und erwarte, daß mir die gebratenen Tauben hinein fliegen. Die Dummen und die Faulen sind immer die Unverschämtesten!

Wenn aber auch keiner meiner obigen Wünsche erfüllt würde, so weiß ich ja doch, daß nicht Dein gütiges Wollen, sondern das Nichtvermögen es hindert und müßte kein Züchtling seyn, wenn ich mucksen wollte.

Nun höre noch, welchen Bücherschatz ich mir anschaffte, wenn ich ein Millionär wäre: sämmtliche deutsche Klassiker und Dichter; englisch den Shakespeare, Walter Scott, Bulwer, Byron, Cooper, W. Irving, Swift u. s. w.; französisch den Rousseau, Einiges von Lamartine, V. Hugo, E. Sue u. s. w.; dann einige der besten naturgeschichtlichen, physikalischen, mathematischen, mechanischen und astronomischen Werke; eben so einige größere weltgeschichtliche Werke, ein Conversationslexikon und vor allen Dingen eine gute Anweisung zum Bau- und Maschinenzeichnen und ein gutes Reißzeug.

Doch Ade nun, Utopien! wir sind ja in Waldheim!

Aber weißt Du wohl, daß man so als Einsiedler eine ungewöhnlich geistige Vertilgungskraft hat? habe ich doch den Alamontade und sechs Bände Jean-Paul durchgelesen; eben so das Nibelungenlied (es ist doch herrlich! willst Du es wieder haben, sonst behalte ich es noch und lerne es theilweise oder auch ganz auswendig); dann habe ich Knüttel's Dichtkunst ordentlich studirt, Du sollst es merken an der Kritik Deines Romans, auf den ich mich freue, wie das Kind auf die Weihnachten; endlich bin ich mit der Psyche fertig geworden und mache jetzt Fortschritte in der Bibel, wo ich in den Büchern Mosis stecke und mich sehr erbose gegen den jüdischen Deismus, der mir doch gar zu unwürdig erscheint.

Aber vor Allem, was ich gelesen habe, ist doch die Psyche das Beste; nach einiger Zeit werde ich sie wieder durchmachen, um mich von ihrem herrlichen Lichte ganz durchdringen zu lassen. Wie harmonisch zeigt sie uns Alles: Gott und Welt und Menschen, Leben und Tod!

. . . .

Zum Schluß habe ich Dir noch bemerklich zu machen, daß ich nun bald ein Vierteljahr hier bin, und wie das eine, so werden die andern vergehen und zu Jahren werden, und endlich wird die Erlösungsstunde kommen, und die erste selige Freiheitsminute wird die ganze elende Vergangenheit begraben.

Lebe wohl, laß uns thätig, muthig, heiter die Zeit überwinden!

Die Londoner Gewerbeausstellung.

Bis zu Ende Decembers sind aus dem Gebiete des Zollvereins etwa 1580 Gegenstände für die große Londoner Industrieausstellung angenommen worden. Davon kommen auf den östlichen Theil des preußischen Staates 455, auf den westlichen Theil 439 Nummern; auf Bayern, Baden und Würtemberg 197; auf Sachsen, Braunschweig, Thüringen und Anhalt 330; auf beide Hessen, Frankfurt, Nassau, Luxemburg, Birkenfeld und Lippe 157. Rheinland und Westfalen, zwei sehr gewerbreiche Provinzen, betheiligen sich am stärksten. Die dortigen Industriellen erwarten aber von der Ausstellung nur geringen Nutzen. Sie haben große Auslagen und beschweren sich mit Recht über die Bestimmung, daß den einzelnen Artikeln keine Preisangabe beigefügt werden soll. Diese widersinnige Verordnung haben die Engländer durchgesetzt, weil sie in manchen Waaren die deutsche Konkurrenz nicht bestehen können. Da aus allen Gegenden der Erde Kaufleute und Industrielle nach London strömen, so will man diese nicht mit der Nase darauf stoßen, daß Deutschland in manchen Dingen billiger und besser produzirt, und mag sich nicht selbst den Markt verderben. Indessen wird ein solches Manöver doch nicht viel nützen, weil der Geschäftsmann doch Mittel und Wege findet, den Preis eines Artikels vom Produzenten, Handwerker und Fabrikanten einer beliebigen Stadt zu erfahren. Nur wird es ihm unbequemer und einigermaßen kostspielig gemacht.

Aus Deutschland, Oesterreich abgerechnet, gehen unter Anderm folgende Artikel nach London. Zink, aus Oberschlesien, namentlich von der Königshütte bei Beuthen, aus Stolberg in der Reinprovinz und aus Arnsberg in Westfalen. Eisen liefern der Rhein, Westfalen, Oberschlesien, Sachsen, Nassau. Blei, Spießglanz 2c. aus Harzgerode und vom Rhein. Westfalen und Rheinland senden eine große Auswahl chemischer Produkte, insbesondere Mineralfarben; Salmiak, Bleizucker, Vitriol, Chloroform, Alaun u. dgl. m. Porzellan ist reichlich vertreten. Aus Berlin, Meißen und Thüringen ist viel für die Ausstellung bestimmt; irdenes Geschirr und Glaswaaren nicht minder. Graf Frankenberg aus Tillowitz in Oberschlesien sendet unter Anderm Porzellantische mit Mosaik, die wunderschön und kunstvoll gearbeitet seyn sollen. Die Bunzlauer senden auch von ihren bekannten Steinwaaren; Glas kommt auch unter Anderm aus Westpreußen, vom Rhein, aus Schlesien und Braunschweig. Stein und Steinarbeiten aus Frankfurt, Köln und Koblenz, namentlich polirte Granitvasen und Mühlsteine; Agate von der Nahe; Meerschaum aus Thüringen und dem Lippe'schen. Pommern und Danzig senden Bernstein. München und Berlin schicken Nudeln, Mehl 2c. Kartoffelmehl und Stärke Bonn, Bingen. Cichorien, Chocolade, Cacaomasse 2c. aus Braunschweig, Darmstadt, Dresden und Berlin. Senf Erfurt und Düsseldorf. Konditorwaaren, eingemachte Früchte 2c. Berlin und Braunschweig. Zucker und Syrup Magdeburg. Schaumweine der Rhein und Würzburg. Punschessenze und Kirschwasser Mainz. Droguen, Parfümerien und Farben sind in Menge angemeldet; kölnisch Wasser schickt auch Düsseldorf. Schafwolle kommt aus Schlesien, Posen, Preußen, Pommern, Brandenburg und Sachsen. Ueber Gewebe, Holzwaaren 2c. haben wir noch keinen nähern Nachweis gefunden.

Eigenthümlich sind die Umstände, durch welche Neapel verhindert wird, an der Ausstellung sich zu betheiligen. Der dortige König will keine Pässe nach London ausstellen lassen. Seit er die Staatsverfassung über den Haufen geworfen, lebt er ein gequältes Daseyn und in steter Angst und Noth. In der letzten Woche des verflossenen Jahres sind abermals Hunderte von Leuten als politisch verdächtig eingesperrt worden. Ein Anhänger des weiland römischen Diktators Sterbini soll au

unerlaubtem Wege einen Schein erschlichen haben, der ihm möglich gemacht hätte, beim Könige eine Audienz zu erhalten; natürlich meint der König, es habe bei einer solchen ohne Dolchstoße nicht abgehen können. Ferner soll ein Calabrese eine Proklamation Mazzini's verbreitet haben. Und deßhalb sind in einer Woche mehr als zweihundert Menschen verhaftet worden! Und deßhalb soll kein Neapolitaner die Londoner Industrie-Ausstellung besuchen dürfen. Die Jesuiten schieben alle Schuld von der übeln Laune Seiner Majestät auf die Presse, obwohl diese völlig geknebelt ist; die Polizei sagt dem Monarchen, seine Sicherheit hänge lediglich davon ab, daß sie recht viele geheime Agenten unterhalten könne; die Camarilla verlangt eine noch größere Menge Soldaten, deren weitere 18,000 Mann ausgehoben worden sind. Außer den übrigen schweren Steuern muß jeder Neapolitaner nicht weniger als 15 Procent von seinem Einkommen zahlen; die Armee allein, welche dem meineidigen Ferdinand als willenloses Werkzeug gehorchen soll, frißt 18 Millionen Ducati jährlich.

Aus Indien sind für die Ausstellung bereits kostbare Shawls und Elfenbeinschnitzereien eingetroffen; aus Delhi erwartet man nächstens mehrere Steinschneiderarbeiten, insbesondere ein in Cornelian geschnittenes Wappen für die Königin und ein anderes, in Blutstein, für den Prinzen Albert. Beide sollen unübertrefflich schön und fein gearbeitet seyn.

New-York wird unter Anderm einsenden: Ackerbaugeräthe, Leder aus der berühmten Gerberei von Prattsville, Steindruckarbeiten, Stärke, Daguerreotypen, sächsische Wolle, Pelzwerk, Stickereien, Elfenbeinarbeiten, Getreide, Holzwaaren, Kleidungsstücke, Aexte und verschiedene Handwerksgeräthschaften neuer Erfindung, Zahninstrumente, Ofenpolitur, Haargeflechte, Wachstuch, eine centrifugale Pumpe, eine Maschine zum Verfertigen von Ziegelsteinen, ein Dampfbootmodell, Oelpressen, Papier und manche andere Artikel.

Auch von Australien her sind Industrieerzeugnisse unterwegs.

Korrespondenz.

Leipzig, 27. Januar.

Vor kurzem hat auch Leipzig seinen Beitrag zu einer Gaunerei geliefert, wie wir sie gewöhnlich nur aus Paris oder den andern großen Sündenpfühlen der civilisirten Welt zu vernehmen haben. Der höchst gewandte Operateur in dieser Gaunerei war ein Buchbindergesell. Nachdem er seinen Kameraden früher erzählte, daß er wegen der Rettung eines Kindes aus Feuersgefahr eine Medaille erhalten habe, die er auch aufzuweisen hat, theilt er diesen später mit, daß ihm der Vater des geretteten Kindes 100 Rthlr. geschickt habe, welche er, der Gesell, aber nicht angenommen, sondern mit dem Bemerken zurückgesendet habe, er sey schon von seinem Könige belohnt und das zähle ihm mehr als die 100 Rthlr. Hatte der Gesell nun dadurch sich großes Ansehen und Vertrauen bei seinen Mitgesellen erworben, so wurde ihm nun sein ferneres Spiel um so leichter. Er überraschte dieselben nämlich eines Tages mit der Nachricht, daß der Vater des angeblich geretteten Kindes gestorben sey und ihm 2000 Rthlr. vermacht habe. Zugleich weist er ein sehr geschickt nachgemachtes Document vor und gedenkt, wie er sagt, demnächst abzureisen und das Geld in Empfang zu nehmen. Unterdeß will er aber seine Freude nicht allein genießen und lädt seine sämmtlichen Mitgesellen zu einem solennen Schmaus auf die Herberge seines Gewerbs. Der Herbergsvater übernimmt willig alle Kosten und der Schmaus fällt glänzend aus. Der listige Bursche leiht nun auch noch, Alles im Hinweis auf die Erbschaft, an der Niemand zweifeln kann, von mehreren seiner Bekannten eine Uhr und baares Geld und verschwindet eines schönen Morgens auf Nimmerwiedersehen, seinen tractirten Mitgesellen das Bezahlen des Schmauses überlassend.

Literatur-Notiz.

Mit dem 31. Januar anfangend erscheint im Verlage und unter der Redaktion von K. Pfeiffer und C. C. Braun in Hersbruck und Erlangen eine neue Zeitschrift unter dem Titel: „Aehrenlese auf dem Felde der Reformation des neunzehnten Jahrhunderts." Eine Monatsschrift für denkende Menschen. — Da nach dem vorliegenden Programme diese Zeitschrift aus allen Erscheinungen auf dem Gebiete der neuen Reformation stets das Neueste und Beste im Auszuge geben wird, so dürfte dieselbe den zahlreichen Freunden des religiösen Fortschrittes, besonders aber den freien Gemeinden aller Nuancen eine willkommene Erscheinung seyn, da durch sie das zeitraubende Lesen voluminöser Werke unnöthig wird. Ihre Billigkeit — 1 fl. 48 kr. für zwölf monatliche Lieferungen — macht sie Jedermann zugänglich.

B.

Programm des Museums.

Freitag, 31. Januar.

1) Ouverture zu Shakespeare's „König Cymbeline" von Franz Messer.
2) Sopran-Arie mit Frauenchor aus Iphigenie in Tauris von Gluck, gesungen von Frau Anschütz und einer Anzahl Mitglieder des Cäcilienvereins.
3) Dritter Vortrag des Hrn. Professor Hessemer: „Kairo und die Kunst der Araber."
4) Einleitung und Variationen über ein Originalthema für die Violine von Ferd. David, vorgetragen von Hrn. F. Seiß aus Dresden (absolvirter Zögling des Leipziger Conservatoriums).
5) Lieder mit Pianoforte-Begleitung von Franz Schubert:
   a) Ständchen aus Shakespeare's „Cymbeline";
   b) Der Neugierige;
   gesungen von Frau Anschütz-Capitain.
6) Fantaisie-Caprice von Vieuxtemps, vorgetragen von Herrn Seiß.
7) Symphonie in A moll von F. Mendelssohn-Bartholdy.

Der Anfang ist um $6^1/_2$ Uhr; der Saal (im Weidenbusch) wird um $5^1/_2$ Uhr geöffnet. Der Eingang ist nur vom Roßmarkt und von der Töpfergasse aus. Ohne Karte kann Niemanden der Eintritt gestattet und auf Damenkarten können auch nur Damen zugelassen werden. Eintrittskarten à 1 fl. 45 kr. sind bei Hrn. André (Haus Mozart) zu haben.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 30. Jan. (Neu einstudirt): Der Pariser Taugenichts, Lustspiel in 4 Abth. Hierauf: Die Eifersüchtigen, Lustspiel in 1 Aufzuge von Benedix.

Samstag, 1. Februar. Don Carlos, Infant von Spanien, Trauerspiel in 5 Akten von Schiller.

☞ Die nächsten Novitäten, welche binnen zehn Tagen zur Aufführung kommen, sind: „Hernani", große Oper in 4 Abth. von Verdy und: „Erzählungen der Königin von Navarra", Schauspiel in 5 Akten nach Scribe.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 27. Freitag, den 31. Januar 1851.

Schleswig-Holstein.

Die noch jüngst im ernsten Streite
Dir die Freundeshand gereicht,
Die im Tode dir zur Seite
Für dein heilig Recht erbleicht,
Reißen jetzt, vom Feind gesandt,
Dir die Schwerter aus der Hand!

Die im Sturm der Dänenschanze
Mit dir sanken Mann für Mann,
Deren Haupt im Siegerkranze
Sich ein grünend Grab gewann,
Aus der Erde stillem Haus
Wühlt sie jetzt der Feind heraus.

Drum, von fernen Ostsee-Dünen
Klagt es leis' und leiser her;
Um den Lorbeerkranz, den grünen,
Liegt die Kette centnerschwer;
Doch es kommt ein Morgenlicht,
Das einst eure Ketten bricht.

Senket in der Erde Tiefen
Eure Saaten still hinab!
Wenn des Morgens Strahlen riefen,
Oeffnet sich das dunkle Grab,
Und aus tiefer Grabesnacht
Stehn sie auf zur Völkerschlacht.

Die gefallen unterm Schwerte,
Die der lose Sand bedeckt,
Laßt sie ruh'n in leichter Erde,
Bis der Tag sie auferweckt,
Bis beim frischen Morgenweh'n
Ihre Geister auferstehn!

Decket still die blut'ge Wunde,
Die im treuen Herzen brennt,
Bis sie kommt, die große Stunde,
Die der Freiheit Streiter kennt,
Und des Helden blutend Haupt
Mit dem Siegeskranz umlaubt!

Hüllet eure stolzen Fahnen
In den Flor der Trauer ein!
Einst, auf wilden Sturmesbahnen,
Bricht der Zukunft Tag herein;
Dann fliegt auf der Siegesbahn
Eure Fahne stolz voran!

Grabt die Schwerter in die Erde,
In der Dünen leichten Sand!
Eines Morgens donnernd „Werde!“
Schallet einst durch's Vaterland,
Und der Sturmwind, wild und graus,
Gräbt euch eure Schwerter aus.

F — t.

Bücherschau.

I.

Storchs deutscher Leinweber. — Deinhardsteins gesammelte dramatische Werke. — Cornelia.

Wieder hat ein Roman von nicht weniger als neun Bänden seine Vollendung erreicht, — wir meinen L. Storchs: „Ein deutscher Leinweber“. Wenn Eugen Sue uns in die Mysterien von Paris einführen oder mit den vielseitigen Beziehungen des Socialismus bekannt machen wollte, und wenn K. Gutzkow in seinem begonnenen Zeitgemälde: „Die Ritter vom Geiste“ alle Parteien und Bestrebungen der Gegenwart zu umfassen versucht, so sind dieß freilich Grundlagen, zu deren Ausführung neun Bände nicht einmal hinreichen dürften. Ein Gleiches gilt von L. Storchs deutschem Leinweber, der sich in diesem historischen Romane die Aufgabe gestellt hat, die Hauptrichtungen des politischen, kirchlichen und socialen Lebens aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu schildern. Es wäre demnach Stoff für neun Bände schon vorhanden, aber wo bleiben die Ausdauer und die Gedächtnißtreue des Lesers, der beim Ende den Anfang vergessen haben dürfte, wo bleibt die für eine so umfangreiche Lectüre erforderliche Zeit? Bei L. Storchs Roman haben wir wenigstens den Vortheil, daß jede einzelne seiner drei Abtheilungen ganz für sich besteht und auch ohne die andern gelesen werden kann. So beschäftigt sich die dritte mit dem Bauernkrieg, dem Hause Fugger, dem Reichstage zu Augsburg und dem Zuge nach Tunis; dem ersteren (Bauernkrieg) ist der Vordergrund eingeräumt, und dieses Zeit- und Sittengemälde bietet für uns ein um so größeres Interesse, als es mit den Ereignissen und Strebungen der drei jüngsten Jahre so viel Aehnlichkeit hat und so viele Vergleichspunkte liefert. Die Erhebung des Bauernstandes im 16. Jahrhundert war, wie unsere jüngste Gegenwart,

eine demokratisch-sociale Bewegung; sie wollte gleich dieser ein schweres Joch abschütteln, das Volk vom alten Drucke des Adels und Pfaffenthums frei machen und ein neues Stadium der Volksentwickelung anbahnen. Beide Erhebungen hatten gleiche Ursachen, gleiche Berechtigung und gleiches Ziel, welches aber von beiden nicht erreicht wurde, weil Uneinigkeit und Mangel an raschem Entschluß vorwalteten und klare Erkenntniß der Mittel fehlten. L. Storch hat uns in dem vorliegenden Roman nicht sowohl einen solchen, als vielmehr eine Reihe von Zeit-, Sitten- und Charakterschilderungen geliefert. Er führt uns in die Versammlungen des Adels und der Geistlichkeit, wie in die der Bürger und Bauern, in den Palast, wie in die Hütte; er zeigt uns Diejenigen, welche das unmündige Volk nach ihrer Willkür zu beherrschen und zu drücken sich für berechtigt halten, wie Die, welche eine freiere Bewegung und die heiligen Rechte der Natur geltend zu machen suchen. Er hat hier tüchtige historische Studien und denkvollen Ernst einer tüchtigen Gesinnung zu Grunde gelegt und ein Gemälde vor unsern Blicken entrollt, das nicht wenig dazu beitragen wird, die Geschichte jener denkwürdigen Volkserhebung in weitern Kreisen bekannt und immer populärer zu machen. Wir können hier auf eine Beurtheilung des umfangreichen Buches nicht eingehen, glauben es aber Jedem empfehlen zu dürfen, der einen wirklich gediegenen historischen Roman kennen lernen und sich von Storchs bekannter anziehender Weise zu schildern und zu erzählen nicht nur unterhalten, sondern auch zugleich belehren zu lassen geneigt ist.

Treten wir nun aus dem Gebiet der Novelle auf das der dramatischen Literatur. Von den gesammelten dramatischen Werken Deinhardsteins, dessen einzelne Stücke wir in diesen Blättern schon öfters besprochen haben, ist der fünfte Band erschienen, enthaltend „Fürst und Dichter", „die rothe Schleife" „Florette", „der Wittwer" und „der Gast". Diese Sammlung umfaßt alle von dem beliebten Bühnendichter bis jetzt geschriebenen und zur Aufführung auf den deutschen Bühnen gelangten Stücke, und wir haben es der Verlagshandlung von F. J. Weber nachzurühmen, daß sie die neue Ausgabe schön und sorgfältig ausgestattet hat. Der Dichter des „Hans Sachs" hat wie alle Diejenigen, die in der neuern Zeit für die Bühne gearbeitet, das Loos gehabt, daß von der Kritik des Tages über ihn viel hin und her geredet und gestritten worden ist. Es bleibt jedenfalls eine unerfreuliche Wahrnehmung, daß die meisten Kritiker der journalistischen Presse sich weniger bestreben, ein mit Ruhe und Besonnenheit prüfendes und vermittelndes Urtheil abzugeben, als vielmehr sich abmühen, für oder wider ein neu erscheinendes Drama als gewandte Advokaten zu plaidiren. Dramatische Dichter ersten Ranges, von der Muse mit allen himmlischen Gaben verschwenderisch ausgestattet, erscheinen so selten, daß man auch den Talenten und mittleren Befähigungen eine freundliche Aufnahme bereiten sollte — und wer könnte in Abrede stellen, daß Deinhardstein diesen beizuzählen ist? Die Erfolge, welche seinen Stücken zu Theil geworden, beweisen, daß diese so werthlos nicht sind, als manche seiner Gegner zu behaupten gesucht haben. Deinhardstein kennt die Bühne und versteht deren Beziehungen und Bedürfnisse. Seine Dramen sind gut erfunden und geschickt durchgeführt, ihre Situationen und Charaktere sind lebendig gehalten und ihre Diction ist leicht und fließend. Ohne großartige Lebens- und Weltanschauung, ohne hohen Schwung poetischer Begeisterung, haben sie dagegen den Vorzug einer consequenten und wohl abgerundeten Durchführung und bieten für den Darsteller theilweise sehr dankbare Rollen, die sich auf allen Bühnen eingebürgert haben. Wir erinnern nur an „Hans Sachs", „das diamantene Kreuz", „Brautstand und Ehestand", „zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten", „Erzherzog Maximilians Brautzug", „die rothe Schleife", „Florette", „Garrick in Bristol" rc. — Wer sich um das laufende Bedürfniß der Bühnenrepertoire, die immer etwas Neues bringen müssen, ein so entschiedenes Verdienst gemacht hat, wie Deinhardstein, dem ist man jedenfalls, und wenn er auch die klassische Literatur durch unsterbliche Meisterwerke nicht bereichert hat, zu gerechtem Dank und gebührender Anerkennung verpflichtet.

Unter dem Schutze unseres bewaffneten Friedens, der größere Heeresschaaren in Bewegung setzt, als es je zuvor ein Krieg gethan, kann man sich ruhig und ungestört auch der Lectüre der harmlosen Taschenbücher wieder hingeben. Diese lieblichen Weihnacht- und Neujahrsgaben in ihrem bunten mit Gold verzierten Kleide, mit ihren schönen Stahl- und Kupferstichen und mit ihrem feingeglätteten Papier sind gar friedliche, von jedem Revolutionsschwindel und jedem politischen Parteitreiben meilenweit entfernte, ungefährliche Gesellschafter. Das vorliegende, die von J. W. Appell herausgegebene „Cornelia" (Darmstadt im Verlag von G. G. Lange) beginnt damit, uns in seinen wirklich vortrefflichen Stahlstichen nach dem glückseligen Eilande und den unschuldigen Kinderspielen von Paul und Virginie zu versetzen. Die Zeichnungen, wie der Stahlstich sind eben so gelungen, als der Genuß ihrer Beschauung idyllisch und von keinem Wölkchen der Außenwelt getrübt ist. Auch die beigegebenen poetischen Erläuterungen sind von sanfter und guter Gemüthsart. Aus den vier Erzählungen des Taschenbuchs haben wir mit besonderer Anerkennung die „Dorfwaise" von Ernst Franke hervorzuheben. Wahrheit und Natur erscheinen hier im schönsten Bunde. Die drei Hauptpersonen dieser Dorfgeschichte, die Waise, André und die alte Magd sind trefflich geschilderte, unverkünstelte Charaktere. So einfach die Anlage und Durchführung der hier erzählten Begebenheiten aus einem ländlichen Stillleben, so tief ist der Eindruck, den sie auf uns machen. Wären die letzten Scenen dieser Geschichte minder flüchtig gehalten und dagegen etwas sorgfältiger ausgeführt, so würden wir das kleine Idyll unbedingt als meisterhaft bezeichnen dürfen. — Eduard Ziehen führt uns in seinem „Ungarschloß" in die an wehmüthiger Erinnerung so traurig reichen Tage der jüngsten Kriege im Magyarland. Wir haben hier nicht nur eine anziehende und rührende Geschichte zweier liebender Herzen, sondern auch einen historischen Hintergrund, der unsere volle Theilnahme in Anspruch nimmt. Die sinnige und gemüthvolle Darstellung, die dem Verfasser eigen ist, weiß den Leser inmitten der Leiden und Freuden der hier auftretenden Personen zu stellen und dessen warme Mitempfindung zu gewinnen. — Die beiden andern Erzählungen, „die Brüder von Allgund", von Bernd von Guseck und „Fragmente aus dem Tagebuche meines Oheims" von F. Hilarius haben wir nicht gelesen, doch bürgen die Namen ihrer in der Novellistik rühmlich bekannten Verfasser für Werthvolles, sowie dieß nun in seinem 36. Jahrgang erscheinende Taschenbuch überall zu bekannt ist, um einer besonderen Empfehlung zu bedürfen. W.

Verein zum Schutze der Thiere.

Frankfurt a. M., 24. Jan.

Der hiesige Verein zum Schutze der Thiere hielt am 12. Dec. v. J. eine Generalversammlung, die sich einer großen Theilnahme zu erfreuen hatte. Der gegenwärtige Präsident des Vereins, Hr. Wilhelm Kilzer, erstattete Bericht über die seitherige Wirksamkeit des Ausschusses in nachstehender Eröffnungsrede:

Hochzuverehrende Anwesende!

In der letzten Generalversammlung, welche am 14. März d. J. stattfand, wurde Ihnen von dem damaligen Präsidenten Bericht erstattet über Das, was im Jahre 1849 von unserer Seite

geschehen war; und wenn auch unsere Wirksamkeit keine glänzende genannt werden konnte, so vermochten wir sie doch im Vergleich mit dem vorhergehenden Jahre als eine sehr erfreuliche zu bezeichnen. Der Ausschuß ließ es sich angelegen seyn, zweckfördernde Schriftchen anzukaufen und dieselben nicht nur unter die verehrten Mitglieder, sondern auch anderweitig auf nützliche Weise zu vertheilen. Namentlich erwähnte man eines Schriftchens: „Die ungleichen Knaben" von Hofrath Dr. Perner in München, von welchem Büchlein auch eine bedeutende Anzahl Exemplare an Herrn Oberlehrer Lehn im Waisenhause, behufs der Weihnachtsbescheerung daselbst, abgegeben wurde, so wie auch eine gewisse Anzahl dem Comitee übergeben ward, welches sich gebildet hatte, armen Kindern eine Weihnachtsfreude zu bereiten. Auch die Bibliothek des Vereins zur Förderung christlicher Sitte und Geselligkeit unter den jungen Leuten des Gewerbstandes durfte nicht umgangen werden. Von einem andern trefflichen Schriftchen von F. T. Löschke in Pirna: „Kinder, habt die Thiere lieb", sind 150 Exemplare bestellt und an die Mitglieder des Vereins abgegeben worden. Eben so faßte man mit Zustimmung der verehrlichen Mitglieder den Beschluß, armen Karchern, deren Pferde erkranken, einen kleinen Beitrag zur Anschaffung der nöthigen Medikamente zu gewähren; auch erwähnte der damalige Herr Präsident, daß ein Pferd geschlachtet und das Fleisch desselben unentgeltlich verabreicht wurde. Erfreulich war es, bemerkte derselbe, bei dieser Gelegenheit zu sehen, wie das Vorurtheil gegen den Genuß des Pferdefleisches immer mehr schwinde, was der unerwartet rasche Abgang desselben deutlich zeigte. Ferner darf nicht versäumt werden, noch der Geschenke zu erwähnen, die bei unserer letzten Generalversammlung drei braven Kärcherknechten überreicht wurden, welche diese Auszeichnung wegen einer löblichen Behandlung ihrer Pferde verdienten. Ein Ausschußmitglied hatte bei dieser Veranlassung den drei Männern eine treffliche, ihrer Fassungskraft entsprechende Anrede gehalten und sie in derselben aufgefordert, auf ihre Mitknechte im Sinne unseres Vereins nach Kräften mitzuwirken. Später wurde denselben ein Protokoll-Auszug über den erfreulichen Akt zugestellt. Die Rechnungsablage des Herrn Kassirer Gerlach fanden die Revisoren derselben, die Herren Graf und Schlesinger in ihrer vollkommenen Richtigkeit.

Dieß möchte das Wichtigste seyn, was ich Ihnen, hochzuverehrende Anwesende, aus unserer letzten Generalversammlung schon deßwegen noch einmal mitzutheilen hätte, da leider wegen überhäufter Geschäfte der damalige Herr Präsident den Jahresbericht nicht fertigen und dieser somit dem Publikum nicht gedruckt konnte übergeben werden.

Ehe ich jedoch fortfahre, Ihnen Bericht zu erstatten über die seitherige Thätigkeit Ihres Ausschusses, möchte ich zuvor vielen unserer verehrten Mitgliedern den innigsten Dank aussprechen für die thätige Theilnahme, die sie unserm Vereine schenken, und Sie Alle recht sehr bitten, uns diese Theilnahme und dieses Wohlwollen zu bewahren, besonders auch mit dahin zu wirken, daß sich durch den Beitritt neuer Mitglieder unsere Thätigkeit vergrößern könne. Leider müssen wir noch gar zu häufig hören, daß unser Wirken **entbehrlich**, **nutzlos** und selbst **anstößig** genannt wird; Vorwürfe, welche schon in der Generalversammlung von 1847 der damalige, um den Verein hochverdiente Präsident, Herr Pfarrer **Fresenius**, in seiner Eröffnungsrede trefflich widerlegte. Daß Vereine, wie der unserige, nicht **nutzlos** sind, wird am besten durch Thatsachen gezeigt, und solcher Thatsachen finden sich in Menge in den Berichten angegeben, welche wir von ähnlichen Vereinen, namentlich dem großartigsten derselben, dem Münchner, lesen; **entbehrlich** können sie nicht genannt werden, da bei der besten Polizeiaufsicht doch von Seiten solcher Vereine noch gar Manches zu thun ist, was nicht vor Polizeigerichte gehört und **anstößig** kann sie gewiß nur Derjenige finden, der noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Humanität steht. **Nothwendig** erachten wir und müssen wir solche Vereine erachten, denn sie führen mit zur Gesittigung unseres Geschlechts. Die Behandlung der leb- und vernunftlosen Geschöpfe ist nicht etwas Gleichgültiges, Etwas, was von der Laune und Gutmüthigkeit des Einzelnen abhängt, und mit vollem Rechte sagt daher der ehrwürdige **Kajetan von Weiller** in seiner Schrift: **Grundlegung zur Ethik als Dynamik**:

„Eine vernunftmäßige Behandlung dieser Wesen ist nicht bloß, wie häufig dafür gehalten wird, nur Sache einer gewissen Gutartigkeit und eines gewissen bloß sinnlichen Gleichmuthes, oder lediglich Regel der Klugheit, sondern wahre, im Gewissen verbindende Pflicht. Jede zwecklose Zerstörung, jede zweckwidrige Verunstaltung irgend eines leblosen Wesens, jede lediglich willkürliche Qual eines Thieres ist eine pflichtwidrige Handlung. Wer roh und gedankenlos auch nur durch die bewußtlose Natur wandeln kann und für die tausend schönen und wunderbaren Gestaltungen derselben nur Muthwillen, der zur Lust zerknickt, was ihm vorkömmt, statt Freude und Bewunderung mitbringt, — und wer gefühllos am gemarterten Thiere stehen, oder es wohl gar zu seiner Unterhaltung selbst martern kann, daß ein Solcher sich nicht auf dem Wege der Pflicht bewegt, sieht man wohl, wenn das Gesagte zur Ueberzeugung nicht hinreichen sollte, handgreiflich genug daraus, daß ein Solcher ebenfalls kalt und gedankenlos in höheren Kreisen wandelt, und nicht selten eben so leicht die Freuden der Menschen, wie die Blumen des Feldes zertritt und Menschen zu quälen anfängt, wenn er eben keine Thiere zu quälen oder sich an ihren Qualen schon satt gesehen hat. **Es ist ja eine alte Bemerkung, daß Muthwille am Leblosen die erste Einleitung des Muthwillens am Lebendigen, Grausamkeit gegen die Thiere eine Vorübung der Grausamkeit gegen die Menschen ist.**"

Wenn wir diesen Aeußerungen eines trefflichen Mannes in jeder Hinsicht beistimmen müssen, wenn wir ferner in Erwägung ziehen, daß in allen Religionen auch von Pflichten des Menschen gegen die Thiere die Rede ist: so behaupten wir gewiß mit vollem Rechte, daß Vereine zum Schutze der Thiere in jedem wohlgeordneten Staate etwas Nothwendiges, etwas Unentbehrliches sind; sie sollen mit darüber wachen, daß in den weitesten Kreisen die Stimme der Natur gehört werde, daß schon in das kindliche Herz eine hohe Achtung vor den Geschöpfen Gottes komme und sich nicht da zuerst die Zerstörungslust äußere, wo noch keine Klage, kein Vorwurf laut werden kann. Ist einmal diese Lust geweckt und hat sie sich geltend gemacht, dann ist sie schon so überwiegend, daß das Schmerzgeschrei nichts Abschreckendes mehr hat, es dient vielmehr dem Zerstörungssüchtigen zur Ermuthigung und Belustigung. Wer es gleichgültig mit ansehen kann, wenn Geschöpfe gequält werden oder Qualen leiden, der wird gar zu leicht selbst dahin kommen, Thiere und Menschen zu quälen, denn das menschliche Gefühl ist etwas so Zartes, das gar zu leicht abgestumpft werden kann. Vor allen Dingen sollte man Kinder vor jedem Anblicke bewahren, der ihr zartes Gefühl zu verletzen im Stande wäre; sie gehören z. B. nicht dahin, wo Thiere geschlachtet werden, geschähe es auch auf die schnellste und schonendste Weise. Wie wünschenswerth wäre es daher, daß auch in unserer Stadt der Mißbrauch abgeschafft würde, Thiere auf offener Straße zu schlachten. Man kann in dieser Hinsicht nicht aufmerksam genug seyn, denn, ist einmal dieses feinere Gefühl verloren, so kann keine Macht der Erde diesen Verlust ersetzen. Auf die Jugend muß vor allen Dingen gewirkt werden; sie gilt es, zu belehren und zu warnen, ihr haben wir vorzugsweise das rege Mitgefühl zu bewahren und zu erhalten. Hauptsächlich kann dieß auch durch das Lesen nützlicher Schriften geschehen, und so ist demnach die Verbreitung solcher Schriften gewiß eine der segensreichsten Thätigkeiten, welche von den Vereinen zum Schutze der

Thiere ausgehen. Diese Institute sollen überall auf Mängel und Gebrechen aufmerksam machen, das Gute anregen und mit dahin wirken, daß Mißbräuche abgeschafft und Verbesserungen eingeführt werden. Auf diese Weise wurde schon Vieles gethan, und wie ein gutes Beispiel segensreich zu wirken vermag, sehen wir u. a. auch aus einem Berichte des unermüdlich thätigen Münchener Vereines. Aus diesem Berichte, der uns vor etlichen Monaten zugekommen ist, erlaube ich mir, Ihnen, hochverehrte Anwesende, das Ansprechendste mitzutheilen, nicht fürchtend, Ihre Geduld zu ermüden.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Der „Staats-Anz." schreibt: Ueber das Eisenbahnunglück bei Gütersloh erzählt ein Augenzeuge folgendermaßen: In der Nähe dieses Ortes nahm, beim Herabfahren einer ziemlich langen und steilen Neigung, in der sogenannten Kiebitz-Haide, die Geschwindigkeit des Zuges außerordentlich zu. Wahrscheinlich brach in dem Augenblick, wo derselbe bei einem Wege-Uebergange anlangte, ein Maschinentheil in der Nähe des linken Rades, wodurch die Maschine rechts aus dem Geleise bewegt ward, den hier etwa 15 Fuß hohen Damm hinablief und in der Böschung und am Fuße desselben stecken blieb. Die Waggons stürzten nun, die Ketten zerreißend, in ihrer bisherigen Geschwindigkeit noch eine Strecke fort, da sie aber ebenfalls aus dem Geleise gekommen waren, die fünf ersten nach einander rechts den Damm hinab, und zwar dergestalt, daß der hintere Wagen an dem vorderen immer erst vorbeilief, ehe er gleichfalls zu fallen begann; der sechste Wagen stürzte, links das Geleise verlassend, auf dem Damm um, und die folgenden fuhren etwa 150 Schritt auf dem Geleise fort, ehe sie anhielten. Das Empfinden eines Stoßes, der Lärm der Räder auf den kleinen Steinen, die an der erwähnten Uebergangsstelle neben den Schienen liegen, so wie die unregelmäßige Bewegung beim Schleudern und Hinabstürzen des Waggons vom Damm, folgten blitzschnell auf einander, ehe man empfand, daß der letztere wieder festen Fuß hatte. Drei Unglückliche, der Maschinist, der Heizer und ein Amerikaner in dem vierten Waggon, blieben auf der Stelle todt; von drei Schaffnern brach einer den Arm, einer das Schlüsselbein, der dritte verlor einige Zähne. Sonst sind zwar noch viele Personen mehr oder minder stark gestoßen worden, aber bei dem Ereigniß hat doch Gottes waltende Fürsorge so naheliegendes größeres Unglück verhütet. Sie hat sich sichtbar bethätigt an dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, welcher sich mit seinen Begleitern, dem Obersten von Fischer und dem Lieutenant von Heinz, in einem Coupee des fünften Waggons befand. Se. k. Hoh. hat einen unbedeutenden Stoß am linken Hinterkopf erlitten, welcher geringen Schmerz verursacht. Mit seinen Begleitern beim Sturze des Wagens zusammenfallend, war er der Erste, der denselben durch das Fenster zu verlassen vermochte, und leistete Denen, die nicht so glücklich und schnell ihre Plätze hatten verlassen können, hülfreiche Hand. Solche Unterstützung ist namentlich bei zwei Personen, einem Mann und einer Frau, nöthig geworden, welche mit dem Prinzen in einem Waggon, jedoch in einem andern Coupee, gesessen hatten. Der Mann war mit dem gekrümmten Knie durch das Fenster gefallen, auf welchem der Wagen lag, und hatte dabei einen Arm der Frau mit eingequetscht. Es mußte das Dach des Coupees eingeschlagen und mit einer als Hebebaum benutzten Schiene der Waggon etwas gehoben werden, ehe es gelang, die Unglücklichen zu befreien, welche indeß nicht schwer verletzt erschienen sind. Nach etwa 1½ Stunde ward die Fahrt mit einem nachgesandten Zuge fortgesetzt, welcher Deutz um halb zwei Uhr Morgens erreichte. Im Zusammenhange mit dieser Nachricht hören wir, daß die betreffende Stelle an dem Kopfe des Prinzen auf ärztlichen Rath zwar hat gekühlt werden müssen, das Befinden desselben indeß Gott sey Dank fortdauernd befriedigend ist.

Die Dampfschiffe auf dem Rhein, der Elbe, der Themse, der Schelde u. s. w. halten durchaus keinen Vergleich aus mit denen, welche auf den amerikanischen Flüssen fahren. Diese letztern sind „schwimmende Paläste" und einige derselben leisten Unglaubliches in rascher Fahrt, denn manche dieser Dampfriesen auf dem Mississippi können 25 (engl.) Meilen in einer Stunde zurücklegen. Freilich fliegt auch sehr oft ein solches Dampfschiff in die Luft.

In Californien ist es so kostspielig krank zu seyn, daß sich eine Krankheit Niemand erlauben kann, der nicht ein Rothschild ist.

Der freieste Mann ist Derjenige, welcher sich selbst am meisten einschränkt.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 25. Januar.

Es ist bekannt, daß der hier wohnende Graf Mons sich durch ein wahrhaft fürstliches Geschenk um unser Land verdient gemacht, welches in einer Sammlung nordamerikanischer und westindischer Naturalien besteht, die nach dem Urtheile berühmter Naturforscher, wie das des Grafen Barande, durch eine nirgends sich findende gleiche Reichhaltigkeit sich auszeichnen. Dieser Förderer der Wissenschaft hat nun in den letzten Tagen den Ankauf von vier Morgen Land auf der Bierstädter Straße abschließen lassen, auf denen er eine Villa nebst Park herstellen lassen will. Wir freuen uns, dadurch die Absicht ausgesprochen zu sehen, daß Hr. Graf Mons länger hier zu verweilen gedenkt, und können nicht umhin, für die treffliche Wahl des Platzes, dessen Aussicht nicht allein die Hauptstadt, sondern auch die reizende Gegend zwischen Taunus, Bergstraße und Rheingau beherrscht, und welchem auch, da Hr. Graf Mons unbezweifelt nur eine großartige und geschmackvolle Schöpfung im Auge haben wird, von vielen Stellen aus eine Anschauung gewährt, welche unserer Stadt zu einer neuen ausgezeichneten Zierde gereicht. Einen besonders guten Eindruck macht das sichere Vernehmen, daß Hr. Graf Mons durch diesen Bau unserer Industrie einen erheblichen Vortheil leisten will.

Theater-Anzeige.

Samstag, 1. Februar. Don Carlos, Infant von Spanien, Trauerspiel in 5 Akten von Schiller.

Sonntag, 2. Febr. 1) (Zum ersten Male): Ein Schauspiel in der Familie, Lustspiel in 1 Akt. 2) Die vornehmen Dilettanten, oder: Die Opernprobe, Oper in 1 Akt von Lortzing. 3) Das Solo-Lustspiel von Saphir. 4) Der Schauspieldirektor, Oper in 1 Akt, Musik von Mozart. 5) Hans und Grete, Scene von Schneider.

Montag, 3. Febr. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt und zum ersten Male): Hernani, große Oper in 4 Abth. aus dem Italienischen, Musik von Verdy. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 28. Samstag, den 1. Februar 1851.

Rodenstein.

Wenn Krieg in deutschen Landen droht,
Da rüstet sich der Rodenstein.
Es dringt sein Heeresaufgebot
Das stille Geisterreich hinein.
Die alten Kämpen wachen auf,
Sie waffnen sich mit Schild und Speer,
Und schaaren alle sich zu Hauf'
Um ihren nächt'gen Führer her.

Im öden Burghof wird es laut,
Es tummelt sich im Silbersaal,
Aus rost'gen Helmvisiren schaut
Es augenlos und knochenfahl.
Die Knappen in der Pickelhaub
Erheben sich zum Heereszug,
Sie schüttlen ab den Gräberstaub
Und wiegen sich im Sattelbug.

Die Rüden steigen aus der Erd',
Wie grauverwitterter Basalt,
Umschweben Reitersmann und Pferd,
Aus weiten Nüstern weht es kalt.
Es dringt ein Schauer durch die Luft,
Manch' grausig Nachtgebilde schwebt
Herauf, heran, wenn aus der Gruft
Das Heer der Geister sich erhebt.

Auf dunklem Hengst, den Boden scharrt
Sein Eisenhuf, hält riesengroß
Der Führer, aus dem Schädel starrt
Es durch den Helmsturz augenlos.
Schwarz ist die Rüstung, nächtlich weht
Im Sturm der Helmbusch; grauenhaft,
Wie's oft im Traumspuck vor uns steht,
Hält lautlos die Genossenschaft.

Dumpf wie im fernen Felsengrund
Ein Wetter, wenn sich's grollend bricht,
So tönt's aus seinem Knochenmund,
Wenn er zur Geisterrotte spricht.
Und was er spricht, ist nur ein Laut,
Ein einziges Kommandowort,
Und kaum den Lüften anvertraut,
Geht's brausend durch's Gemäuer fort.

Herab vom Rodensteiner Schloß,
Zur Zeit der stillen Mitternacht,
Bewegt sich ungestüm der Troß,
Der Sturmwind heult, die Föhre kracht;
Die Erde dröhnt von Rosseshuf,
Das Hüfthorn schallt, die Meute bellt,
Getös und lauter Stimmenruf,
Daß im Gebirg das Echo gellt.

Das Volk der Thäler faßt ein Graus,
Der Säugling schrickt im Schlaf empor:
Es zieht der Rodensteiner aus,
Sein Schrecken dringt in jedes Ohr.
Vorbei an Dorf und Weiler zieht
Das wilde Heer im Sturmesflug;
Man hört es nur, kein Auge sieht
Den mitternächt'gen Geisterzug.

Und wo das deutsche Banner weht,
Wo deutscher Zungen Feldgeschrei
Erschallt, wenn es in's Treffen geht,
Da stürmt der Rodenstein herbei.
Er reiht sich an, er kämpft die Schlacht
Mit seiner unsichtbaren Schaar,
Und kehret, ist das Werk vollbracht,
Zurück, wie er gekommen war. —

Einst zog's ihn, da er noch gelebt,
Gen Welschland mit des Rothbarts Heer.
Wohl weint sein junges Weib und bebt,
Ihm aber winkten Kampf und Ehr'.
Noch einen Kuß auf ihren Mund,
Dann riß er sich gewaltsam los —
Und laut erdröhnt der Felsengrund
Von wildem reisigem Getos.

Und als die Kaisermacht erlag,
Weil jener Bayerfürst, der Leu,
Am blutigen Entscheidungstag
Gebrochen die gelobte Treu,
Und von dem grimmigen Lombard
Der deutsche Heerbann auf der Flur
Geschlagen am Tesino ward,
That sterbend Rodenstein den Schwur:

„So lang' bis einst das Morgenroth
Der deutschen Einheit hell erglüht,
Folg' ich dem Kampfesaufgebot,
Wo deutscher Schwertschlag Funken sprüht!" —

Der Rothbart im Kyfhäuser weilt,
Der Ritter kämpft mit Schwert und Schild —
Noch aber ist das Reich getheilt
Und Einheit nur ein Traumgebild.

Der Kaiser rastet wohl bewahrt,
Er ist indeß geschlummert ein,
Gewachsen ist der rothe Bart
Ihm durch den Tisch von Marmelstein.
Die Raben krächzen, um den Wall
Des Berges flatternd, Tag und Nacht,
Bis einst im Einheitsdonnerschall
Der Kaiser aus dem Schlaf erwacht. —

Und als der Aar den Horst gebaut,
Der Eichbaum rauscht' in frischem Grün,
Da ward's nach Jahren seltsam laut
Auf Rodenstein der Burgruin.
Hin saus't es durch den Odenwald,
Es heult, es schrillt, es bellt, es ruft,
Durch tiefe Felsenschlünde bald,
Und bald hoch oben in der Luft.

„Das ist der wilde Rodenstein,
Behüt uns Gott vor Kriegesdrang!"
So spricht im dunklen Kämmerlein
Das Volk der Landbewohner bang.
Und fern am öden Dünensand
Erhob sich wildes Schlachtgetos,
Indeß im deutschen Vaterland
Der Aufruhr tobte fessellos.

Und als der Eichenbaum das Haupt
Dumpf brausend wog im Herbstorkan,
Und als des Blätterschmucks beraubt
Die Zweige starrten himmelan,
Da dröhnt es laut im Nachtsturm durch
Gebirg und Forst mit Mann und Roß,
Und heim auf die verfallne Burg
Kehrt Rodenstein zusammt dem Troß.

Neu wird die alte Kunde laut:
Der Rodenstein ist heimgekehrt,
Dem Krieg ist nun ein Damm gebaut,
Dem Blutstrom, der die Welt verheert!
Er aber schlummert in der Gruft,
Wer weiß wie kurz, wer weiß wie lang,
Bis ihn sein Schwur von neuem ruft
Zu seinem letzten Waffengang.

Dann dringt sein Heeresaufgebot
Zum letzten Mal ins Grab hinein;
Es glüht der Einheit Morgenroth
Am Himmel auf im Purpurschein;
Dann läßt er seinen rost'gen Stahl,
Und mit dem Kaiser, seinem Herrn,
Schwingt er sich auf im Gluthenstrahl
Zu einem schönen beßren Stern.

Dann hat der deutsche Kaiserheld,
Den er erträumt umsonst bis jetzt,
Dem Besten auf dem Walserfeld,
Die Kaiserkrone aufgesetzt;

Das deutsche Volk ist groß und stark,
Unüberwindlich ist sein Heer,
Und Deutschlands weite Ländermark
Bedarf nicht Geisterhülfe mehr. —

Noch aber im Kyfhäuserberg
Schläft Barbarossa fort und fort;
Umkrächzt von Raben lauscht sein Zwerg
Auf des Erwachens Donnerwort.
Wie lang, wie lang — wer sagt es an?
Wer sieht erblüh'n den Hoffnungsbaum?
Es wogt der Zeiten Ocean,
Und Alles ist vielleicht — nur Schaum!

C. Merck.

Verein zum Schutze der Thiere.

(Schluß.)

„Die meisten (es wurden in dem Berichte zuvor eine Menge von Vereinen genannt) der oben genannten Vereine bildeten sich nach dem Muster des Münchner Vereins, seine Schriften wurden ganz oder theilweise schon in viele Sprachen übersetzt und viele Buchhandlungen im In- und Auslande haben sie in Umlauf gesetzt. Eben jetzt liegt der französischen Nationalversammlung (assemblée législative) ein vom General Grafen Grammont eingebrachter Gesetzvorschlag vor, der, fast wörtlich aus den Münchner Schriften entnommen und im Ausschusse einstimmig genehmiget, Gefängniß- und Geldstrafen bestimmt: a) für Verwundungen, b) starke und wiederholte Schläge, c) Ueberladung, d) Mißhandlung durch Futtermangel, e) rohe Versuche, unter der Last niedergefallene Thiere zum Aufstehen zu zwingen, ohne abzuladen oder sie loszubinden, f) Gegenwart der Kinder beim Schlachten, g) Anstrengung über die Kräfte überhaupt durch Schmerzen und Mißhandlungen. General Grammont ist nach einer an den Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg als Vorstand, und Hofrath Perner, als Gründer des Münchner Vereins, erlassenen Zuschrift im Begriffe, die Schriften des Letztern (und des Malers Wilhelm Gail) in's Französische zur Vertheilung in die Schulen übersetzen zu lassen. Der gedruckte und an sämmtliche Mitglieder der assemblée législative vertheilte, motivirte Antrag des Ausschusses und nach ihm die französischen Blätter enthalten folgende wörtliche Stelle: „England, Bayern, die Schweiz, die meisten deutschen Staaten haben durch Bemühung und Ausdauer Thierschutz-Vereine zu Stande gebracht. Ehre jenen braven und festen Männern, die dem Witz und Spott während ihrer langen und anstrengenden Arbeit zu trotzen wußten, um den armen und hülflosen Thieren zu Hülfe zu kommen, denen die Natur keine Sprache gab, um sich über ihre Henker zu beschweren. — Der Gedanke des Ausschusses war, die Gesetze anderer Völker zu prüfen und sie mit Geist und Sitten unseres Landes in Uebereinstimmung zu bringen; frei von jeder falschen National-Eigenliebe sagt der Ausschuß mit einem unserer berühmtesten Rechtsgelehrten: Das Wahre und Nützliche gehören zu den Gütern, die der Mensch überall suchen und sich aneignen muß. — Es ist der Nationalversammlung würdig, den der Moral eben so sehr, als unsern materiellen Interessen nachtheiligen Mißbräuchen ein Ziel zu setzen. Den Mißhandlungen der Thiere vorbeugen, heißt arbeiten für die moralische Verbesserung der Menschen und für die physische der Thiere; Mitleid und Milde gegen sie führen mehr, als man glaubt, zur Humanität, denn der gegen Thiere harte und grausame Mensch wird es gegen alle seiner Macht oder seinem Schutze an-

vertraute Wesen seyn. — Das Gesetz, indem es die Akte der Barbarei seltener macht, wird die Sitten verbessern und allmälig die empörenden Auftritte beseitigen, die den Menschen mit dem Anblicke des Bluts vertraut machen und in das Herz des Kindes die grausamen Gewohnheiten pflanzen, die später auf sein Schicksal Einfluß ausüben. Alles verknüpft sich in unserer biegsamen Natur, der Mensch, der in seiner Kindheit an Mißhandlungen der Thiere Vergnügen findet, bereitet sich dazu vor, ein großer Verbrecher zu werden. Die Geschichte aller Zeiten liefert uns hiefür zahlreiche Beweise. — Ein höchst verdienstvoller Mann, Dr. Perner, gründete im Jahre 1841 den größten Verein dieser Art auf dem Continent. Der edle Prinz Eduard von Sachsen-Altenburg übernahm die Vorstandsschaft. Dieser Verein, bewunderungswürdig gut geleitet, dient als Vorbild den zahlreichen Associationen dieser Art, die sich im Norden von Europa, und später auch in der Havanna und Philadelphia organisirten." Die „Allg. Zeitung" berichtet bereits, daß die dritte Lesung des Gesetzvorschlages in der assemblée législative beschlossen worden sey. Das „Journal des Débats" und viele andere französische Blätter geben die ganze Verhandlung in der Assemblée. Die „Gazette des Tribunaux" enthält schon öfter Artikel über Mißhandlung der Thiere; erst am 25. Jänner d. J. wieder die öffentliche Verhandlung über die Bestrafung des Karrenführers Triquel zu 6 Monaten Arrest und 50 Frcs. in Geld, weil er sein Pferd durch arge Mißhandlungen und zuletzt durch Messerstiche zu Leistungen über dessen Kräfte nöthigen wollte, in Folge dessen das Pferd zu Grunde ging. Die „Gazette des Tribunaux" schildert die allgemeine Indignation des bei der öffentlichen Verhandlung anwesenden Publikums und der Zeugen der That; der Ankläger und der Präsident des Tribunals hoben die eingewurzelte kalte Grausamkeit des Thäters in den stärksten Ausdrücken hervor und bemerkten, daß er in England noch schärfer bestraft worden wäre. Die Verhandlung beweis't, wie die durch den Münchner Verein in Europa verbreitete Idee und die Wichtigkeit der Sache in Beziehung auf Erziehung und Volkssitten bereits allenthalben Anerkennung finden. Erst in den letzten Wochen erhielt Hofrath Perner wieder Zuschriften aus Basel und Aarau wegen Gründung gleicher Vereine daselbst."

Sie ersehen also, hochverehrte Anwesende, wie an vielen Orten, namentlich auch in Frankreich, Vereine zum Schutze der Thiere sich bilden und wie Gesetze entworfen werden, um diejenigen Geschöpfe gegen Mißbrauch und Quälereien zu schützen, die nur in der Vernunft und dem Gewissen des Menschen ihren Anwalt haben. Ueberflüssig scheint es mir daher, nur noch Ein Wort mehr zu sagen, um die Nothwendigkeit solcher Vereine zu rechtfertigen. Müssen wir aber zugeben, daß der Mensch Pflichten gegen die Thiere hat, so findet auch der oft gehörte Einwurf von den Gegnern solcher Vereine: „Sorgt, namentlich in unserer Zeit, erst dafür, daß die Menschenquälereien abgeschafft werden", leicht seine Beseitigung darin, daß eine Pflicht zu keiner Zeit dürfe vernachlässigt werden und erst Derjenige gewissenhaft zu nennen ist, der allen seinen Verpflichtungen zu genügen sucht. Niemanden wird es einfallen, zu verlangen, daß über die Pflichten gegen die Thiere auch nur Eine gegen unsere Mitmenschen vernachlässigt werde; gewiß aber wird Derjenige, welcher auch für die vernunftlosen Geschöpfe ein fühlendes Herz hat, um so theilnehmender bei den Leiden seiner Mitmenschen seyn. In allen Verhältnissen des Lebens ist es was gar Schönes: das eine Gute thun und das andere nicht lassen. Neben so vielen Vereinen, die zum Wohle und Segen der leidenden Menschheit bestehen und denen wir eine recht große Theilnahme und Förderung von allen Seiten wünschen, wollen wir dem Vereine, der sich die Thierwelt zum Gegenstande seiner Vorsorge wählt, unbeschadet jener, das Wort reden und ihm die vollgültige Berechtigung seines Daseyns nicht schmälern lassen, zumal wir ja nur, was den Beitrag betrifft, ein geringes Scherflein *) in Anspruch nehmen. Je mehr aber die Zahl unserer Mitglieder wächst, um so mehr vermag auch der Verein zu leisten. Doch lassen wir uns durch eine noch verhältnißmäßig geringe Theilnahme des größeren Publikums nicht abschrecken; das Bewußtseyn, etwas Gutes zu wollen, läßt uns in unserer Thätigkeit nicht ermüden. Vielmehr bieten wir Alles auf, um die Wirksamkeit des Vereines zu vergrößern, und ich möchte Sie, hoch verehrte Anwesende, recht dringend gebeten haben, uns fernerhin Ihre Theilnahme nicht nur zu erhalten, sondern auch dahin zu wirken, daß sich die Zahl unserer Mitglieder mehre.

Erlauben Sie mir, daß ich jetzt zur Mittheilung Dessen übergehe, was von Seiten des Vorstandes seit der letzten Generalversammlung im März geschehen ist. Was die innere Verwaltung betrifft, so ist zur Feststellung eines geregelten Geschäftsganges eine neue Geschäftsordnung entworfen worden, bei welcher Veranlassung ein schon seit vielen Jahren sehr thätiges Mitglied auf's neue seine große Bereitwilligkeit an den Tag legte, dem Vereine in jeder Hinsicht nützlich zu werden. Dieß öffentlich auszusprechen, erfordert die Pflicht der Dankbarkeit.

Es wurden uns im Laufe des Sommers mehrere Fälle von Thierquälereien zur Anzeige gebracht, welche von hochlöblichem Polizeiamte untersucht und bestraft worden sind. Auch machte man uns sowohl mündlich als schriftlich Mittheilungen von Thierquälereien, die bei dem neuen Straßenbau unweit des Bürgerhospitals stattfanden. Hochlöbliches Polizeiamt hat auch hierbei Abhülfe versprochen und den Wunsch geäußert, es möchte doch ein Jeder, dem Thierquälereien zu Gesichte kämen, der Behörde die Anzeige davon machen, damit die Schuldigen zur Rechenschaft und Bestrafung gezogen werden. Der Vorstand, hochverehrte Anwesende, richtet daher die Bitte auch an Sie, doch bei jeder Gelegenheit mit dahin zu wirken, daß diesem Gesuche auch willfahrt werde, indem von Seiten unseres hochl. Polizeiamtes Alles geschieht und geschehen wird, die Wirksamkeit unseres Vereines zu fördern und zu unterstützen. So lange unsere Mittel noch zu beschränkt sind, um großartige Pläne verwirklichen zu können, halten wir es mit für eine Hauptwirksamkeit des Vereins, Polizeidienern eine kleine Gratification zukommen zu lassen, welche uns Beweise bringen, daß Thierquäler von Seiten des Gerichtes bestraft worden sind. Ein anderer Hauptzweig unserer Thätigkeit möchte, wie ich schon früher zu bemerken die Ehre hatte, in der Vertheilung von zweckmäßigen Schriften bestehen, und wir haben zu diesem Behufe wieder 150 Exemplare von einer neuen Auflage des sehr hübschen Werkchens: „Kinder, habt die Thiere lieb", von T. Löschke, bestellt, welche zu unserer Freude gerade noch zur rechter Zeit kamen, um sie auch den verehrten Mitgliedern des Vereins bei der Einladung zukommen zu lassen.

Der Vorstand hält es für seine Pflicht, die Wirksamkeit des Vereins nach Kräften zu steigern; er möchte daher die Mitglieder desselben recht angelegentlich bitten, ihm mit Rath und That an die Hand zu gehen, damit unsere schönen Zwecke erfüllt werden: das Loos der mißhandelten Thiere zu verbessern und ihren Qualen zu steuern. Es sind gewiß nicht die unbedeutendsten Siege, welche die Humanität auf diesem Felde feiert.

Bei der letzten Generalversammlung wurde des Vorstandsmitglieds, Hrn. Th. Bamberger, der uns leider durch den Tod entrissen ward, in dankbarer Erinnerung gedacht. Auch mir liegt heute die traurige Pflicht ob, eines Mannes zu erwähnen, der unserem Ausschusse ebenfalls durch den Tod entrissen wurde, eines Mannes, welcher, so lange der Verein besteht, Mitglied desselben war und viele Jahre hindurch als Ausschußmitglied demsel-

*) Nach §. 9 der Statuten ist der geringste jährliche Beitrag 30 kr.

ben unermüdet seine Thätigkeit widmete. Hr. Major Erras ist der Biedermann, dessen Verlust wir zu beklagen haben. Ihm war das Gedeihen unseres Vereines wahre Herzensangelegenheit und mit regem Eifer suchte er den Thierquälereien Einhalt zu thun und für die edeln Zwecke unseres Vereins zu wirken. Wir vermissen ihn ungern in unseren Sitzungen, die er ohne dringende Veranlassung nie versäumte, ja, es war den Mitgliedern des Vorstandes immer erfreulich, den würdigen Greis in ihrer Mitte zu sehen und seine Erfahrungen und Rathschläge benutzen zu können. Es ist eine heilige Pflicht der Lebenden, unserer Todten und der Verdienste, die sie sich erwarben, nicht zu vergessen; ich konnte es daher auch nicht unterlassen, eines Mannes zu erwähnen, dessen Andenken bei Vielen gewiß in Segen bleiben wird. Friede seiner Asche!

Nach diesem Vortrage, dessen Veröffentlichung durch den Druck beantragt wurde, schritt man zur Wahl neuer Ausschuß-Mitglieder; sodann legte der Kassirer des Vereins, Hr. C. A. Gerlach, Rechnung ab, welche später von den dazu erwählten Revisoren, den HH. F. Bettenhäuser und W. B. Schlesinger, richtig befunden wurde.

Noch kamen mehrere Vorschläge zur Sprache, die der Vorstand in seinen Sitzungen zu prüfen und ausführlich zu besprechen hat. Erfreulich mußte demselben die Theilnahme seyn, welche seinem Streben gezollt wurde, so daß er bei wachsender Zahl seiner Mitglieder bald mehr zu leisten im Stande seyn wird, als es ihm seither vergönnt war. Möchten diese Erwartungen in Erfüllung gehen, und das größere Publikum dem Vereine die Aufmerksamkeit schenken, die seine erfreuliche Thätigkeit immer mehr und mehr zu erhöhen vermag.

Die Alterthums-Sammlung in Erbach im Odenwalde

Recht sehr wäre es zu beklagen, wenn diese herrliche Sammlung, wie das Gerücht geht, nach England wandern würde. Noch aber hoffen wir, daß sich dieß nicht bestätigen werde. Leider ist schon gar manches treffliche deutsche Kunstwerk dorthin gewandert! So sind z. B. die beiden herrlichen Rüstungen König Heinrich des Achten, welche im Tower in London gezeigt werden, deutsches Kunsterzeugniß, vielleicht das schönste in dieser Gattung, was es je gegeben hat. Bei der einen sind Rüstung und Helm sehr reich und kunstvoll mit Gold eingelegt; bei der anderen sind Helm und Rüstung vergoldet und durchweg sehr hübsch gravirt. König Heinrich der Achte erhielt beide von Kaiser Maximilian dem Ersten von Oesterreich zum Geschenke bei seiner Vermählung mit Katharina von Arragonien. Außerdem befinden sich im Tower noch mehrere Rüstungen und Sattelzeuge von deutscher Arbeit, so auch jene von König Heinrich dem Sechsten und die herrliche Stahlrüstung von Heinrich dem Siebenten, wie sich auch auch schon aus den darauf befindlichen deutschen Inschriften ergibt. Eben so soll auch die kunstreiche Rüstung von König Eduard dem Sechsten von deutscher Arbeit seyn. Sehr zu beklagen ist es, daß der Besuch des Tower für den deutschen Beutel so kostspielig ist!

Mannichfaltigkeiten.

Ein jeder selbstständig denkender Mensch hat seine eigene Religion, d. h. seinen eigenen Glauben, ohne deßhalb zu den Ungläubigen zu gehören.

Das Sprichwort: „Kleider machen Leute", ist immer noch richtiger, als das: „Symbolische Formeln machen wahre Christen". Beides sind Kleider, die man anzieht, weil man will oder muß.

Je strebender der Geist wird, um so mehr sieht man ein, daß der ächte Protestantismus kein Dogma haben kann, keine symbolischen Bücher und Glaubensschwüre darauf.

Literatur.

Die Berliner Musikzeitung, herausgegeben von Gustav Bock, tritt jetzt in ihren fünften Jahrgang. Das Blatt, mit Fleiß, Einsicht, vielseitiger Sachkenntniß redigirt, hat sich's in der ganzen Zeit seines Erscheinens zur Aufgabe gestellt, die hervortretenderen Erzeugnisse, Erscheinungen und Ereignisse in der Kunst, aufmerksam zu verfolgen und den Leser in fortlaufender Kenntniß über dieselben zu erhalten. Es hat (leider ein seltener Ruhm in der jetzigen Zeit), ohne die Vermittelung der Billigkeit und des Wohlwollens schroff zurückzuweisen, doch den Ernst, die Gewissenhaftigkeit des gerechten Urtheils bewahrt, und das traurige Bestreben der meisten Tagblätter verschmäht, eine fortlaufende Täuschung des Lesers zu seyn, nach Umständen eine glänzende, blendende, oder gar eine anschwärzende, vergiftende. Beklagenswerthe Zustände der Tagesliteratur, daß ein solcher Ruhm in der That zu den seltensten gehört, während er doch das erste Erforderniß, die Grundbedingung der Berechtigung zur Existenz eines Journals seyn sollte. Um so größer ist aber auch der Werth, den man gerade darauf zu legen hat. Inzwischen empfängt der Leser, davon abgesehen, durch die große Anzahl besprochener Musikwerke, die Vollständigkeit der Nachrichten aus dem ganzen Gebiet der Musik, so weit europäische Bildung sich verbreitet hat, auch eine Fülle des Stoffes, die ihm willkommen seyn muß; die Namen der geachtetsten Arbeiter in der musikalischen Literatur, welche dem Journal ihre Kräfte widmen, bürgen ihm für die geist- und talentvolle Auffassung der Objekte. Möge denn das Blatt fortfahren, ein treues, klares, reichhaltiges Spiegelbild der musikalischen Fortbildung und der sich daran knüpfenden Erscheinungen zu seyn, und somit das Lustrum seines Bestehens so ehrenhaft vollenden, wie es die ersten vier Jahresabschnitte desselben zurückgelegt hat.

L. Rellstab.

Theater-Anzeige.

Samstag, 1. Februar. Don Carlos, Infant von Spanien, Trauerspiel in 5 Akten von Schiller.

Sonntag, 2. Febr. 1) (Zum ersten Male): Ein Schauspiel in der Familie, Lustspiel in 1 Akt. 2) Die vornehmen Dilettanten, oder: Die Opernprobe, Oper in 1 Akt von Lortzing. 3) Das Solo-Lustspiel von Saphir. 4) Der Schauspieldirektor, Oper in 1 Akt, Musik von Mozart. 5) Hans und Grete, Scene von Schneider.

Montag, 3. Febr. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt und zum ersten Male): Hernani, lyrische Oper in 4 Abth. (1) Der Bandit. — 2) Das Gastrecht. — 3) Die Kaisergruft zu Aachen) aus dem Italienischen, Musik von Verdy. Mit aufgehobenem Abonnement.

☞ Der zweite und vorletzte Maskenball im Stadttheater findet am 10. Febr. statt.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 29. Montag, den 3. Februar 1851.

Die Trappers.

Was ich gewünscht, gehofft, geliebt,
Ihm Lebewohl! . . . .
Was Theures mir das Leben gab, fahr' hin,
Nur die Erinn'rung nicht! . . .

Mit gewaltigem Räderschwunge drang der Dämpfer, der „Alligator“, dem mächtigen Strome des Mississippi entgegen, dessen rauschende Wogen, wenn auch unwillig, der kühnen Herrschaft des Menschen gehorchen mußten.

Aufwärts begann die unermeßliche Wasserbahn des Riesen der Ströme, rückwärts lag New-Orleans, die Stadt des Golddurstes und des Fiebertodes. Angehaucht von erfrischenden Morgenlüften stand ich auf dem Verdecke, blickte hin nach der Gegend jenes offenen Grabes, in das Habgier oder Verhängniß Tausende von Menschen drängt, der Fliege gleich, die unwiderstehlich angezogen von dem Scheine des Lichtes, sich dem Tode opfert.

Konnten meine Erinnerungen anders seyn, als ernst und wehmüthig!?

Herausgerissen aus der Bahn meiner Ausbildung und Wirksamkeit hatte mich der Sturm der dreißiger Jahre. Mit Kerker oder Verbannung büßten so viele deutsche Jünglinge ihre Vaterlandsliebe, die, rein von Selbstsucht und andern niederen Triebfedern, sie zu Hoffnungen und Plänen trieb, die, leider! weit über die starre Wirklichkeit hinausgingen.

Auch ich kostete den Schmerz plötzlich gewaltsamer Trennung von Aeltern, Geschwistern und Freunden; scheiden mußte auch ich aus dem unvergeßlichen Kreise jugendlichen Strebens, und bald stand ich im fremden Lande allein, um nur um so öfter meine Gedanken, meine Sehnsucht an die Ufer des Maines und der Lahn zu versetzen, wo ich so manche harmlose Stunden verlebt hatte. Wohl fühlte ich, daß sie nie wiederkehren würden, aber dennoch schwelgte ich dabei in einer unaussprechlich schmerzlichen Lust der Erinnerung, aus der mich die grelle Wirklichkeit schonungslos erweckte.

Der Mensch soll hinaus ins feindliche Leben, er soll ringen und kämpfen, erdulden und sich stählen. Auf dem weiten Tummelplatze außerordentlicher Lebensverhältnisse, unter Mühen und Anstrengungen aller Art lernt und erfährt er mehr, als in dem bequemen Geleise der vorgeschriebenen Laufbahn. Mich trieb mein Schicksal über den weiten Ocean. Als ich — es war zur günstigen Jahreszeit — den Boden Amerika's in New-Orleans betreten, schien es mir freundlicher zu lächeln, insofern nämlich ein nicht unbedeutender, ziemlich rascher Geldgewinn für die herben Entbehrungen entschädigen kann, die unbedingt in jener Fremde Denjenigen treffen, der Bedürfnisse des Geistes und des Herzens kennt. Bald aber sollte auch ich erfahren, wie trügerisch der Boden, auf dem ich stand, auch in materieller Beziehung sey. Es kam die Hitze des Sommers und mit ihr das gelbe Fieber. Bald sah man nichts mehr auf den Straßen, als die Leichenwagen, jeden Tag starben viele Hunderte an der furchtbaren Krankheit. Alle Bewohner des Hauses, in dem ich wohnte, erlagen ihr. Endlich ergriff sie auch mich. Meiner Jugendkraft kam die Pflege einer alten Negerin zu Hülfe, die treu an meinem Krankenbette aushielt. Ich war, nach langer Krisis, gerettet. Als ich aber meine Ersparnisse verschwunden sah und mit Ausnahme von fünfzig unter meinem Kopfkissen versteckt gewesenen Dollars aller baarer Mittel entblößt, da ging eine neue Reihe von Kämpfen und Entbehrungen für mich an, sowie die Hoffnung, nach Europa zurückzukehren, in weite Ferne gerückt war. Klagen und Jammern hilft ja nichts. Ich nahm den Rest meiner Habe und ging zu einem Uhrmacher in die Lehre, einem Schweizer, unter dessen Leitung ich binnen sechs Monaten leidlich die Kunst des Uhrenflickens erlernte. Nach beendigter Lehrzeit ernährte mich mein neuer Beruf ziemlich gut, allein während für den Körper gesorgt war, litt, nach den traurigsten Erlebnissen, Geist und Gemüth um so mehr.

Wenn des Heimwehs schwermuthvolle Empfindung so häufig selbst von äußerem Glück umgebene Menschen ergreift, wie tiefer und verzehrender mußte sie nach dem bittersten Mißgeschicke mich ergreifen, den noch dazu gewaltsame Trennung von dem Lande seiner Jugend schied.

Das Heimweh hatte mich mächtig ergriffen. Vergebens rang mein Verstand gegen seine Schauer. Was die schwarze Sorge, von der Horaz schon sang, nicht vermocht, was Entbehrungen und Anstrengungen aller Art nicht bewirkt, das vermochte jetzt dieses Gemüthsleiden. Mein Geist begann zu erschlaffen, die Federkraft der Standhaftigkeit zu erlahmen. Arbeitsscheu suchte ich die Einsamkeit, am liebsten am Gestade. Meine Blicke maßen die weite Wasserfläche, meine Gedanken übersprangen die Riesenkluft, die mich von Europa trennte, und lagerten sich um jene unvergeßlichen Orte, die der Jugend Reiz bis zum Grabe mit Immergrün umrankt.

Vergeblich würde ich mich anstrengen, einen auch nur schwachen Umriß jener mannichfaltigen Gefühle darstellen zu wollen, die mich damals durchbebten. Die Entsagung durchzuckte mich wie ein Lebewohl auf ewig. Mitten unter dem Geräusche der Seestadt, unter dem Summen dieses Bienenschwarms, kam ich mir vor wie ein Einsiedler, ein Klosterbruder, den ein schweres Gelübde auf immerdar von der Menschheit getrennt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Noch Etwas über Bühnenzustände.

Wir haben unlängst die kritische Lage einer an den Felsen der Verhältnisse geschmiedeten Theaterdirektion dargethan und bei dieser Gelegenheit nachgewiesen, daß das Publikum zunächst nur die Unterhaltung im Theater sucht. Das hat ein hiesiger Theater-Referent im Conversationsblatte so verstehen wollen, als hätten wir der hiesigen Direktion gerathen, nur für die Unterhaltung, und noch dazu für die gedankenlose Unterhaltung, des Publikums zu sorgen.

— Wir haben auch gesagt, die deutsche Bühne werde noch auf längere Zeit eine Utopie bleiben, und das hat derselbe Referent so verstanden, als hätten wir gesagt, die Kunst sey eine Utopie.

Endlich hat jener Referent, der sich, weil er ausruft: Wir wollen Kunst, und weil er voraussetzt, daß wir nicht so laut und eindringlich Kunst! rufen können, wie er, mit „wahrem Seelenvergnügen" zu den „Utopisten" gezählt wissen will, auch noch die Anklage gegen uns ausgesprochen, daß wir die Direktion nöthigten, Stücke, wie „Junker und Knecht", zur Aufführung zu bringen, und solcherweise die Kunst herabwürdigten.

Da die Gründe, auf welche der Referent des Conversationsblattes seine Anklage stützt, in unserer Auseinandersetzung der hiesigen Theaterverhältnisse nicht existiren; da wir, wie ein Jeder, der lesen will, sich überzeugen kann, der Direktion keine Lehre gegeben, sondern nur eine Entschuldigung und Rechtfertigung des Repertoires, wie es durch die Verhältnisse geboten wird, unternommen haben: so kann uns die erwähnte Anklage nicht berühren.

Wir wollen hier nur noch Einiges unserem Früheren hinzufügen. Wir haben „Junker und Knecht" gesehen. Das Stück ist kein Lustspiel, sondern eine Posse, nicht schlechter als andere Possen, die mit demselben Rechte wie diese hätten verworfen werden können und nicht verworfen worden sind, weder von dem Publikum, noch von der Kritik.

Das Erstere hatte sich, bei der ersten Vorstellung, zahlreich eingefunden. Beweises genug für unsere Behauptung, daß es keine olympischen Spiele im Theater sucht, sondern nur Unterhaltung, denn der Kunst im eigentlichen Sinne des Worts in einem Hassel'schen Benefiz nachgehen, würde mehr als eine Utopie seyn.

Es hat überhaupt mit dem Worte Kunst, der Bühne gegenüber, eine eigene Bewandniß. Welche Kunst sucht man auf der Bühne? Doch nur die Schauspielkunst. Und soll z. B. der Komiker seine Kunst in einem literarischen Kunstwerk an den Tag legen? In diesem Falle würde sich Hassel einmal in Don Carlos versuchen müssen. Das Terrain des Komikers wird weit mehr die Posse seyn, als irgend ein anderes, und daß in der Posse kein sicheres Kriterium für die ästhetische Kritik enthalten seyn kann, liegt am Tage.

In dieser Weise kann man die meisten Fächer durchgehen, bevor man zu jenen Darstellern kömmt, die von Haus aus auf den Kothurn gehören. Viele ausgezeichnete Talente würden solcherweise ganz von der Bühne verschwinden, und doch müssen wir zugestehen, daß Hassel und Schneider in eben der Posse: „Junker und Knecht", meisterhaft gespielt und die mattesten Situationen zu ächt drastischem Leben erhoben haben. Das ist uns Schauspielkunst. In dieser Kunst haben wir die Dejazet bewundert, die einzig und allein in solchen und ähnlichen Farcen sich einen unsterblichen Namen erworben hat. Wer der Entwickelung der Lindner gefolgt ist, wird wissen, daß ihr Ruhm gleichfalls nicht ausschließlich von Schiller, Goethe und Lessing datirt, sondern auch von Iffland, Kotzebue und Clauren.

Will man dagegen auf der Bühne bloß die Kunst, die sich an die Classicität, an die Poesie, an ein Kunstwerk lehnt, so wird man bald erfahren, daß unsere Bühne und unser Publikum für eine so überspannte Tendenz nicht geeignet sind. Gesteht das Conversationsblatt doch selbst ein, daß die Vorstellung des „Coriolan" nicht besucht gewesen sey.

Will man aber gar nur die Künstler gelten lassen, die in der Ausmalung der Gedanken und in der Phrase excelliren, so wird man die Schauspielkunst zu bloßer Recitation herabsetzen. Wenn wir Seidelmann als Koch in dem „Ehrgeiz in der Küche", einer Farce, sahen, so erkannten wir, daß wir einen Künstler vor Augen hatten. Der Beifall, der ihn begleitete, war die unmittelbare Folge seiner Leistung. Hören wir dagegegen, bei Posa's Worten: Geben Sie Gedankenfreiheit!" das Haus erbeben, so fragen wir uns: wie viel von diesem Beifall auf Rechnung des Dichters und der Tendenz, und wie viel davon auf Rechnung des Darstellers kömmt? Schiller hat uns keine großen Schauspieler erzogen.

Also es hat wirklich eine besondere Bewandniß mit der Schauspielkunst. Aber es hat um so mehr eine besondere Bewandniß mit dieser Kunst, als das, was jener Spaßvogel in Betreff der neuen Bilder für das Städel'sche Institut äußerte, in Betreff der Schauspielkunst kein Spaß mehr ist. Jener meinte, nach dem Theaterreferenten des Conversationsblattes, man könne die neuen Bilder ja nur durch die hiesigen Maler und Lackirer anfertigen lassen. Sollte denn unser Gegenpart nicht wissen, daß in jeder Schauspieler-Gesellschaft weit mehr solcher Maler und Lackirer sind, als wirkliche Künstler? Wir finden es also für die Bühne gar nicht barock, daß man auf diese Leute Rücksicht nimmt und daß man die Schauspielkunst etwas näher besieht, bevor man ausruft: wir wollen die Kunst! Diese Kunst ist nicht, wie andere Künste, eine unabhängige Kunst. Sie ist vielmehr von der Gesammtheit der Darsteller abhängig. Der Schauspieler, der zufällig Künstler ist, und wie viele sind es noch durch Empfindung, Rhetorik, Plastik und Mimik zugleich, wie viele sind es nur wegen eines Vorzugs im Organ und im Vortrage und weil sich das Publikum einer bestimmten Stadt an sie gewöhnt hat — wir sagen, der Schauspieler, der zufällig Künstler ist, ist von den Malern und Lackirern um ihn her abhängig. Sollte man an eine solche Kunst einen absoluten Maßstab anlegen können? Sie ist zum Theil dadurch herabgekommen, weil sie der Natur der Sache nach nicht nach festen künstlerischen Principien ausgeübt werden kann, aber noch mehr dadurch, weil die Kritik der Tagesblätter den Handwerksnamen Künstler, den sich jeder Schauspieler beilegt, gewissermaßen traditionell für eine ernste Sache genommen hat. Man hat somit tägliche Besprechungen der Bühnenleistungen eingeführt und die Kunst, die sich in breitem Strome über das Papier ergossen hat, ist in auffallenden Widerspruch mit der Kunst getreten, die man auf der Bühne angetroffen hat. Die Künstler sind wie die Pilze aus der Kritik hervorgeschossen und wir erleben es, daß kein anderer Kunstzweig so viele gedruckte Künstler aufzuweisen hat, als die Schauspielkunst.

Wollte man aufrichtig seyn, so würde man eingestehen müssen, daß sich beinahe auf die meisten Schauspieler Lob und Tadel ziemlich gleichmäßig vertheilen lassen und daß sich an den meisten Darstellern so viel Schatten- und Lichtseiten auffinden lassen, daß man wohl von verständigen Darstellern, aber sehr wenig von wirklichen Künstlern sprechen kann. Und nun gar die Oper! Welche Bühne gibt es in dieser Hinsicht in Deutschland, auf die man nicht in Betreff der Sänger (wenn man allenfalls von Stimme und Gesang absieht) einen und denselben Maßstab anwenden muß. Man kann die routinirten Darsteller in dieser Branche dermaßen zählen, daß sich Meyerbeer, zur Darstellung seines Propheten, besondere Sänger nach Berlin verschreiben

mußte. Es ist deßhalb nichts bequemer, so viel an ihnen zu tadeln, als Andere an ihnen loben, selbst auf die Gefahr hin, daß man eigentlich von der einen wie von der anderen Seite nichts von Musik versteht.

Wir glauben diese Bemerkungen nicht besser schließen zu können, als mit der Ansicht, die wir in der Augsb. Allg. Zeitung über das deutsche Theater antreffen und die von München datirt ist. Man wird aus ihr erfahren, daß es auch dort Leute gibt, die das deutsche Theater aus dem Gesichtspunkte der Wirklichkeit beurtheilen. Wenn die Augsb. Allgem. Zeitung durch den Abdruck jener Ansicht diesem Gesichtspunkt eine Berechtigung einräumt, so müssen wir um so mehr annehmen, daß er nur dazu dienen kann, den Schauspielern ihre gegenwärtige Stellung klar zu machen. Der Münchner Korrespondent sagt nämlich:

„Die Bühne ist für uns kein wahres Bedürfniß, denn trotz aller Begünstigungen, Zuschüsse und dergleichen, deren sie sich häufig erfreut, hat sie Mühe genug, ihr Daseyn zu behaupten. Sie vermag es nur durch fortwährende Zugeständnisse an den ungebildeten Geschmack der Masse, ja sie muß ihn geradezu herausfordern, und so von ihrer Würde mehr und mehr einbüßen."

Wenn die Lage des deutschen Theaters wirklich eine solche ist, so sind wir neugierig, wie eine Privat-Direktion ihr abhelfen soll. Sie kann und muß der Poesie und der Kunst Rechnung tragen — und das thut die hiesige Direktion —, aber die materielle Existenz des Instituts wird sie schwerlich an beide knüpfen können, oder es müßten denn Wunder geschehen.

Zu einem solchen würden wir namentlich den Umstand zählen, wenn die Begeistertsten unter den deutschen Künstlern sich entschlössen, auf jede Gage zu verzichten, in brüderlicher und schwesterlicher Eintracht sich die Einnahmen zu theilen, die sie aus der Kunst erübrigen würden, und solcherweise ein wirkliches Götterleben auf Erden, wenn auch nicht bei Nektar und Ambrosia, zu führen.

Die Volksbibliothek in Usingen.

Alle, welche ihr Leben der Größe ihres Volkes, seiner Einheit, seiner sittlichen Macht, seiner Geltung nach Außen, seiner Kraft im Innern geweiht haben, gebrauchten als wirksamstes Mittel die stille, aber unbesiegbare Macht der Intelligenz, die Verbreitung nützlicher Kenntnisse unter der Masse des Volkes. So dachte und handelte Hutten vor drei Jahrhunderten, so Nikodemus Frischlin in der trüben Zeit nach der Reformation, so Schubart im vorigen Jahrhundert, so Weidig zu seiner Zeit, so Kinkel in unseren Tagen. Nützliche Kenntnisse in Geschichte, Politik, Literatur, ohne Macht in dem Zimmer des Gelehrten, werden die Hebel großer Gefühle, edler Thaten, wenn sie eingedrungen sind in das Volk, in das Haus des Bauern, in die Werkstätte des Arbeiters. Wohl Dem, welchem es gelang, sich in dieser Hinsicht einen Wirkungskreis zu erringen, der nicht ermüdet in seinem Ringen, der durch Täuschungen nicht erschlafft, und den die geringsten Erfolge zu größerer Thätigkeit spornen. Die Förderung, die allseitige Ausbildung des „großen Lese-Vereins für das Amt Usingen" bietet uns einen solchen Wirkungskreis, der mit jedem Jahre wächst, den die Gemeinheit und Rohheit nicht hemmen, den die Tyrannei nicht unterdrücken kann. Vor 10 Jahren war die Durchschnittszahl der Mitglieder 30, jetzt ist sie 100. In dieser Zeit ist die Bändezahl von 300 auf 2000 angewachsen, und da die Anstalt von ihrem Entstehen an den Zweck ächter Volksbildung hatte, so besitzen wir Werke, die man weit und breit vergebens sucht, und indeß manche Leihbibliothek das Volk verdirbt, ist unsere Anstalt eine Universität und Hochschule für unsere Gegend. Unsere Gesetze sind von anderen Vereinen als Richtschnur angenommen worden, und wie in früherer Zeit Butzbach, Lich, Biedenkopf ꝛc. unserem Beispiele folgten, so haben neuerdings Reichelsheim, Nassau, Selters ꝛc. unsere Statuten verlangt. Der gedrückte Zustand, unter dem wir leiden, läßt manche Eltern daran denken, ihre Söhne den praktischen Erwerbszweigen, dem Handel, Maschinenbau ꝛc. zu bestimmen, und damit sie dereinst die Konkurrenz mit den Zöglingen Frankfurts und anderer großen Städte bestehen können, sorgen sie für die Erlernung der englischen und französischen Sprache vor der Zeit der Konfirmation. So bildet sich hier allmälig eine Kolonie junger Franzosen und Engländer, und besonders für sie ist mit der deutschen Bibliothek eine englische und französische vereinigt worden, welche beide bereits 300 Bände zählen. So erhält die Bildung hier inmitten des Philisterthums und der Kurzsichtigkeit und auch der Rohheit einen Hort und Halt, eine unversiegbare Quelle, an welcher Jeder nach Belieben schöpfen kann, der wöchentlich einen Kreuzer erübrigt. „Nur die Bildung gibt Freiheit, wie den Einzelnen, so den Nationen", sagt Varnhagen von Ense, nur die wahre Bildung besiegt die rohen Gewalten, unter denen die Menschheit so lange geschmachtet hat.

Mannichfaltigkeiten.

(Wien, 27. Jan.) In einer der letzten Sitzungen des Zollcongresses hat sich Prof. Hlubeck aus Graz im Feuer der Debatte hinreißen lassen, die Einführung der Kartoffeln für Europa als einen Fluch zu bezeichnen, was große Heiterkeit erregte.

In einem Wiener Blatte wird „ein besonders kräftig gebauter Holzhacker" gesucht, und zwar von einem Theaterfreunde, dessen kleiner, schwächlich gebauter Diener bei dem Andrang zum Billetverkaufsbureau des Hofoperntheaters stets zurückgedrängt und „überwältigt" worden, und der jetzt also einen kräftigen „als Raufer und Händelsucher bewährten Mann" aus dieser Holzkategorie fortan „mit dieser halsbrecherischen Mission" betrauen will.

Der Teufel hat noch keinen seiner alten Anhänger verloren, ob zwar seine Vermögenumstände nicht glänzend mehr sind. Das kommt daher, weil er für einen Schelm bekannt ist, und Jedermann glaubt, er stelle sich nur, als ginge es ihm schlecht, um seine Freunde zu prüfen.

Der von Eduard Werner herausgegebene „Frankfurter Theater-Almanach für 1851" enthält gleich den früheren eine vollständige Zusammenstellung Desjenigen, was zur Statistik der hiesigen Bühne gehört. Genannter Almanach hat für Theaterfreunde praktisches Interesse und verdient der Herausgeber für die Veranstaltung desselben Dank.

Literatur.

Die Leser dieser Blätter werden sich wohl des Prozesses erinnern, der gegen Ende December v. J. vor den oberbayerischen Assisen zu München gegen den Redakteur des „bayerischen Eilboten", Hrn. Gotthelf, wegen angeblicher Beleidigung der bayer. Staatsregierung durch Angriffe auf den restaurirten Bundestag, verhandelt wurde und mit einer Freisprechung endigte. Man fand damals das Ereigniß wichtig genug, um es durch den Telegraphen zu melden, und in der That ge-

winnt dieser Prozeß sowohl durch seinen Gegenstand, als dadurch, daß es der erste erhebliche Preßprozeß vor bayerischen Geschwornen war, eine mehr als lokale Bedeutung. Die vollständigen Verhandlungen sind nunmehr nach stenographischer Aufzeichnung und unter dem Titel: „Der sogenannte Bundestag in Frankfurt a. M. vor den oberbayerischen Geschwornen", im Verlage von Georg Franz in München erschienen. Wir glauben dieses Schriftchen allen Denjenigen bestens empfehlen zu dürfen, welche den politischen und staatsrechtlichen Fragen des Tages ihre Theilnahme widmen. Namentlich wird die Vertheidigungsart des Rechtspraktikanten Dr. Herrmann durch ihre logische Schärfe, ihren Freimuth und ihre Gefühlswärme auch bei solchen Lesern Anerkennung finden, die den politischen Standpunkt ihres Verfassers nicht theilen sollten. — In demselben Verlage erschien: „Das Siegesthor zu München, geschildert und besprochen von Jos. Ant. Pangkofer" (mit einer Abbildung des Siegesthores). Der Verfasser dieser kleinen Schrift hat mit der Beschreibung dieses Baudenkmals zugleich eine in das Einzelne eingehende Kritik der Ausführung verbunden. Ist hieraus schon zu entnehmen, daß Hr. Pangkofer, bei aller Anerkennung des Gelungenen, sich keineswegs in blinder Lobhudelei der Kunstschöpfungen König Ludwigs — die übrigens immerhin eine der rühmlichsten Seiten seiner Regierung bilden werden — gefällt, so machen anderseits die eingestreuten Bemerkungen und namentlich die Schlußbetrachtungen dem deutsch-patriotischen Sinne des Verfassers alle Ehre. Wir dürfen daher auch dieses Schriftchen der freundlichen Beachtung des lesenden Publikums empfehlen.

Korrespondenz.

Köln, 26. Januar.

Im Feuilleton der Kölner Zeitung wurde vor einiger Zeit erörtert, welche Vortheile damit verbunden seyen, wenn man den Mittagstisch auf 5 Uhr Nachmittags verlege. Trotz der Persifflage, die es von allen Seiten absetzte, trotz des Lustspieles, das für das Stollwerk'sche Theater über diesen Stoff geschrieben wurde, sind drei unserer ersten Geschäftshäuser zu dem heroischen Entschlusse gekommen, das Project mit dem 1. Febr. in ihren Häusern und in denen ihrer Untergebenen versuchsweise einzuführen. — Unser Kapellmeister Hiller hat ein Quartett geschrieben, welches vorgestern zum ersten Male gegeben wurde und dem man das Zeugniß der Originalität zuerkennt, — ein Produkt, von dem Musikkenner behaupten, daß der Componist, jene Trockenheit, die man in diesem Genre sehr häufig findet, vermeidend, sich mehr in dem romantischen Gebiete bewegt habe.

Köln, im Januar.

Unter den hiesigen Kunstanstalten gewinnt die Tonger'sche Gemäldeausstellung stets eine größere Bedeutung, weil sie sowohl den Künstlern eine Stätte bietet, um vor das Publikum treten zu können und dabei die Verkaufsgelegenheit erleichtert, als auch dem Publikum einen schicklichen Platz gewährt, sich von dem Stande der Kunst zu unterrichten. In jüngsten Tagen ist die Sammlung unter andern durch musivische Holzarbeiten bereichert worden, die äußerst fein und geschmackvoll gelungen, den florentinischen Marmorarbeiten zu vergleichen sind. Diese stammen von einem hiesigen Ebenisten Namens Wigand, demselben, von dem das zierliche Modell einer Drahtbrücke über den Rhein, welches ebenfalls aufgestellt ist, herrührt. Der Ausbau dieser Drahtbrücke wird noch immer vielfach hier besprochen. Die Unglücksfälle, welche sich neuerdings mit Drahtbrücken begeben haben, führen manchen Einflußreichen wieder zu der Ueberzeugung, daß eine Mauerbrücke viel haltbarer und zuverlässiger seyn dürfte, daß der Plan einer Rheinbrücke, den E. von Hartmann vor Jahren vorlegte, besser zu beachten und vielleicht mit einigen Abänderungen durchzuführen sey, obgleich dieser Ingenieur die städtische Kameraderie nie für sich hatte. — Der bekannte Maler Levi-Elkan hat in diesen Tagen eine Arbeit vollendet, die den wärmsten Dank aller Alterthumsfreunde, besonders der rheinischen, verdient. Er hat den mittelalterlichen Stadtplan, die Zeichnung aus der Vogelsicht des „Antonius von Worms", von welcher sich bloß drei Abdrücke offenkundig bis auf unsere Tage erhalten haben, mit der äußersten Genauigkeit auf lithographischem Wege nachgeschaffen und dieses unschätzbare Werk auf gemeinzugängliche Weise in den Buchhandel gebracht.

Coblenz, 30. Januar.

Am vorigen Freitag beging die hiesige israelitische Religions-Gemeinde die Feier der Einweihung ihrer neuen Synagoge, deren Errichtung in dem ehemals gräfl. Bürresheimer Hause in eben so einfacher, als geschmackvoller und zweckmäßiger Construction nunmehr vollendet ist. War der Eintritt in diesen Tempel schon geeignet, einen wohlthuenden Eindruck auf Jedermann hervorzubringen, so konnten die Feierlichkeiten selbst noch weniger verfehlen, die zahlreiche und glänzende Versammlung, worunter man die höchsten Civil- und Militär-Behörden und viele Notabilitäten der Einwohnerschaft bemerkte, in eine erhebende Stimmung zu versetzen. So vernahm man den Weihe-Segen, hierauf eine, die Glaubens- und Sittenlehren der mosaischen Religion darlegende, nach Inhalt und Form gediegene Predigt, und dieser sich anschließend ein Gebet für König und Vaterland, die Stadt und deren Bewohner, sämmtlich aus dem beredten Munde des Rabbiners der Gemeinde, Hrn. Ben-Israël. Der Gottesdienst wurde nach dem neuen, von vielen traditionellen Ceremonien zeitgemäß geläuterten Ritus abgehalten und gehoben durch Chor- und Solo-Gesänge mit Orgel- und Instrumental-Begleitung, und zwar nach dem bei der Gemeinde eingeführten Gebet- und Gesangbuche in hebräischer und deutscher Sprache, welches den Ansprüchen des Conservatismus sowohl, als den zeitgemäßen Erfordernissen der Reform Genüge leistet. Diese durchaus würdig gehaltene Feier hat manchen Anwesenden der verschiedenen Confessionen sichtbar ergriffen, Viele wahrhaft erbaut, gewiß auf Alle den erhebendsten Eindruck gemacht und den lebhaften Wunsch hervorgerufen, daß das Beispiel der Coblenzer Israeliten allgemeine Nachahmung bei andern Gemeinden finden möge.

Michelstadt, 27. Januar.

Die Badegäste unserer Kaltwasser-Heilanstalt genießen einen im Odenwalde seltenen Winter mit wenigem fast unmerklichem Schnee. Das großartige neue Badhaus wird in einigen Wochen sich ziemlich füllen. Bälle und Konzerte finden statt, zwar in verjüngtem Maßstabe, aber doch nicht ohne Interesse. Die Sage, daß der Gründer der Heilanstalt gestorben sey, ist aus der Luft gegriffen. Mit dem unruhigen Geiste unserer Bevölkerung, von dem man so viel Gerede macht, ist's gar nicht arg. Eben so hat auch die Sache der freien Gemeinden hier in Kirchbrombach ausgespielt. Statt der früheren Wiesenprediger haben wir, jetzt eine kleine pietistische oder Herrnhuter-Gemeinde.

Wiesbaden, 28. Januar.

Zur Berichtigung des Artikels: „Worms, 25. Jan.", in der heutigen Didaskalia diene hiermit, daß Hr. Prediger Graf zum allgemeinen Bedauern seiner zahlreichen hiesigen Freunde die Predigerstelle der hiesigen deutschkatholischen Gemeinde schon seit längerer Zeit niedergelegt und die der vereinigten freien christlichen Gemeinden Diez-Freiendiez, Mensfelden, Idstein, Mosbach-Biebrich und der deutschkatholischen Gemeinde Rüdesheim angenommen hat. Vor einigen Tagen wurde der gegenseitige Vertrag definitiv abgeschlossen und wird Hr. Graf in den nächsten Monaten ganz nach Diez übersiedeln. Die Gemeinde Worms wird daher wohl auf ihren Wunsch verzichten müssen. Es freut uns, daß man auch anderen Orts diesen wackeren Mann hochschätzt und ehrt, und es beruhigt uns dieß um so mehr, da ihm hier so manche bittere Stunden bereitet wurden, statt ihn in seiner eifrigen Wirksamkeit für die Sache der Aufklärung zu ermuntern.

Theater-Anzeige.

Montag, 3. Febr. Marie, oder: Die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth. nach St. Georges und Bayard von C. Gollmick, Musik von Donizetti.

☞ Der zweite und vorletzte Maskenball im Stadttheater findet am 10. Febr. statt.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 30. Dienstag, den 4. Februar 1851.

Die Trappers.

(Fortsetzung.)

In solch' trüber Stimmung fühlte ich die Nothwendigkeit, mich hier und da zu zerstreuen. Von Zeit zu Zeit besuchte ich eine an der Hafenseite von New-Orleans gelegene Schenke hauptsächlich deßhalb, weil ich dort öfters die vaterländischen Laute deutscher Auswanderer oder Seeleute hören konnte; ein geringer Trost bei dem Gepräge der Habsucht und Rohheit, das auf nur zu vielen Gesichtern zu lesen war.

Eines Tags jedoch traf ich dort auf einen deutschen Landsmann, der aus dem fernen Westen, den Mississippi abwärts, angekommen war und nach mancherlei Erlebnissen in den Urwäldern Entschluß und Mittel besaß, nach Europa zurückzukehren. Es war ein Schwabe und ein Biedermann, mit dem mir in um so traulicherer Unterhaltung einige Stunden dahineilten. Weit umher gekommen auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten, wußte er viel zu erzählen. Ich theilte ihm die hervorragendsten Punkte meiner eigenen Lebensschicksale mit. Als er vernahm, ich sey einer jener deutschen Flüchtlinge, die ihre Treue am Vaterlande in die Verbannung geschleudert, da erzählte er mir zu meiner großen Ueberraschung, daß er weit oben am Mississippi, da, wo die letzten Blockhäuser der Ansiedler sich in den unermeßlichen Urwäldern verlieren, einen Schicksalsgefährten von mir aus Hessen getroffen habe, der dort in Gemeinschaft mit seinem aus Europa zu ihm gekommenen Bruder schon Jahre lang das einsame Leben eines „Trappers" führe, eines Jägers der Urwälder, wie ihn die romantischen Bilder Coopers mit lebhaften Farben, freilich mehr der Poesie als der Wirklichkeit nach, geschildert. Mit äußerster Spannung hatte ich der Erzählung des Mannes zugehört und fragte ihn nun, ob er mir den Namen der Brüder nennen könne. Da blätterte er lange in einer alten, reich mit Bemerkungen versehenen Brieftasche. Endlich reichte er mir ein Blatt, auf welchem zu meinem freudigen Erstaunen der Name E. R . . ., eines Universitätsfreundes, geschrieben war, den kurz nach mir ein ähnliches Loos gezwungen hatte, die Heimath zu verlassen. Sein Vergehen war im Grunde kein größeres, als Mitglied der Burschenschaft gewesen zu seyn. Allein die Spürnasen damaliger Untersuchungs-Justiz witterten überall hochverrätherische Complotte, und wer der Zustände unserer vaterländischen Gerichte sich erinnert, den wird nicht Wunder nehmen, daß selbst leicht angeschuldigte Jünglinge einer langjährigen Untersuchungshaft aus dem Wege gingen.

Lange erzählte mir noch der Schwabe von seinen Erlebnissen in Nordamerika und wie er sich freue, an den Fuß der Alb, wo sein Dörfchen lag, zurückzukehren. Ich hörte ihm nur mit halber Aufmerksamkeit zu und als wir spät Abends von einander schieden, da beschäftigte sich meine Einbildungskraft ungetheilt mit meinem E. R., der, wenn auch tausend Meilen von mir entfernt, mir dennoch benachbart erschien und nun der Gegenstand meiner Sehnsucht wurde. Wie mußte er und sein Bruder F . . . . sich freuen, wenn mein unerwarteter Besuch, wie eine Kunde aus der Ferne, dem einfachen Blockhause nahte, das die Erbauer und Bewohner, wie mir der ehrliche Schwabe sagte, schon zweimal einige Tagreisen weiter in die Wildniß verlegen mußten, weil der nahenden Ansiedler Menge das Wild verscheuchte, das ihre fast einzige Nahrungsquelle war. Mit dem festen Entschluß, die Freunde aufzusuchen, war ich spät eingeschlafen; kaum war ich erwacht, so beschäftigte ich mich mit der Berechnung der Mittel, die mir zur Ausführung meines Vorhabens zu Gebote standen. Wohl waren sie sehr beschränkt, allein nie wird der Mensch erfinderischer, als in der Noth. Bald hatte ich meine kleinen Angelegenheiten geordnet und den Dämpfer bestiegen, der mich etwa die Hälfte meiner „Besuchsreise", bis nach St. Louis bringen sollte.

Wer jemals einer etwas gedehnteren Fahrt stromaufwärts, selbst auf einem Dampfboote, beigewohnt hat, der wird nicht leugnen können, daß sogar die Reise von Antwerpen nach Mainz auf dem Rheine, oder die von Avignon nach Lyon auf dem Rhonestrom ihre Geduldproben hat. Umgaben mich auch, neben den reichlichen Bildern einer aufgeregten Phantasie, alle die Erscheinungen, welche im abwechselndsten Gewande der Fahrt auf dem Mississippi einen eigenthümlichen Reiz verleihen, so gestehe ich doch ohne Bedenken, daß mich beide — Bilder der Phantasie und der Wirklichkeit — nicht ganz von der Ungeduld befreien konnten, die mich nach dem Ziele meiner langen und außerordentlichen Reise trieb, deren größerer und weitaus mühseligerer Theil in St. Louis erst beginnen sollte. Denn um nun den Mangel an Reisemitteln zu ersetzen und die Landreise von dort, wenn auch langsam, doch mit Sicherheit fortsetzen zu können, hatte ich beschlossen, mir dort einen Klepper sammt zweiräderigem Karren anzuschaffen, mein Uhrmacherwerkzeug zu ergänzen und nun als reisender Uhrmacher von Farm zu Farm, von Blockhaus zu Blockhaus den Bewohnern meine Dienste anzubieten und so immer weiter gegen Westen in das Innere des Landes zu dringen, dem Ziele meiner Reise entgegen.

Diesen Entschluß führte ich sogleich nach meiner Ankunft in St. Louis aus, wo ich von einigen Jägern und Ansiedlern des Westens, die ich zufällig traf, neue und deutliche Spuren erhielt, um mit um so größerer Sicherheit den entlegenen Aufenthaltsort meiner Freunde auffinden zu können. Nicht einen Augenblick schreckten mich die Mühseligkeiten und Gefahren einer allerdings langwierigen und langsamen Reise, deren Kosten ich unterwegs erst verdienen sollte.

Wahrlich, dachte ich seither oft bei mir selbst, es ist keine große Kunst, im civilisirten Europa, eine reiche Börse bei sich

und Kreditbriefe in der Brieftasche, umherzufahren und Städte und Länder zu besehen. Einiges Vertrauen auf sich selbst erfordert es dagegen, einen Plan auszuführen, wie der meinige, der mehrere Hundert Stunden durch noch wenig angebaute Landschaften, immer tiefer in die Wildniß lenkt. Die wohlthätige Bemerkung gebahnter Straßen, ja nur der rohesten Waldwege, ist dort nicht zu machen. Die Magnetnadel zeigt die Richtung und der Farmer den Weg zur nächsten Ansiedlung.

Ein starkes Selbstbewußtseyn hob meine Brust, als ich — es war Anfangs Sommer 1839 —, auf meinem kleinen Wagen sitzend, St. Louis verließ, und mein muthiges Pferdchen, den einzigen Reisegefährten, mit Wohlgefallen austraben sah. Die wunderherrliche Natur, der reiche Boden um mich her, die Riesenbäume der dort noch wenig gelichteten Wälder beschäftigten mich in gleichem Maße, wie die Fülle der Gedanken, denen nachzuhängen es mir fortan nicht an Stunden fehlte.

Noch an demselben Tage zeigte es sich, daß meine Berechnung, als Uhrmacher meine Reisekosten zu verdienen, eine richtige war. Spät Abends kam ich zu einer Ansiedlung, verlangte und erhielt Nachtquartier. Als der Farmer erfuhr, ich sey ein reisender Uhrmacher, holte er alsbald einige kleinere und größere schadhafte Uhren herbei, die ich während einiger Tage vollständig und zur vollen Zufriedenheit meines Wirths herstellte, während welcher Arbeit die ganze Familie mich öfters mit andächtigem Staunen umstand. Sie hielten mich jedenfalls für einen halben Hexenmeister. Beim Abschied händigte mir der Wirth zwei Dollars Arbeitslohn ein, und zufrieden fuhr ich weiter, um nach zurückgelegter Tagreise, mit wenigen Ausnahmen, eine ähnliche Freistätte und einigen Verdienst zu finden. Langsam, aber sicher rückte auf diese Weise der ferne Westen näher und näher. Allmälig kam ich in die Gegenden, wo die Ansiedler seltener, die Wälder dichter und riesenmäßiger wurden und endlich immer mehr jenen Charakter annahmen, der an die Urzeit erinnert und die üppige Triebkraft einer fast undurchdringlichen Wildniß. Ich gestehe, daß die mühevolle Reise durch dieselbe einen unaussprechlichen Reiz für mich hatte. Umgeben von einer Waldeinsamkeit, die nur von dem tausendfältigen Leben der Thierwelt unterbrochen war, ergriff mich mit jedem Schritte vorwärts größere Lust an derselben und versöhnte mich auf Augenblicke mit dem selbstgewählten Schicksale meiner Jugendfreunde. An einer der entlegensten Ansiedlungen hatte ich meinen Wagen zurückgelassen. Mit meinem dauerhaften Pferde, einem mir von Farmern überlassenen treuen Hunde, einer Doppelflinte auf dem Rücken, verlor ich mich endlich, dem Laufe eines Flüßchens entgegen, in dem unermeßlichen Urwald, in der frohen Gewißheit, bald in wohlbeschriebener Richtung die Stätte zu finden, welche, das Ziel meiner langen und ungewöhnlichen Reise, die deutschen Jäger bewohnten. Nach einer unter freiem Himmel zugebrachten Nacht sah ich aus verschiedenen Anzeichen, daß ich dem Blockhaus der Freunde nahe. Plötzlich zeigte sich mir eine lichte, eingezäunte Stelle; ein Pferd graste da friedlich; einige Hühner suchten nach Nahrung umher; auf einem mäßigen Hügel, inmitten des Raumes, lag eines jener aus rohen Baumstämmen erbauten Blockhäuser, wie sie in den Ansiedlungen je nach dem Bedürfniß der Ankömmlinge rasch und ohne irgend feinere Ausbildung errichtet werden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein verirrtes Kind verfällt dem grausamen Hungertod!

(Göttingen, 24. Januar.) Der traurige und erschütternde Vorfall, daß am 11. d. M. ein 4 1/4 Jahr alter Knabe aus Rosdorf, seiner nach Göttingen gegangenen Mutter nachlaufend, sich verirrt hat, und im Geismarschen Walde umgekommen ist, mag zur Warnung nach manchen Seiten hin hier öffentlich und vollständig mitgetheilt werden. Als an dem bezeichneten Sonnabend, wie bemerkt, die Mutter des Kindes zur Stadt gegangen war, hatte sie den noch nicht völlig angekleideten Knaben der Aufsicht eines etwa 7jährigen Bruders überlassen, während der Vater in seiner Tischlerwerkstatt sich beschäftigte. Die Kinder hatten in Gemeinschaft mit mehreren andern Kindern an einem gefährlichen Wassergraben gespielt und waren davon etwa um die Frühstückszeit von einem Nachbar vertrieben. Der ältere Bruder kommt nun, sein Frühstück zu fordern, und antwortet dem Vater auf die Frage nach dem Kleinen, dieser sey oben im Hause bei den dort wohnenden Verwandten, welche eben auf den folgenden Tag einen Kindtaufsschmaus vorbereiteten. Als nachher um Mittag die Mutter zu Hause kommt und nach dem Kleinen fragt, meint der Vater, den werde sie heute nicht sehen, der habe es oben besser. Indeß zeigt sich bald, daß er oben gar nicht gewesen ist, und ungeachtet der ältere Bruder versichert, ins Haus sey er mit ihm von dem Wasser zurückgekehrt, glaubt man an und in demselben zunächst nach ihm suchen zu müssen. Gleichzeitig wird das Dorf durchsucht und durchfragt. Endlich am Abend erfährt man, daß das Kind auf dem Wege nach Göttingen gesehen ist, und begibt sich dorthin. Bis spät in die Nacht ergeben alle Nachforschungen nur, daß das Kind, kenntlich an dem Anzuge, einen blauen Kittel ohne Aermel, verschiedentlich vor dem Groner Thore gesehen worden ist, aber auf keine Anrede und Frage Antwort gegeben hat. Es mag hier gleich bemerkt werden, daß nach der Aussage des Vaters das Kind eher gestorben wäre, als daß es außer mit seiner Mutter mit einem Menschen gesprochen oder von ihm etwas angenommen hätte; leider ist dieß Wort nur zu wahr geworden! — Als am Sonntag Morgen die Nachforschungen fortgesetzt wurden, ergab sich, daß der unglückliche Knabe den Rückweg nach Roßdorf verfehlt, und bereits am Sonnabend etwa gegen 4 Uhr das Dorf Geismar erreicht hatte. Auf dem ganzen Wege war er Menschen begegnet, mehrfach angeredet, dann aber, da er rasch und unbekümmert vorwärts gegangen, bei Göttingen für ein Geismarsches Kind und in letzterem Orte für ein dort oft gesehenes Bettelkind eines Nachbardorfes, dem er in Gestalt und Anzug ähnlich gewesen, gehalten worden. Jenseit Geismars verschwand jede Spur, alle Gerüchte, daß er auf dem Wege nach Reinhausen zu oder anderwärts gesehen worden sey, erwiesen sich bei näherer Nachforschung als trügerisch. Eine ganze Woche ward vergeblich gesucht. Endlich, Sonntag, den 19. gegen Abend, fanden zwei nach Groß-Lengden gehende Männer, welche der schlechte Weg genöthigt hatte, sich durch die Büsche einen Pfad zu suchen, die Leiche des unglücklichen Kindes mitten im Geismarschen Walde, auf dem Gesichte liegend und anscheinend eines ruhigen, sanften Todes verstorben. — Wenn es nicht durch das angedeutete Benehmen des Kindes, durch die stattgefundenen Verwechselungen und durch die aus dem hier Landes so oft vorkommenden Umherlaufen von Bettelkindern entspringende Gleichgültigkeit der Menschen einigermaßen erklärlich würde, so wäre es unbegreiflich, wie in einem civilisirten Lande, unter christlichen Menschen, auf diese Weise ein Kind umkommen konnte.

Russische Berichte über den ungarischen Revolutionskrieg.

Die Revolution, welche Ungarn ins Elend, Tausende seiner Söhne in Verbannung, Oesterreich in Abhängigkeit von Rußland, und die Zukunft der Donauländer mehr noch als zuvor in

die Gewalt von St. Petersburg gebracht hat, ward zuerst von einer Unzahl Parteischriften, meist aus ungarischer oder polnischer Feder geschildert.*) Dann folgte das bekannte Werk von einem Obersten des Haynau'schen Generalstabs. Jetzt reiht sich ihm ein ähnliches von einem Obersten des russischen Generalstabs an, nach offiziellen Quellen bearbeitet. Es führt den Titel: „Bericht über die Kriegsoperationen der russischen Truppen gegen die ungarischen Rebellen im Jahr 1849. Nach offiziellen Quellen zusammengestellt von H. v N., kaiserl. russischem Obersten des Generalstabs. Erster und zweiter Theil. Berlin 1851."

Also ein amtlicher Bericht. Er erscheint um so bedeutsamer, als er, wenigstens gegenüber von Oesterreich, mit großer Rückhaltslosigkeit auftritt. Als Paskewitsch, in jenem Bericht an seinen Kaiser, das besiegte Ungarn zu den Füßen des Czaars zeigte und Haynau jener überstolzen Manifestation eine gereizte Antwort entgegensetzte, war für einen Augenblick das Dunkel, das die gegenseitigen Verhältnisse beider Heerführer bedeckte, blitzartig erhellt. Aber das Detail, wie das Alles so gekommen, klärte sich selbst bis zur letzten Zeit wenig auf. Das erwähnte österreichische Werk gab darüber nur vorsichtig gehaltene Andeutungen. Sie genügten dem russischen Generalstab, um seinerseits den Vorhang wegzuziehen. Und das Resultat ist: die herbste Anklage fast der ganzen Kriegführung Haynau's, vor Allem der letzten entscheidenden Operationen. Man hatte diese Operationen immer als ein Meisterstück der Strategie und des Muthes betrachtet, um so mehr, als dem kühnen Zug mitten in das Herz des Aufstandes der Erfolg zur Seite stand. Aber diesen Erfolg, für welchen die Oesterreicher eine rasche Folgenreihe von sechs bis sieben durch sie gelieferten Schlachten anführen, nehmen die Russen für sich in Anspruch. Zwar kam von ihrer Hauptarmee nur die Vorhut zu einigen Treffen; aber sie haben Siebenbürgen erobert, Bems Kraft gelähmt, sie behaupten, nur Paniutins Hülfe habe in der mörderischen Schlacht bei Harkaly (unweit Komorn) die Oesterreicher wahrscheinlich vor einer Niederlage bewahrt, die sie ins Verderben gestürzt hätte, Graf Schlik habe mit ritterlicher Offenheit die Russen seine Retter genannt. Sie fügen — mit erhöhtem Tone — bei: Görgey — der sich ihnen unterworfen — wäre wenige Tage, nachdem er Komorn verlassen, erdrückt worden, wenn damals General Haynau — seinem dem russischen Feldmarschall gegebenen Versprechen gemäß — mit allen seinen verfügbaren Truppen auf das linke Ufer der Donau zur Verfolgung des Feindes übergegangen wäre, der sich somit zwischen den beiden Hauptarmeen eingeklemmt gesehen hätte. Wäre — sagt der russische Bericht — Feldzeugmeister Haynau dieser Zusage (in einem wörtlich abgedruckten Schreiben am 10. Juli gegeben) nachgekommen, so würde Paskewitsch den feindlichen Oberfeldherrn „bei Mitwirkung der österreichischen Truppen, die ihm jeden Rückzug abschneiden sollten", gezwungen haben, dort die Waffen zu strecken, statt erst bei Vilagos vor Rüdiger. Diese Anklage gegen Haynau, stark wie sie ist, wird verschärft, indem sie in verschiedenen Wendungen zehnmal wiederholt, und noch beigefügt wird: Haynau habe dem russischen Oberfeldherrn nicht einmal irgend eine Notiz zukommen lassen, daß er seinen ersten Plan aufgegeben, er habe dem abziehenden Görgey nicht einmal Kavallerie nachgeschickt, ja er habe zwei Tage nach dessen offenkundigem Abzug noch mit überflüssigen Recognoscirungen zugebracht.

Die Antwort des österreichischen Feldherrn auf diese schweren Anklagen wird nicht ausbleiben, und sie wird sich vielleicht in eine Anklage des Benehmens des russischen Hauptcorps, das im ganzen Feldzug allerdings blutwenig gethan, verwandeln. Görgey war mit 30,000 Mann abgezogen, die Russen wußten ihn nicht aufzuhalten, ihn nur an den Fersen zu verwunden; aber der furchtbare Rückzug durch die Bergpässe hinter, vor und neben sich Feinde, rieb die Ungarn auf, beugte Görgeys Zuversicht; sie brach zusammen, als Haynau Szegedin unterwarf und die Siege bei Szöreg und Temeswar erfocht. Der russische Bericht selbst gibt zu, daß Görgey in weit bessere Lage gekommen wäre, wenn er seine Armee hätte erhalten können, bis die Zeit der Fieber herangekommen wäre und gemeinsame Sache mit der Cholera gemacht hätte, die furchtbar in den Reihen der Russen wüthete.

*) Ein weiterer Beitrag dieser Art ist das eben (in Leipzig) erschienene: „Komorn im Jahr 1849, von Szillanyi, ehemaligem Chef des Generalstabs Klapka's."

Ein Congreßlied.

Die Sorgfalt, mit welcher die Verhandlungen der Dresdener Conferenz den Augen des Volks verheimlicht werden, ist leider bekannt. Das erinnert unwillkürlich an den Wiener Congreß, von dem unser wackerer Hoffmann von Fallersleben in seinen „unpolitischen Liedern" (Hamburg, bei Hoffmann und Campe, 1841) eine Beschreibung gibt. Da dieß Buch selten ist — bekanntlich wurde dasselbe confiscirt — so halten wir es für manchen unserer Leser interessant, wenn wir die Verse hiermit wiedergeben.

Neueste Beschreibung des Wiener Congresses.

Was sie jeden Tag vollbrachten,
Ob sie scherzten, ob sie lachten,
Wird genau erzählt;
Wie sie standen, wie sie saßen,
Daß sie tranken, daß sie aßen,
Wird auch nicht verhehlt.

Wann sie hin zu Balle gingen,
Wann sie an zu tanzen fingen,
Wird genau erzählt,
Ob das Schauspiel sie zerstreute,
Ob sie das Ballet erfreute,
Wird auch nicht verhehlt.

Wie sie glänzend bankettirten,
Wie sie ritterlich turnirten,
Wird genau erzählt,
Ob sie große Heerschau hielten,
Oder Schach und Dame spielten,
Wird auch nicht verhehlt.

Ob sie ritten, ob sie fuhren,
Ob im Frack, ob in Monturen,
Wird genau erzählt;
Wie sie sich der Menge zeigten,
Wie sie gnädigst sich verneigten,
Wird auch nicht verhehlt.

Doch ihr sonstig Thun und Rathen,
Was sie für die Völker thaten,
Wird genau verhehlt;
Ob sie sonst was Gutes dachten,
Ueberhaupt was Gutes machten,
Wird auch nie erzählt.

Mannichfaltiges.

Das Wunderbild zu St. Saturnin bei Apt (Depart. Vaucluse), von dem wir neuerlich berichtet haben, war von der Ortsbehörde als solches konstatirt worden. Dasselbe stellte die Kreuzabnahme vor und aus den Wunden Christi floß Blut. Die Geschichte war eine verfehlte Spekulation, die geistliche Behörde selbst hat dem Bilde seinen mirakulösen Zauber benommen. Die Commission, welche der Erzbischof von Avignon zur Untersuchung des Wunders niedergesetzt hatte, erklärte einstimmig, die Erscheinungen seyen keineswegs übernatürlich, weßhalb man sich nicht ferner damit zu beschäftigen habe.

Barnum, jener Amerikaner, welcher Jenny Lind in seinem Vaterlande umherführt, gilt für den größten Puff-Meister, den energischesten und nie verlegenen Spekulanten, der deßhalb auch von seinen Landsleuten als eine Art Wunder angestaunt wird. Er hat, nur in den letzten Jahren, nacheinander folgende Merkwürdigkeiten in der Welt gezeigt: einen außerordentlichen Fisch, einen Quäker-Riesen, eine Riesin dazu, welche den Riesen auf seine Veranlassung heirathete, eine alte Negerin, Amme oder Wärterin des Generals Washington, aus dessen Jugend sie dem Publikum Anekdoten erzählte, den Zwerg Tom Thumb, Jenny Lind, eine vornehme chinesische Familie und einen Neger, der ein Verfahren erfunden hat, seine schwarze Haut weiß zu waschen. Da ein Mann wie Barnum die gegenwärtige amerikanische Kunstreise der Jenny Lind leitet, so kann man sich leicht denken, daß er auch durch die Presse in seinem Interesse wirken und Resultate ausposaunen läßt, von denen sich bereits herausgestellt hat, daß sie auf kolossaler Uebertreibung beruhen und zu den in Amerika gewöhnlichen Puffs gezählt werden müssen.

Börne sagt: Die Deutschen erreichen später als andere Völker ein Ziel, es sey in der Kunst, Wissenschaft oder im bürgerlichen Leben. Nicht etwa, daß sie den kürzesten Weg nicht kännten, oder zu träge fortwanderten — sie haben nur darum einen längern Weg zum Ziele, weil sie weiter herkommen. Sie gehen überall von Grundsätzen aus, und ist ein Fettflecken vom Rockärmel weg zu bringen, so studiren sie die Chemie vorher, und studiren so lange und so gründlich, bis der Rock darüber in Lumpen zerfällt. Aber das gerade ist ihnen Recht, aus Lumpen machen sie Schreibpapier. Sie machen aus Allem Papier.

Korrespondenz.

Stuttgart, Ende Januar.

Die Göttin der Zerstreuung hat ihr Füllhorn über die der Zeit schmutzigen und nebligen Gestade des Nesenbaches ausgeschüttet. Menschen- nnd Affentheater, Tänzer zu Fuß, zu Roß und zu Seil, zweifüßige, „dreifüßige“, vierfüßige, russische Geiger und Wachsfiguren treiben ihr verderblich Zauberspiel mit unsern schönen Christtagsbörsen. — Die Affen bereiten vorzugsweise den Unmündigen (ein übrigens kaltes) Vergnügen; es wäre ihnen oder vielmehr ihren Mentoren nur etwas mehr Witz zu wünschen. Die Athleten, welche mit den Affen eine harmonische Künstlerfamilie bilden, werfen täglich einen „stärksten Mann der Stadt“ zu Boden und gewinnen dadurch 500 Frcs, die sie nicht bezahlen dürfen, oder verlieren, wie man behauptet, zwei Kronenthaler, die sie dem stärksten Mann für's Niederwerfen in der That bezahlen müssen. — Seit Richard dem Dritten ist im Schauspiel nichts von Bedeutung geleistet worden. Der längst verschobene „Tasso“ und „das Haus Barnevelt“ soll nächste Woche an die Reihe kommen. Die Notiz in der Allgemeinen über Hrn. Grunert's Berufung nach München als Oberregisseur, die hier — im Publikum — große Bestürzung verbreitete, scheint ein frommer Wunsch der Münchener gewesen zu seyn. Grunert ist hier lebenslänglich engagirt und hat, soviel uns bekannt, vor der Hand keinen Grund, eine Veränderung seiner Lage zu suchen. Für Dingelstedt soll Hr. A. Lewald Bibliothekar werden. — In der Oper nimmt Fräul. Würst, zum Schreck ihrer Bewunderer, immer mehr ab. Sie scheint wirklich zu leiden. In der längst erwarteten Vestalin wurde sie plötzlich so krank, daß das heilige Feuer im schönsten Brennen gelöscht und, „um dem Publikum einen Genuß nicht zu entziehen“, wie der Verkündiger dieses Unfalls naiverweise meinte, der höchst genußreiche zweite Akt von Belisar gegeben werden mußte. — Das Ballet feiert Triumphe. Lucile Grahn bezaubert als Tänzerin durch das hexenhafte Spiel ihrer Füßchen alle Augen, wie sie als Mimin mit dem wahren, einfachen, innigen Spiel ihrer Geberden alle Herzen gewinnt. — Der russische Geiger Bulowiy, durch sein wahres, tiefempfundenes Naturspiel ausgezeichnet, läßt sich sowohl in Privat-, als öffentlichen Gesellschaften hören; — nur etwas zu theure Klänge für die Gold-Fluthen des Nesenbachs. — Die Kunstreiter-Gesellschaft findet bei den vielen andern Genußgelegenheiten nur mäßigen Zuspruch. Freilich hat sie auch nur zwei Künstler von bedeutenderem Talente aufzuweisen: Verdier und J. Gärtner. Der Erstere glänzt durch gewandte, feine Reitkunst und Kraftstücke, der Letztere, ein noch jugendliches Talent, durch vollendete Voltige und kühne wilde Reiterei. Von den Uebrigen ist nur Philippine Gärtner als graziöse Reiterin und Tänzerin zu erwähnen. Die Pferde zeichnen sich keineswegs durch Schönheit aus. — Zum Ueberfluß haben wir auch noch Bälle bei Hof, in Museen und bei Privaten. Unter den letztern macht namentlich der Maskenball bei einem bekannten Bankier durch französische Einladungskarten, reizende Judenmädchen, wirklichem und Pseudo-Adel, ein ausgestopftes Reh und eine russische Fürstin das gewünschte Aufsehen und wird hiermit der Unsterblichkeit überliefert. — Sie sehen, wir können es vor Vergnügen kaum mehr aushalten, und sehnen uns nach etwas Mißvergnügen, wofür hoffentlich Deutschlands letzte Hoffnung in Dresden sorgen wird.

Konzert-Anzeige.

Am 12. d. M. findet ein von Hrn. Conrad Baldenecker veranstaltetes großes Vokal- und Instrumental-Konzert statt, unter gefälliger Mitwirkung der Frau Deinet, der Herren Rosenhain, Lutz, Bockmühl, Hainbuch, Aloys Baldenecker und der Mitglieder des Instrumental-Musikvereins. Der allen hiesigen Musikfreunden genugsam bekannte Namen des Veranstalters und die gute Auswahl, welche das reichhaltige Programm aus den Compositionen älterer und neuerer Meister bietet, stellen einen genußreichen Abend in Aussicht.

Berichtigung.

In der Literaturnotiz der gestrigen Didaskalia, letzte Seite, Zeile 9 von oben, ist statt „Vertheidigungsart“ zu lesen: „Vertheidigungsrede.“

Theater-Anzeige.

Dienstag, 4. Febr. Der Freischütz, große romantische Oper in 4 Abth., Musik von C. M. von Weber.

Mittwoch, 5. Febr. (Zum ersten Male): Die Erzählungen der Königin von Navarra, oder: Revanche für Pavia, Lustspiel in 5 Akten von Scribe und Legouvé, deutsch von Dr. Ebeling und P. S. Reinhardt.

☞ Der zweite und vorletzte Maskenball im Stadttheater findet am 10. Febr. statt.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 31. Mittwoch, den 5. Februar 1851.

Die Trappers.

(Fortsetzung.)

Mit klopfendem Herzen schritt ich der Hütte zu. Ich trat hinein, sie war leer. Die Bewohner waren augenscheinlich ihrem Berufe, der Jagd, nachgegangen. Noch glimmten die Kohlen auf der Feuerstätte, wo sie ihr Frühstück bereitet. Ein Lager der Wildniß — feines Moos und Blätter, mit Fellen belegt, Bärenhäute zur Decke, die Beute langer Streifereien, Hirsch und Rehfelle, Büffelhäute, getrocknetes und geräuchertes Wildpret; ein Koffer, vielleicht mit seinem Inhalt das einzige Erbstück aus den Ländern der Menschen, zwei Hinterwälder Aexte, dieß war der ganze Reichthum, den die Wohnung barg.

Harrend und sinnend setzte ich mich außen auf die kunstlose Bank, einen dahin gewälzten Baumstamm. Welch ein Gegensatz beschäftigte meine Seele! —

Das wohlgekannte Vaterhaus der zwei Einsiedler im Urwald, — die friedlichen Räume einer deutschen Pfarrwohnung; die Sorge liebevoller Eltern für das geistige und leibliche Wohl der Kinder; der traute Familienkreis belebt und erheitert durch die hundert Reize bildender und gebildeter Glieder; die Lichter des Weihnachtbaumes, jenes Vereinigungspunktes im deutschen Familienleben; der genossene Schulunterricht und die langen Jahre des Schulbesuches überhaupt; die Geschwister und Verwandten mit unwandelbarem Andenken; die zahllosen geistigen Genüsse der Gesittung Europa's: Dichtkunst, Musik, Wissenschaft .... ja die Theilnahme am nie rastenden Kampfe gegen Druck und Knechtschaft .... Alles dieß erschien mir in wechselnden Bildern der Gedankenschöpfung im Vergleiche mit dem, ach! so dürftigen und armen Gemälde um mich her. Ein tiefes Mitleid mit meinen Freunden bewegte mich; diese Entsagung, diese Entbehrungen für Menschen, die ein besseres Leben gekannt, ja dafür erzogen waren, schienen mir jetzt der Opfer höchstes. Der Einförmigkeit eines solchen Daseyns gegenüber glaubte ich mich eher noch mit den Gefahren des gelben Fiebers und dem Drängen der Seestadt versöhnen zu können, von wo mich Freundschaft und Sehnsucht bis hierher getrieben.

Mehrere Stunden lang mochte ich mich mit diesen und ähnlichen Gedanken nachsinnend beschäftigt haben, als mich das Gebell zweier Jagdhunde, die auf meinen Gefährten losstürzten, schnell erweckte. Eben wollte ich sie abwehren, als ein lauter Pfiff aus dem Buschwerk sie zurückrief und zwei stattliche Männer aus demselben hervortraten, in denen ich alsbald meine Freunde erkannte. Eine einfache, rauhe Jägertracht war ihre Kleidung, die Büchse des Amerikaners ihre Waffe. Das röthliche Barthaar umwehte verwildert ihr tief gebräuntes Antlitz.

Mit offener Freundlichkeit schritten sie — ihre Jagdbeute, einen ausgeweideten Rehbock, abwerfend — auf mich los. Man sah Beiden die Freude an, die ihnen der wohl seltene Anblick eines Gastes gewährte. Als aber die ersten Laute der Muttersprache ihr Ohr berührten, als sie nach kurzem, stummem Erstaunen mich erkannt, den Jugendfreund und Schicksalsgefährten, der um dieser Stunden willen so viele hundert Meilen durchmessen — da ergriff sie, wie mich, die Gewalt der Gemüthsbewegung, der unaussprechlichen, wir stürzten einander in die Arme, und als wir nach langem krampfhaften Umhalsen wieder einander anblickten, da konnte dieß nur durch die männliche Thräne geschehen, in der die untergehende Sonne der Wildniß sich brach.

Wahrlich, das Leben hatte uns gewaltig umhergeschleudert, die Saiten der Gefühle, welche den Deutschen vor andern Nationen auszeichnen, konnten in uns einen sehr verminderten Schwung haben, ohne daß man einen Vorwurf daraus hätte machen können; denn wie auf steinigem Boden der wandernde Fuß sich verhärtet, oder die Hand am Schwertgriff, so verliert sich auch, in den Prüfungen des Lebens, die Empfindung des Gemüths. Wir aber besaßen sie noch unverkümmert, der Heimath bedeutungsvolle Gabe, die alle Freuden seliger, aber auch alle Leiden qualvoller macht. Nachdem der erste Sturm des Wiedersehens vorüber war, erzählte ich den Freunden in kurzen Umrissen meine Erlebnisse und die standhafte Reise in das Blockhaus der deutschen Trapper, unter welchem Namen die Jäger und Ansiedler weit umher sie kannten. Während meiner Erzählung, die mit unverwandter Aufmerksamkeit angehört wurde, hatte Fritz, der ältere Bruder, das Fell des Rehbocks abgezogen und das saftige Rückenstück über das neuentzündete Feuer gebracht. Mit Sorgfalt sah ich dasselbe zubereiten und kostete mit lebhafter, durch die Wanderung erregter Lust das schmackhafte Wildpret, zu dem zwar nicht Salz und Fett, wohl aber das Brod fehlte. Kaum hatten wir unser einfaches Mahl beendigt, als Karl, der Jüngere, die Fügungen zu erzählen begann, die auch ihn in die „neue Welt", und endlich in die entlegene Wildniß geführt hatten.

Karl R., der zweite Sohn eines protestantischen Geistlichen, der unfern des Rheines und Maines seinen Beruf würdig ausübte, widmete sich, nach einer ziemlich sorgfältigen Erziehung, dem Studium der Forstwissenschaft. Noch ehe er indeß dasselbe vollenden konnte, blieb ihm, als Mitglied der deutschen Burschenschaft und entferntern Mitwisser eines revolutionären Complottes, nichts übrig, als durch eilige Flucht einer harten Untersuchungshaft zu entgehen. Einige Zeit verlebte er ohne bestimmte Hülfsquelle im Elsaß, nicht ohne dort schon an sich und andern Schicksalsgefährten das Elend der Verbannung zu erfahren. Einiger Zuschuß seiner unbemittelten Familie und theilnehmender Freunde setzte ihn endlich in den Stand, die Reise nach Nordamerika anzutreten, die seine dürftige Börse vollständig erschöpfte. Obgleich talentvoll und namentlich in Mathematik und Feldmesserei

sehr geschickt, erging es ihm, wie so vielen freiwilligen oder gezwungenen Auswanderern aus den gebildeten Klassen Deutschlands, deren oft herrliche geistige Eigenschaften nicht im Stande waren, sie in dem Lande der praktischen Gewandtheit vor Hunger und Elend zu schützen.

Ein wohlhabender Landsmann aus den gebildeten Ständen, der in einiger Entfernung von St. Louis eine Ansiedlung anlegte, nahm ihn bei sich auf. Mühevolle Arbeit der Urbarmachung und der ersten Anlagen war dort das Tagewerk, bis der Besitzer seine mitgebrachten Gelder erschöpft, seine Erntevorräthe nur schwer abzusetzen, seine Gesundheit von ungewohnten Anstrengungen erschüttert und den Zerfall seiner Hoffnungen vor Augen sah. Verzweifelnd gab er sein Gut um geringen Preis dahin und starb in St. Louis am gebrochenen Herzen, Gattin und Kinder hülflos zurücklassend.

K. R. hatte bei der unglücklichen Familie getreu ausgehalten, ja, als die Zeit der Noth erschien, dem bedungenen Lohne entsagt. Vergebens suchte er fortan nach anderem Erwerb. Auch der dürftigste ward ihm versagt. Die Menschen konnten oder wollten ihm nicht helfen, da half er sich selbst. Er nahm seine letzte Habe, eine gute Büchse, Pulver und Blei mit den nothwendigsten Hülfsmitteln und vertiefte sich in die Einsamkeit des Urwaldes.

(Schluß folgt.)

Rückblick auf die Lebens- und Regierungs-Geschichte von Louis Philipp.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

Wenn große Männer, oder solche, die den Beruf hatten, auf einem hohen Posten groß zu seyn, den Schauplatz des Lebens verlassen, so wird von den Zeitgenossen ein Todtengericht über sie gehalten, welches ihre guten und ihre bösen Eigenschaften einer Prüfung unterwirft und sie mit dem Urtheilsspruch der Gegenwart der Nachwelt überliefert. Ist auch dieser Urtheilsspruch selten frei von Parteieinflüssen und Leidenschaften des Tages, so bietet er doch manche Anhaltspunkte für die richtende Geschichte der kommenden Jahrhunderte, welche den hohen Beruf hat, die Ereignisse der Vergangenheit im alleinigen Interesse der Wahrheit zu prüfen und zu beurtheilen.

Mit dieser Vorbemerkung beginnen wir einen historischen Rückblick auf die Lebens- und Regierungs-Geschichte Louis Philipp's, der durch die Revolution vom 24. Februar 1848 den Thron einbüßte und mit seiner Familie nach Clarmont ins Exil wanderte, wo er am 26. Aug. 1850 mit Tod abging. Nur wenige Prinzen hatten so wie er die rauhe Schule des Lebens in allen ihren Abstufungen durchlaufen, nur wenigen war bei der herannahenden Vollendung ihres Lebens von dem unerbittlichen Schicksal ein eben so grausamns Loos beschieden worden. Louis Philipp's Leben bietet daher in manchen Beziehungen viele anziehende Seiten dar; wir wollen, so viel als möglich, uns dieselben in Kürze zu vergegenwärtigen suchen. Geboren am 6. Oct. 1773, stand er noch in der Blüthe des jugendlichen Alters, als die Revolution von 1789 hereinbrach, welche in ihrem blutigen Fortgange ihm seinen Vater, den Herzog Ludwig Joseph Philipp von Orleans, in der Revolution unter dem Namen Philipp Egalité bekannt, raubte, der am 6. Nov. 1793 durch die Guillotine vom Leben zum Tode gebracht wurde. Ungeachtet des Zaubers seines republikanischen Namens und der von ihm im Nationalconvent mitbeschlossenen Verurtheilung von Ludwig dem Sechzehnten, konnte er seinem tragischen Geschick nicht entgehen, welches er, bei seinem anstößigen Verhalten seit dem Beginn der Revolution, leicht hätte voraussehen können. Von mütterlicher Seite stammte Louis Philipp ab von der Herzogin Marie von Panthièvre, der einzigen Tochter und Erbin des reichen Herzogs dieses Namens. Der junge Prinz wurde in seinem neunten Lebensjahre der Marquise von Sillery (Frau von Genlis) zur Erziehung übergeben, welche ihn nach den Grundsätzen der damals großen Einfluß äußernden Erziehungsmethode von Rousseau für das Leben und seinen künftigen Beruf heranzubilden bemüht war. Bei den glücklichen Geistesanlagen, welche Louis Philipp schon frühzeitig zu erkennen gab, waren die Ergebnisse seiner Erziehung, sowohl in wissenschaftlicher als sittlicher Beziehung, die befriedigendsten, da er einerseits eine schöne Summe von Kenntnissen sich angeeignet hatte, anderseits aber — und was für jene Zeit viel sagen will — stets eine Reinheit und Strenge der Sitten zu erkennen gab, welche ihn unter seines Gleichen und der damaligen vornehmen Welt höchst vortheilhaft auszeichnete. Bis zu seines Vaters Tode hatte Louis Philipp den Titel eines Herzogs von Chartres geführt, welchen er nach dessen tragischem Ende mit dem väterlichen vertauschte. Er wurde mit in den Strudel der Revolution hineingezogen, war jedoch glücklicher als Andere seines Standes, da er die Charge als Oberst des Regiments zu Vendome erhielt, von wo er jedoch bald nach Valenciennes versetzt wurde, mit dem Auftrage, das Commando dieses Platzes zu übernehmen.

Frankreich war von Seiten der fremden Mächte für seine Republikanisirung und fortdauernden Revolutionswirren eine schwere Züchtigung zugedacht worden, und die deßfallsige Kriegserklärung ließ nicht lange auf sich warten, indem sie schon im April 1792 erfolgte. Louis Philipp, unterdessen in das 19. Lebensjahr getreten, kämpfte für die Grundsätze und den Bestand der Revolution, und zwar so, daß er in Folge seiner ersten Kriegsthaten zum Generallieutenant ernannt worden war. Seines Namens und seiner ersten Waffenthaten würdig, kämpfte er unter Kellermann an der Spitze der zweiten Linie gegen die Preußen bei Valmy (20. Sept. 1792), dann unter Dumouriez Oberbefehl bei Boussu, und am 6. Nov. bei Jemappes.

(Fortsetzung folgt.)

Der Brand des Kroll'schen Lokals.

Berlins, vielleicht Deutschlands schönstes und großartigstes Vergnügungslokal, ist nicht mehr! Gestern (1. Febr.), in noch nicht drei Stunden, war das Prachtgebäude in Asche gelegt, und was noch kurz zuvor stolz emporragte, lag schnell in Schutt und Trümmern. Der Kroll'sche Saal, welcher dem Vergnügen der Einwohner fast sieben Jahre gedient hatte, zeichnete sich durch die Mannichfaltigkeit der darin gewährten Genüsse, wie bekannt, stets vortheilhaft aus; seine Weihnachtsausstellungen hatten sich, namentlich seitdem Hiltl sie angeordnet und geleitet, einen weitverbreiteten, wohlverdienten Ruf erworben, und die jüngste, „die Wanderung des Gedankens", eine solche Schaulust erregt, daß die Decoration auch dann noch erhalten wurde, als Hr. Cassidy sein Ciclorama des Ohio und Mississippi dort ausstellte. Und seltsam! Beide viel und gern gesehenen Schaustellungen wurden Veranlassung zu der Feuersbrunst, welche das ganze, schöne Bauwerk verwüstete.

Am 19. Janaur wurde das vorgedachte Ciclorama zum ersten Male hier gezeigt. Die wackere Besitzerin des Lokals, Fräulein Auguste Kroll, welche seit dem Tode ihres Vaters, des Gründers des Lokals, dem Lokale mit großer Umsicht vorstand, hatte, um die interessante Schaustellung auch den Schulkindern zugängig zu machen, gegen sehr ermäßigte Preise, an den Mittwoch-

und Sonnabends-Nachmittagen außerordentliche Vorstellungen ausschließlich für die Kinder veranstaltet. Der Zudrang war so groß, daß schon am vorigen Mittwoch, der Ueberfüllung ungeachtet, viele Schüler und Schülerinnen unverrichteter Sache zurückkehren mußten, und nun am gestrigen Nachmittag mit anderen Kindern den versäumten Genuß nachholen wollten.

Es war, obgleich der 1. Februar, ein schöner, milder, sonnenheller Nachmittag. Von 12 Uhr an wanderten die aus dem Norden der Stadt herkommenden Schulen rüstig dem fernen Ziele, dem Exercierplatze vor dem Brandenburger Thore, zu. Eine Mädchenschule war schon eingetreten, der Hauptlehrer an der Kasse mit Regelung der Eintrittsgelder beschäftigt, eine andere Knabenschule (die John'sche) in äußerster Spannung, nachzufolgen, als plötzlich ein Diener mit dem Schreckensrufe: „Der Saal brennt!" hereinstürzte, und die Mädchen und Knaben, in wilder Hast, aus einander stoben. Glücklicherweise ist hierbei auch nicht der geringste Verlust zu beklagen.

Der Saal brannte auch in der That, nach 12½ Uhr Mittags war das Feuer ausgebrochen. Die Weihnachtsdecoration war in der dem Orchester gegenüber belegenen Wand noch beibehalten. Die Besucher werden sich erinnern, daß hier die Baukunst und die Technik durch Genien versinnlicht waren, welche die acht Säulen-Ordnungen trugen. Bei dem Anzünden des prachtvollen Crystall-Kronenleuchters war man mit der auf einer hohen Stange befindlichen anzündenden Spiritusflamme einem der Genien, aus Holz und Leinwand, zu nahe gekommen, und in einem Nu verbreitete sich die rasende Flamme durch den ganzen großen Saal, welcher durch die massenhafte Ausbreitung von Holz, Mousseline, Cattun, Leinwand und vielen Farben einen furchtbaren, unaufhaltsamen Brennstoff barg, während die zinnernen, durchweg verbreiteten Gasröhren den Flammen nicht nur widerstehen konnten, sondern sie in entsetzlicher Weise nährten: eine Warnung, minder feuerfeste Gebäude überhaupt nicht allzu sehr mit Gasbeleuchtung zu speisen! An Rettung und Bergung war, unter solchen Umständen, nicht zu denken. Obgleich die umfassendsten Löschanstalten getroffen, die Dampfspritze aufgefahren war und Windstille herrschte, war das Schicksal des Gebäudes so schnell entschieden, daß nicht einmal die Besitzerin und ihre bei ihr wohnenden Geschwister ihre Kleidungsstücke retten konnten. Ein dicker Qualm wirbelte aus allen Theilen hervor, die Flammen schlugen überall hervor. Das Cielorama, die langjährige Arbeit eines thätigen Künstlers, sein Broderwerb und seine Freude, ist zum größten Theile zerstört. Der Verlust ist, wie es scheint, unersetzlich und daher doppelt beklagenswerth. Diesem Verlust reihen sich die zahlreichen eleganten Mobilien des Saales und die trefflichen großen Bilder des Königspaares an.

Die Fenster waren unter furchtbarem Geprassel bald gesprungen, Glas und Stein flogen durch die mit Rauch und Gluth erfüllte Atmosphäre, ja nahe stehende Bäume fingen Feuer und mußten, da das Wasser überhaupt nur schwer herangeschafft werden konnte, niedergeworfen werden.

Der Königssaal und das Innere der beiden hochragenden Thürme lagen zunächst in Asche, auch aus dem linken Flügel und dem rechts belegenen Pavillon loderten die zerstörenden Flammen so gewaltig, daß schon nach einer Stunde, um 1½ Uhr, die ganze Front einem Feuermeere glich. Eine halbe Stunde darauf waren beide Thürme ausgebrannt und zeigten nur noch die äußere Gestalt. Die beiden Seitenflügel und die Mitte brannten schnell nieder und auch die Balkenkeller wurden ein Raub der Flammen. So sind also nur die Umfassungsmauern geblieben: ein Bild der vergangenen Größe und Schönheit!

Ein schrecklich-schönes Schauspiel hatte dieser große Brand den zahllosen, auf dem Platze geschaarten Anwesenden und herzugeströmten Neugierigen geboten. Das schöne Wetter und die Mittagszeit hatte Alles hinausgelockt, dichte Schaaren Fußgänger strömten durch die Linden zum Brandenburger Thore hinaus, Wagen an Wagen, Droschke an Droschke fuhren, wie es eben die Umstände erlaubten, der Brandstelle zu, welche alsbald von den eiligst herzukommandirten Garde-Ulanen und Schutzmännern abgesperrt wurde. Gegen 3 Uhr hatte man das Gebäude bereits aufgegeben und die naheliegenden Theile des Thiergartens geschützt, gegen halb vier Uhr war das Kroll'sche Lokal nicht mehr. Noch nicht drei Stunden hatten also hingereicht, den Prachtbau in Asche zu legen.

Mit Blitzesschnelle hatte sich die traurige Nachricht in der Stadt verbreitet. JJ. kk. HH. der Prinz von Preußen, die Prinzen Karl, Albrecht und Georg waren mit ihrem Gefolge, wie viele hohe Militär- und Civilbeamte, alsbald zur Stelle, um mit Rath und That beizustehen. Einen seltsamen Gegensatz zu der Hast und Eile der hinausstürmenden Schaulustigen bildeten die besorgten und bekümmerten Angehörigen der draußen befindlichen Schüler, und gar viele Rückkehrende wurden über das Schicksal der und jener Schule befragt. Dem Himmel sey Dank, es war kein Menschenleben, kein Unglücksfall zu beklagen! Wäre das Feuer nur eine Viertelstunde später entstanden, und das Unglück wäre unabsehbar, entsetzlich gewesen; kaum mag man den Gedanken erfassen, daß Tausende von Menschen darin ihren Tod gefunden hätten! Gott hat es gnädig gewendet.

Ein Blick auf die schaurige Brandstätte zeigt uns, was wir besessen und — verloren haben. Das großartige Lokal, eine Zierde der Residenz, hatte in dieser auch einem oft beklagten Uebelstande abgeholfen, und es fehlt vorläufig ein Lokal, das, wie das Kroll'sche, mehrere Tausende zu fassen vermochte und in welchem 1500 Personen an Tafeln sitzen konnten. Der Vorstand der polytechnischen Gesellschaft hatte noch am vorigen Mittwoch über sein, am 26. d. M. zu gebendes Jahresfest Vertrag geschlossen, das Feuer hat auch dieses Fest gestört.

Werfen wir noch schließlich einen Rückblick auf die Entstehung des jetzt eingeäscherten Kroll'schen Etablissements. Joseph Kroll, der Gründer, hatte in Breslau einen „Wintergarten" angelegt, in welchem die Stadt Breslau Sr. Maj. dem Könige, bei dessen dortiger Anwesenheit im Jahre 1841 ein Fest gegeben hatte. Das Lokal hatte sich des Beifalls des kunstsinnigen Monarchen zu erfreuen, was dem verstorbenen Kroll den Muth gab, auch für Berlin ein Vergnügungs-Lokal im großartigen Maßstabe zu beantragen. Auf den Vortrag des damaligen Staatsministers Grafen zu Stolberg und den Bericht des Gartendirektors Lenné, des um den Thiergarten hochverdienten Gartenkünstlers, wurde der fiskalische Grund und Boden, auf welchem das Gebäude und später der Sommergarten sich erhob, dem Hrn. Kroll mit der Maßgabe geschenkt, daß sich auf demselben immer nur ein öffentlicher Vergnügungsort erheben und das bestehende Lokal stets nur diesem Zwecke dienen dürfe. Im Mai 1843 begann Joseph Kroll den Bau, und am 15. Februar 1844 konnte er das Lokal, das in 9½ Monaten vom Grundbau bis zur Einweihung vollendet, mit einem Konzerte eröffnen, dem nachher, neben den Konzerten, Bälle und andere Festlichkeiten folgten. Am 17. Febr. fand der erste Maskenball statt, und von da ab fehlte es in diesem Lokal an reichen Abwechselungen nicht, welche sich bis zur Gewerbe-Ausstellung der polytechnischen Gesellschaft (im Sommer 1849) einer-, und bis zum Theater (im vorigen Jahre) andererseits steigerten. Die Kapelle stand zunächst unter Gährigs Leitung, sie unterstützte Strauß, Lambye und Musard, welche sich hier hören ließen, sie wurde später von Wieprecht geleitet, dessen Direktionstalent sich auch hier bewährte. Ein eigenes Mißgeschick wollte es, daß auch die Instrumente und die Noten der Orchester-Mitglieder verbrannten. — Diese kurze Aufzählung wird genügen, um den ganzen Verlust zu würdigen. Groß und schwer ist er der thätigen Besitzerin, die vielleicht das Lokal als einen neu verjüngten Phönix aus der Asche emporsteigen läßt, groß ist er

auch für Viele, welche dort ihren Unterhalt fanden, groß aber auch für das Publikum und die Residenz, da auch kein Fremder das Lokal unbesucht ließ. Möge dieser allseitige Verlust baldigst ersetzt werden können!

Mannichfaltigkeiten.

(Weimar.) Unserer Stadt, der protestantischen Vorkämpferin, steht eine Ehrenkrone bevor. Sie soll der Sitz eines Sebastian Bach'schen Conservatoriums für evangelischen Kirchengesang und höhere Kirchenmusik, musikalische Bildung überhaupt werden. Daß Weimar dazu auserkoren, hat dem Unternehmen bereits zwei Freistellen gewonnen, die der Gemeinderath für die Stadt erworben, zwei andere früher schon von der kunstsinnigen Frau Großherzogin, trotz aller Wühlereien und Verdächtigungen dagegen. Der bekannte, verdiente Anwalt dieser Sache, Professor Kloß, war neulich selbst hier und bewährte sich als der rechte Mann dafür; dießmal in einer Vorlesung über die ersten Anfänge der Musik bei den Griechen, wozu er als Probe die ursprüngliche Melodie einer Ode des Pindar und annäherungsweise vergleichende Bearbeitungen in der sogenannten Dorischen Tonart und nach heutiger Weise vorführen ließ, und sich dabei nicht bloß als einen belesenen Gelehrten, sondern zum Schluß auch als tüchtigen Klavierspieler auswies, den auch die Nähe eines Lißt nicht außer Fassung bringen kann. Ein so vielseitig gebildeter, gediegener Künstler ist allerdings der geeignetste Mann, an die Spitze eines solchen Instituts zu treten.

Herr v. Manteuffel muß sich besser in den konstitutionellen englischen Brauch und Schick einleben. In seiner „deutschen Reform" ertheilt er dem Grafen Schwerin, dem Präsidenten der zweiten Kammer, eine ernste Rüge, daß er am Geburtstage Friedrichs des Großen mit der Linken gegessen und gesprochen hat. Weiß Hr. v. Manteuffel nicht, daß in England nicht nur der Lordkanzler, sondern sogar die Königin mit der Linken ißt?

Herr Dingelstedt, der bekanntlich gegenwärtig in München sich die Theater-Intendantenstelle errungen hat, schrieb im Jahre 1842, als er noch die dichterische (?) Charge des „politischen Nachtwächters" bekleidete, über diese selbe Stadt München folgendes Liedlein:

„O wunderreiche Stadt der Neuhellenen,
Apollo-Antlitz mit Silenos-Linnen,
Komödienhaus, voll neuen Trödels innen,
Außen bemalt mit hochantiken Scenen!
Ein Pfaffe declamirt statt Demosthenen,
Das Kuchelmensch ersetzt die Charitinnen
Und schenkt den ewig durst'gen Pierinnen
Bock und Salvator, ihre Hippokrenen.
Stellt doch an's Thor als städtisches Gewappen
Ein griechisch Götterbild mit kahlem Scheitel,
Worauf der Inful bunte Hängelappen;
Gebt in die Linke ihm ein leeres Seidel,
Ihm in die Rechte drei Stück Kruzifixe:
So habt ihr München im modernen Wixe!"

(Wien, 27. Jan.) Die zur Beurtheilung des besten Lustspiels niedergesetzte Preiscommission hat den ausgeschriebenen ersten Preis von 200 Dukaten einem Lustspiel Bauernfeld's: „Der kategorische Imperativ", betitelt, zuerkannt. Die zwei nächsten Preise sind den Herren E. Mautner und Rod. Benedix zugefallen.

Im Königreiche Preußen sind über 30,000 Volksschullehrer, und jeder gibt mindestens jährlich 2, einige auch 3 Thlr. Klassensteuer, wovon der Staat jährlich eine Mehreinnahme von circa 80,000 Thlr. hat, und dennoch hört man nicht, daß den Lehrern ihr unzureichender, mit Wohnung und Holz kaum 150 Thlr. betragender Gehalt verbessert wird, wenn gleich es ihnen im dritten Paragraph der Verfassung, die sie beschworen haben, versprochen worden ist.

Die Oesterreicher sind an Till Eulenspiegels Grab in Mölln im Lauenburg'schen angekommen. Der Schalk hat sich im Grabe umgekehrt, daß im Jahre 1851 solcher Schabernack in Deutschland möglich ist, größer als seine Eulenspiegeleien, aber weniger lustig. (Dorfz.)

Die „Entrüstung", wie sie die Demobilisirung übersetzt haben, schreitet in Preußen vorwärts. (Dorfz.)

Frankfurt a. M.

Der im Städel'schen Institute ausgestellte Fries A. Schrödter's, „der Triumphzug des Königs Wein", nimmt die Aufmerksamkeit aller Kunstsinnigen mit Recht in Anspruch. Unter dem Schönen und Großen, welches die deutsche Kunst in letzten Zeiten geleistet hat, nimmt dieser Bildercyclus einen hohen Rang ein und unter dem zart und launig Gedachten, unter dem Humoristischen, wohl den ersten. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß diese neun zusammenhängende Bilder bald durch den Künstler im Großen ausgeführt werden könnten, daß der Triumphzug des Königs Wein eben im Rheinlande, d. h. nicht weit vom Rheine, im Flußgebiete, einen schicklichen Platz fände. Am schönsten würde es freilich seyn, wenn unsere Stadt dieses Kunstwerk sich aneignete, wenn das Streben einiger Kunstfreunde fernere Unterstützung gewönne: den Weinfries in einem Saale des Bürgermuseums auf passende Weise anbringen zu lassen. W.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 5. Febr. (Zum ersten Male): Die Erzählungen der Königin von Navarra, oder: Revanche für Pavia, Lustspiel in 5 Akten von Scribe und Legouvé, deutsch von Dr. Ebeling und P. S. Reinhardt.

Donnerstag, 6. Febr. (Neu einstudirt): Die feindlichen Brüder, Possenspiel in 4 Akten von Raupach. Vorher (zum ersten Male wiederholt): Ein Schauspiel in der Familie, Lustspiel in 1 Aufzuge von Reinhard.

Freitag, 7. Febr. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt und zum ersten Male): Hernani, lyrische Oper in 4 Abth. (1) Der Bandit. — 2) Das Gastrecht. — 3) Die Kaisergruft zu Aachen) aus dem Italienischen, Musik von Verdy. Mit aufgehobenem Abonnement.

Montag, 10. Febr. Zweiter und vorletzter Maskenball im Stadttheater, verbunden mit einer Preisvertheilung für die schönste und originellste Maske. Der Preis ist ein Parterre-Abonnement, für ein Jahr gültig. Ferner mit einer Tombola (Glücksurne), enthaltend 12 werthvolle und 3 scherzhafte Gewinne, wozu die Loose mit den Logen- und Saalkarten gratis ausgegeben werden. — In den Zwischenpausen komische lebende Bilder.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 32. Donnerstag, den 6. Februar 1851.

Die Trappers.

(Schluß.)

K. N. war ein vortrefflicher Schütze, sein neuer Beruf gab ihm Nahrung und die geringen Mittel, die er außerdem nöthig hatte. Der eigenthümliche Genuß der Jägerei und die Macht der Gewohnheit kettete ihn immer mehr an das Wälderleben, das ihn von den Menschen schied, den selbstsüchtigen. Umgeben von einem reichen Jagdrevier, war er mit seiner Lage zufrieden und entschlug sich mit Leichtigkeit der Menge europäischer Bequemlichkeiten, die das entlegenste Dorf in Deutschland bietet, aber in den Ansiedlungen Amerika's mit schwerem Golde vergebens gefordert würden.

Das Blockhaus, das er nothdürftig mit Hülfe eines Hinterwälders aufgerichtet, wurde die Stätte eines zufriedenen Menschen, mehr noch, als ein Jahr nach seinem Einzuge die Ankunft des älteren Bruders F. ihn überraschte, der seiner Laufbahn, als Soldat, entsagte und nach langer Fahrt den Einsiedler suchte und fand, um fortan sein Loos zu theilen.

„Seit Jahren — schloß K. N. seine Erzählung — leben wir Brüder beisammen, einfach, wie Naturmenschen, ohne jene Menge künstlicher Genüsse zu vermissen, die in Europa die Würze des Lebens bilden. Wir entbehren allerdings edlere, geistige Genüsse, allein dafür sind wir entschädigt, da wir die zahllosen Schatten, die bis ins kleinste Dorf in Europa sich hinziehen, nicht vor Augen haben müssen. Neid, Haß, Habsucht, Prozeßkrämerei, Beamtenstolz und Volksdruck — wer will die Auswüchse des „gesitteten" Europa alle nennen! — Wir kennen sie hier nicht und gedenken wahrlich nicht, unser Loos um jenes fieberhaften Treibens willen unerträglich zu finden, das dort die Menschen für Geld, Genuß und Ehrsucht erfüllt.

„Wie unermeßlich auch die Gränze zwischen dem europäischen Genußleben und unserer einfachen Lebensweise seyn mag, nicht allein der Noth eisernes Gebot hat uns an dieselbe gekettet, nein, die Macht der Gewohnheit wurde genährt und gehoben durch die unaussprechlichen Reize dieser Waldnatur, dieser Einsamkeit, dieses ergiebigen Jägertreibens. Wenn auch unsere Träume oft genug die alte Heimath und den Kreis unserer Lieben umlagern, niemals knüpft sich an dieselben der Wunsch der Heimkehr. Wir sind zufrieden. Was will man mehr, und auch Du, lieber Freund, wirst nach einigem Aufenthalt bei uns unser Loos nicht nur erträglich, sondern sogar freundlich nennen."

Tief in der Nacht suchten wir das einfache Lager in dem Blockhause, später noch beschlich uns der Schlaf, die Seele beruhigend, die durch die gewaltige Bewegung des Wiedersehens weit aus ihrem stillen Bette getreten war.

Ein Aufenthalt von vier Wochen ging mir in dieser feenhaften Waldeinsamkeit wie ein heiterer Traum vorüber. Oftmals begleitete ich die Freunde auf die Jagd, theilte ihre Mühen und bewunderte die Sicherheit, mit der sie das Wildpret erlegten. Jene fabelhafte Geschicklichkeit, mit der Coopers Hirschetödter im „Letzten der Mohikaner" die Büchse führte, ich fand sie hier in der Wirklichkeit. Kein Edelhirsch, kein feister Rehbock, den auf unglaubliche Entfernung das tödtliche Blei gefehlt hätte.

Eines Tages ließ ich unter einem Vorwande die Brüder allein ihrem Tagewerk nachgehen. Kaum waren sie in den Schatten des Urwaldes verschwunden, als ich emsig begann, die Trümmer einer ganz auseinander gefallenen Schwarzwälder Uhr, die ich in dem Koffer aufgefunden, wieder zusammenzusetzen. Siehe da, es gelang mir, und ehe der Abend niedersank, machte mein Uehrchen an der Wand sein lustiges Ticktack. Spät erst und müde kehrten die „Trappers" heim, aber welch' Entzücken, als sie den Boten eines fernen Gewerbfleißes in regelrechtem Gange sich bewegen sahen. Ach! wann je fühlt der gereifte Mensch jene seligen Freuden wieder, die ihm einst der Zauberabend des Weihnachtsfestes bereitete! — Wie grausam streift das Leben alle jene Blüthen ab! — Aber hier sah ich diese kindliche Freude in vollem Maße wiederkehren und mit aufrichtiger Rührung gewahrte ich die Seligkeit dieser rauhen Naturen an ihrem wiederbelebten Wälderührchen. Ja, als spät die Beiden ihr Lager suchten, und noch tief in der Nacht, wenn die Uhr aushob zum Stundenschlage, da stieß Einer den Andern an: „Horch, jetzt schlägt sie wieder!" —

Es war im Grunde ein Leben in dieser Waldeinsiedelei, ohngefähr wie es einst Robinson Crusoe und Freitag auf ihrer einsamen Insel gelebt. Man mußte durch und durch Jäger geworden seyn, um sich an die unzähligen Entbehrungen zu gewöhnen, ja um sich in ihnen noch zu gefallen. Die beiden Brüder, wie alle diese an Arbeit und Beschwerden gewohnten Hinterwälder, hatten eiserne Naturen. So wurde jenes Geschlecht gebildet, welches im Kampfe mit der Wildniß, mit den Indianern und dem Hunger sich zum Freiheitskriege vorbereitete, den es unter Washington und andern Führern siegreich bestanden. Ja, auch heute noch entsendet das weite Land der Vereinigten Staaten, in verzehnfachter Bevölkerung, jene markigen Schaaren, denen der Nachkomme der spanischen Einwanderer, der schlaffe Mexikaner, erliegen muß.

Von Zeit zu Zeit langte bei den einsamen Jägern ein Bote an, der einen derselben zu irgend einem der nächsten Farmer beschied. Es handelte sich dabei stets um das Erlegen eines Stück Hornviehs, das halbwild in der Freiheit aufgewachsen, vom Eigenthümer nur mit Gefahr hätte angegriffen werden können. Da holte man den sichern Schützen aus den Wäldern, dessen Kugel das Herz des Thieres nie fehlte. Als Lohn erhielt der Jäger den Kopf sammt der Zunge.

Nach einem fast zweimonatlichen Verweilen bei meinen Freunden kündigte ich eines Abends denselben an, daß die Stunde des Scheidens gekommen und ich entschlossen sey, den folgenden Morgen wieder nach den „Ländern der Menschen" abzureisen. Vergebens suchten sie mich zur Verlängerung meines Aufenthaltes zu bestimmen oder gar ganz bei ihnen zu bleiben und Freude und Leid mit ihnen zu theilen. Meine Bestimmung, ich fühlte es, war es nicht, auf diese Weise der Welt zu entsagen und wie in einer Art Klostergelübde mich in diese Einsamkeit zu begraben, in der meine Jugendgenossen zufrieden dahin lebten.

Eine Tagreise weit geleiteten sie mich, und als nach ernstbewegtem Abschiede ich sie von der Spitze eines Hügels herab im Dunkel der Wildniß verschwinden sah, da beengte Wehmuth meine Seele und, wie sie es auch ertragen mochten, mir erschien hart das Schicksal, das jene beiden deutschen Predigersöhne weithin verschlagen hat in die Einöde des innersten Arkansas.

Seither haben mich meine Sterne wieder nach Europa zurückgeführt. An den Ufern des Rheins blüht mir ein mäßiges Glück, wenn ein redlicher Mann bei der heillosen Lage seines zerrissenen Vaterlandes von Glück reden kann. Oftmals gedenke ich der deutschen Trapper in den Urwäldern, und wenn es erlaubt wäre, so würden die Nebel dieser Zeit, die ungewissen, den Wunsch rechtfertigen, dort in jenem stillen Blockhause der Ruhe und Vergessenheit theilhaftig zu werden, welche die Jäger des Westens umgibt.

Rückblick auf die Lebens- und Regierungs-Geschichte von Louis Philipp.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

(Fortsetzung.)

Louis Philipps militärischem Berufe im Dienste der Republik sollte jedoch bald ein Ziel gesetzt werden, da, in Folge der fortschreitenden Bewegung der Revolution, die Bourbonen aus Frankreich verbannt wurden. Nach diesem Vorgange blieb dem jungen Herzoge nichts Anderes übrig, als Frankreich schleunigst zu verlassen, und er entkam glücklich, im April 1793, mit Dumouriez, seinem Schicksalsgefährten, nach Belgien. Nun im Exil lebend, erhielt er zwar von österreichischer Seite sehr vortheilhafte Anerbietungen, welche er jedoch als Prinz und Franzose von Geburt nicht annehmen zu können glaubte. Er zog es vielmehr vor, Belgien zu verlassen und sich in die Schweiz zu begeben, wo er eine Zusammenkunft mit seiner Schwester Adelaide und seiner Erzieherin, der schon erwähnten Frau v. Genlis, hatte, und zwar unter Umständen, welche die Launen und Wechselfälle des Glücks recht augenfällig machten. Er wollte lieber selbst die härtesten Entbehrungen ertragen, als seine Schwester und Erzieherin in der Fremde Mangel leiden lassen, und besann sich daher keinen Augenblick, sie mit seinem bei sich habenden Nothpfennige freigebigst zu unterstützen, während ihm kein anderes Loos beschieden war, als vier Monate lang brodlos von Hütte zu Hütte zu ziehen und den Entbehrungen der Aermsten sich gleichgestellt zu sehen. Erst durch die Dazwischenkunft des Hrn. von Montesquiou erhielt das beklagenswerthe Geschick des herumirrenden hülflosen Prinzen eine günstigere Wendung. Dieser für ihn eifrigst besorgte Mann hatte ihm am Collegium zu Reichenau bei Chur eine Stelle als Lehrer der Geschichte und Geometrie verschafft, jedoch nicht unter seinem wahren Namen, sondern als Mr. Chabaud-Latour, unter welcher Benennung man ihn in Chur kannte, und wo er seinem Lehrerberuf acht Monate lang mit so sichtlichem Erfolge oblag, daß sowohl seine Collegen als seine Schüler ihm ihre Achtung und Liebe nicht versagen konnten. Nach dem Tode seines Vaters, der in dieser Epoche seines Lebens erfolgte, nahm er den Titel und den Rang eines Herzogs von Orleans an. Nach Robespierre's Fall und Tod, eine Begebenheit, die sich ein halbes Jahr später ereignete, fand Louis Philipp ein Asyl zu Bremgarten und lebte dort unter dem Namen Couby so lange, bis die durch die politischen Zeitverhältnisse so dringend gebotenen Rücksichten für die Sicherheit seiner Person ihn veranlaßte, die Schweiz zu verlassen und sich nach Hamburg zu begeben, wo er es jedoch für räthlich erachtete, nicht lange zu verweilen, sondern seine Reise nach dem nördlichen Europa weiter fortzusetzen. Er besuchte Schweden, Norwegen und Lappland, kam in letzterem Lande bis an das Nordcap, wo er astronomische Beobachtungen anstellte, und reiste durch Finnland über Stockholm wieder nach Hamburg zurück, wo er im Jahr 1796 in vom Glücke so wenig begünstigten äußeren Verhältnissen eintraf, daß er in Betreff seines Unterhaltes sich lediglich auf seinen persönlichen Erwerb und die Geltendmachung seiner Talente hingewiesen sah. Das unterdessen zur Leitung der Geschicke von Frankreich berufene Directorium hatte ihm das Anerbieten machen lassen, für das Loos seiner Mutter zu sorgen und ihm zugleich auch seine Brüder auszuliefern, wenn er sich dazu verstehen wolle, Europa zu verlassen und nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika überzusiedeln. Kaum blieb ihm etwas Anderes übrig, als auf den sehr annehmbaren Vorschlag des Direktoriums einzugehen; er nahm denselben ohne Zögern an und ging unter Segel nach der Union, wo er im Monat October 1796 landete. Sowohl er als seine beiden Brüder, die ihm schnell nachfolgten, wurden von dem berühmten Washington höchst ehrenvoll empfangen. Das Schicksal hatte ihm jedoch noch eine andere Bestimmung vorbehalten, als daß es in seiner Absicht gelegen haben könnte, ihn sein Leben in Nordamerika thatenlos beschließen zu lassen. Nicht länger als bis zum Jahre 1800 verweilte er daselbst und kehrte dann nach England zurück, wo er zu Twickenham an der Themse einen ruhigen Wohnsitz fand. Seine Brüder wurden ihm im Jahr 1807 durch den Tod entrissen. Aus Gesundheitsrücksichten machte er eine Reise nach Malta und besuchte von da Palermo, wo er die Prinzessin Amalie (geb. 1782), seine nachmalige Gemahlin (1809), kennenlernte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Breslau, 1. Febr. — Curiosum.) Hinter der langen Oderbrücke in der Odervorstadt ist eine Bude aufgeschlagen, in welcher unter andern Sehenswürdigkeiten auch (laut Zettel) eine mechanische Maschine zu sehen ist, in welcher Mannspersonen ihre Bräute, und Frauenzimmer ihre Geliebten schauen können!!

(Berlin, 30. Januar.) Unter dem Nachlasse des verewigten Componisten Lortzing, für den sich bei seinem Tode eine so rührende Theilnahme und Verehrung kund gab, daß ein Theil derselben ihm vor seinem Dahinscheiden bewiesen, ihn zu einem Glücklichen gemacht haben würde, findet sich neben mehreren kleineren Compositionen auch eine größere noch nicht edirte komische Tondichtung vor.

Nach einer Korrespondenz in der „Pesther Ztg." werden im Tolnaer Comitat jährlich 294,842, im Baranyer Com. 262,241, in der Somogy 225,941 und in Fünfkirchen 43,419 Eimer Wein

erzeugt; in Summa 1,026,410 Eimer. Hievon werden an Ort und Stelle 157,535 Eimer consumirt. An Tabak werden im Tolnaer Com. 65,221, in der Baranya 3901 und in der Somogy 40,360 Centner, in Summa 109,482 Centner jährlich erzeugt.

Auch die Ehrenfräulein der Königin haben beim Ordensfeste in Berlin einen kleinen Schreck gehabt. Ein niedliches Bürschchen aus dem Volke hatte die Rettungsmedaille erhalten, weil er einen Knaben aus dem Wasser gezogen hatte. Da er klein war, wurde er in die erste Reihe gestellt und der König nannte ihn im Vorübergehen einen ebeln Jungen. Ein liebenswürdiger Junge, meinten die Edelfräulein und beschäftigten sich mit ihm sehr zuthunlich. „Wie alt, lieber Kleiner?“ lispelten sie. „Zwanzig Jahre“, platzte der Kleine in sonorem Basse heraus und die Fräulein stoben erschrocken auseinander.

In New-York ist am vorletzten Tage des vorigen Jahres der Deutsche Hermann Kriege gestorben. Er hinterläßt den Ruf eines sehr entschiedenen, aber talentvollen und ehrlichen Politikers. An den geistigen Kämpfen des Jahres 48 hat er in Berlin und Frankfurt lebhaften Antheil genommen.

Die Hessen-Homburger Spielpächter haben bei Gelegenheit der ersten blühenden Primeln ein solennes Primelfest begangen. Es ist nicht gerade der Primeln wegen, sondern des kommenden Frühlings und der kommenden Spielgäste willen.

Die „Weser-Zeitung“ bringt folgenden „Offenen Brief der Deutschen auf St. Thomas an die verabschiedeten kurhessischen Offiziere“: Verehrte Herren! Um Ihre Ehre und Ihr Gewissen rein zu erhalten, wurden Sie ein Opfer der jetzt so traurigen politischen Verhältnisse Deutschlands. Wenn Sie die Sympathien aller redlichen Männer der civilisirten Welt für sich haben, so wird Deutschland, das Ihnen zum größten Danke verpflichtet, die Verbindlichkeit anerkennen, für Ihre fernere Existenz zu sorgen. Von diesem Gefühl durchdrungen, haben die auf dieser kleinen Insel sich aufhaltenden Deutschen eine Subscription eröffnet, deren Ertrag von 551 Dollars als jährlichen Beitrag, für 4 Jahre sich wiederholend, wenn nöthig, und 217 Dollars als momentanen Beitrag, zusammen 768 Dollars, sie sich erlauben, Ihnen anzubieten, bis sich Ihnen eine andere Laufbahn eröffnet. Es fühlen sich dieselben den wackeren Kämpfern für Ehre und Recht tief verpflichtet, und hoffen auf gütige Annahme ihres Anerbietens. Die Redaktion der Weser-Zeitung, die darum gebeten, wird einem zu diesem Zweck sich gebildeten Comitee den Betrag behändigen. Mit größter Hochachtung empfehlen sich Ihnen, werthe Herren, Ch. Clemens, C. H. Grasmeyer, F. L. v. Lindemann. St. Thomas, 24. Dec. 1850.

Die traurige Lage der Weinproduzenten, namentlich in den Rhein- und Moselgegenden, ergibt sich aus einer Ueberficht der Ernteerträge seit 50 Jahren, aus welchen sich eine von Jahrzehnt zu Jahrzehnt steigende Verschlechterung ergibt. Während die Weinsteuer im Jahre 1847 eine Summe von 170,000 Thlr. ergab, betrug dieselbe im folgenden Jahre nicht mehr als 18,000 und auch im Jahre 1849 hat der Weinbau in Preußen nur 24,000 Thlr. an Steuern ertragen.

In dem eben erschienenen 9. Band der Auszüge der Frag- und Anzeigungs-Nachrichten u. s. w., gesammelt von Frau Belli-Gontard, finden wir Nachstehendes vom 26. März 1802: Mit Bewilligung eines hochlöbl. Land-Amtes wird künftigen Montag den 29. März (wenn es die Witterung erlaubet) das erste Experiment des neu erfundenen, in Natura befindlichen und noch nie gesehenen teutschen Telegraphen dem geehrten Publico zur Ansicht producirt; welches bestehet in einer Depesche aus ganzen Wörtern, welche die geehrte Zuschauer-Gesellschaft aufzugeben und aufzusetzen belieben wird. Der Schauplatz ist in Oberrad im Gasthaus zum Frankfurter Hof. Der Anfang ist Nachmittags um halb zwei Uhr. Die Entree kostet durchgängig 48 Kreuzer.

Mit dem Februar ist das schönste Frühlingswetter in's Land gekommen. Die Fliederbäume treiben Knospen und die Bienen fliegen lustig ein und aus. Am Tag über herrscht warmer Sonnenschein, nur am Morgen und in der Nacht gibt es noch etwas Frost. Nach einer alten Bauernregel soll es noch einen strengen Nachwinter geben, wenn an Lichtmesse der Dachs seinen Schatten sieht. Und dießmal hat er ihn sehen können, denn es war warm.

In der „Handreichung der Kirche an die Schule“ vom Generalsuperintendent Möller in Magdeburg, heißt es Seite 5: „daß die Kirche für Unterweisung und Auferziehung der in ihr gebornen Jugend zur Gottesfurcht und zum christlichen Glaubensleben während der ganzen Schulzeit einzustehen, also Wacht zu halten und mitzuwirken habe, um das gesammte Schulleben von der Wurzel aus zu durchdringen, darüber bin ich mir bewußt, Zeugniß abgelegt zu haben an der rechten Stelle.“ Wenn dem so ist, so sollte man aber auch Zeugniß an jener rechten Stelle ablegen von den sehr geringen und unzureichenden Besoldungen der meisten Volksschullehrer. Vielleicht hülfe es und ginge in Erfüllung, was den Volksschullehrern im dritten Paragraph der Verfassung zugesichert worden ist.

Ein rühmlicher hervorstechender Zug des dänischen Volkes ist seine fast leidenschaftliche Vaterlandsliebe und seine dankbare Achtung vor Allen, die dem Vaterlande Achtung und Ruhm verschaffen. Es könnte darin andern größern Völkern zum Muster dienen. Eben jetzt in großer Geldnoth hat doch der Reichstag in Kopenhagen drei einheimischen Dichtern, Henrik Herz, Paludan Müller und Chr. Winkler, jedem einen lebenslänglichen Jahrgehalt von 1000 Thalern ausgesetzt. Der Reichstag erklärte, er wolle in Anerkennung und Förderung des Talents von den früheren absoluten Herrschern nicht übertroffen werden. — Bekannt ist, daß Klopstock und Schiller ebenfalls von Dänen jahrelange kostbare Muße zu freiem Schaffen des Genius vermittelt wurde.

Aus Deutschland sind in dem verflossenen Jahre über Bremen in 170 Schiffen 25,776, und über Hamburg in 60 Schiffen 7062 Personen nach Amerika ausgewandert. Die Gesammtzahl der Ausgewanderten aus Deutschland mit Hinzurechnung Derer, die über Havre, Amsterdam und London gingen, schlägt man auf 80,000 Köpfe an.

Der Vatikan, das Residenzschloß des Papstes, enthält 8 große und 200 gewöhnliche Treppen, 20 größere und kleinere Höfe und 4222 Gemächer. Man berechnet, daß er mit all' seinen Appertinenzen einen Flächenraum vom Umfange der Stadt Turin hat. Die Beschreibung aller Merkwürdigkeiten, welche das wunderbare Gebäude enthält, füllt 14 große Foliobände.

Korrespondenz.

Köln, 29. Januar.

Die Puppentheater, in der Mundart des Kölners Kribbchen genannt, haben sich in den letzten Jahren so gemehrt, daß wir beispielsweise dieser Anstalten drei kennen, wo sonst nur eine existirte. Wahrscheinlich aber werden diese Zwergtempel der Thalia in den nächsten Monaten theilweise spurlos verschwinden, da es sich herausgestellt hat und zur Kenntniß der Polizei gelangt ist, daß dieselben einen großen Theil zur Entsittlichung des Volkes beisteuerten. Wir ließen uns über eine derartige Einrichtung mittheilen, daß die Vorstellungen im Keller vor fast nur Kindern und vor kaum der Schule entlassenen Knaben gegeben wurden und zwar für den Eintrittspreis von 3 Pfennigen. Ferner berichteten uns Augenzeugen, daß in die Darstellungen Dinge eingeflochten worden seyen, welche so gegen die Sitten verstoßen, daß sie sich in keinerlei Form zur Mittheilung eignen. In einer Schwesteranstalt sollen die größten Ausschweifungen während des Spiels von schulpflichtigen Kindern begangen worden seyn. In einer dritten dieser Erziehungsanstalten wurde die Dreifaltigkeit persiflirt und die Bewohner des Legendenbuches carikirt. Bei solchen Erscheinungen wird man die Frage überflüssig finden, warum die untere Klasse so entsittlicht werde, warum die Achtung vor der Religion immer tiefer sinke und die Liebe zu Gemeinheiten sich stärke! Wir knüpfen an diese Mittheilungen keine Weisungen für unsere Polizeibehörde, daß sie die Marionettenspiele beschneide, bei den Concessionen vorsichtig zu Werke gehe, dieselben unausgesetzt überwache und es den Unternehmern zur Pflicht mache, keinen Schulkindern den Zutritt zu gestatten, denn das wäre überflüssig bei der Rührigkeit, die der Polizeikommissär des nördlichen Stadtgebietes in dieser Angelegenheit seit einigen Tagen schon entfaltet.

Mannheim, 4. Februar.

Unser Opernrepertoire ist in neuester Zeit wieder um eine Novität reicher geworden. Es wurde auf hiesiger Bühne „die rothe Maske", komische Oper in 3 Acten von Ernst Pauer zum ersten Mal zur Aufführung gebracht. Wenn wir die erste dramatische Tondichtung des rühmlichst bekannten Klaviervirtuosen auch keineswegs als vollendetes Kunstwerk begrüßen, so enthält dieselbe doch immerhin eine Bürgschaft für die Zukunft. Was an der „rothen Maske" auszusetzen, fällt überhaupt mehr dem Textbuch, als der Composition zur Last. Letztere ist, einige Längen im Terzett des zweiten Akts abgerechnet, durchweg leicht, fließend und gefällig, mitunter populär. Die Instrumentirung zeugt von Pauer's Talent und dessen theoretischer Ausbildung, sie ist geschickt, sorgfältig und schön, an einzelnen Stellen zum Nachtheil der Singstimme zu reich. Der Textbearbeitung von Gredy nach dem bekannten Schwanke von Plötz, „Abenteuer einer Neujahrsnacht", sind komische Momente nicht abzusprechen, allein da dieselben meist in der Situation beruhen, so wird die Musik bei deren schnellem Wechsel dadurch manchmal aphoristisch, während anderseits der Gesang, an Stelle des leichten Conversationstons, den raschen Gang der Intrigue beeinträchtigt. Unter den 28 Gesangsnummern der Oper heben wir als Glanzpunkte hervor die Cavatine des zweiten Akts Nro. 15 für Tenor; die Arie des Prinzen im Anfange des dritten Akts und das darauf folgende Duett zwischen dem Prinzen und Tinchen Nro. 26. Außer diesen Nummern erfreute sich auch noch der Walzer des zweiten Akts, im Charakter der Straußischen, bei dessen Schönheit man den Anachronismus des Componisten leicht übersieht, der vorzugsweisen Würdigung des Publikums.

Mainz, 2. Februar.

Unsere Stadt, die schwarz verzeichnet steht im Buche der siegenden Parteien wegen ihrer demokratischen Gesinnung — so viel glänzende Ausnahmen sie auch aufzuweisen hat — erfreut sich einer wirklich beispiellosen Aufmerksamkeit von Seiten der weltbeglückenden Apostel der Gesellschaft Jesu. Noch ist die Bemühung eines Apostels während des den Monat December ausfüllenden Jubiläums in frischem Andenken, und schon rückt die Zeit heran, wo dieses Wirken durch eine siebenwöchentliche Mission der ehrwürdigen Patres Redemptoristen als ein schwaches Vorspiel erscheinen soll. Während der ganzen Fastenzeit wird nämlich durch diese R. Väter hier eine Mission abgehalten und uns Gelegenheit gegeben werden, täglich in jeder der sieben katholischen Pfarrkirchen eine Predigt hören zu können. Vor dem Jahre 1848, als man hier damit umging, dem hiesigen Hospital statt seiner früher sehr ungenügenden Krankenpflege die Pflege der barmherzigen Schwestern zu verschaffen, gelang es durch Unterstützung des damaligen Kreisraths, Hrn. von Dalwigk, dieses Project zu vereiteln, weil man im Gefolge der in ihrem wohlthätigen Wirken als Pflegerinnen der Kranken allgemein anerkannten barmherzigen Schwestern die Jesuiten erscheinen zu sehen befürchtete. Man that daher alles Mögliche, die Mängel der Krankenpflege in unserm Hospital zu beseitigen und dadurch der drohenden schwarzen Wolke zu entgehen. Eitles Bemühen! Wir haben jetzt hier barmherzige Schwestern, deren wohlthätiges Wirken selbst ihre Gegner im Innern nie bezweifelten, und das nun, in der Nähe betrachtet, jeden Zweifel daran verstummen macht; aber wir haben zugleich die Jesuiten, und unsere Stadt, welche gezwungen ist, durch jährliche beträchtliche Zuschüsse zu dem reichen Hospitaleinkommen diese Anstalt in einem unserer Stadt würdigen Zustande und einer entsprechenden Ausdehnung zu erhalten, sieht jetzt in dem neuen Hospital der barmherzigen Schwestern einen gefährlichen Nebenbuhler, so daß die städtische Verwaltung daran denken muß (und wirklich denkt), um nicht zu große, nutzlose Opfer zu bringen, dieser Concurrenz dadurch ein Ende zu machen, daß sie den barmherzigen Schwestern das städtische Hospital übergibt. Und wahrlich! man kann ein Feind der Jesuiten und ein Gegner religiöser Orden — in unserer Zeit — seyn, aber wer das Walten dieser gottbegeisterten Jungfrauen sieht, welche Jugend, Freiheit, Leben dem heiligen Drange thätiger Menschenliebe opfern und ihr Glück in den krankheitverpesteten Räumen der leidenden Menschheit finden, der muß um so mehr ein Freund und Verehrer dieses Ordens seyn, als das größte Uebel, an dem unsere Zeit leidet, und das die hehrsten Bestrebungen der Völker scheitern machte, die unbegränzte Selbstsucht — Egoismus in der verächtlichsten Weise — ist.

Konzert des philharmonischen Vereins.

Freitag, den 7. Februar.

1) Symphonie in G moll von W. A. Mozart. 2) Chorlied: „Herr, der du mir das Leben", von J. Haydn. 3) Sonate für Violine und Klavier von J. S. Bach; (die Violine vorgetragen von Hrn. F. Seiß aus Dresden). 4) Ode: „Dem Unendlichen", von Klopstock; für Chöre und Orchester componirt von F. Messer. 5) Ouverture zu Goethe's „Egmont" von L. van Beethoven.

Anfang um 7 Uhr. Im Saale des Vereins (Hof von Holland). Eintrittskarten à fl. 1. 30 kr. sind bei Hrn. C. A. André (Haus Mozart) zu haben.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 6. Febr. (Neu einstudirt): Die feindlichen Brüder, Possenspiel in 4 Akten von Raupach. Vorher (zum ersten Male wiederholt): Ein Schauspiel in der Familie, Lustspiel in 1 Aufzuge von Reinhard.

Freitag, 7. Febr. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt und zum ersten Male): Hernani, lyrische Oper in 3 Abth. (1) Der Bandit. — 2) Das Gastrecht. — 3) Die Kaisergruft zu Aachen) aus dem Italienischen, Musik von Verdy. Mit aufgehobenem Abonnement.

Montag, 10. Febr. Zweiter und vorletzter Maskenball im Stadttheater, verbunden mit einer Preisvertheilung für die schönste oder originellste Maske. Der Preis ist ein Parterre-Abonnement, für ein Jahr gültig. Ferner mit einer Tombola (Glücksurne), enthaltend 12 werthvolle und 3 scherzhafte Gewinne, wozu die Loose mit den Logen- und Saalkarten gratis ausgegeben werden. — In den Zwischenpausen komische lebende Bilder.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 33. Freitag, den 7. Februar 1851.

Eine Erklärung.

Nach dem Französischen des Th. Muret.

Wer die geselligen Verhältnisse zur Zeit des Kaiserreichs gekannt hat, wird sich auch ihrer Eigenthümlichkeiten erinnern, welche natürliche Folge der Umstände waren, unter denen sie sich gebildet hatten. Frühere Mitglieder des Tribunals, ehemals warme Demokraten, jetzt in gehorsame Beamte einer unumschränkten Regierung verwandelt; Soldaten, welche jetzt die Generalsuniform trugen; einige Vertreter der alten Aristokratie, durch die Revolution verbannt und jetzt bei der neuen Ordnung der Dinge wieder zurückgekehrt, die, in Ermanglung der Legitimität, wenigstens das Verdienst des Ruhmes hatten; der neue Adel an der Seite des alten, den er sich bestrebte nachzuahmen, sowohl in der Zierlichkeit der Sprache, als auch in den feinen Manieren: das waren die Elemente der damaligen Gesellschaft. In der That, es war ein buntes Gemisch von Namen, Meinungen und Stellungen, wie es sich nur nach den Stürmen einer Revolution bilden konnte. — Jeder war zufrieden, ja glücklich, endlich einmal wieder gebildeten Leuten mit reinen Händen und feiner Wäsche zu begegnen, ohne weiter über ihre Verhältnisse und die Einzelheiten ihres früheren Lebens zu forschen. In den Kleidungen, so wie in den Verhältnissen waren die eigenthümlichsten Verschiedenheiten bemerkbar. Es lebten noch zu Viele, welche die alte Ordnung der Dinge der neuen hatten weichen sehen und noch immer dem Alten, sowohl in Moden als Sitten, anhingen. So geschah es denn, daß sich die Haarschleifen und der Puder des achtzehnten Jahrhunderts mit dem Titus des neunzehnten begegneten. Die Jahre 1788 und 1811 berührten sich. Im Ganzen waren die geselligen Verhältnisse geregelter, als unter dem Direktorium, und weniger einförmig, als jetzt. Man unterhielt und erheiterte sich, und das ist schon viel!

In dem glänzendsten Zeitpunkte jener Epoche, die in der That auf einem ewigen Grunde zu ruhen schien, wurde das Haus der Gräfin von M. zu den großartigsten und angenehmsten von Paris gezählt.

Die Gräfin war eine Frau von fünfundvierzig bis fünfzig Jahren, die noch jetzt die Spuren ehemaliger Schönheit trug. Die Leute von trügerischem Gedächtniß behaupteten, daß sie, trotz ihres Namens und ihres Ranges, niemals eine bedeutende Stellung bei der ehemaligen Verfassung eingenommen habe. Die Herren von Hozier und von Chérin hätten vielleicht an ihrem Stammbaum Manches auszusetzen gefunden; aber nichtsdestoweniger dienten ihr Name und ihr Titel zur Empfehlung, besonders in einer Zeit, wo die Aristokratie wieder in der Gunst stieg. So stritt man sich denn um das Vorrecht, bei dieser Dame eingeführt zu seyn, welche mit Anmuth und Takt einem der angesehensten Salons der Chaussée d'Antin vorstand. Ueberhaupt ist man in Paris nicht sehr streng in Bezug auf Erkundigungen; man geht sorglos überall hin, wo man sich Unterhaltung verspricht. Viele achtbare Leute begnügen sich damit, selbst in gutem Rufe zu stehen und zählen Personen zu ihren Bekannten, wenn auch nicht gerade zu ihren Freunden, deren Ruf sie nicht in jeder Beziehung theilen möchten.

Die Abendgesellschaften im Hause der Frau von M. waren höchst angenehm und genußreich. Wie konnte es auch anders seyn? Sie waren ja ein Zusammenfluß von interessanten Personen, angesehenen Künstlern und schönen Frauen. Die Gräfin, die gewandteste Wirthin, welche man sich denken kann, war gegen alle ihre Gäste, so verschiedenartig sie auch seyn mochten, gleich liebenswürdig, hatte für Jeden ein anmuthiges Lächeln, ein verbindliches Wort. Sie zeigte auch gegen politische Meinungsverschiedenheit große Toleranz. Keinem war um seiner politischen Ansichten willen ihr Haus verschlossen, selbst nicht den Tadlern der gegenwärtigen Regierung. Es schien in der That, als sey dieß Haus ein Tempel der Freiheit.

„Wissen Sie auch," war die Gräfin schon öfters gefragt worden, „daß es unklug von Ihnen ist, zu erlauben, in Ihrem Salon Alles so laut und zwanglos zu besprechen?"

Frau von M. hatte jedesmal mit ihrem anmuthigen Lächeln darauf erwiedert:

„Glauben Sie denn nicht, daß ich mich lieber mit dem Kaiser entzweien will, als mit meinen Freunden?"

Ueber die eigentliche Stellung der Gräfin, über ihr Vermögen war Jeder in Ungewißheit. Doch konnte man schließen, daß sie in guten Verhältnissen sey, da es in Paris mit großem Aufwande verbunden ist, nur einigermaßen glänzende Gesellschaften zu geben. Die Gräfin war, wie man sagte, seit langer Zeit Wittwe und besaß Güter in Belgien. Sie gab übrigens zu verstehen, daß sie noch bedeutende Forderungen an die Hinterlassenschaft ihres Mannes habe. Diese Verhältnisse konnten eigentlich dem Publikum sehr gleichgültig seyn, und es wäre in der That unbescheiden und unklug gewesen, sich um die Privatangelegenheiten einer Dame zu bekümmern, bei welcher man so angenehme Abende zubrachte. Frau von M. gehörte zu den drei bis vier hundert Personen, welche ganz Paris ausmachen, wenn man sagt: ganz Paris war da, ganz Paris wird dort seyn. Man hätte eher eine erste Aufführung ohne Souffleur, ja selbst ohne Schauspieler geben können, als ohne Frau von M. Sie war immer in einer Loge des ersten Ranges.

Obgleich Frau von M. nicht selbst Schriftstellerin war, so wußte sie doch ihrem Salon einen schönwissenschaftlichen Anstrich zu geben, und viele junge Schriftsteller bemühten sich mehr um den Beifall dieses Hauses, als um den des größeren Publikums.

Seit einigen Monaten war wieder ein junger Mann, der

Baron A . . ., bei der Gräfin eingeführt. Es war dieß ein Mann von angenehmem Aeußern und feinen Manieren, der sich augenscheinlich viel in der höhern Gesellschaft bewegt hatte. Er war viel gereist, hatte viel gesehen und wußte daher allerliebst zu erzählen. Mehrere Orden fremder Fürsten bedeckten seine Brust und ein prachtvoller Brillantring glänzte an seinem Finger. Alles, was er that, that er mit dem feinsten Anstand; selbst wenn er eine Prise aus der goldenen Dose nahm und die Tabakkörner von dem feinen, weißen Busenstreif schüttelte, verrieth er den gewandten Weltmann.

Der Herr von A. war viel in Gesellschaft; selten, ja fast nie traf man ihn zu Hause. Er speis'te immer außer dem Hause, jeden Tag wo anders, und bezahlte sein Couvert mit geistreicher Unterhaltung. Jedoch selbst die Personen, welche den Baron am meisten bei sich sahen, waren niemals bei ihm gewesen und wußten kaum, wo er wohnte; denn er vermied sorgfältig, seine Adresse zu geben. Es fehlte ihm in diesem Punkte nie an einem Vorwande: bald war er im Begriff auszuziehen, bald hatte er Maler oder Arbeitsleute in seinem Zimmer, welche ihm kaum Raum genug ließen, einen Sessel für einen Gast zu stellen. Paris ist die Heimath solcher geheimnißvollen Menschen, welche man niemals zu Hause findet, niemals im Schlafrock sieht, gleich den Damen, die sich nie anders, als im höchsten Putz zeigen und geschminkt. Solche Erscheinungen sind ein fortwährendes Problem, ein lebendiges Räthsel. Man weiß nicht so recht, wie man mit ihnen daran ist und was man aus ihnen machen soll. Die Außenseite zeigt Gold, aber man hüte sich, will man nicht enttäuscht werden, den geheimnißvollen Schleier zu lüften, welcher sie nicht umsonst umgibt.

Jeden Mittwoch — dieß war der Gesellschaftstag bei der Gräfin M. — fand sich der Baron bei guter Zeit in deren Salon ein, jede andere Einladung dieser nachsetzend. Jedermann fand ihn liebenswürdig. Es war auch in der That nichts an ihm auszusetzen; die einzige Unvollkommenheit, welche man an ihm finden konnte, war: daß er schwer hörte und dadurch Die, welche sich mit ihm unterhielten, nöthigte, ihre Brust etwas mehr als gewöhnlich anzustrengen. Doch da mußte man eigentlich die Natur anklagen und nicht ihn. Im Uebrigen machte der Baron seine Taubheit so wenig unangenehm für Andere als nur möglich, und wußte so anmuthig darüber zu scherzen, daß es Einem fast hätte leid thun müssen, dieselbe an ihm zu vermissen. Es ist auch in der That gar nicht zu leugnen, daß jedem Uebel eine gute Seite abzugewinnen ist, also auch der Taubheit. Man spricht zuweilen etwas, wo man nicht wünscht, von einem Dritten gehört zu werden. Die Gegenwart eines Tauben stört natürlich nicht.

Nach und nach verbreiteten sich jedoch allerlei Gerüchte auf Rechnung des Barons. Er war selbst Schuld daran: das Geheimnißvolle reizt jederzeit zu Nachforschungen und Muthmaßungen.

(Fortsetzung folgt.)

Rückblick auf die Lebens- und Regierungs-Geschichte von Louis Philipp.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

(Fortsetzung.)

Nachdem Napoleon's Herrschaft im Jahr 1814 aufgehört und ihr Untergang die Bourbonen wieder auf den väterlichen Thron zurückgeführt hatte, wurde auch Louis Philipp seinem Vaterlande wiedergegeben, in welchem er für die Entbehrungen und Leiden seines freudenlosen Exils durch die reiche väterliche Erbschaft, die er sofort antrat, zunächst entschädigt wurde. Von Ludwig dem Achtzehnten zum Chef der Nordarmee ernannt, schien zum Glücke Louis Philipp's kaum etwas zu fehlen, als Napoleon's plötzliche Rückkehr von Elba das kaum beruhigte Frankreich auf's neue in Bewegung brachte und die Bourbonen nöthigte, in der Flucht abermals ihr Heil zu suchen. Nachdem die Regierung der hundert Tage vorüber war und das auf's neue stark erschütterte Prinzip der Legitimität durch das Waffenglück der Verbündeten die nöthige Befestigung erhalten hatte, kehrten die Bourbonen, und mit ihnen Louis Philipp, wieder nach Frankreich zurück, wo Letzterer, nunmehr im völlig gesicherten Besitz des väterlichen Erbe, es vorzog, auf die ihm vom Könige früher übertragene hohe militärische Würde zu verzichten und umgeben von einer zahlreichen und achtungswerthen Familie, theils dieser, theils den Künsten und Wissenschaften zu leben, wozu er durch seine selbsteigene gediegene Bildung, sowie durch sein großes Vermögen, das ihn zum reichsten Privatmann Frankreichs machte, einen doppelten Beruf hatte. An den öffentlichen Angelegenheiten nahm er nur in so ferne Theil, als er in der Eigenschaft eines Prinzen von Geblüt in die Pairskammer trat, wo er kein müßiges Mitglied war, sondern seiner parlamentarischen Thätigkeit eine Richtung gab, vermöge deren er dem Hofe in dem Lichte eines Führers der Opposition erscheinen mußte. Zu dieser Epoche wurden bei den heiteren Festen in seinem Palaste die dazu geladenen Gäste nicht nach dem Werthe ihrer altadeligen Titel, Orden und Würden bemessen, sondern nach ihren wirklichen Verdiensten, die sie sich in den Künsten, in den Wissenschaften und der Industrie erworben hatten. Männer dieser Gattung hatten bei dem Herzoge von Orleans vorzugsweise Zutritt und fanden die freundlichste Aufnahme, im Gegensatze zu der steifen königlichen Hofetikette, welche nur ererbte alte Geburtstitel und hohe Civil- und Militär-Chargen in dem sie umgebenden geselligen Kreise zu kennen schien. Aber gerade in diesem auffallenden Kontraste zwischen der Etikette des regierenden Hauses und der des Herzogs von Orleans lag ein Grund zu Besorgnissen und Argwohn für ersteres, der in dem Gange der späteren Ereignisse seine volle Rechtfertigung fand. Die Julirevolution erhob ihn zuerst zum Generallieutenant von Frankreich, und am 9. August 1830 wurde von ihm, in Folge eines dießfälligen Beschlusses der beiden Kammern, der erledigte Thron eingenommen. Auf dem Balkon des Stadthauses umarmte Lafayette den König und forderte, dem versammelten Volke gegenüber, einen Thron, umgeben mit republikanischen Institutionen. Louis Philipp erklärte sich damit vollkommen einverstanden und Frankreich stand an der Schwelle einer neuen Zukunft, welche die Segnungen des Friedens in Fülle zu verheißen schien. Im Beginn seiner Regierung zeigte er sich wirklich als den wohlwollenden thatkräftigen Bürgerkönig, auf den Frankreich unter allen Umständen zählen könne, und der die Ehre der Nation und das wohlverstandene Staatsinteresse, dem Auslande gegenüber, stets zu wahren wissen werde. Im Verfolge seiner Regierung erhielt jedoch das öffentliche Urtheil darüber die betrübendsten Aufklärungen. Louis Philipp schien die Quelle seiner Macht zu vergessen, und gleichmäßig damit die hohe Mission, die ihm zu Theil geworden war. Er hatte sich zu sehr auf conservativen Boden gestellt, mit den nordischen Großmächten in dem Geiste ihrer bekannten Politik zu viel verkehrt, und den gemäßigten liberalen Fortschritt in den ihm zunächst zugethanen Staaten (Italien, Schweiz ꝛc.) zu wenig begünstigt, als daß die von ihm befolgte Politik, die unter Guizot ihre volle Entwickelung und Ausbildung erhielt, sich des besonderen Beifalls der aufgeklärten Mehrheit der französischen Nation hätte erfreuen können. Wenn er gerade das Gegentheil gethan, wenn er den Völkern mehr Sympathien bewiesen hätte, als den alten Kronen, die ihm, kraft des Prinzips der Legitimität, doch abhold oder innerlich gram

waren, so würde er mit Recht der Napoleon des Friedens genannt werden können.

(Schluß folgt.)

Husarentod.*)

Es rennt das Pferd, es zittert die Erde, —
Es fliegt das muthige Ungarkind,
Mit glühendem Aug' und mit wilder Gebärde
Die Steppe entlang durch Sturm und Wind;
Es zuckt sein Arm im wilden Krampfe,
Mit zwei Pistolen ist er bewehrt,
So sprengt er daher aus dem blutigen Kampfe,
An seiner Seite rasselt das Schwert —
Es zittert die Erde, es rennt das Pferd.

Es rennt das Pferd, es zittert die Erde —
Es kämpft das muthige Ungarkind;
Roth färbt den braunen Sattel am Pferde
Sein strömendes Blut, das niederrinnt:
„Vorwärts mein Rößlein, nur vorwärts immer,
Dein Hufschlag zerstampfe den Feind auf der Erd',
Wir spenden den Tod, doch wir fürchten ihn nimmer,
Vorwärts zum Kampf für den heimischen Herd!"
Es zittert die Erde, es rennt das Pferd.

Es rennt das Pferd, es zittert die Erde —
Wo ist das muthige Ungarkind?
Es stürzt verwundet von seinem Pferde
Auf blutigem Schlachtfeld bei Sturm und Wind:
„Ich sollte dem Feind mich gefangen geben?
Nie wird der Ungar zum Sclaven entehrt,
Hier diese Kugel endet mein Leben,
Frei sterb' ich jetzt auf ungrischer Erd'!" —
Es zittert die Erde, es rennt das Pferd.

Levay Jozsef.

Aphorismen.

I. Die „Allg. Ztg." bezeichnete jüngst einmal die gegenwärtige Lage mit folgenden Worten: „Das Volk hat das Spiel verloren, die Dynasten zanken sich um den Gewinn. Das ist der wahre Kern aller Streitigkeiten und Zerwürfnisse." „Indessen" — fügen wir mit den Worten eines bekannten Publicisten hinzu, die weniger aufrichtig als wahr sind — „wird das Mark der Staaten verzehrt und es könnte so weit kommen, daß die Preise nicht mehr des Erwerbens werth würden."

S „Mit wie wenig Weisheit wird die Welt regiert!" — aber auch wie schlecht!

„Nur ja keinen zu großen Eifer!" war Talleyrand's Grundsatz. Ob dieß seine Schüler beherzigen werden?

Ruhe ist nicht Stillstand; der ruhige Körper athmet und pulsirt, das bewegliche Leben in ihm steht nicht still. Diese Ruhe ist aber die Folge der Gesundheit, des gleichmäßigen und geregelten Ganges aller Functionen, der Ordnung im menschlichen Haushalte, die, je einfacher, desto gesicherter Macht den Staat gesund, und Ihr habt eure gerühmte Ruhe und Ordnung — sonst nicht!

Ebbe und Fluth sind die beiden Pole, zwischen denen das Leben in ewigem Wechsel sich bewegt. Wenn die Fluth die Dämme übersteigt, so ist es der Sturm, der sie darüber hinweg peitscht. Auch im Leben des Staates ist es nicht hinreichend, Dämme zu bauen; besser ist es, die Stürme nicht zu erregen.

Die Presse begeht nur ein einziges, aber freilich in gewissen Augen unverzeihliches Verbrechen: sie wagt es, die Dinge beim rechten Namen zu nennen.

Friedrich der Zweite lachte den russischen und österreichischen Gesandten aus, als sie von ihm verlangten, er möge der „Berl. Zeitung" die Angriffe auf ihre Höfe untersagen und decretirte: „Gazetten dürfen nicht genirt seyn."

Mannichfaltigkeiten.

(München, 28. Januar.) Seit etwa $1^1/_2$ Jahren befinden sich hier neun ägyptische Knaben und Jünglinge, größtentheils Söhne von Beamten im Alter von 13 bis 19 Jahren, welche der Vizekönig Abbas Pascha zur Erziehung und Bildung und namentlich zum Studium der medizinischen Wissenschaften, nach dem Rathe seines berühmten Leibarztes Dr. Brunner, auf seine Kosten hierher geschickt hat. Unterricht und Erziehung dieser interessanten jungen Fremdlinge haben bis jetzt unter der Leitung des Barons Duprel, in dessen Familie sie aufgenommen sind, den besten Erfolg gehabt. Wie natürlich hatten sie wegen unvollkommener Sprachkenntniß während der ersten Zeit noch mit vielen Hindernissen zu kämpfen, wußten aber auch diese bald zu besiegen, und haben sich nach dem Urtheile Aller, mit denen sie verkehrten, ohne auch nur Eine Ausnahme, durch Fleiß und Fortschritte die ungetheilte Zufriedenheit ihrer Lehrer erworben.

Von der bei Wilhelm Kreidel in Wiesbaden erscheinenden Darstellung der Quartalverhandlungen in den öffentlichen Schwurgerichten des Hofgerichtsbezirks Wiesbaden, herausgeg. von Dr. Rob. Haas, ist das zweite Heft erschienen, welches gleich den früheren in möglichst gedrängter, aber vollständiger und faßlicher Darstellung die bei den letzten Sitzungen vorgekommenen Fälle, betreffend Diebstahl, Fälschung, Falschmünzerei, Meineid, Raubmord, Tödtung, Hochverrath 2c. behandelt. — Derselbe Verf. hat ein sehr beachtenswerthes Schriftchen über die „deutsche Seidenzucht", als Beitrag zur Minderung des Proletariats und zur Hebung nationaler Industrie, herausgegeben (bei Wilh. Friedrich in Wiesbaden), welches Mittheilungen und Vorschläge enthält, die auf Erfahrung und Sachkenntniß beruhen.

Bei den bayerischen Eisenbahnen wird demnächst eine wesentliche Verbesserung eingeführt werden. Bekanntlich ändert sich in Folge der fortwährenden Erschütterungen die anfängliche Zähigkeit des Gußeisens nach und nach in eine mehr krystallinische und daher spröde Textur um. Der daraus entstehenden Gefahr des Brechens von Rädern und Achsen zu begegnen, wird nun

*) Aus den bei J. C. J. Raabé in Kassel erschienenen „Nationalgesängen der Magyaren, übersetzt von A. Buchheim und O. Falke". Erstes und zweites Heft.

zwischen der Achse und dem auf den Schienen laufenden Spurkranze eine Holzscheibe, statt der Speichen, befestigt, welche vermöge ihrer Elastizität die Fortpflanzung der Erschütterung unterbricht, so daß nicht allein das Eisen seine Güte behält, sondern auch die Reisenden viel weniger vom Geräusche gepeinigt werden. Mit Lastwagen sind bereits seit zwei Monaten Versuche angestellt, die sich vollkommen bewährten.

Die meisten sogenannten edeln Menschen haben nur Krämertugenden; ihr Herz ist ein Gewürzladen und freilich alles Lobes werth. Sie wiegen ihre Gutthaten in Lothen und Quentchen kleiner Gefälligkeiten zu, und indem sie die dringenden Bedürfnisse des Augenblicks befriedigen, werden sie der Armuth und bettelhaften Eitelkeit ganz unentbehrlich. Die Tugend hoher Menschen aber ist ungemünztes Gold, das im Verkehre des alltäglichen Lebens nicht zu gebrauchen ist. Solche Menschen beglücken leichter Völker als einzelne Menschen; sie geben lieber Saatkorn als Brod. Ihre Seele ist keine Gießkanne, die eine geliebte Nelke erfrischt, sondern eine Gewitterfluth, die weite Felder und hohe Eichbäume tränkt.

Als die in der Theaterwelt bekannte Fräulein Mars vor den Geschwornen zu Paris erscheinen mußte, um gegen ihr Kammermädchen, das einen kühnen Griff nach ihren Diamanten gethan, zu zeugen, hatte sie die Claqueurs des Theatre français auf die Zuschauertribüne postirt, und im Augenblick, wo der Präsident die gesetzliche Frage nach dem Alter der Fräulein Mars that, machten jene wackeren Handarbeiter einen solchen Lärm, daß weder das Publikum, noch die Stenographen die mezza voce angegebene Zahl der Jahre verstehen konnten. So kam es, daß nicht eine einzige Pariser Zeitung im Stande war, Tags darauf die Antwort zu berichten, die Fräulein Mars vor Gericht auf die peinliche Frage nach ihrem Alter ertheilt hatte. Hoch betagt spielte sie noch die Rolle eines jungen Mädchens, das selbst von sich sagt: erst fünfzehn Jahre alt zu seyn.

Die fromme Literatur muß doch gewaltig schlechten Absatz finden. Der bekannte Hr. Sintzel kündigt nun im „Volksboten“ und der „Neuen Münchnerin“ wenigstens zum fünfzigsten Male an, daß die nöthigen Subscribenten für seine Verdummungsbücher noch nicht zusammen kamen, daß also fragliche Traktällein noch nicht erscheinen können, und Diejenigen, welche längst bezahlt haben, noch immer nichts bekommen. Bis zum 29. März aber soll die Herausgabe „auf jeden Fall unfehlbar gewiß“ stattfinden. — O Mann der frommen Presse, was schreibst du für einen gottlosen Styl! Wo gibt es denn einen vernünftigen Menschen, der schreibt: „Auf jeden Fall unfehlbar gewiß“. — Alle Eltern werden gewarnt, ihren Kindern dergleichen Papier in die Hand kommen zu lassen, denn wenn sie ein klein wenig deutsch können, so verlernen sie's — von der Versintzelung des Gehirns gar nicht zu reden.

Zu Bemmel, unweit Nymwegen, predigten am 23. Jan. die Redemptoristen; die Kirche war gedrängt voll von Leuten, welche von allen Seiten zusammengeströmt waren. Plötzlich brach während der Predigt eine Bank, auf welcher mehrere Personen standen. Man rief: „Die Orgel stürzt ein!“ „Die Kirche stürzt ein!“ „Es brennt!“ u. dgl. und es entstand eine schreckliche Verwirrung. Alles drängte nach den Thüren und im Gedränge kamen ein Mann und zwei Frauen ums Leben; mehrere wurden gefährlich verletzt.

Korrespondenz.

Aus Rheinhessen, 3. Febr.

Unsere Provinz hat abermals einen neuen Beleg zur Geschichte der Römerzeit gefunden, einen Beleg, der für die Sitten, die bürgerlichen Einrichtungen und das Kriegswesen von höchstem Interesse ist. Ich beschränke mich einstweilen darauf, Ihnen folgende kurze Notizen mitzutheilen, mir vorbehaltend, darauf zurückzukommen. Am 22. Januar d. J. fand der Ortsbürger Adam Schreiber zu Kleinwinternheim bei Mainz (dicht an der Kaiserstraße nach Alzey), beim Arbeiten auf seinem Acker drei große steinerne Särge von unzweifelhaft römischem Ursprung. Nur zwei derselben tragen Inschriften, und während die eine an der Seite leicht zu entziffern und zu verstehen ist, so bietet die andere auf dem Deckel des anderen Sarges größere Schwierigkeiten dar. Die erste Inschrift lautet.

D. M.

PRIMANIVS PRIMVLVS. D. LEG. XXII. PR. PF.
AVGVSTA LINIAE. AFRE. CONIVGI DULCISSIME
QVAE. VIXIT. AN. XXI MEN. IIII. [DIES XXVIII₃·· LVCANIA
SVMMVLA MATER FILIE. ET AVGVSTALINIVS
AFER. FRATER. ET. P. RIMANIA. PRIMVLA FILIE. C.

Die zweite Inschrift ist unter dem fast vollkommen erhaltenen Basrelief eines römischen Soldaten in vollkommener Rüstung auf dem Schilde liegend angebracht und lautet:

P. FIAVOIEIVS. P. F. POL.
NMTINA. CORDVS. MIL.
LEG. XIIII GEM. H. S. E.
ANN XIII. STIP XXIII
C. VIBENNIVS. I. F. EX. T. FEC.

Durch die darauf ruhende Last der Erde wurde dieser Stein zwischen Relief und Unterschrift zerbrochen, doch ohne eins derselben wesentlich zu verletzen. Der Sarg mit der ersten Inschrift enthielt zwei Leichname, jeder andere nur einen; außerdem wurden aber dabei noch zwei Leichname gefunden; bei dem einen lagen große starke Eisennägel, mit denen die Bretter des Sarges zusammengefügt waren, bei dem andern konnten keinerlei Anzeichen von Sargumhüllung gefunden werden. Außer diesen Nägeln fand man noch einen größern, aber verletzten Thonkrug und ein kleines Glasfläschchen, jedoch nicht die geringste Münze. Die Gebeine waren noch vollkommen erhalten und werden zum Theil aufbewahrt; die Schädel, besonders die Kinnladen mit den schönen, gesunden Zähnen sind interessant; viele andere Knochen liegen jedoch unbeachtet zerstreut umher. Möchte doch Niemand versäumen, diese seltenen und interessanten Ueberreste zu sehen, da von Mainz aus in wenigen Stunden der Ort erreicht werden kann, wo sie eben noch ausgestellt sind.

Theater-Anzeige.

Freitag, 7. Febr. Die Königin von sechzehn Jahren, Lustspiel in 2 Abth. Hierauf: Humoristische Studien, Schwank in 2 Abth. von Lebrün.

Sonntag, 9. Febr. (Zum ersten Male wiederholt): Die Erzählungen der Königin von Navarra, oder: Revanche für Pavia, Lustspiel in 5 Akten von Scribe und Legouvé, deutsch von Dr. Ebeling und P. S. Reinhardt.

Montag, 10. Febr. Zweiter und vorletzter Maskenball im Stadttheater, verbunden mit einer Preisvertheilung für die schönste oder originellste Maske. Der Preis ist ein Parterre-Abonnement, für ein Jahr gültig. Ferner mit einer Tombola (Glücksurne), enthaltend 12 werthvolle und 8 scherzhafte Gewinne, wozu die Loose mit den Logen- und Saalkarten gratis ausgegeben werden. — In den Zwischenpausen komische lebende Bilder.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 34. Samstag, den 8. Februar 1831.

Eine Erklärung.

Nach dem Französischen des Th. Muret.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens, als die Gräfin eben zwei ihrer nähern Bekannten bei sich sah, benutzte einer derselben, ein junger Poet, den Augenblick, wo die Unterhaltung ein wenig stockte, und wendete sich mit einer feierlichen Miene an die Gräfin:

„Meine beste Gräfin," sagte er, „ich muß Ihnen eine Entdeckung mittheilen."

„In welcher Art. sprechen Sie . . . Ihrer feierlichen Stimme nach zu urtheilen, sollte ich glauben . . ."

„Es handelt sich um den Ruf Ihres Hauses."

„Das ist mir in der That von Wichtigkeit," erwiederte die Gräfin mit etwas ernsterem Tone.

„Sie sind stolz, und zwar mit Recht, nur die feinste Gesellschaft in Ihrem Hause zu empfangen."

„Allerdings, und ich glaube auch, daß alle Personen, welche bei mir Zutritt haben . . ."

„Und doch! . . . verzeihen Sie mir die Warnung, welche mir nur die Freundschaft für Sie eingibt . . . Es hat sich ein Mann bei Ihnen Zutritt zu verschaffen gewußt . . . ein Mann, dem Sie ohne allen Zweifel die Thüre verschlossen hätten, wenn Ihnen sein Stand, seine Verhältnisse bekannt gewesen wären."

„Sprechen Sie sich näher aus."

„Der Baron A., ungeachtet seiner Orden . . ."

„Fahren Sie fort."

„Hat gegründete Ursache, sich und sein Treiben in geheimnißvolles Dunkel zu hüllen. Seine Beschäftigung ist nicht der Art, daß er sich ihrer zu rühmen hätte. Er steht, sagt man, in großer Gunst bei Fouché, der ihn auch durch Aufträge ehrt, die Vertrauen . . ."

„Der Baron von A. stände in Verbindung . . ."

„Mit der Polizei, meine beste Gräfin."

„Sie scherzen! . . . Ein Tauber! . . . Einen Tauben als Spion wählen! . . . . Sie thun dem Herzog von Otrante Unrecht."

„Die Thatsache ist die, daß der Baron, oder vielmehr der vorgebliche Baron nicht tauber ist, als Sie und ich. Sein Gehör ist ganz vortrefflich, und er weiß es zu benutzen, so gut als irgend Einer. Man muß gestehen, daß er den Tauben mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit spielt, und wahrhaftig, der Gedanke ist gar nicht übel. Wer sollte auch auf den Einfall kommen, in einem Tauben einen Spion zu vermuthen?"

„Aber sind Sie auch gewiß, daß es sich so verhält, wie Sie sagen?"

„Ich bin wenigstens fest davon überzeugt, wenn ich auch keine Beweise für meine Behauptung anführen kann, und meine Ueberzeugung wird noch von vielen Personen getheilt. Ich muß Ihnen sagen, daß schon viele von Denen, welche Sie regelmäßig bei sich empfangen, davon sprechen, auf die angenehmen Abende in Ihrem Hause verzichten zu wollen, wenn sie diesem Manne hier begegnen. Denken Sie selbst: zu wissen, daß man die Polizei an seiner Seite hat . . ."

„Sie fürchten vielleicht, daß er Ihre Verse mit Beschlag belegt, die Sie uns vortragen wollen? Ich muß gestehen, Ihre Furcht ist verzeihlich."

„Meine Verse gehören, Gott sey Dank, dem Publikum. Sie sind nicht bestimmt, ungedruckt zu bleiben . . . im Gegentheil. Aber wie es geht, man läßt sich gehen, spricht zuweilen ein Wort, ohne es vorher zu bedenken . . . und da ist es allerdings gefährlich, einen Zuhörer zu haben wie den Herrn von A. — Es ist wahr, der elende Fouché läßt auch nicht Ein Haus frei von seinen Söldlingen! Er umstrickt ganz Paris, ja ganz Frankreich mit dem Netz seiner höllischen Polizei. Sie erstreckt sich von den höchsten Stufen der Gesellschaft bis auf die niedrigsten; sie hat ihre dienstbaren Geister in dem Gewande des Weltmannes und in dem des Dieners. Wo man hinblickt, ist man von Spionen umgeben und bedient."

Die Gräfin wußte eine leichte Aufregung, ein vorübergehendes Unbehagen bei dieser heftigen Rede geschickt zu verbergen.

„Wahrhaftig," sagte sie, „Sie haben da eine herrliche Rede gehalten! Es fehlt ihr nur noch das poetische Gewand, um in dem Munde von Talma und Lafont einen ungewöhnlichen Eindruck hervorzubringen. Ich rathe Ihnen, bereichern Sie Ihr nächstes Trauerspiel damit."

Dann fuhr sie in ernsthaftem Tone fort:

„Ich danke Ihnen, mein Herr, daß Sie mir von Ihrer Entdeckung Mittheilung gemacht haben. Doch kann ich einen Mann, der in meinem Hause Zutritt hat, nicht verdammen, ohne ihm Gelegenheit gegeben zu haben, sich gegen die Beschuldigungen zu vertheidigen. Ich werde mit Herrn von A. unter vier Augen sprechen und ihn um eine bestimmte Erklärung bitten."

„Vortrefflich, meine beste Gräfin! Wenn sich Herr von A. genügend rechtfertigt (und wir überlassen das Urtheil ganz Ihrem Scharfblick und Ihrer Gewandtheit) so werden wir Alle sehr erfreut seyn, uns getäuscht zu haben. Selbst seine Taubheit wird dann keinem Zweifel mehr unterliegen. — Man fühlt sich so wohl, so behaglich bei Ihnen, daß Jeder nur ungern auf die genußreichen Abende in Ihrem Hause verzichten würde."

Die Gräfin blieb nach dieser Unterhaltung nachdenkend und zerstreut. Es handelte sich ja um die Ehre und den Ruf ihres Hauses. Sie durfte keine Zeit verlieren: entweder Herr von A. mußte aus ihrer Gesellschaft gestoßen werden, oder er mußte sich auf eine Art rechtfertigen, welche keinen Zweifel zurückließ.

(Schluß folgt.)

Rückblick auf die Lebens- und Regierungs-Geschichte von Louis Philipp.

(Von Dr. With. Dieffenbach.)

(Schluß.)

In der Thätigkeit der inneren Politik, welche während Louis Philipp's Regierung am Ruder war, vermögen wir eben so wenig große heilbringende Resultate für das französische Volk zu entdecken. Für die Preßfreiheit wurde unter Guizot, der doch selber ein Schriftsteller ist und dem Stande der Gelehrten angehört, und unter Mitwirkung dienstwilliger Kammern, das System hoher Cautionen und fast unerschwinglicher Geldstrafen erfunden, um jene in ihrer Wirksamkeit einzuschüchtern und die unbequemen Tadler mit Beihülfe der Justiz sich vom Halse zu schaffen. Darauf scheint es bei der Abfassung von Preßgesetzen zunächst abgesehen zu seyn, wie man sich aus älteren und neueren Erfahrungen leicht überzeugen kann. Guizot und seine Collegen hielten sich ferner für stark genug, um der von der öffentlichen Meinung laut und dringend begehrten Reform des alten mangelhaften Wahlgesetzes mit Erfolg widerstehen zu können; allein dieser Widerstand wurde die Klippe, an welcher die vermeintlich festgegründete Herrschaft ihres Gebieters wie ein Glas zerschellte. — Karl X. (um noch einmal auf die auswärtige Politik zurückzukommen) und seinem Rückschritts-Ministerium unter Polignac würde es etwa geziemt haben, mit der Politik des Absolutismus, im Interesse eines rebellischen Sonderbunds einiger Schweizerkantone, gegen die gesammte Eidgenossenschaft in Rath und That gemeinschaftliche Sache zu machen; allein unter Louis Philipp's Regierung erschien eine solche Politik durchaus verwerflich, weil sie nicht bloß die öffentliche Meinung Frankreichs, sondern auch die anderer gebildeter Nationen gegen sich hatte. Freilich, von Rom war dafür anerkennender Dank und der Segen der Kirche zu erwarten, worauf man, ohne es auszusprechen, in der Stille großen Werth zu legen schien. Auch zeigten sich in Frankreich so manche drohenden Erscheinungen des immer weiter um sich greifenden Ultramontanismus, daß zuletzt die Kammern sich dagegen aussprachen und das Ministerium ihren dießfälligen Beschlüssen seine Mitwirkung nicht versagen konnte. — Uneigennütziger als Karl X., der eine Civilliste von 30 Millionen Francs hatte, nahm Louis Philipp mit einer von 12 Millionen vorlieb, wodurch er der Nation eine Summe von 18 Millionen ersparte. Größere Anforderungen wurden, unseres Wissens, von Seiten der Regierung zu Gunsten der Civilliste nicht gemacht, wenn gleich nicht zu verkennen war, daß der von ihr den Kammern vorgelegte, aber nicht angenommene Gesetzentwurf zur Dotation der königlichen Prinzen als eine mittelbare Erhöhung der Civilliste betrachtet werden konnte. Als guter Familienvater hatte Louis Philipp seinen nachgeborenen Söhnen ein möglichst glänzendes Loos bereiten wollen; allein die Kammern glaubten, Frankreich gegenüber, diese Sorge nicht theilen zu dürfen. Unter seiner Regierung kam auch der riesige Plan der Befestigung von Paris zur Sprache, welcher in der Ausführung tausend Millionen kostete und die ohnehin schon hoch genug gestiegene Staatsschuld um eben so viel vermehrte. Diese durch die Reduktion der 5procentigen Rente den Steuerpflichtigen bedeutend zu erleichtern und eben dadurch dem Staate jährlich Millionen zu ersparen, war ein in den Kammern zu wiederholten Malen bewegtes Projekt der Gesetzgebung, welches sich jedoch keiner günstigen Aufnahme zu erfreuen hatte, da die Geldaristokratie ihr persönliches Interesse höher als das öffentliche Wohl anzuschlagen schien. Fassen wir schließlich Louis Philipp's Regierung in einem vergleichenden Rückblick in Kürze zusammen, so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß dieselbe, ihrem Ursprunge entfremdet, allmälig in andere Bahnen gerathen war, wie sie das französische Volk bei seiner Erhebung im Jahre 1830 nicht gewollt, noch viel weniger für möglich gehalten hatte. — An dem häuslichen Glücke, welches Louis Philipp im Kreise seiner, aus 5 Söhnen und 3 Töchtern bestehenden Familie genoß, schien nichts zu fehlen, als eines Tags seinem Vaterherzen durch das plötzliche tragische Ende seines Erstgeborenen, des Herzogs von Orleans, eines durch hervorleuchtende Eigenschaften des Geistes und Herzens gleich ausgezeichneten Prinzen, die schmerzlichste Wunde geschlagen wurde.

Neue Erfindung.

Newyork, 5. Januar. Der electro-magnetische Telegraph tritt in ein neues Stadium ein, und Amerika ist es, das triumphirend „Heureka!" ausrufen darf. So großartig als wissenschaftliche Erfindung der electro-magnetische Telegraph schon war, und so werthvoll seine bisherigen Dienste waren, blieb seine Anwendbarkeit doch im Ganzen ziemlich beschränkt; er reichte nur für Staatszwecke und den Dienst der höheren Geldmächte aus, ohne zum eigentlichen Volksgute werden zu können, — und erst dadurch, daß eine geistige Errungenschaft die große Masse und ihre Interessen hebt und fördert, gewinnt sie für unser Jahrhundert, als socialer Hebel, ihren höchsten Werth. Der Mangel beim Telegraphiren lag bisher in der Langsamkeit der Operation. So schnell sich auch ein gegebenes Zeichen, eben als Blitzschlag, bis in die größte Entfernung fortpflanzte, war doch die Auseinanderfolge der Zeichen keineswegs so schnell; auch war zur Mittheilung eine sehr große Anzahl nöthig. Die Mittheilung von hundert Wörtern erforderte fünfzehn Minuten, und für Rückfrage wegen mißverstandener Zeichen waren gewöhnlich noch fünf Minuten nöthig. Die Depeschen häufen sich aber zu gewissen Tagesstunden. Wenn also nach dem Börsenschluß z. B. aus einer großen Hauptstadt nach der anderen 36 Depeschen in jeder Richtung aufgegeben wurden, so mußten die Beamten 24 Stunden ununterbrochen mit einem Drahte an deren Beförderung arbeiten, und die zuletzt an die Reihe kommende Mittheilung mußte 24 Stunden liegen bleiben, so daß in vielen Fällen ein Brief mit der Eisenbahn rascher ankäme. Dieß Alles machte nicht nur die Benutzung des Telegraphen sehr kostspielig, sondern raubte den eigentlichsten Vortheil desselben, nämlich die Sicherheit, daß eine Nachricht zur bestimmten Minute den bezeichneten Ort erreiche. Kurz, der Nutzen der Telegraphen blieb ein sehr beschränkter, so lange es nicht gelungen war, ein viel rascher wirkendes System als die successive Mittheilung einzelner Buchstaben zu erfinden.

Diese Erfindung ist gemacht und zwar so vollständig, daß man im Stande ist, 20,000 Wörter, etwa so viel als den ganzen Inhalt der Weser-Zeitung, in zehn Minuten zu telegraphiren, und zwar rein mechanisch ohne Mitwirkung eines Beamten, ohne Nothwendigkeit der Dechiffrirung, ohne Möglichkeit eines Fehlers! Dieß Wunder ist bewirkt worden durch Verbindung des electro-magnetischen Telegraphen mit der eben so wunderbaren Erfindung der Photographie, welche jetzt ihre wahre praktische Bedeutung erlangt, indem sie nicht bloß die Gesichter der Menschen in der Nähe, sondern ihre Gedanken aus weitester Ferne fixiren läßt. Es wird durch die neueste Erfindung die photographische Abbildung eines Schriftstücks oder gedruckten Blattes in unglaublich kurzer Zeit durch den Telegraphen hervorgebracht. Das Verfahren ist einfach wie folgt: Um eine Walze wird ein, ähnlich wie zum Photographiren, chemisch präparirtes Papier gelegt, welches von der Spitze des Leitungsdrahtes berührt und durch den electrischen Strom an dem Berührungspunkte augenblicklich schwarz gefärbt

wird. Die Walze dreht sich und rückt mit jeder Umdrehung um den fünfzigsten Theil eines Zolls zur Seite, so daß ein Zeitungsbogen von 26 Zoll Breite in 1300 Umdrehungen ganz mit fein schraffirten Linien auf einer Seite bedeckt ward. Bewirkt man nun Unterbrechungen des Stroms, so entstehen Lücken in den Linien, welche eine weiße Schrift auf schraffirtem Grunde, wie man es auf Kupferstich häufig sieht, bilden. Um dieß zu erreichen, hat man am anderen Ende des Drahts, also am Orte, von wo die Mittheilung ausgeht, eine ganz gleiche und gleich sich bewegende Walze. Auf diese legt man ein Papier, worauf die Depesche mit firnißhaltiger Schwärze geschrieben oder gedruckt ist. Die Spitze des Telegraphen-Drahts ruht auf diesem Papier, während die Verbindung mit der Batterie an der Achse der Walze angebracht ist, so daß der electrische Strom durch das Papier durchgehen muß. Der Firniß aber unterbricht, als Nicht-Leiter, den Strom, so oft der Draht bei Umdrehung der Walze auf ein Schriftzeichen trifft. Am Bestimmungsorte entstehen die photographirten Schriftzeichen nicht zeilenweise, wie sie geschrieben oder gesetzt werden, sondern es wachsen sämmtliche Zeilen einer Seite gleichmäßig durch das Vorrücken der vertikalen feinen Striche. Bei einer Umdrehungsgeschwindigkeit von sechs Fuß in der Sekunde kann man in der Minute 86 Quadratzoll Papierfläche oder die Seite eines mäßigen Briefbogens mit telegraphirter Schrift bedecken. Man kann auch Zeichnungen, Situationspläne u. s. w. telegraphiren. Denken Sie sich aber, daß geübte Stenographen die Worte eines großen Redners mit der Firnißschwärze aufzeichnen, während Andere die Blätter um die Walzen der im Sitzungsgebäude befindlichen Telegraphen schlagen, so wäre es ein Leichtes, daß die Rede in allen Theilen des Landes gleichzeitig vernommen würde! Was alles für Folgen aus dieser Vervollkommnung entstehen dürften in politischer und socialer Hinsicht, lasse ich unerörtert. Aber eine unausbleibliche unmittelbare Folge ist die, daß die Errichtung von Telegraphenlinien in größtem Maßstabe zum Dienst des Publikums ein weites und ergiebiges Feld für Aktienunternehmungen bilden muß. Indem jeder Draht mit viel weniger Bedienung bei der neuen Erfindung bis auf das Zweihundertfache von Dem leisten kann, was er bisher leistete, wird der Gebrauch der telegraphischen Mittheilung, bei der entsprechenden Verwohlfeilerung, in kaum zu berechnendem Maße zunehmen. Auch rückt man hiermit immer näher dem schon mehrfach aufgestellten Ziele, der Herstellung einer telegraphischen Verbindung zwischen den Geschäftslokalen und Privathäusern einer und derselben Stadt, was, so fabelhaft es auch klingen mag, doch nicht schwieriger oder kostspieliger, als die jetzt allgemeine Versorgung derselben mit Leuchtgas seyn dürfte. — Ich mache Ihnen diese ausführliche Mittheilung, damit auch die Männer der Wissenschaft und Technik in Deutschland sich des Gegenstandes so gut wie die unserigen und die Engländer bemächtigen und an der Vollendung und Ausführung der großen Aufgabe mitarbeiten. In England ist man schon stark mit der Sache in wissenschaftlichen Kreisen beschäftigt.

Die Erzählungen der Königin von Navarra.

Die Franzosen schreiben Stücke von geistreicher Erfindung und die Deutschen schreiben gelehrte ästhetische Kritiken darüber, oder doch solche, die nach Gelehrsamkeit und Aesthetik aussehen. So könnten auch wir aus der Geschichte und dem Conversationslexikon beweisen, daß Scribe's Karl V. nicht im geringsten mit dem Karl V. zu verwechseln ist, der im Kloster St. Just der Provinz Estremadura, bei der Verfertigung hölzerner Uhren, die Weisheit schöpfte, die ihn eine lange ruhmreiche Regierung nicht zu lehren vermocht hatte, die Weisheit, daß es Thorheit sey, die Menschen zu übereinstimmender Gesinnung bringen zu wollen, da es unmöglich sey, zwei Uhren von übereinstimmendem Gang zu verfertigen; mit dem Karl V., der wenig sprach (was in einem Scribe'schen Stücke ohnedieß unmöglich ist, da hier der Dialog zu den Reizen der Handlung gehört) und selten lächelte; mit dem Karl V., der schon zur Zeit der Schlacht von Pavia die Menschen so scharf durchschaute und zu gebrauchen wußte, daß es unmöglich seyn mußte, ihn zum Spielwerk einer Weiber-Intrigue zu machen, die ihren siegreichen Erfolg doch eben nur auf die Voraussetzung stützt, daß Theater und die Coulissen können die Wahrscheinlichkeit ersetzen; mit dem Karl V. endlich, der schon 1525 ein sehr großer Mann und selbst ein sehr großer König und Kaiser war, und nie und nimmer jener Theaterprinz, als welchem wir ihm hier begegnen, obschon er mit der Weltgeschichte, zu großem Zwecke seines Ehrgeizes, eben so vortrefflich Komödie zu spielen wußte, wie ihn Scribe zu kleinem Zwecke der Unterhaltung auf den Brettern, die die Welt bedeuten, Komödie spielen läßt. Wir könnten, wie gesagt, aus weltgeschichtlichem Standpunkt viel gegen dieses Stück beweisen, aus culturhistorischem Standpunkt eben so viel, aus dem Standpunkte jener Bildung, die dem Theater eine Mission des Jahrhunderts vindicirt, könnten wir sogar beweisen, daß eine solche Mission in diesem Stücke nicht enthalten sey; wir könnten noch mehr beweisen, wir könnten beweisen, daß in den Erzählungen der Königin von Navarra keine gewichtige Moral und am wenigsten republikanische Tugend und Seelengröße anzutreffen seyen. Aber was wir auch beweisen möchten, das würden wir nie und nimmer beweisen, daß unsere sehr gelehrte, sehr ästhetische und selbst sehr tugendhafte Auseinandersetzung die Zuschauer jenes Drama's dahin bringen könnte, die „Erzählungen der Königin von Navarra“ für langweilig zu halten.

Was nicht langweilig ist, ist darum noch keine Kunst! Gewiß nicht! jedoch, was langweilig ist, ist darum auch keine Kunst. Was nicht langweilig ist, unterhält uns zunächst nur. Aber was uns geistreich unterhält, das wird uns auch künstlerisch unterhalten, wenn zu dem Geist die Form tritt, nicht die geschichtliche, sondern die poetische, nicht die moralische, sondern die schöne.

Wir glauben das Publikum versichern zu können, Scribe und unsere Schauspieler werden demselben einen Genuß verschaffen. Wir unterlassen es daher, den Inhalt der „Erzählungen der Königin von Navarra“ aufzutischen; aber das können wir kühn behaupten, daß wir nicht leicht anderswo so interessanten Verwicklungen eines erfinderischen Kopfes begegnet sind, als in diesem Drama. Um sie mit feiner Wirkung auszustatten, um sie zum Leben, wenn auch nur zum Scheinleben der Bühne zu erheben (das hier mehr hervortritt, als in anderen Theaterstücken, wo wir es mit Charakteren zu thun haben), bedarf es tüchtiger dramatischer Talente, und wir glauben nicht, daß im Einzelnen unsere Bühne in der Darstellung dieses Drama's anderen nachstehen wird, wenn auch im Ensemble noch die Uebereinstimmung fehlen mag, die nur durch häufige Proben und durch ein innigeres geistiges Ineinandergreifen erreicht werden kann, als ein solches bei der rastlosen Thätigkeit der hiesigen Bühne, die die künstlerische Ruhe nicht eben fördert, möglich ist.

Die „Erzählungen der Königin von Navarra“ sind ein Stück, in welchem mit der Geschichte Komödie gespielt wird, aber in so feiner, leichter und unterhaltender Weise, daß selbst in Berlin, wo doch die Philosophie der Geschichte thront, dieses Drama nicht enden wollende Erfolge feiert. Dort spielt Mad. Thomas die Prinzessin Margaretha, die hier von Fräul. Janauscheck mit recht leichtem anmuthigem Geist, wenn auch in etwas gedehntem Tone gegeben wird. Dergleichen läßt sich leicht vermeiden, wenn man der Rolle vollständig Herr wird, wenn man die Ruhe bekömmt, die zu der Escamotage der Pointen unum-

gänzlich nothwendig ist, die aber im letzten Akte der Darstellerin versagte, da das Studium dieses Aktes weniger beendet, als erst angelegt schien. Davon sind wir überzeugt, daß die Anmuth unserer Darstellerin von der mitunter forcirten Grazie der Berliner Schauspielerin für diese Rolle nicht erreicht werden kann. Fräul. J. wurde in den Zwischenakten und am Schlusse gerufen. — Hr. Breuer spielte Kaiser Karl mit so viel Grandezza, als man am spanischen Hofe gebraucht, und mit so viel Humor, als ihn Scribe für seine leichtgeschürzten Intriguen nicht entbehren kann. Wir fürchteten im ersten Akt den schweren Druck des Organs; aber schon im zweiten Akte fühlte sich Hr. B. behaglich in seiner Rolle, die übrigens seiner weniger empfindsamen, als verständig abgemessenen Individualität vollständig zusagt; er fühlte sich so behaglich, daß er nach dem dritten Akte durch die leichte und freie Manier seines Spiels, durch die edle Form und durch die feine Sitte, die auch zu dem Charakter Karls V. gehören, das Interesse des Publikums zum Hervorruf steigerte. Wenn dieser Darsteller recht aufmerksam auf sich ist, so wird er in einzelnen Momenten einen Ton zu vermeiden wissen, der zu der Fassung des Ganzen nicht paßt und der am wenigsten Das andeutet, wbs er andeuten soll, wir meinen die bittere Stimmung eines vornehmen Sinnes. Diesen Ton, den wir namentlich gegenüber der Aufklärung über das Verhältniß zwischen Margarethen und d'Albret vernahmen, klingt fast wie die Gereiztheit kleinen Hochmuthes, der doch diesem strebsamen Darsteller sicherlich fern liegt. Wir loben noch ganz vorzüglich die Mäßigung, die Hr. B. in den Gesten beobachtete und die das Merkmal der französischen Komödie ist.

Hr. Schneider spielte den König Franz den Ersten. Wir haben nichts dagegen, daß diese Rolle wenigstens im geschichtlichen Sinne angelegt ist. „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht", schrieb Franz nach der Schlacht bei Pavia an Louise von Savoyen. Das ist gewissermaßen das Thema der einen Scene, in welcher sich uns dieser ritterliche und unternehmende Fürst vorführt. Er wurde von Hrn. Schneider mit Anstand und in treffenden Zügen gegeben, wenn auch die Grazie von der Ertase der Stimmung übertroffen wurde. Auch Hr. Schneider wurde verdientermaßen nach dem zweiten Akt gerufen. Fräul. Hoffmann, Isabelle von Portugal, war auch in der Einfalt des Herzens, wie sonst im Sprudel des Geistes und der Laune reizend, und Fräul. Marsteller war eine so anziehende Erscheinung in diesem geschmackvollen Bilde, daß wir es schon ihretwillen dem Dichter nachsehen, daß er die geschichtliche Vermählung Franz des Ersten mit der Schwester Karl des Fünften (die übrigens bereits eine nicht allzu liebenswürdige Wittwe war) aus einem politischen Akt zu einer mariage d'inclination erhoben und dieselbe sogar um mindestens drei Jahre vorgeschoben hat. — Wir erwähnen noch mit Anerkennung des Hrn. Wilke als d'Albret.

Korrespondenz.

Aus dem Großherzogthum Hessen, 1. Febr.

Bereits auf mehreren gr. hess. Landtagen ist von sachkundigen, erfahrnen, praktischen Deputirten auf Vergrößerung der zu kleinen Districtseinnehmerstellen mit schlagenden Gründen angetragen und die Fixirung dieser Beamten verlangt worden, welche zeitgemäßen Anträge indessen bis jetzt von Seiten der betreffenden Staatsbehörden keinerlei Berücksichtigung gefunden haben und deßhalb auf dem gegenwärtigen außerordentlichen Landtag nun wiederholt worden sind. Wer über diesen Gegenstand auch nur einige Kenntniß besitzt, muß einsehen, daß in Rheinhessen, in der Wetterau und in den oberen Gegenden von Starkenburg wirklich eine größere Anzahl Districtseinnehmereien, nur aus wenigen Orten bestehend, einer sehr bedeutenden Vergrößerung fähig sind, während die Fixirung der mit diesen Stellen verbundenen Gehalte eine Forderung der Humanität, der Gerechtigkeit, wie einer geregelten Finanzverwaltung ist, da Beamten, namentlich Kassebeamten, welche ihre ganze Lebensthätigkeit ihrem Berufe widmen, niemals von einem wandelbaren, rein zufälligen Diensteinkommen abhängen sollen und dürfen, sondern mit ihrem normalen fixen Gehalt im Staatsbudget erscheinen müssen, besonders wenn dieß, wie im Fragefalle, ohne höhere Belastung, ja sogar mir Sparnissen für die Staatskasse geschehen kann. Die bisherige gänzliche Unthätigkeit der einschlagenden Staatsbehörden in dieser schwebenden Frage darf daher, wie schon oft geschehen, mit vollem Rechte als unbegreiflich bezeichnet werden, da das Streben nach wahren Verbesserungen im Staatsorganismus immer thätig seyn und zeitgemäße bessere Gestaltungen zu Tage fördern soll. Oder sollte es wirklich der alten Bureaukratie eigenthümlich seyn, sich nur in ihren verjährten Formen behaglich fühlen, nur in diesen sich bewegen, nur in diesen ihr Tagesgeschäft betreiben zu können? Fast scheint es so, besonders wenn man versichern hört, daß viele oberen Beamten allen guten Neuerungen entgegen seyen. — Indem hiermit das Wort für die gedachten Reformanträge öffentlich ergriffen und den Antragstellern muthiges Vorschreiten zugerufen wird, muß ganz besonders des vielen, weitläufigen, ganz nutz- und zwecklosen Formen- und Formelwesens gedacht werden, welches bei der localen Verwaltung der direkten, wie der indirekten Steuern dermalen besteht, das zum großen Theil ganz abgeschafft, theils so sehr vereinfacht werden kann, daß sich viele schriftliche Arbeiten gegen jetzt auf die Hälfte oder Eindrittel vermindern und dabei mehr Einfachheit, Klarheit und Uebersichtlichkeit in die Geschäfte bringen würden, wo man jetzt vor lauter Formen oft die eigentliche Sache fast gar nicht sieht. Die ganze formelle Geschäftseinrichtung der Districtseinnahme muß daher nothwendig vereinfacht und zu diesem Zwecke eine Revision der Steuererecutionsordnung vom 2. März 1820, wie aller, die Verwaltung der indirekten Gefälle normirenden Instructionen und Regulative vorgenommen und bei diesem Geschäfte gebildete, erfahrene Lokalbeamten zu Rath gezogen werden, weil solche Dinge nur aus der Hand praktischer Männer zweckmäßig geschaffen werden können, da die Herren von Oben leider in der Regel Vorschriften zu Tage fördern, welche mehr auf nutzlose Aktenfabrikation, als auf einen gutorganisirten praktischen Geschäftsbetrieb berechnet zu seyn scheinen. Soll aber die Staats-, insbesondere die Finanzverwaltung keine Aktenfabrik, sondern ein lebendiger Geschäftsorganismus seyn, der sich überall in den möglichst einfachen Formen bewegt, dann wird man nothwendig solche einfache Formen schaffen und einführen müssen und jeder Staatsangehörige wird berechtigt erscheinen, in diesem Sinne nach bestem Wissen und Gewissen wirksam zu seyn. — Für heute sollte daher diese Sache nur einleitend zur Sprache gebracht werden, indem man sich ausführlichere und speciellere Erörterungen für die nächsten Mittheilungen vorbehält.

X.

Theater-Anzeige.

Samstag, 8. Februar. Hermann und Dorothea, Drama in 4 Abth. von Dr. Töpfer. Vorher geht: Ursprung des Korbgebens, dramatische Kleinigkeit in 1 Akt, nach einer Anekdote von L. Feldmann.

Sonntag, 9. Febr. (Zum ersten Male wiederholt): Die Erzählungen der Königin von Navarra, oder: Revanche für Pavia, Lustspiel in 5 Akten von Scribe und Legouvé, deutsch von Dr. Ebeling und P. S. Reinhardt.

Montag, 10. Febr. Zweiter und vorletzter Maskenball im Stadttheater, verbunden mit einer Preisvertheilung für die schönste oder originellste Maske. Der Preis ist ein Parterre-Abonnement, für ein Jahr gültig. Ferner mit einer Tombola (Glücksurne), enthaltend 12 werthvolle und 3 scherzhafte Gewinne, wozu die Loose mit den Logen- und Saalkarten gratis ausgegeben werden. — In den Zwischenpausen komische lebende Bilder.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 35. Montag, den 10. Februar 1851.

Eine Erklärung.

Nach dem Französischen des Th. Muret.

(Schluß)

Der zweite Tag nach dieser Unterredung war ein Mittwoch. Die Gesellschaft fand sich an diesem Abende besonders zahlreich ein, denn die gewöhnlichen Gäste hatten dießmal noch einen besonderen Zug in dieses Haus. Es handelte sich nämlich darum, zu sehen, wie ein Mann empfangen werden würde, welcher als Organ der Polizei bezeichnet war.

Auch Herr von A. kam nach seiner gewohnten Weise bei guter Zeit. Er hätte in der That wenig Weltton und Takt haben müssen, wenn ihm die Kälte und Zurückhaltung hätte entgehen können, mit welcher man ihm von allen Seiten begegnete. Man grüßte ihn mit einer gezwungenen Freundlichkeit und sprach nur so viel mit ihm, als es die kalte Höflichkeit erforderte. Die Unterhaltung war überhaupt weniger belebt als gewöhnlich. Doch Herr von A., als feiner Weltmann, schien die Veränderung gar nicht zu bemerken und bewegte sich mit seiner gewöhnlichen Leichtigkeit und Unbefangenheit.

Die Konzerte von Rode, die Romanzen von Gara und Dalvimare hatten das etwas zerstreute Publikum entzückt. Die Gräfin, prächtig geschmückt, war eben so anmuthig, eben so zuvorkommend wie immer. Als der Baron in ein Nebenzimmer ging, um frische Luft zu schöpfen, ergriff sie den Augenblick, ihm zu folgen. Als sie sich allein mit ihm sah, begann sie mit leiser Stimme:

„Herr Baron, ich wünsche Sie zu sprechen.“

Herr von A. entschuldigte sich mit dem feinsten Anstande von der Welt wegen seiner Taubheit, die ihm das Vergnügen raube, eine so sanfte Stimme zu vernehmen.

„Ich würde,“ begann die Gräfin mit lauterer Stimme, „gegen Sie selbst ein Unrecht begehen, mein Herr, wenn ich Ihnen eine Beschuldigung verschweigen wollte, gegen die Sie sich ohne Zweifel leicht vertheidigen können.“

„Eine Beschuldigung? . . . Sprechen Sie, Madame!“ antwortete der Baron ohne das geringste Zeichen von Verlegenheit.

„Herr Baron,“ fuhr die Gräfin verlegen fort, „sicher . . . . sind Sie in einer unabhängigen Stellung . . . . Ihr eigner Herr. Ich habe mir bis jetzt ein Vergnügen daraus gemacht, einen Mann von feinem Ton bei mir zu empfangen, ohne weiter zu fragen. . . . Indessen, Sie werden einsehen, mein Herr, daß meine Stellung als Wirthin . . . mir meinen Gästen gegenüber gewisse Pflichten auferlegt . . . und vielleicht auch gewisse Rechte gibt . . .“

„Die gewiß in Ihren Händen am besten aufgehoben sind, Madame.“

„So werden Sie mir auch erlauben, mein Herr, Ihnen zu sagen, daß . . . unvortheilhafte Gerüchte in Bezug auf Ihre Person verbreitet sind. Man behauptet nämlich . . . ich wiederhole nochmals, daß ich Ihnen die Gerüchte nur mittheile, ohne mir ein Urtheil darüber zu erlauben. . . man behauptet, Ihre Stellung sey eine zweideutige . . . mit einem Worte, Sie ständen in geheimer Verbindung mit . . .“

Diese letzten Worte sprach die Gräfin zögernd und mit unsicherer Stimme. Der Baron riß sie bald aus der Verlegenheit, indem er, einen durchdringenden, höhnischen Blick auf sie heftend, mit festem Tone erwiederte:

„Mit einem Worte, Madame, man hat Ihnen gesagt, daß ich mit der Polizei in Verbindung stehe!“

„Ja, mein Herr,“ entgegnete die Gräfin, sichtbar erleichtert, daß das große Wort ausgesprochen war; „ich kann solchen Gerüchten keinen Glauben schenken.“

„Und doch dürfen Sie denselben glauben,“ fuhr Herr von A. eben so kaltblütig fort.

„In diesem Falle, mein Herr, sind Sie hier nicht an Ihrem Platze. Mein Haus ist allgemein geachtet und mit Recht. Ich begreife in der That nicht, mein Herr, was Sie in mein Haus geführt haben könnte.“

Herr von A. heftete einen noch festeren Blick auf die Gräfin, nahm langsam eine Prise aus der goldenen Dose und fuhr fort:

„Ich komme zu Ihnen im Namen und auf ausdrücklichen Befehl Seiner Excellenz des Ministers, um mich zu überzeugen, daß Sie die tausend Thaler auch verdienen, welche Ihnen jeden Monat verabreicht werden. Bis jetzt kann ich Ihnen das Zeugniß geben, daß Sie Ihre Schuldigkeit erfüllt haben.“

Die Gräfin war wie erstarrt bei diesen Worten.

„Fassen Sie sich, Madame,“ sagte der Agent Fouché's. „Es liegt gar nicht in meinem Interesse, Ihre Existenz auf das Spiel zu setzen; eben so wenig haben Sie Ursache, der meinigen zu schaden. — Wenn wir uns noch niemals auf dem Polizei-Büreau begegnet sind, so kommt dieß einzig und allein daher, daß Sie zu andern Stunden dort zu erscheinen haben, als ich. Ich hätte leicht eine Fabel erdichten können, einen Roman erfinden; aber ich hätte Sie doch vielleicht nicht überzeugt, während Sie so, wie ich hoffe, mir das Recht nicht streitig machen werden, das auch ich auf die allgemeine Achtung und Rücksicht habe.“

„Nein, mein Herr, gewiß nicht; im Gegentheil . . .“

Die Gräfin ging ruhig und mit heiterer Miene in den Salon zurück. Herr von A. trat mit ihr zugleich wieder ein.

„Nun, wie steht es?“ fragte der Poet und einige andere Freunde die Gräfin, sobald sie dieselbe einen Augenblick allein sprechen konnten; „nun, wie ist die Erklärung ausgefallen?“

„Ganz zu Gunsten des Grafen. Das Zartgefühl, das Sie gewiß ehren werden, verbietet mir, näher auf die Einzelheiten unserer Unterredung einzugehen; aber ich kann Ihnen versichern, daß der Baron ein Mann ist, der in jeder Beziehung Achtung verdient, und der unwürdig verleumdet worden ist.“

Die Frager waren zufrieden mit dieser Antwort und versicherten der Gräfin, daß der Baron keinen bessern Gewährsmann haben könne.

Der Abendcirkel der Frau von M. behielt seinen Glanz und seinen Zudrang. Polizei und Gegenpolizei begegneten sich dort.

Bücherschau.

II.

„Adam und Eva“ von Moritz Hartmann. — „Geschichte des deutschen Volkes“ von Heribert Rau.

Die lebensfrischen Tage der Reimchronik des Pfaffen Mauritius, die schönen Tage von Aranjuez, sind nun zu Ende. Die Caricaturen aus der Paulskirche stehen nicht mehr hinter den Schaufenstern, die Anreden und Proclamationen an das deutsche Volk prangen nicht mehr an den Straßenecken und die frischen Hecker- und Schleswig-Holstein-Lieder ertönen nicht mehr. Es ist stille geworden, fast noch stiller als zur vormärzlichen Zeit und die Patrioten gedenken mit Trauer eines eben so schönen, als verfehlten Zieles. Dem Pfaffen Mauritius würde es jetzt zwar an elegischem Stoff für seine Reimchronik nicht fehlen und die gekrönten Häupter und Diplomaten würden für ihn noch weit ergiebiger seyn, als die Männer der Paulskirche, aber die Satyre wäre jetzt zu gefährlich und würde die Herren Verleger in Verlegenheit bringen. Moritz Hartmann hat demnach den gefährlichen und heutigen Tages wahrlich höchst unerquicklichen Boden der Politik verlassen und sich an der Hand seiner Muse ins friedliche Stillleben der Idylle zurückgezogen. Er singt:

> Glücklich in solcher Zeit, und dreimal glücklich ist Jeder,
> Dem ein Winkel gehört, dahin er vermag sich zu flüchten:
> Sey's ein Winkel, versteckt und vergessen im lieblichen Thalgrund,
> Fern dem Geräusche der Welt und nahe dem Rauschen der Quelle,
> Nahe dem Brausen des Hains und nahe dem Liede der Lerche,
> Wo er bald mit der Quelle, dem Hain und der Lerche sich Eins fühlt —
> Sey's ein Winkel in eigener Brust, ein Tuskulum, das stets
> Mit ihm ziehet und flieht — ja glücklicher ist er zu preisen.
> Denn die Natur, sie hat trotz Lerchen und Hainen und Quellen,
> Trotz Katarakten und See'n und Blumen und Leuchten der Gletscher
> Nichts so Schönes gemacht, als sich findet in jeglichem Herzen,
> Wenn nur selbst es versteht den eingeborenen Reichthum.
> Forsche nur Jeder genau und geh' er nur aus auf Entdeckung,
> Und er wird, deß bin ich gewiß, überrascht und erstaunt seyn
> Ueber den mächtigen Schatz von Schönheit und steter Erquickung,
> Welchen er unfruchtbar im eigenen Busen verscharrt trägt,
> Seit er wandelt im Thal der schmählich verleumdeten Erde.
> Glücklich ist der Poet; er sieht die traurigsten Zeiten
> Lagernd hinter dem Rosengebüsch im rosigsten Schimmer.
> Wenn's da draußen auch stürmt, vor Frost sich schütteln die Andern,
> Flieht er ins Rosengebüsch der hold ihn täuschenden Dichtung,
> So wie ich selber mich jetzt auch flüchte zur holden Idylle.
>
> Nennt ihn fühllos nicht und zeiht ihn nimmer der Selbstsucht,
> Sagt nicht, daß er sich feig entziehe den Leiden der Menschheit.
> Ach, er fühlt sie wie ihr und stärker vielleicht noch und herber;
> Doch es verletzt das Gefühl der Schönheit ihm, wenn er sieht, wie
> Ueberall Willkür herrscht und kleine gemeine Verfolgung,
> Wie ein jegliches Recht mit Füßen getreten, verhöhnt wird,
> Das geschrieb'ne sowohl, als das, so mit uns geboren;
> Wie die Lüge gewinnt ihr Spiel und Orgien feiert,
> Und sich im Siege berauscht, dem niedrigen Krämer vergleichbar,
> Der sich freut, daß so klug er auf dem Markte betrogen.
> Solche Zeit ist der häßlichste Tag der Geschichte — da ist sie,
> Wie es Dichter singt, der Gottheit lebendiges Kleid nicht,
> Dünger allein ist sie dann den Frühlingssaaten der Zukunft.

Die vorliegende Idylle schildert das Stillleben von zwei edeln Menschen, Adam und Eva, die sich, um den rauhen Kriegesstürmen zu entfliehen, in die Tiefe fast unzugänglicher Einsamkeit der böhmischen Wälder zurückgezogen, um dort zu verweilen, bis jene Stürme ausgetobt haben. Hier leben sie nun fern vom Gewühle der Welt, fern von den Leidenschaften und Thorheiten der Menschen, allein mit sich und mit der Natur. Der Dichter schildert die wechselnden Bilder einer schönen, von der menschlichen Hand noch unentweihten Waldeinsamkeit, eines harmlosen Gedankenverkehrs und einer kindlich reinen Gemüthswelt; er erhebt den Leser durch mancherlei Betrachtung und erfreut ihn durch eine reiche Galerie von poetischen Anschauungen. Ein so idyllisches Leben wäre geeignet, Nachahmung zu finden, und Mancher würde das unruhige und qualvolle Treiben großer Städte gerne für jenen Frieden hingeben, aber das bleibt nur ein frommer Wunsch und wir müssen uns vorläufig mit einem Traumbild des glücklichen Vergessens begnügen. Die Dichtung enthält viel Schönes und Treffliches und ihre Lectüre gewährt einen Genuß, der nur dadurch etwas verkümmert wird, daß die hexametrische Form, in welcher der Dichter sich bewegt, eben nicht sehr fließend und nicht klassisch ist und durch die allzuhäufige Anwendung von Spondeen und den unrichtigen Gebrauch von Längen und Kürzen sehr beeinträchtigt wird. — Wir machen die Freunde des Verfassers der Reimchronik auf dieß aus sieben Gesängen bestehende Idyll, das in der Verlagshandlung von Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig erschienen ist, aufmerksam. Wird es auch kein so großes Aufsehen machen, wie die Reimchronik, so ist es doch geeignet, dem harmlosen Leser ein Stündchen der unerquicklichen Gegenwart zu erheitern.

Die „Geschichte des deutschen Volkes“ von Heribert Rau ist ein Volksbuch und, wie auf dem Titel bemerkt, für das Volk geschrieben. Man wird demnach hier weder gelehrte Forschungen und neue Anschauungen, weder wissenschaftliche Begründung, noch ausführliche Darlegung suchen dürfen. Der Verf. will sein Scherflein beitragen zur Verbreitung der deutschen Geschichtskenntniß unter dem Volke. Er verweis't mit Recht auf den Uebelstand, daß ihre Geschichtskenntniß früher die deutsche Jugend der unteren Stände lediglich aus dem alten Testamente schöpfen mußte, während dagegen auf gelehrten Schulen die Griechen und Römer dominirten, und man der vaterländischen Geschichte kaum Erwähnung that. Was liegt uns aber näher als das Wohl und Wehe der eigenen Nation? Die Kenntniß unserer eigenen Geschichte muß zu einer der Grundlagen der Volksbildung gemacht werden, wofern die politische Ausbildung eine Wahrheit werden soll. Der Verfasser sagt: „Eine allgemeine Kenntniß der deutschen Geschichte im deutschen Volke verbreiten zu helfen, ist die Aufgabe des vorliegenden Werkchens, das darum auch — alles Unwesentliche bei Seite lassend — nur in flüchtigen, aber kräftigen Zügen ein für alle Stände leicht erkennbares Bild der deutschen Nation von ihrem Auftreten bis auf die Gegenwart entwerfen wird.“ — Heribert Rau hat die angedeutete Aufgabe sehr befriedigend gelös't, indem er die wich-

tigsten Ereignisse und Entwickelungsmomente nicht nur klar und lebendig erzählt und geschildert, sondern auch durch eine freisinnige Auffassung das Volk auf Dasjenige, was ihm Noth thut und was noch zu erstreben ist, hingewiesen hat. Die gefällige Ausstattung und der verhältnißmäßig sehr billige Preis werden dazu beitragen, dem genannten Buche eine weite Verbreitung unter dem Volke zu verschaffen. W.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Es hat den Anschein, daß unser zweiter Theater-Maskenball sehr belebt werden wird. Die Veranstalter sind dießmal dem Publikum entgegengekommen und Tombola oder Glücksurne, komische lebende Bilder, und vor Allem die Preisvertheilung an die schönste oder originellste Maske werden anzuziehen nicht verfehlen. Möge nun das Publikum seinerseits jene unbefangene, dem unverkümmerten Genuß des heitern Augenblicks sich gern und ohne Rückhalt hingebende Lebenslust mitbringen und ein Stück jenes unverwüstlichen Humors, der seine Lieblinge selbst in trüber Stunde nicht verläßt. In den stürmischen Septembertagen von 1793 mußte ein Franzose die Guillotine besteigen. Dort angelangt, warf er eine Rose unter die Zuschauer, indem er ausrief: „a la plus belle!" Da ist es noch der Mühe werth, Humor zu haben. Wie gesagt, nur ein kleines Stückchen davon für uns, und unser zweiter Maskenball wird ein erster dem Range nach werden.

Nachdem der erste Band der bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erscheinenden „Gesammelten Erzählungen von W. O. von Horn" sich vorherrschend auf dem Gebiete der Dorfgeschichte bewegt und uns hier sehr Anziehendes gebracht hat, gehört der zweite mehr dem Historisch-Romantischen an und enthält aus diesem Bereiche einige jener beliebten Novellen, die in frühern Jahrgängen der Didaskalia unsern Lesern mitgetheilt wurden, wie „die Nacht von Bingen", „die Meergeusen" u. a. Interessante Verwickelung, anziehende Charaktere, die Mitempfindung lebhaft in Anspruch nehmende Situationen und ganz besonders der Reiz einer gemüthlichen Darstellung sind Vorzüge, die der genannten Sammlung in allen Lesezirkeln und Leihbibliotheken eine freundliche Aufnahme sichern. Außerdem finden wir in diesem Bande auch eine der gelungensten Dorfgeschichten, „der gespenstige Stollen". Der dritte Band der Sammlung ist bereits unter der Presse und wird den Freunden unseres beliebten Erzählers demnächst dargereicht werden.

Der „Globe" spricht Besorgnisse über die Festigkeit des Krystallpalastes im Hyde-Park aus. Die eisernen Bögen und Balken des Gebäudes sind zwar sämmtlich den stärksten Gewichtsproben unterworfen worden, aber man hat vergessen, die Lasten des beweglichen Menschenstromes zu berechnen, welche sie zu tragen haben werden. Wird darauf nicht Rücksicht genommen, so könnte sich die Katastrophe der Hängebrücke von Angers in entsetzlicher Vergrößerung zu London wiederholen. Die unabsehbare Reihe der eisernen Säulen (sie sind hohl, um ihnen bei gleicher Masse die größte Tragfähigkeit zu geben) gewährt einen imposanten Anblick; keine einzige weicht auch nur um einen Zoll von der lothrechten Linie ab. Gerüste waren bei der Aufführung des Gebäudes nicht nöthig; ein Säulenpaar mit seinem eisernen Bindebalken diente als solches für die Errichtung des nächstfolgenden. In dem Querschiffe sind die schönsten Bäume des Parks an dieser Stelle erhalten und mit einer Glaskuppel überdacht. John Bull wollte sie nicht missen und so ließ man sie stehen, obgleich der Plan des Gebäudes darnach etwas verändert werden mußte. Die Freiheitsbäume — bemerkte Professor Cowper, der neulich in dem Krystallpalast eine Vorlesung hielt — sind anderswo verdorrt, gefällt; unsere Freiheiten sind frisch und kräftig, wie jene Bäume, über ihnen wölbt sich das schützende Dach der britischen Constitution. Wer die Ausstellung besuchen will, thut übrigens wohl daran, sich bei Zeiten nach einer Wohnung umzusehen, wobei er sich nicht auf die Stadt zu beschränken braucht, da die Eisenbahnen ihn auch aus weiteren Entfernungen von der schönen Umgegend Londons wohl gegen ein sehr mäßiges Abonnement täglich zur Stadt und zurückführen werden. Eine Gesellschaft von hundert Amerikanern will es sich in dieser Hinsicht bequemer machen und ihre eigene Wohnung mitbringen, d. h. ein stattliches Schiff, das sie für 25,000 Dollars gemiethet haben, und in dem sie in der Themse ihre Wohnung aufschlagen und glänzende Feste geben wollen.

Unlängst wurde einem Reisenden in einem der ersten Gasthöfe Londons der Koffer ausgeplündert. Man hatte gar keine Spur, welche auf den Thäter hinweisen konnte, und alle Nachforschungen führten zu nichts. Der Beamte verließ das Zimmer wieder. Beim Hinausgehen erregt, ein Nichts möchte man sagen, seine Aufmerksamkeit: ein Hemdenknopf. Den nimmt er mit, vergleicht ihn aber stillschweigend mit den Knöpfen an den Hemden, welche noch im Koffer liegen, und findet, daß er mit denselben keine Aehnlichkeit hat. Er gehörte also anders wohin. Aber wohin? Der Beamte treibt sich scheinbar ganz absichtslos den Tag über vor dem Gasthofe umher, er beobachtet nur die Hemden aller Aus- und Eingehenden mit einem wahren Adlerblick. Lange ergab sich nichts Verdächtiges. Aber nach fünf oder sechs Stunden geht einer der im Hotel beschäftigten Dienstboten aus der Thüre, und diesem fehlt ein Knopf an der Handmanschette. Der im Zimmer des Beraubten gefundene Knopf entspricht den übrigen am Hemde des Dieners, man untersucht dessen Zimmer, findet die gestohlenen Sachen wohl verwahrt und die Sache geht nun vor den Gerichten ihren Gang. Der Dieb ist überwiesen und hat bereits eingestanden.

(Zittau, 28. Jan.) Im Jahre 1841 ward ein hiesiger sehr achtbarer Kaufmann durch die damalige Geschäftsstockung genöthigt, seine Zahlungen einzustellen, und konnte seinen Gläubigern, obgleich er Alles hergab, nur 80 Prozent gewähren, wo mit sie sich jedoch sämmtlich für immer befriedigt erklärten. Vor einigen Tagen hat nun dieser Ehrenmann, der seit jener Zeit in einem hiesigen Handlungshause konditionirte, aus eigenem Antriebe seinen überraschten Gläubigern die fehlenden 20 Proz. nachgezahlt. Durch Ersparnisse von seinem Gehalte und mit Hülfe einer kleinen Erbschaft, die ihm kürzlich zugefallen, war es ihm gelungen, die zur Nachzahlung erforderliche Summe zusammenzubringen. Wir glauben um so mehr, eine so rechtschaffene Handlungsweise veröffentlichen zu müssen, je seltener leider heutzutage dergleichen Fälle vorkommen.

Ein Weber im Würtembergischen hat eine entsetzliche Entdeckung gemacht, durch ganz besondere Connexionen nämlich erfahren, daß nicht nur die Hölle so voll ist, daß keine Seele mehr darin aufgenommen werden kann, sondern sogar auch der Himmel für einige Zeit zugeschlossen ist, so daß die armen Seelen der jetzt Sterbenden in der Luft herumschweben oder gar in andere Menschen fahren müssen, wo sie natürlich mit der da heimischen Seele in unangenehme Berührung und deßhalb in Zank und Streit kommen. Namentlich auf junge Mädchen sollen es

diese ruhelosen Seelen abgesehen haben. Die löbliche Polizei hat dem Weber zwar seinen Glauben nicht nehmen können, aber die Betstunden, die er namentlich mit solchen unglücklichen Mädchen hielt, untersagt.

In Schwyz spürte man den 5. Febr., ungefähr 20 Minuten vor 11 Uhr, einen bedeutenden Erdstoß. Ein warmer Regen war in der Nacht vorausgegangen und den ganzen Tag herrschte beinahe Frühlingstemperatur.

Wenn Justus Liebig's Behauptung, daß man den Culturzustand eines Volks nach seinem Seifenverbrauch bemessen kann, richtig ist, dann stehen die Engländer in der That auf der höchsten Stufe der Bildung unter allen Nationen. Großbritannien und Irland haben im Laufe des letzten Jahrs nicht weniger als 1,634,919½ Centner Seife verbraucht. In Irland aber treffen auf jeden Einwohner durchschnittlich vier, in England sieben Pfd. Seife.

In London beschäftigt sich die Spekulation bereits mit den schmutzigen Stiefeln der zu erwartenden Industrieausstellungsgäste. Ein Comité hat sich gebildet, welches eine Stiefelreinigungsbrigade mit allen Wichs- und Bürstenapparaten ausrüsten will. Diese Brigade soll aus den talentvollsten Jungen der Lumpenschulen gebildet werden und unter Aufsicht der Polizei stehen. — Ein anderes Comité hat es sich zur Aufgabe gemacht, ein Regiment von sprachkundigen Lohnbedienten anzuwerben. Aufforderungen an dienstwillige Subjekte sollen in allen Weltgegenden erlassen werden. Sehr bedenklich ist es, daß in dem projectirten Programme die „preußische" und die „deutsche" Sprache getrennte Rubriken einnehmen.

In der Nachlassenschaft des französischen Generals Lapoype hat man zwei Briefe Napoleons vorgefunden, die er an den General geschrieben, als er noch Unterlieutenant war. In einem derselben bittet ihn Napoleon, ihm eine Anstellung bei der Expedition zu verschaffen, die man damals nach Indien zu schicken die Absicht hatte.

Man schreibt aus Düsseldorf vom 2. Febr.: Erfreulich war es, in diesen Tagen zu sehen, wie von allen Seiten unseres industriereichen Bezirks die Beiträge zur großen Londoner Industrieausstellung zusammenströmten. Schon in den ersten Tagen der Woche werden dieselben nach England verladen werden. Unter andern Gegenständen hebt man hervor einen Sammt-Teppich des Hrn. Diergardt aus Viersen; derselbe soll das große englische Wappen eingewirkt enthalten und 3—4000 Thaler kosten.

Vom Haardtgebirge wird der „Speyr. Ztg." berichtet: „Das Conventikelwesen, oder vielmehr Unwesen, greift in neuerer Zeit in einigen Gemeinden unserer Gegend auf eine Art und Weise um sich, daß es die allgemeine Aufmerksamkeit in hohem Grade um so mehr erregt, als diesen Versammlungen, die oft bis spät in die Nacht dauern und selbst in einsam stehenden von den Gemeinden weit abgelegenen Häusern abgehalten werden, nicht allein Männer und Frauen, sondern auch junge Burschen und Mädchen beiwohnen, und die Folgen solchen Unwesens in geistiger und sittlicher Beziehung mehr als zur Genüge bekannt sind. Wir würden weniger Gewicht auf ein derartiges Treiben legen, d. h. es hier nicht öffentlich besprechen wollen, wenn in solchen Fällen die positiv sich aussprechenden Gesetze nicht zu schlafen schienen, während sie bei ähnlichen Vorkommnissen nach anderer Richtung mehr als wachsam sich zeigen, obschon letztern in ihren Folgen sehr oft eine viel geringere Bedeutung zuzumessen ist, und wenn nicht gerade die Leiter und Beförderer derartigen Unwesens es wären, welche am meisten über die überhand nehmende Mißachtung der Gesetze und über die um sich greifende Sittenverderbniß schrieen. Allein wir fragen: wie kann vor dem Volke die Achtung vor den Gesetzen befördert werden, wenn man deren Mißachtung so offen zur Schau trägt? Oder sollen die Gesetze vielleicht nur nach einer Seite hin Bedeutung haben?" —

Korrespondenz.

Dresden, 6. Februar.

Für die armen Abgebrannten in dem Gebirgsstädtchen Oberwiesenthal gibt sich hier eine außerordentliche Theilnahme kund. Außer den eigentlichen Sammlungen fanden bereits mehrere Konzerte statt und die königl. Kapelle wird mit einem solchen ebenfalls nicht zurückbleiben. Zu gleichem Zwecke las ein hiesiger sehr geachteter Schriftsteller, Dr. Julius Hammer, der auch als geistvoller Vorleser einen Ruf hat, vor einem gewählten Publikum den „Kaufmann von Venedig." — Auf der Hofbühne, wo gegenwärtig neben Mad. de la Grange aus Berlin auch eine ungarische Musikgesellschaft großen Beifall erntet, fand kürzlich die erste Aufführung von Mosenthal's: „Ein deutsches Dichterleben" statt, ohne indessen sonderliches Wohlgefallen zu gewähren, so trefflich auch im Ganzen und Einzelnen gespielt wurde. Namentlich glänzten in der Darstellung Hr. Emil Devrient, Frau Bayer-Bürck und Fräul. Wilhelmi; doch wurden auch die Leistungen der Herren Eduard Devrient und Porth mit Recht dankbar anerkannt. — Auf dem zweiten Theater, das unter der wackern Direktion von Fr. Mathes einen neuen Aufschwung genommen, spricht die Zauberposse: „Ein Prophet" so an, daß sie in kurzer Zeit sechs Mal wiederholt werden konnte. Ihr Verfasser ist unser vortrefflicher Komiker, Hr. Gustav Räder an der k. Bühne, dessen „Weltumsegler wider Willen" und „Artesischer Brunnen" längst auf allen Theatern heimisch sind. Bei der hiesigen Aufführung thun sich besonders die Herren Christl als Schneider Johann Muckebold und Neumann als Graf Oberfaul hervor. Die Posse geht gut zusammen und hat außer vielen komischen Situationen und drolligen Einfällen auch hübsche Gesangsnummern. Ein neues Stück von Fr. Lubojatzky wird zur Aufführung vorbereitet. — Von sonstigen Kunstgenüssen sey noch das Konzert rühmlich erwähnt, welches die Harfenvirtuosin Fräul. Rosalie Spohr vorige Woche gab. Der Pianist Karl Mayer wird sich nächsten Sonnabend, unterstützt von dem Konzertmeister Franz Schubert, hören lassen. Der letztgenannte Geigenvirtuos, von dessen Kunstreise ich schon früher Mittheilung gemacht, gedenkt außer Berlin auch Breslau, Prag und Wien zu besuchen. — Von literarischen Gästen verweilt jetzt die Lyrikerin Betty Paoli hier, um den Winter in Dresden zuzubringen.

Theater-Anzeige.

Montag, 10. Febr. Zweiter und vorletzter Maskenball im Stadttheater, verbunden mit einer Preisvertheilung für die schönste oder originellste Maske. Der Preis ist ein Parterre-Abonnement, für ein Jahr gültig. Ferner mit einer Tombola (Glücksurne), enthaltend 12 werthvolle und 3 scherzhafte Gewinne, wozu die Loose mit den Logen- und Saalkarten gratis ausgegeben werden. — In den Zwischenpausen komische lebende Bilder.

Dienstag, 11. Februar. Der Kaufmann, Schauspiel in 5 Aufzügen von R. Benedix.

Mittwoch, 12. Febr. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt und zum ersten Male): Hernani, lyrische Oper in 3 Abth. (1) Der Bandit. — 2) Das Gastrecht. — 3) Die Kaisergruft zu Aachen) aus dem Italienischen, Musik von Verdy. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 36. Dienstag, den 11. Februar 1831.

Der Heimathlose.

Eine Erzählung aus der Neuzeit von G. Kautz.

1.

Die Saison in dem heißen Sommer des Jahres 182* war für den Badeort W. eine außerordentlich günstige. Nicht allein alle Gegenden Deutschlands, sondern auch die meisten Theile der civilisirten Welt hatten ihre Repräsentanten gesendet. Interessant war daher das Schauspiel, welches die promenirende Menge des Morgens und Abends in den herrlichen Anlagen um den Kursaal bot. Von fremden Nationen waren vornehmlich da zu sehen wortkarge Söhne und Töchter Albions, mehr durch die Schönheit der Gegend, als durch die Heilquellen angelockt, dann muntere, gesprächige Franzosen und Französinnen, nach der neuesten Pariser Mode gekleidet und häufig am grünen Tische erscheinend, ferner bärtige Russen, einzeln und mit Familie, welche ihre Revenüen zum Theil unter einem milderen Himmel verzehren wollten, endlich einige rechnende Nordamerikaner, die beinahe jede Phrase mit „I calculate" begannen, und die sich bei jedem Glase Wein, das sie tranken, Gedanken darüber machten, wie viel wohl die Ohm dieses edeln Rebensaftes im Ankaufe gekostet haben dürfte. Charakteristisch für letztere war weiter noch ihre große Neigung, den Yankee-Duddle pfeifend zum Besten zu geben, oder mit ihren Taschenmessern die Tische, Stühle und Bänke zu zerschnitzeln.

Ein herrlicher Junimorgen lagerte über der reizenden Landschaft. In der Luft, welche blau und rein und von tausend Düften geschwängert war, herrschte jene Ruhe, die für das stille, selbst beschauliche Nachdenken an einem einsamen, schattigen Orte so überaus günstig ist. Es ist aber freilich eine schlimme Sache mit diesem stillen, selbstbeschaulichen Nachdenken, wenn die Tage der Vergangenheit uns gleich freundlichen Himmelslichtern nur aus weiter Ferne noch in das Düster der Gegenwart hineinleuchten, und wenn uns beim Gedanken an die Zukunft so bange wird. In einer solchen Seelenstimmung mochte sich etwa die junge Dame befinden, die an dem erwähnten Morgen in dem Garten eines hübschen Landhauses in einer mit Rosenstöcken und Fliederbüschen gebildeten Laube auf einem kleinen Sopha ruhte. Ein unaussprechlicher Zauber war über die liebliche Erscheinung in ihrer halb sitzenden, halb liegenden Stellung ausgegossen. Rabenschwarze Locken, auf der weißen Stirne gescheitelt, umwallten den blendenden Nacken. Das Madonnaköpfchen stützte sich auf die zarte, linke Hand, während die rechte, an deren Finger zwei kostbare Diamanten blitzten, unbeweglich auf dem sanft gewölbten Schooße lag. Die niedlichen Füßchen umhüllten Pantoffeln von Goldbrocat, wie sie im Orient und in manchen Gegenden des südlichen Europa's getragen werden. Schauen wir dem holden Wesen ins zwar blasse, aber wunderbar einnehmende Antlitz, so begegnen wir dem Blicke großer, dunkler Augen, deren Glanz aber durch zwei eben erst zerdrückte Thränen der Wehmuth getrübt wird. Welcher Kummer oder welches Leid preßte wohl dieser Frau die krystallhellen Tröpflein in die Winkel der holden Augensterne? Geduld! Sie öffnet eben ein wenig die Lippen — ja, sie wird sprechen, sie wird den drückenden Gefühlen, die ihre Brust bewegen, Worte verleihen, um ihr Herz zu erleichtern; wir aber wollen lauschen, was sie sagt, damit wir erfahren, von welchem Seelenschmerz sie gequält wird.

„Rein, wie das Gefieder der Schwäne, die sich draußen auf dem ruhigen Gewässer des Teiches am Kursaale wiegen," lispelte sie in der melodischen Sprache Italiens, „war meine Seele und mein Herz, als ich Arthur kennen lernte, Arthur, der mich mit der unwiderstehlichen Gewalt seiner braunen, brennenden Augen und seiner sonoren männlichen Stimme, bei deren Klang ich stets so süß erbebte und noch erbebe, in einen Zauberkreis der Liebe bannte, dem zu entfliehen ich nie die Kraft hatte. Ich, die Tochter des zwar armen, aber rechtschaffenen Gärtners Lorenzo Beati von Nizza, trug, kaum sechzehn Jahre zählend, duftende Blumen, in den hellen und frischen Farben des Südens prangend, in die Häuser der fremdländischen, reichen Herrschaften. Wie manchmal trat mir damals die Röthe der Unschuld ins Gesicht, wenn mich artige Männer und Jünglinge versicherten, ich sey schöner als all' diese Blumen. Doch der Friede meines Herzens ward nicht gestört; in holder Ruhe lächelte mir die ganze Welt entgegen, und mein Gemüth war stets so heiter, wie der milde, blaue Himmel, der sich über meiner Vaterstadt wölbt. Ach, da kam eines Tages Arthur in den Garten meines Vaters. Er stand so plötzlich vor mir, als wenn er der Erde entstiegen wäre. Was er damals zu mir sagte, ich weiß es nicht mehr, weil ich ihn nur halb verstand, da er als Engländer nur gebrochen italienisch redete; aber das wird mir ewig unvergeßlich seyn, wie der Blitz seines Auges in mein jungfräuliches Herz schlug und zündete." — — —

Die schöne Frau legte bei diesen Worten die Hand auf den Busen, als wolle sie das da drinnen lodernde Feuer dämpfen oder beschwören. Dann fuhr sie, wie wenn sie leise betete, das schöne Gesicht zum blauen Himmel gewandt, fort:

„Ja, Dir dort oben auf dem Sternenthrone ist es bekannt, wie meine Tugend vergeblich kämpfte, wie sie unterlag, wie ich, dem Vaterhause den Rücken kehrend, zuletzt mit Arthur hierher floh, weil er mir versprochen hatte, sich in Deutschland mit mir für ewig am Altare des Herrn zu verbinden. Nun wohne ich schon fast drei Jahre in W., seit vierzehn Tagen ist er wieder aus England zurück, ich werde zum zweiten Male Mutter, und

noch macht er keine Anstalten, sein Versprechen zu erfüllen. Kann er vielleicht nicht? Möglich; weiß ich bis jetzt ja nicht einmal seinen wahren Namen." — — —

In diesem Moment trat ein reichgekleideter, stattlicher Mann, der etwa in einem Alter von achtundzwanzig Jahren stehen mochte, aus der Thüre des Landhauses und näherte sich dem Ruheplatze der jungen Dame. Es war Arthur. Sein Wuchs war kräftig und vom schönsten Ebenmaße, und alle seine Bewegungen zeugten von Kraft. Die geistreichen, aber ernsten Züge des regelmäßig gebildeten Gesichts ließen auf einen hohen Grad von Verstand und Muth schließen.

„Bleib' ruhig, meine liebe Floretta!" sagte er in sanftem, bittenden Tone, als er bemerkte, daß sich die Angeredete vom Sopha erheben wollte, „bleib' ruhig, Dein Arthur kommt, um ein Stündchen mit Dir zu plaudern."

Völlig herangetreten, ergriff er Floretta's weiche Hand, schaute ihr prüfend ins Gesicht und fuhr fort:

„Du hast Deine trübe Stunde wieder, meine Süße! Ist's nicht so?"

„Ja, Arthur!" versetzte die Gefragte seufzend, „ja, Arthur, ich leugne es nicht, unser sündhaftes Verhältniß macht mir täglich mehr Kummer. Du kannst mir's nicht verdenken. Heimath, Eltern und Geschwister hab' ich verlassen und bin Dir gefolgt in dieses fremde, kühle Land; Alles, was ein Weib zu geben vermag, hab' ich Dir geopfert. Das zweite Pfand Deiner Liebe trag' ich bereits unter meinem Herzen, und droben schlummert der kleine Arthur und ahnet nicht, daß er ein Bastard ist. Wo ist der Priester, der unsern Bund einsegnet?"

„Hab' doch nur Geduld, meine Theure!" tröstete Arthur, indem er Floretta einen Kuß auf die rosigen Lippen drückte. „Es gibt Hindernisse im Leben, die sich nicht so leicht beseitigen lassen. Ich kann und darf Dir nicht Alles sagen."

„Ich Unglückliche!" rief Floretta aus. „Dieser Umstand ist's gerade, der mich am meisten ängstigt. Ich kenne weder Deinen Familiennamen, noch den Rang, den Du in der Welt einnimmst, und weiß nur, daß Du reich, sehr reich bist. Vielleicht macht die undurchbrechbare Scheidewand, die in Deiner hohen, vornehmen Geburt besteht, unsere gesetzliche Verbindung für immer unmöglich. O, ich Unglückliche!"

Eine Thräne rollte über Floretta's Wangen und fiel auf ihre weiße Hand. Schweigend und gerührt küßte Arthur das Tröpflein hinweg.

„Beruhige Dich, liebe Seele!" sagte er, eine heitere Miene annehmend, „in jetziger Zeit gibt es keine undurchbrechbare Scheidewände mehr. Doch lass' uns jetzt von etwas Anderm, etwa von Badeneuigkeiten reden! Das ist besser, wie diese trübseligen Grübeleien. Bei meinem heutigen Spaziergange hörte ich eine ganz famose Geschichte, die ich Dir jetzt erzählen will. In den Anlagen begegnete mir der Amerikaner, der vor einigen Tagen in Gedanken mein Spazierstöckchen zerschnitzelte, was Dich so sehr gaudirte. Kaum ward dieser schnitzelnde und tabakkauende Gentleman meiner ansichtig, als er sich mir rasch näherte und mich ohne zu grüßen folgendermaßen anredete: „Ich will zum Dutschman werden, Sir! wenn der Franzose, der braune Marquis, nicht der resoluteste Kerl unter der Sonne ist. Macht mir nichts dir nichts der schönen, runden, polnischen Gräfin, der Gemahlin des russischen Generals Brakowitsch, den Hof und wird nicht zurückgewiesen. So großes Wohlgefallen nun auch die dralle, frische Polin an ihrem munteren Anbeter haben mochte, der eisgraue Brummbär von Gemahl nimmt, als er hinter die saubere Geschichte kommt, keine Rücksicht auf die Neigung seiner besseren Hälfte, sperrt dieselbe sofort ein, stellt dann den Marquis zur Rede, der Marquis wird hitzig, der Russe auch, und gestern Abend endigt die Sache mit einem Pistolenduell, in Folge dessen der General jetzt schwer verwundet darnieder liegt, während sein Gegner nächtlicher Weile in Gesellschaft seiner Geliebten die Platte putzte. 'S ist ein famoser Kerl, der braune Marquis — etwa nicht, Sir? He?" Ich that, als wenn ich die nämliche Meinung hätte, worauf mich der Yankee in Ruhe ließ."

(Fortsetzung folgt.)

Die Wöhlerstiftung.

† Frankfurt, 4. Febr. Ihr geschätztes Blatt sowie das Journal hat seit ungefähr einem Jahre schon mehrmals Aufsätzen seine Spalten geöffnet, welche des raschen Ablebens Dr. Wöhler's, des geschätzten Präsidenten der „Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften" gedachten und die Wirksamkeit des Erblichenen zur Sprache brachten.

Erlauben Sie mir, zu dem Monumente, das sich der Verstorbene in dem Herzen seiner Mitbürger gründete, noch einen weiteren Stein beizutragen, indem ich einer Stiftung Erwähnung thue, die seinen Namen trägt, die seiner Humanität den Ursprung verdankt: der Wöhlerstiftung. Bei der im Jahre 1846 stattgehabten Jubelfeier des Verstorbenen wurde von den Mitgliedern oben gedachten Vereines eine Stiftung gegründet, deren Programm war: „Talentvollen und strebsamen Söhnen hiesiger unbemittelter Staatsangehörigen, ohne Unterschied des Glaubens, die Mittel zu gewähren, um sich zu tüchtigen Handwerkern, Kaufleuten und höheren Technikern auszubilden." Der Zweck dieser Stiftung war also mit einem Worte der, einen Fond für Stipendien zu bilden, wie solche für andere Berufszweige vom Wohlthätigkeitssinne der Frankfurter in reichlichem Maße schon ins Leben gerufen sind. Ich brauche es der aufgeweckten Einwohnerschaft einer Handelsstadt wie Frankfurt gegenüber wohl nicht auseinanderzusetzen, wie dankbar, ja selbst nothwendig das Vorhandenseyn eines solchen Fonds ist; wie manches Talent verkümmern muß, ausartet oder zu Grunde geht, weil ihm eben einmal die leidige Materie abgeht, ohne die selbst das Lernen unmöglich ist; ich brauche nur auf die Weltindustrieausstellung hinzudeuten, um zu beweisen, welchen Standpunkt Technik, Handel und Wandel heutzutage einnehmen, um kecklich sagen zu können: Industrie und Handel sind heutzutage dem Wohle der Menschheit eben so nöthig, als Medizin, Philosophie, Theologie und Jurisprudenz. Die Mittel, welche der freigebige Menschenfreund dem Gemeinwohle bestimmt hat, werden nicht minder reiche Zinsen tragen, wenn er einen Theil davon zu Zwecken verwendet, wie sie im Sinn der Wöhlerstiftung liegen. Es sind seit einigen Jahren Tausende von Gulden hingeflossen, um das Elend zu mildern, das unsere politischen Zustände hervorgerufen haben; nie versiegt sind die hiesigen Quellen der Mildthätigkeit, wenn es galt, auswärtige oder heimische Thränen zu trocknen; jetzt sind diese Quellen weniger auf diese traurige Weise in Anspruch genommen, jetzt ist der wichtige Zeitpunkt gekommen, Euch, Bürger! aufzufordern, ein Scherflein einer Stiftung mitzutheilen, die das sociale Wohl Eurer Mitbürger, das Wohl und den Glanz Eurer Stadt selbst im Auge hat! Eure Schulen, Eure Stiftungen sind es, die schon so manchen bedeutenden Kopf ausgebildet, der seiner Mutterstadt weithin Ehre gebracht; nun wohlan denn, Ihr Männer, die Ihr schon so viel für Eure Stadt gethan und vielleicht noch zu thun gedenket, traget dazu bei, Euren jungen strebsamen Mitbürgern Mittel zur Ausbildung an die Hand zu geben, deren Früchte nicht allein Ehre bringend, sondern auch von unmittelbarem materiellem Vortheile seyn werden; lasset den Keim, den der selige Wöhler gelegt und den die rauhen Stürme der Zeit noch unscheinbar gelassen, unter dem erwärmen-

den Einflusse Eures Wohlthätigkeitssinnes rasch zum Früchte tragenden Baume emporreifen, und seyd überzeugt, es wird keine — Treibhauspflanze geben! —

Noch Einiges aus den Frag- und Anzeigungs-Nachrichten von Frankfurt a. M.

(1802 bis 1811.)

Den 4. November 1803.

Französisches - Schauspiel.

Heute wird von der französischen Schauspielergesellschaft aufgeführet: Das Unglückskind oder die stummen Verliebten. Ein zauberisches Melodrama in 4 Aufzügen mit Ballets von Furien mit brennenden Fackeln, Tänze von Mohren, Kämpfe rc.

Den 7. Februar 1804.

So eben ist erschienen und bei dem Buchdrucker J. L. Heller auf dem Wollgraben für 6 kr. zu haben:

„Herzliche Vorschläge an alle meine geliebte Mitbürger, wie „in unserer guten Vaterstadt Frankfurt am Main eine „Brandassekuranzkasse zu errichten wäre, wodurch alle in „dieser Stadt und in Sachsenhausen befindliche Gebäude „mit geringen Kosten, die ein jeder Eigenthümer leicht bestreiten kann, könnte versichert werden."

„Entworfen von A. A. —" (im Jahre 1810 wurde die Feuerversicherung hier errichtet).

Zu mehrerer Bequemlichkeit ist diese Schrift auch um obigen Preiß bei Hrn. P. J. Döring in der großen Sandgasse zu bekommen.

Den 31. März 1804.

Mit Hochobrigkeitlich gnädigster Erlaubniß, wird der Bauchredner Fitz James nächsten Oster-Montag im Saal des großen rothen Hauses seine Vorstellungen beginnen, und auf Begehren verschiedener Hiesigen Gesellschaften, die verschiedenen Abweichungen der menschlichen Stimme, so wie solche in den Werken des Abts de la Chapelle, Mitglieds der Wissenschaften-Academie beschrieben sind, zu repräsentiren die Ehre haben; Er wird in einer Nachahmungs-Scene der mannichfaltigen menschlichen Leidenschaften 40mal seine Character-Figur verändern, vorher aber als „Dorfzahnarzt" verschiedene Personen vorstellen; darauf die „Volksversammlung von Nanterre", Scene, in welcher 20 verschiedene Stimmen nachgeahmt werden, geben, und mit einer Vorstellung „der Wette des Freudenbruders" endigen. Der Anfang ist präcis 7 und das Ende 9 Uhr Abends. Der Eingangspreis ist 1 Gulden pr. Person. Diejenigen resp. Kunstliebhaber, welche sich Plätze vorbehalten wollen, belieben sich deßfalls in den 2 rothen Schwerdtern Zimmer Nro. 7. von Morgens 9 bis Nachmittags 2 Uhr zu melden.

Den 13. September 1804.

Da mit der Demolirung der Hiesigen Vestungswerken nächstkommenden Montag den 17ten dieses Monats der Anfang gemacht werden soll; als wird hiermit bekannt gemacht, daß diejenigen Arbeiter, welche dabey als Taglöhner gegen einen Taglohn von 28 kr. angestellt werden möchten, sich künftigen Mittwoch, Donnerstag, Freytag und Samstag Morgens von 9 bis 12 Uhr bey unterzogenem Amte zu melden haben.

Frankfurt den 10ten September 1804.

Bau - Amt.

Den 20. December 1805.

Demnach die hiesige Judenschaft den von Einem Hoch-Edlen Rath an die gesammte Bürger- und Einwohnerschaft geschehenen, und von den Löbl. Bürgerl. Quartieren bisher so rühmlichst aufgenommenen Aufruf zu mitwürkender Festungs-Demolirung ebenfalls zu befolgen sich bereitwillig gefunden hat und derselben der Wall vom Allerheiligenthor bis zur Hälfte des nach dem Neuenthor nächststehenden Bollwerks zum Abwurf angewiesen worden ist, so wird dieses dem Publico hiermit zur Nachricht gegeben, zugleich aber auch vorzüglich die muthwillige Jugend, welche solches patriotische Unternehmen zu beunruhigen hoffentlich nur allein fähig seyn mögte, für unausbleiblich auf dieses Vergehen erfolgen müssende ernstliche Strafe gewarnet.

Frankfurt den 13ten December 1805.

Bau - Amt.

Freytag, den 1. Januar 1808.

Einer Hochfürstl. Primatischen Verordnung zufolge, wird mit dem neuen Jahr eine Stempeltaxe mit 30. kr. auf diese Intelligenzblätter eingeführt, und also der Preiß derselben um so viel erhöhet und fl. 2. 30 kr. fürs ganze und fl. 1. 15 kr. fürs halbe Jahr entrichtet.

Frankfurt, den 26sten December 1807.

Intelligenz-Comtoir.

Mannichfaltigkeiten.

(Meteorologisches.) Die beispiellose Milde unsers jetzigen Winters bringt die eigenthümlichsten Erscheinungen hervor. In Nottinghamshire hat man im Januar einen wilden Vogel mit vier Eiern im Nest gefunden. Von der Insel Wight wird geschrieben: Die Bäume bei uns haben Knospen und Blüthen, die Ufer sind bedeckt mit Schlüsselblümchen, die Rüben schießen in Saat, die Vögel sind voller Gesang, während die Gänseblümchen die Wiesen schmücken und die Felder so fröhlich aussehen wie im Mai.

(Oesterreichisches Recht.) Das „Giornale di Gorizia" hat manchen harten Strauß mit den politischen und gerichtlichen Behörden zu bestehen. Die „Haupturfache", weßhalb das Giornale di Gorizia „gerichtlich" verfolgt wird, ist sehr beachtenswerth. Sie besteht darin, daß es zu verschiedenen Malen an der Spitze des Blattes mehrere Paragraphen der Verfassung mit der vorausgeschickten Bemerkung abdruckte: „Es sey angemessen, daß die Bürger folgende Paragraphen immer unter den Augen haben."

(Solothurn.) In Balsthal wurde jüngst ein kinderloses, abergläubisches Ehepaar von zwei fremden Weibspersonen auf etwas theure Weise zum Besten gehalten. Diese schwatzten ihm nämlich vor, es liege in dessen Hause seit der Revolution ein Geldschatz verborgen; um aber denselben heben zu können, bedürfe es einer großen Summe Geldes. Das Ehepaar gab, was es hatte, nebst Geld und Kostbarkeiten auch die besten Kleider. Der Morgen war bestimmt, an welchem der Schatz gehoben werden sollte, er kam, aber die schlauen Weibspersonen nicht mehr. Dieselben wurden jedoch in Liestal arretirt und dem Gerichte von Balsthal ausgeliefert. Dieses verfällte sie zu sechs Monaten Gefängniß.

Mögen die Herren in Dresden, Paris und Petersburg die Völker künstlich spalten und auseinanderhalten, die Gedanken und ihren freien Ausdruck beschränken und verstümmeln und den freiesten Verkehr hemmen wollen, es gibt eine Macht, die mächtiger ist als ihre Paragraphen und Machtworte, die aller ihrer Bemühungen spotten wird und diese Macht schreitet wunderbar schnell und unaufhaltsam vorwärts. Es ist die Macht des menschlichen Geistes in Erforschung der geheimnißvollen Kräfte der Natur, die Macht, die das tobende Meer und den zerstörenden Blitz in Bande geschlagen hat, die größten Entfernungen nach Minuten mißt und hundert sonst unbekannte, in ihren Wirkungen gefürchtete und nur dem Aberglauben dienende Kräfte der Natur erforscht und in ihren Dienst gezwungen hat und lenkt und leitet. Luft, Erde, Wasser und Feuer und die tausend Stoffe, aus denen sie zusammengesetzt sind, dienen dieser Macht und werfen die hemmenden Schranken zwischen den getrennten Stämmen eines Volkes und der Völker unter einander nieder, neue Schranken werden von neuen Kräften zerstört. Die Scheidekunst der Naturforscher ist größer und macht größere Eroberungen als die Scheidekunst der Diplomaten.

Korrespondenz.

Berlin, Januar.

Das wesentlich Neue, was ich Ihnen aus dem ersten Monate des Jahres über unser Musikleben mitzutheilen habe, beschränkt sich fast nur auf konzertliche Leistungen, wohin ich auch das Gastspiel der Madame de la Grange zähle; denn diese renommirte Künstlerin, obwohl sie nur ein Mal in einem Konzerte sang, machte doch im Ganzen den Eindruck einer Virtuosin und nicht den einer dramatisch-theatralischen Erscheinung. Was sie vermag, darüber legte sie zunächst Zeugniß in dem „Barbier von Sevilla" ab, wo sie Kunststücke machte, die man sonst kaum auf einem Instrument zu Wege bringt. Namentlich besitzt sie ein Staccato in der Mezzavoce, das bisher gewiß noch niemals gehört worden ist. Voller, anziehender Stimmenklang fehlt ihr fast gänzlich. Die Rolle der Fides im „Propheten" hat sie nach dem Vorbilde der Viardot einstudirt und würde damit effectuirt haben, fehlte ihr nicht so ganz und gar die Gewalt des Tons, dessen diese Rolle nicht entbehren kann. — Da wir vom Theater reden, sey zugleich erwähnt, daß Hr. Pfister, welcher den Propheten sang, in dieser Rolle, die er mit großem Fleiß studirt, und die seinen schönen Mitteln vollkommen zusagte, überraschte. Mad. Köster, der gefeierte Liebling unseres Publikums, gab den Fidelio, Sophia Catharina, Bertha im Propheten und Königin der Nacht. — Hr. von der Osten, auf Veranlassung der Intendanz zu einem 1jährigen Studium nach Paris und Bordogni geschickt, ist von seiner Reise zurückgekehrt und hat in der Nachtwandlerin als Elwin und in Konzerten Proben seiner Studien abgelegt. Seine Stimme ist zwar nur klein, aber sehr wohlklingend; demgemäß erwarten wir von ihm in kleineren Opern recht Erfreuliches. Mad. Herrenburger-Tuczek sang die Amine und erntete reichen Beifall in dieser Rolle. Die nächste Novität auf der Hofbühne wird die in Paris so sehr beifällig aufgenommene Oper „Giralda" von Scribe und Adam seyn und Mad. Herrenburger-Tuczek wird darin die Titelrolle geben. — Dieselbe große Theilnahme, von der wir schon früher berichtet, erregte auch im vergangenen Monat Mad. Castellan bei der italienischen Oper. Die Künstlerin hat ein sehr großes Repertoir. Sie sang allein in diesem Monat die Hauptrollen in der Regimentstochter, heimlichen Ehe, Norina, Don Pasquale, Moses und Norma, der Wiederholungen früherer Opern nicht zu gedenken. Der Beifall ist, wie ihn die außerordentliche Künstlerin verdient; ihre letzte Darstellung als Norma hatte den glänzendsten Erfolg. — Was nun die Konzertleistungen betrifft, so haben wir zunächst eines Konzertes zu erwähnen, welches unser Kapellmeister Hr. Dorn gab. Es enthielt nur Compositionen seiner Erfindung und glich in dieser Beziehung einem im vergangenen Jahre von ihm ebenfalls veranstalteten Konzerte. Wir nennen zwei größere Werke aus demselben, eine Symphonie und eine Missa de profundis. Die Symphonie ist eine Arbeit von ganz leichtem Style, wir möchten fast sagen Ballet-Symphonie und man erkennt ohne Weiteres aus ihr, daß der Componist sich vorherrschend mit dramatischer Musik beschäftigt hat. Eben so ist die Missa voll von dramatischem Effekt, in denen sich sogar viele Anklänge an Opernscenen, besonders melodramatischen, z. B. des Freischützen, nachweisen lassen. Keinenfalls ist diese Form der Kirchenmusik eine solche, mit der man sich im Allgemeinen einverstanden erklären kann, obgleich die Arbeit den fleißigen und tüchtigen Musiker nicht verkennen läßt. Eine Frühlings-Symphonie, welche von einem jungen Künstler, L. Ehlert, componirt, in den Symphoniesoiréen zur Ausführung kam, erhielt anerkennenden Beifall; sie ist ein Werk von ernster edler Richtung, in dem man zwar Mendelssohn als Vorbild erkannte, das aber doch überall Fleiß und Kenntniß verrieth. — Zum Schluß erwähnen wir eines Konzertes von Anton von Kontski. Dieser Klaviervirtuose, Hofpianist Ihrer Maj. der Königin von Spanien, erinnert unter allen Virtuosen, die wir gehört haben, am meisten an Franz Liszt. Er spielt leider nur seine eigenen Compositionen, die weder neu noch interessant sind, deßhalb konnte er, trotz seiner außerordentlichen Technik, kein Interesse erregen und gab zwei wenig besuchte Konzerte; auch spielte er am Hofe, in welchem Konzert er in scharlachrothem Frack und Degen, als der Uniform eines Hofpianisten Ihrer Maj. der Königin von Spanien, erschien; diese ungewöhnliche Erscheinung erregte indessen einige Heiterkeit. — Lortzing's Tod nimmt das allgemeine Mitgefühl von allen Seiten in Anspruch; man bemüht sich, der traurigen Lage der Seinigen hülfreiche Hand zu bieten. Das Theater wird eine Benefizvorstellung geben, die königliche Kapelle ein Konzert; auch andere Konzerte zu gleichem Zweck bereiten sich vor. Die Direktion des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters ging mit einem rühmlichen Beispiel voran. Der König hat der Wittwe eine Pension von 200 Thlrn. ausgesetzt. Hr. von Küstner vertheidigt mit seinem ganzen Einfluß die von ihm eingeführte Tantième-Antheile der Autoren. Zu wünschen wäre, daß andere Bühnenvorstände mit ähnlichem Eifer die Sache der Künstler führten, dann würde das Loos der deutschen Künstler weniger beklagenswerth seyn. — Kapellmeister Möser ist im 77. Jahre gestorben. Schon im Jahre 1841 feierte er sein 50jähriges Jubiläum; er war ein berühmter Violin- und Quartett-Spieler, ein weniger guter Dirigent, und als Vorsteher der Musikschule ging diese in den letzten Jahren durch seine allerschwache Leitung ihrer Auflösung entgegen. Nach seinem Tode wird dieses wichtige Institut wohl neu reorganisirt werden, und der um das Unterrichtswesen so hochverdiente Konzertmeister Reiß wohl als Derjenige zu bezeichnen seyn, der zu dieser Stellung eben so berechtigt, als befähigt ist. — Der Brand des Kroll'schen Lokales beraubte unsere Residenz eine ihrer schönsten Zierden. Nichts ist gerettet und der Schaden beläuft sich über 150,000 Thaler. Den Kapellmitgliedern sind sämmtliche Instrumente verbrannt, eben so dem Besitzer des Mississippi-Panorama sein schönes Werk; zum Besten Dieser bereitet Musikdirektor Gung'l ein großes Konzert mit sämmtlichen Privat-Orchestern der Stadt vor.

G. B.

Mannheim, 8. Februar.

Wie ich Ihnen bereits gemeldet, hatten die Sammlungen für Lortzing's Hinterlassene bisher nur deßhalb einen so kärglichen Erfolg, weil man auf das gute Beispiel der Theaterverwaltung wartete. Dieselbe hat nun unter dem Gestrigen auf kommenden Donnerstag, den 13. d. M. die Aufführung der Lortzing'schen Oper: „Czaar und Zimmermann" als Benefizvorstellung für des Verstorbenen mittellose Wittwe und Waisen beschlossen und dem kunstsinnigen hiesigen Publikum dadurch die gewünschte Gelegenheit geboten, seine Verehrung für Lortzing's Compositionen in der Theilnahme an dem unglücklichen Schicksale seiner Hinterbliebenen an den Tag zu legen.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 11. Februar. Der Kaufmann, Schauspiel in 5 Aufzügen von R. Benedix.

Mittwoch, 12. Febr. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt und zum ersten Male): Hernani, lyrische Oper in 3 Abth. (1) Der Bandit. — 2) Das Gastrecht. — 3) Die Kaisergruft zu Aachen) aus dem Italienischen, Musik von Verdy. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Helffer und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 37. Mittwoch, den 12. Februar 1851.

Der Heimathlose.

Eine Erzählung aus der Neuzeit von G. Kaut.

(Fortsetzung.)

„O, Arthur, Arthur!" rief Floretta schmerzlich bewegt aus, „wie kannst Du mir in solchem Tone eine Geschichte erzählen, die mit einer Treulosigkeit beginnt und mit einem blutigen Auftritt endet! Wahrlich, ich mag nicht glauben, daß Du über dergleichen Dinge ernstlich zu scherzen im Stande bist. Herr meines Lebens! wenn ich wüßte — — o, der Traum, der Traum" —

„Floretta, Du faselst!" versetzte Arthur vorwurfsvoll; „wenn Du Dich nicht bemühst, Deinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, so kannst Du noch in einen erbärmlichen Zustand gerathen. Du sprichst von einem Traume. Was sind Träume? Trugbilder, welche die befangene Seele durchziehen, und die, gleich der Fata Morgana, entweder Schrecken verursachen, oder Hoffnungen erwecken. Sey das Eine oder das Andere nun der Fall, die einzige Gewißheit, die sich jedesmal herausstellt, heißt Täuschung."

„Die heilige Jungfrau wolle es geben," sagte Floretta trüben Blickes, „daß das Gegentheil Dessen, was ich im Traume gesehen, Wahrheit sey und werde. Ein weinendes Weib hab' ich erblickt und Dich in Deinem Blute — —"

„Signora! der kleine Arthur ist erwacht, soll ich ihn herunterbringen?" meldete fragend eine kleine, niedliche Italienerin und unterbrach hierdurch plötzlich die Rede ihrer Herrin.

„Wir kommen den Augenblick ins Haus," beeilte sich Arthur zu antworten, indem er sogleich seiner Geliebten den Arm reichte und sie in die Wohnung führte, in welcher eine Pracht herrschte, deren sich ein Fürst nicht hätte zu schämen brauchen. Der kleine Arthur, ein schönes, munteres Knäblein von etwa zwei Jahren, mit klaren, braunen Augen und dunkelblondem Haare, saß leicht gekleidet vor einem Tischchen und war damit beschäftigt, Häuser aus Pappdeckel bald aufzustellen, bald umzuwerfen. Als das Kind seine Eltern bemerkte, trippelte es ihnen lächelnd entgegen. Arthur nahm es auf seinen Arm, tändelte und scherzte mit ihm, als wenn er in seinem Leben nichts Anders gethan.

„Papa, nicht mehr fortgehen, hier bleiben," sagte das unschuldige Wesen.

„Ja, mein Theurer!" entgegnete Arthur, „ich bleib' nun immer bei Dir."

Armes Kind! Niemanden, am wenigsten Dir, ahnet in diesem Augenblicke, daß Dir der Lenz Deines Lebens freudlos vorübergehen werde, daß Dir statt Blumenpfaden nur Pfade voll Dornen zu wandeln vergönnt sind.

2.

Ein Tag nach dem andern verging. Arthur hoffte, Floretta's Seelenzustand werde sich mit der Zeit bessern. Vergebliches Hoffen! Der Dämon der Traurigkeit verdüsterte fortwährend wie ein dunkler Schatten das einst so harmlose, kindliche Gemüth des schönen Weibes. Unterdessen erschienen in dem Bade immer mehr Fremde, und vorzüglich war es der Juli, welcher eine Menge Engländer herbeiführte, die ihr „Absteigquartier" — so nannte einst ein geistreicher Brite sein Vaterland — wieder verlassen hatten, um auf dem sonnigen Continente sich für die Nebel ihrer Heimathinsel zu entschädigen. Die gräfliche Gemahlin des Generals Brakowitsch aber war und blieb verschwunden, und überließ es ihrem früheren Eheherrn, ob er es für gut finde, von seiner Wunde zu genesen oder nicht; auch der braune Marquis erachtete es für angemessen, wenigstens in dieser Saison, W. nicht mehr mit seiner Gegenwart zu beehren. Der vornehme Russe hatte übrigens ein sehr zähes Leben; — er genaß völlig und kehrte voll Ingrimms in den kalten Norden zurück, wo vielleicht seine zahlreichen Leibeigenen entgelten mußten, was seine hohe Gemahlin verschuldet.

Eines Tages — es war um die Mitte Juli's — fuhr ein junger Engländer vor dem ersten Hotel des Badeortes mit Extrapost an. Mit auffallender Hast sprang er aus dem Wagen, ging in das Gastzimmer und ließ sich einige Erfrischungen verabreichen, die er jedoch kaum zu sich genommen hatte, als er auch dem Kellner befahl, die Fremdenliste zu bringen. Der dienstbare Geist that, wie ihm geboten.

„Hier werd' ich Sie vielleicht treffen, Sir!" murmelte der Engländer, jeden Namen aufmerksam lesend, zwischen den Zähnen hindurch, „und dann Gnade Ihnen Gott, Sir! Gottstod! Die Thränen meiner Schwester können nur mit Blut abgewaschen werden. Erst vier Jahre verheirathet und reich und vornehm zu seyn, dabei vielleicht bald der Erbe hoher Titel, verbunden mit einem Sitze im Oberhause, und sich so zu betragen — Gottstod! — ja, Sir, Ihr Herumschwärmen wird sich bald legen — — „Sir Arthur aus England", hm! Arthur ist freilich kein Vorname — möglich, daß er's ist. He, Kellner!" erschallte jetzt die Stimme des Gentleman, und der Gerufene kam sogleich eiligen Schrittes daher geflogen. „Sagen Sie, Sir!" fuhr der junge Brite fort, „hält sich in diesem Bade ein gewisser Sir Arthur auf?"

Der Kellner rieb sich eine Weile die Stirne, dann antwortete er: „Wenn ich nicht irre, Herr, bewohnt ein Sir Arthur, der übrigens nur von Zeit zu Zeit hierher kommt, mit seiner Gemahlin, einer schönen Italienerin, ein hübsches Landhaus in der Nähe der Stadt."

„Gemahlin! Gemahlin!" knirschte der Engländer. „Wie lange ist's her, Sir!" fragte er den Kellner weiter, „seitdem Sir Arthur wieder hier anlangte?"

„Etwa sechs Wochen, Herr!" erwiederte der Gefragte.

„Goddam, 's trifft zu!" brummte der Inselbewohner. „Noch eine Frage, Sir!" begann er laut. „Wo befindet sich das Landhaus, das Sir Arthur bewohnt?"

„Sie können es von hier aus sehen, Herr! Dort drüben schimmern zwischen jener Baumgruppe die weißen Wände des Hauses hindurch."

Nach dieser Antwort warf der neugierige Engländer ein Goldstück auf den Tisch, ergriff Hut und Stock und stürzte zum Zimmer hinaus, die Richtung nach der bezeichneten Baumgruppe einschlagend.

(Fortsetzung folgt.)

Augustin Smetana.

(Das Bild eines wackeren katholischen Priesters.)

Es gibt Charaktere, die man, wie manche Gemälde, erst näher und ganz genau betrachten muß, ehe man zu ihrem Verständnisse gelangt. Ein ähnlicher Charakter war der Mann, dessen Name an der Spitze dieser Zeilen steht, und auf dessen Sarg vor einigen Tagen erst die Hand der Freunde die kalte dumpfe Scholle warf. Er ist es werth, daß man näher zu ihm herantrete, — die große Menge Menschen, welche den Todten zur letzten Ruhestätte begleitete, ist ja Beweis genug, daß hier ein mehr als gewöhnliches Leben geendet habe. So sey uns denn auch gestattet, ein Gedenkblatt auf das Grab des Dahingeschiedenen niederzulegen und mit einigen wenigen wahrheitsgetreuen Zügen ein flüchtiges Bild seines Lebenslaufes zu entwerfen. Manches, was nicht gesagt werden mochte, so lange der Lebende unter uns weilte, kann jetzt an das Tageslicht kommen, wo die Erde den Todten aufgenommen hat, und manches Ereigniß dürfte nun im Zusammenhange mit den übrigen richtiger verstanden werden, als damals, wo es vereinzelt und abgerissen in die offene Welt herausgetreten war. Einfach wollen wir erzählen, was geschah, es der gewandteren Feder eines dem Verstorbenen nahe gestandenen Freundes überlassend, eine umfassende kritische Biographie desselben der Lesewelt zu übermitteln.

Augustin Smetana wurde am 15. Juni 1814 in Prag geboren. Er war der älteste Sohn einer zahlreichen Familie, deren Vater einen Dienst an der Pfarrkirche zu St. Heinrich auf der Neustadt bekleidete. Nachdem er das Neustädter Piaristengymnasium und die beiden philosophischen Jahrgänge an der Prager Hochschule mit Auszeichnung absolvirt hatte, trat er, ein 18jähriger Jüngling, als Novize in den ritterlichen Orden der Kreuzherren mit dem rothen Sterne. Er war ein talentvoller, wißbegieriger junger Mensch, aber scheu und unerfahren in der Welt. — Am 29. Oct. 1835 legte er die feierlichen Ordensgelübde ab, das Jahr darauf hatte er seine theologischen Studien beendigt. Er war zu jung, um sogleich, wie es sonst gewöhnlich geschieht, zum Priester geweiht werden zu können, er mußte ein volles Jahr (bis zum 6. August 1837) warten, ehe er, und auch da noch mit bischöflicher Dispens, zur Ordination zugelassen wurde. Schon während seiner theologischen Studienjahre hatte Smetana seine Vorliebe für die philosophischen Wissenschaften kundgegeben und so viel es ihm möglich war, gepflegt, jene Jahrespause bis zu seiner Weihe gab ihm vollends Muße, dieser Vorliebe zu folgen. Auch nach seiner Ordination, wo er als Kaplan an der Stiftskirche in Prag angestellt wurde, blieben ihm noch die volle Gelegenheit und alle Mittel, dem philosophischen Studium obzuliegen, und er unterzog sich auch um diese Zeit dem ersten Rigorosum. Da ward ihm mit einemmale von seinem damaligen Ordensvorstande die Weisung, Prag zu verlassen und sich als Kaplan nach Dobrichowic, einem böhmischen Dorfe in der Nähe von Carlstein, zu begeben. Er weilte daselbst nur einige Monate, und wurde auf sein Ansuchen, nicht an einen Ort verbannt bleiben zu müssen, wo ihm alle Mittel zu seiner weiteren Ausbildung abgeschnitten waren, in gleicher Eigenschaft als Kaplan nach Eger versetzt. Als nicht uninteressant dürfte hier vielleicht zu erwähnen seyn, daß bereits in jener Zeit Smetana allzu rationalistischer Ansichten wegen beanzeigt wurde und sich über den Inhalt seiner Kanzelreden rechtfertigen mußte. Uebrigens währte sein Aufenthalt auch in Eger nicht gar lange, denn als im Jahre 1839 der seitherige Ordensvorstand starb und der gegenwärtige Herr General-Großmeister an dessen Stelle trat, erhielt auch Smetana die Erlaubniß, in das Ordenshaus nach Prag zurückzukehren, und daselbst ohne weitere Störung seinem Studium der philosophischen Doctrinen nachzugehen. Smetana machte von dieser Erlaubniß den vollsten Gebrauch, bestand hintereinander die noch übrigen vorgeschriebenen strengen Prüfungen, und wurde am 4. August 1841 öffentlich zum Doktor der Philosophie an der Prager Universität promovirt.

Mit Neujahr 1842 erhielt Smetana die Stelle eines Adjunkten der Philosophie in Prag und versah dieselbe durch vier Jahre. Während derselben sah er sich mehreremale in die Lage versetzt, den damaligen ordentlichen Professor der Philosophie, nunmehrigen Ministerial-Rath Dr. Exner, zu suppliren, und daß er dieser Aufgabe zum Nutzen der Studirenden und der Wissenschaft vollkommen gewachsen war, das liegt schon in dem Umstande bewiesen, daß, als Dr. Exner im Jahre 1845 zur Berathung eines Studienreformplanes nach Wien berufen wurde, Dr. Smetana als supplirender Professor der Philosophie aufgestellt wurde. Streng als Freund der Wissenschaft und human als Freund der Jugegd wirkte er in dieser Stellung so viel, als in den damaligen beengten Verhältnissen nur immer möglich war; — die Achtung, welche die vielen Hunderte seiner Schüler ihm bis zum Grabe bewahrten, ist das schönste, sprechendste Denkmal dafür.

(Fortsetzung folgt.)

Spontini.

Der vor kurzem gestorbene Gasparo Spontini war zu Jesi im Kirchenstaate 1784 geboren. Da er zum geistlichen Stande bestimmt war, erhielt er eine gelehrte Bildung, die so weit ging, daß er in lateinischer Sprache Gedichte anfertigte. Der innere Kunstberuf trieb ihn jedoch bald in die Musik und unter der Anweisung des großen Lehrers im Contrapunkt, dem noch immer unübertroffenen Pater Martini, dem Theoretiker Sala und dem Rathe Cimarosa's schritt das junge Genie so rasch vor, daß er bereits im 12. Jahre in Rom eine komische Oper mit großer Anerkennung aufführte. Wie sein Ruhm wuchs, verdoppelte sich auch seine Thätigkeit; er schrieb glänzend beurtheilte Werke für die Städte Rom, Venedig, Neapel, Florenz und Palermo. Es ward diesen Werken eine außerordentliche Gewandtheit in der Form, freilich bei anspruchsloserem Gehalt, zugesprochen. Man rühmte die Eleganz, die Munterkeit der Haltung, aber man wollte darin schon ahnungsvolle Accente jener Leidenschaftlichkeit finden, die später den Werken des Meisters das edle Geblüt verlieh. Noch schwankte es in dem jungen Komponisten, die vielfach angewandte Coloratur ließ einen Vorgänger Rossini's errathen, häufig vorgebrachte Parlando's gehörten noch ganz der opera buffa an und es bedurfte erst einer Uebersiedelung nach Paris, um Spontini zu seiner künstlerischen Bestimmung zu erwecken. Er war hier auf einem Boden der außerordentlichsten Anregung. Der römische Zug in seiner Seele ward gezeitigt durch die mächtige Einwirkung des glänzend aufblühenden Napo-

leonischen Zeitalters. Zu dieser Triebkraft gesellte sich eine vielleicht noch mächtigere: die Bekanntschaft, welche der Ankömmling mit Gluck's Iphigenie in Aulis machte. Sie ward ihm, was dem Themistocles die Schlacht bei Salamis, dem Benvenuto Cellini der Meißel des Michel Angelo, dem Schiller die Tragödien Shakespeare's waren; er trat in das Stadium der großartigen Melancholie produktiver Kräfte, warf sein bisheriges Leben wie ein abgetragenes Gewand hinter sich und ging mit Aufbietung aller Kräfte an neue Werke. Der Geist Gluck's hatte die Schuppen von seinen Augen fallen machen; er schaute von Angesicht zu Angesicht. Es ist uns nichts über diesen inneren Kampf bekannt, wir ersehen aber den Sieg der Kunst aus dem Erstlingswerke der neuen Richtung. Im Jahre 1807 gewann Spontini über seine Mitbewerber Cherubini, Lesueur, Mehul, Gossec, Gretry, Berton, Catel, Persuis, Dalayrac, Paesiello und Winter den großen zehnjährigen Preis mit seiner Vestalin. Zwei Jahre darauf folgte Ferdinand Cortez, nachdem der Komponist inzwischen eine begonnene Oper: Orest, welche eine Lücke zwischen den beiden Iphigenien Gluck's auszufüllen bestimmt war, unbefriedigt bei Seite gelegt hatte. Ehe er an sein drittes großartigstes Werk, die Olympia, ging, verfaßte er mehrere Arbeiten, die uns nur dem Namen nach bekannt sind, eine Oper: Pelage, ou le roi et la paix und im Verein mit drei andern Komponisten ein Festspiel: les deux rivaux. Endlich trat er mit Olympia hervor und schloß mit dieser die Trilogie seines gipfelnden Schaffens ab. Damals war es, als Friedrich Wilhelm der Dritte, nach der zweiten Einnahme von Paris, Spontini als ersten Kapellmeister zu Berlin engagirte. Mit dem genannten dritten Werke führte sich Spontini 1821 persönlich in Berlin ein. — Charakterisiren wir den Meister nach diesen Werken, die ihm einen unsterblichen Ruhm in den Annalen der großen heroischen Oper sichern, so finden wir in der Vestalin, deren Text höchst sorgfältig von Jouy gedichtet worden war, noch den Einfluß Italiens lebendig. Zwar reinigte sich der Styl im Verlauf des Werkes selber, aber noch verrathen mannichfache Manieren der Stimmbehandlung den Komponisten der heiteren Weisen Italiens. Ouverture und erster Akt tragen diese Spuren am meisten, während der zweite und dritte den mächtigsten Fortschritt bekunden. Mit außerordentlicher Schärfe finden wir hier die Charaktere umrissen, mit tiefer Leidenschaft die Conflicte beseelt und endlich in dem großen Duett des Oberpriesters mit Licinius einen Culminationspunkt der ächten Tragödie. Die Würde des Stoffes wird das ganze Werk hindurch gewahrt, es weht eine großartige treue Lokalfärbung durch alle Situationen und der heilige Ernst des Künstlers fesselt magisch auch die äußerste Frivolität seiner Hörer. Fernand Cortez erweiterte noch um Vieles mehr die an sich schon großen Perspectiven Spontini's. Kann man die Vestalin noch die tragische Oper innerhalb des Zwiespaltes starrer religiöser Gebräuche mit der ewigen heiligen Wahrheit der Empfindungen des menschlichen Herzens nennen und machte sich darin noch die Breite der Lyrik, das Vertrautenwesen der französischen Manier und die Monotonie in der Enge der Handlung geltend, so kam im Cortez die Spannung zwischen zwei großen Nationalitäten hinzu, der Kampf erhob sich aus der Sphäre des Individiums zu einem Zwiespalt der Species, der durch eine poetische Lösung in den Gattungsbegriff zu einem ästhetisch befriedigenden Schlusse geführt wurde. Weit über den Raum und die Tendenz dieser Spalten würde eine Exposition der tiefdurchdachten musikalischen Anlage der Werke gehen; es muß hier genügen, auf die phantasievolle, aber von allen trivialen Hebeln ferne Schilderung der Nationalitäten im Allgemeinen, ihrer verschiedenen Träger insbesondere, hinzudeuten. In der Olympia hat Spontini die intensivste Aeußerung der in ihm wohnenden Kraft gethan. Kann der Stoff auch kein Fortschritt genannt werden, so trägt die Behandlung doch alle Merkmale eines großen Styles, wie er vielleicht nicht wieder zu finden seyn dürfte. Eine Gestalt wie die Statyra steht in ihrer Individualität einzig da. In diesem Werk sind auch die Mittel bis an die äußersten Gränzsteine des Erlaubten geführt worden, nirgend sonst erreicht die tönende Prachtliebe des Meisters, diese hohe Würde, ohne die Klarheit und die anderweitigen Verhältnisse zu schädigen; aber bereits überwiegt die Speculation die instinktive Produktion. Die drei in Berlin geschriebenen Werke gingen aus der äußeren Nothwendigkeit zu Schaffen, nicht aber aus einem inneren Zwange hervor; sie trugen mithin nicht die Ueberzeugungskraft großer Originalarbeiten an sich. Nurmahal, Alcidor und Agnes von Hohenstaufen waren Beweise, daß schöne geniale Einzelnheiten ohne den konzentrirenden Gedanken ein Kunstwerk basisch zu sichern nicht im Stande sind. An diese Arbeiten knüpfte die Berliner kritische Opposition ihren lang ausgesponnenen Faden. Ohne mit philosophischem Bewußtseyn zu ergründen, daß der von den Gedanken seiner Entwickelung losgerissene Meister, gleichsam von den Reflexen seiner poetischen Vergangenheit, die er nur in eigenen Werken fand, zu Berlin zehren mußte, warf sie sich mit unverschämten Forderungen an Produktivität auf den alternden Meister und verstimmte die spärlicheren Sonnenblicke des Genius im einsamen Studierzimmer durch regelmäßige literarische Knittelwürfe. Eine längere Gefängnißhaft besserte die Ausdrucksweise des Inkulpaten nicht aber ihn selber. Der stolze Italiener hatte es in früheren Zeiten verschmäht, den Köder conventioneller Formen anzuwenden; jetzt hatte er die Folgen zu tragen. Es läßt sich behaupten, daß in der nun erfolgenden Parteibildung der italienische Meister die Intelligenz und ihre mildere Stimmung für sich hatte, der Gegner die Majorität der Individuen, welche den Besitz eines ausgezeichneten Talentes und damit verbundener Lebens-Vortheile für ein Verbrechen an Dummheit und Unfähigkeit halten. Nach welcher Seite der Ausschlag gegeben werden mußte, konnte so nicht zweifelhaft seyn. Mit Geschicklichkeit war die unbillige Art, wie Spontini sich die Rivalität Weber'scher Werke ferne gehalten hatte, in den Streit der Prinzipien gezogen worden, wenn von solchen auf Seiten der Opposition überhaupt die Rede seyn konnte, eine unglückliche Constellation von halbpolitischen Beziehungen in einem Briefe Spontini's an eine hohe Person vollendete die Unpopularität — genug, der Komponist der Vestalin, des Cortez und der Olympia wurde, als er in das Orchester der großen Oper trat, um den von ihm hochverehrten Don Juan zu dirigiren, ausgepfiffen wie ein elender Winkelkomödiant. Spontini verließ Berlin und seine Aemter. Der hochachtungsvolle feierliche Empfang der Meister und Hörer des Conservatoire zu Paris war Balsam auf seine Wunden; er nahm seinen bleibenden Wohnsitz zu Paris, von wo er nach einigen Reisen in Deutschland nach seiner Geburtsstätte Jesi übersiedelte, die auch sein Grab werden sollte. — Spontini trug in seinem Aeußeren die Merkmale der Gedanken, welche seine Seele bewegten. Haltung und Gang waren stolz; in seiner Direktion lag Majestät. Er faßte den Taktstock nicht an einem Ende, sondern in der Mitte, wie man meistens marmorne Statuen Feldherrnstäbe tragen sieht. Auch er schien sich gern für einen Gebieter tapferer Heere von Instrumentalisten und Sängern zu halten. Die Weise seiner Leitung des Orchesters ist je nach Freundschaft oder Haß höchst verschieden beurtheilt worden. So viel scheint gewiß, daß mit Ausnahme der Opern Glucks, Mozarts und Beethovens, er sich in fremden Partituren schwer zurecht fand, aber bei Leitung dieser und eigener Werke reich war an poetischen, tiefen Fingerzeigen, welche eben so viel schlagende Beweise für die einzelnen Spieler waren, mit wie viel Besonnenheit und Planmäßigkeit der Meister schuf. Weniger Praktiker, war Spontini durchaus Idealist. Ein Spieler von nicht besonderer Korrektheit fand wohl Gnade in seinen Augen, wenn er auf dem Instrumente „weinen" konnte, während er den

fertigen, aber trockenen Handwerksmann verachtete. Sich selber konnte Spontini nie genug thun. Bis in seine letzten Jahre sichtete und feilte er frühere Werke, und hierbei mag eine früher in Berlin circulirende boshafte Sage nicht unerwähnt bleiben. Man behauptete nämlich, Spontini sey nicht selber der Schöpfer der Vestalin gewesen, „die er ja doch nur sein übriges Leben durch ausgebeutet habe!" Ein junger Componist habe ihm das Werk zur Durchsicht geliehen und sey darüber gestorben, worauf Spontini sich für den Autor ausgegeben! Allerdings war jener Komponist verstorben — Spontini selber, der Maestro der Opera buffa, der leichtsinnige Compositore mehrstimmiger Parlando's — der Meister selbst lebte und wird leben auf der ersten Stufe der Altäre Gluck's.

Mannichfaltigkeiten.

Nicht einmal im Goldlande Californien ist Alles Gold, was glänzt. Tausende von Einwanderern haben nur glänzendes Elend dort gefunden und zuletzt das sauer erworbene Gold gern für die Rückreise nach Nordamerika gegeben. Wer den Berichten der amerikanischen Blätter nicht Glauben schenken will, mag den Berichten von Deutschen, die mit ihrem Namen einstehen, sein Vertrauen zuwenden, z. B. Gerstäckers, des bekannten Schriftstellers und vielerfahrenen Reisenden, der seine eigenen Erlebnisse in Californien erzählt.

Die „Düsseldorfer Zeit." erzählt folgende drollige Geschichte, welche gegenwärtig die Runde durch Berlin macht, und wo sie hinkommt, jedes Zwerchfell erschüttert. Unter anderen Sehenswürdigkeiten in jüngster Zeit wurde auch ein großer Ochse, ein vierbeiniger, in Berlin für Geld gezeigt. Der Eigenthümer dieses gehörnten Riesen hatte als Schauplatz einen Stall gemiethet, an dessen Schwelle ein Eintrittsgeld von $2^1/_2$ Sgr. erhoben wurde. Sothaner Stall gehörte zu einem Hause und sothanes Haus gehörte wiederum einem Grundbesitzer, der von seinen Zinsen lebt und oft in Verlegenheit ist, wie er seine Zeit todtschlagen soll. Wenn er also weiter nichts zu thun hatte, was fast immer der Fall war, so machte er sich die Beschäftigung, in den Stall zu spazieren und sich seinen vierbeinigen Schlafburschen zu besehen, natürlich ohne das festgesetzte Entree zu bezahlen. — Diese Zudringlichkeit des Hauseigenthümers ärgert den Ochsenbesitzer; er macht feine Anspielungen, die nicht auf sich zu beziehen Jener so grob ist. Da bringt der Briefträger eines Morgens dem fleißigen Ochsenbesucher einen Brief, einen unfrankirten — eine Unfreiheit, von welcher der reiche Mann kein Freund ist. Doch der Briefträger meint: unfrankirte Briefe kämen auch vor, wer weiß, was für eine frohe Nachricht darin stände, ein Silbergroschen sey ja keine Million — kurzum, Adressat nimmt den Brief und gibt dem Briefträger einen Silbergroschen, da Letzterer auffallender Weise nicht mit sich handeln lassen will. Der Brief zeigt sich beim Erbrechen ohne Unterschrift des Briefstellers, und der Stallherr schließt daraus, daß dieser Brief am Ende gar ein anonymer sey. — Der Inhalt ist eine treu-freundschaftliche Warnung und lautet dahin: „Hausbesitzer, hüte Dich und den Ochsen, denn der Herr desselben geht damit um, sich und ihn aus dem Staube Berlins zu machen, ohne die Miethe für den Schauplatz zu bezahlen, was Dir als Stallmeister durchaus nicht gleichgültig seyn kann." — „Gut, daß ich das weiß!" denkt der Gewarnte, und hat er bis dahin seinem riesigen Stallbewohner schon häufig die Visite gemacht, so besucht er denselben nun fast stündlich, scheint sich gar nicht satt sehen zu können an dem Ochsen. Und siehe da, acht Tage darauf will es den immer auf der Hut seyenden Schlaukopf bedünken, als ob der ochsige Miether wirklich Anstalten zur Abreise treffe. Sagt's ihm auf den Kopf zu und trifft den Nagel richtig auf den Kopf: „Morgen wollen Sie abreisen. Erst die Miethe bezahlen für den Stall!" — „Holen Sie die Quittung!" — „Erst holen? (für sich) Was der Ochse sich denkt. (Laut.) Die Quittung hab' ich immer bei mir." — „Schön! da können wir's gleich abmachen. Vierzehn Thaler bin ich Ihnen schuldig für die Miethe. Dagegen schulden Sie mir" — „Was?" schreit der Stallmeister. „Ich Ihnen was schuldig?" — „30 Thlr. 7 Sgr. 6 Pf. Eintrittsgeld für 363malige Besichtigung meines Ochsens. Freie Entreen sind ohne Ausnahme nicht gültig" — Natürlich fällt Inspizient des Ochsen 363 Mal aus den Wolken, rafft sich wüthend empor, rennt zum Kommissarius, verlangt Schutz und Schutzmannschaft. Doch der sagt achselzuckend: „Lieber Mann, in Anbetracht, daß der Ochse laut öffentlicher Anzeige nur für Geld zu sehen war, müssen Sie so gut wie jeder Andere den Eintritt bezahlen." — Nicht zufrieden damit, läuft er vom Polizei- zum Justizkommissarius. Dieselbe Antwort, nur mit dem Unterschiede, daß er hier für die Consultation des Rechtsanwalts noch 1 Thlr. 10 Sgr. bezahlen muß. Enfin, der Prinzipal des Ochsen zieht ihm das Eintrittsgeld ab und sagt: „Wissen Sie was, um zu Ihrem Schaden zu kommen, halten Sie sich an den Schreiber jenes anonymen Briefes."

Alle 35 Jahre, sagt die Fr. Ztg., soll die gleiche Witterung sich wiederholen. Diese Bemerkung, welche die Niederländer gemacht haben und von der auch Bacon redet, findet ein Meteorologe (Wetterbeobachter) in der „Köln. Ztg." nach langjährigen Beobachtungen bestätigt. 1846 entsprach 1811, das Ende 1850 und der Anfang 1851 bestätigte, bemerkt er, abermals diese Beobachtung, indem der jetzige Winter ganz dem von 1815 auf 1816 entspreche.

Frankfurt a. M.

Konzert des Hrn. Conrad Baldenecker.

Dieß von uns bereits angezeigte Konzert findet Donnerstag den 13 d. M. im Saale des Holländischen Hofes statt, Anfang Abends um 7 Uhr. Das reichhaltige Programm bringt als größere Musikstück eine Symphonie von Mozart (D dur) und Ouverturen von Beethoven und Cherubini, die beiden ersteren für großes Orchester, das letztere für zwei Pianos, ferner als Konzertzücke eine Phantasie für Piano von Döhler, ein Duett für Violin und Violoncello von Ghis und Servais über die englische Nationalhymne, ein Duett für dieselben Instrumente von Schubert und Kummer über steyerische Nationallieder, ein großes Duett für Violine und Piano von de Beriot und Thalberg und weiter verschiedene Gesangs- und Declamationsstücke. — Billets à fl. 1. 30 kr. sind in den Musikalienhandlungen der Herren André und Hedler, sowie Abends an der Kasse à fl. 1. 45 kr. zu haben.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 12. Febr. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt und zum ersten Male): Hernani, lyrische Oper in 3 Abth. (1) Der Bandit. — 2) Das Gastrecht. — 3) Die Kaisergruft zu Aachen) aus dem Italienischen, Musik von Verdy. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 13. Februar. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Druck und Verlag von Helfer und Rozhm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 38. Donnerstag, den 13. Februar 1851.

Der Heimathlose.

Eine Erzählung aus der Neuzeit von G. Kaut.

(Fortsetzung.)

Auf dem Wege nach der bezeichneten Baumgruppe blieb der Engländer jedoch plötzlich stehen und horchte. Eine ihm bekannte Stimme drang, von einem Seitenwege kommend, der durchs Gebüsch führte, zu ihm herüber. Er trat einige Schritte vorwärts und horchte abermals.

„Floretta, ich wette, jeden Tag einen solchen Gang, und Dein Zustand wird sich bessern," sagte ein Mann, der eine hübsche, junge Frau führte, in schlechtem Italienisch.

„Hoffe nicht zu viel, Arthur!" versetzte Floretta.

„Gottstod! das ist die Metze, welche er meiner Schwester, der armen Lucy, vorzieht," sprach der Lauscher, und sein Auge sprühte Funken. Diese Worte waren nicht sobald verklungen, als ihm auch Arthur gegenüber stand. Beide junge Männer betrachteten sich einige Momente staunend und überrascht, ohne daß einer eine Sylbe über seine Lippen bringen konnte. Arthur machte zuerst dieser stummen Scene dadurch ein Ende, daß er seinem Landsmanne die Hand entgegen streckte und ihn willkommen hieß; dieser aber wich einige Schritte zurück und sagte mit fast vor Wuth erstickter Stimme:

„He, Sir! erfrechen Sie sich nicht, mir näher zu kommen — Sie sind ein Treuloser, Sir!"

„Still, Sir!" donnerte plötzlich Arthur, „kein Wort mehr, oder Sie sind ein Kind des Todes! Haben Sie vergessen, Sir, daß diese Dame gegenwärtig ist?!"

Blitzschnell hatte Arthur den Arm Dessen ergriffen, der sich auf solch' beleidigende Weise im Angesichte Floretta's gegen ihn benommen. Der voreilige junge Mann vermochte sich weder zu regen, noch ein Wort hervorzubringen, so fest fühlte er sich gepackt und so sehr schmerzte ihn der Arm, der sich in der Gewalt der Eisenfaust seines herkulischen Gegners befand.

„Lassen Sie mich los, Arthur!" stöhnte er endlich. „Auf diese Weise wollen wir unsere Sache nicht ausmachen."

„Gut, William!" flüsterte Arthur besänftigt, indem er den Arm fahren ließ, „wenn Sie mir etwas zu sagen haben, so bestimmen Sie einen Ort."

„Hotel *** bei verschlossenen Thüren," erwiederte William. „Kommen Sie in einer halben Stunde in dieses Gasthaus und fragen Sie nach mir."

„Es sey," schloß Arthur und kehrte mit Floretta in seine Wohnung zurück. Letztere hatte von dem Zwecke und der Ursache des stattgehabten Auftritts, wie man sich leicht denken kann, durchaus nichts begriffen. So sehr sie auch in ihren Geliebten drang, ihr doch zu sagen, was der fremde Herr gewollt, er gab ihr keinen genügenden Aufschluß, sondern erklärte, der junge Mann sey sein Verwandter, gegen den er eine kleine Verbindlichkeit zu erfüllen habe, was er jetzt zu thun beabsichtige.

Im Hotel *** angekommen, ward ihm gesagt, daß Sir William in seinem Zimmer, Nr. 35, sey, wohin er sich denn sogleich verfügte. Was nun zwischen den vier Wänden des Nr. 35 besprochen und beschlossen wurde, weiß Niemand, das aber ist gewiß, daß Arthur bleich und aufgeregt nach Hause kam, sich ohne zu soupiren, in sein Kabinet einschloß und sich bis gegen vier Uhr des Morgens mit Schreiben beschäftigte. Bedauernswürdige Floretta! wer kann es aussprechen, was Du in dieser Nacht wegen des unheimlich geheimnißvollen Betragens Deines Arthur gelitten! Welcher Schmerz durchzuckte Deine Seele! Ach, und wenn Dir die müden, thränenfeuchten Augenlieder zufielen, dann schreckten Dich Bilder des Entsetzens aus dem kaum begonnenen Schlummer auf! —

Früh sieben Uhr trat Arthur in Floretta's Schlafgemach, um auf einige Tage Abschied von ihr zu nehmen, da er eine kleine Reise nach Frankfurt machen müsse, woselbst, wie er vorgab, seine Anwesenheit eines aus England angekommenen, bedeutenden Wechsels halber unumgänglich nothwendig sey. Floretta fühlte, daß Arthur die Wahrheit nicht geredet; sie glaubte überzeugt zu seyn — der Gründe war sie sich nicht bewußt —, daß seine Entfernung eine andere Ursache habe. Nichtsdestoweniger schwieg sie. Er drückte einen brennenden Kuß auf ihre bleichen Lippen, und eine Thräne rollte über seine gebräunten Wangen; er herzte das schlummernde Knäblein, daß es erwachte und das Wort „Papa" lallte; er warf noch einen Blick auf Mutter und Kind und eilte zur Thüre hinaus.

Draußen in der frischen Luft blieb er einige Minuten stehen und athmete tief auf. Es war ein herrlicher Sonntagmorgen. Ruhig und still war's allenthalben. Die ganze Welt schien den Tag des Herrn zu feiern. Oben auf der Firste des Landhauses saß eine einsame Schwalbe und erzählte in leisen, zwitschernden Tönen der lauschenden Natur von den Wundern ihres zweiten, fernen Heimathlandes, und hoch durch die blaue Luft segelte der Storch, Beute im Schnabel tragend, seinem Neste auf dem Rathhause zu.

„Welch' erquickliches Bild des Friedens allüberall!" dachte Arthur; „ach, und in meiner Brust, welch ein Sturm!"

Mit schnellen Schritten eilte er davon, bestieg ein Pferd, das ein Mann für ihn bereit hielt, und sprengte in der Richtung nach dem Rheine dahin. Er achtete nicht der reich gesegneten Fluren, die im hellen Glanze der Sonne mit Millionen nickender Aehren prangten; er sah nicht die Gruppe junger Mädchen, die sich Kränze aus blauen Kornblumen flochten und dazu das schöne Lied: „Gold'ne Aehre, du mußt fallen!" sangen; unauf-

haltsam ging der Lauf seines Pferdes vorwärts, wie wenn er besorgt wäre, an irgend einem Orte zu spät zu kommen.

Nach Arthurs Entfernung brach Floretta zusammen, wie eine Lilie, die am Wurme gelitten. Sie ward ohnmächtig und kam erst wieder zu sich, als ihre verzweiflungsvolle Dienerin, die sich weder zu rathen, noch zu helfen wußte, einen Arzt herbeigeholt hatte. Dieser erklärte ihren Zustand als eine Folge ihrer Schwangerschaft.

Drei Tage waren vergangen und Arthur war noch nicht wiedergekehrt. Mittlerweile hatte sich in W. das Gerücht verbreitet, Sir Arthur sey in der Gegend von Mainz in einem Pistolenduell mit einem seiner nächsten Verwandten geblieben. Die Ursache des Zweikampfs ward verschieden erzählt. Einige sagten, Sir Arthur habe die Schwester seines Gegners verführt und sitzen lassen, Andere wollten wieder wissen, der Letztere sey sogar des Ersteren Schwager u. s. w. Durch die Unvorsichtigkeit ihrer Dienerin erfuhr auch Floretta, daß Arthur todt sey. Das arme Weib stürzte wie vom Blitze getroffen zusammen, um nie mehr aufzustehen. Der Schreck hatte ihrem und dem Leben, das unter ihrem Herzen pulsirte, ein plötzliches Ende gemacht. Das Gerücht aber hatte gelogen — Arthur war nicht todt.

(Fortsetzung folgt.)

Augustin Smetana.

(Das Bild eines wackeren katholischen Priesters.)

(Fortsetzung.)

Smetana war ein durchaus liberaler Mann; im Verlaufe seiner Studien war die Richtung seines Geistes eine ganz andere geworden, als jene war, mit welcher er zum ersten Male die Klosterpforte betreten hatte; seine philosophischen Ansichten standen im vollen Widerspruche mit dem Priesterkleide, das er trug. Daß er diesen Widerspruch in den Tagen des Vormärz nicht öffentlich aufdecken durfte, ist wohl Jedem begreiflich; und wollte er seiner inneren Ueberzeugung nicht schnurgerade entgegenhandeln, so blieb ihm kein anderer Ausweg, als einen Wirkungskreis zu suchen, wo er das dogmatische Gebiet so viel als thunlich umgehen konnte. Darum ging denn auch sein ganzes Trachten dahin, die Kirchenkanzel vollständig zu verlassen und nur die Professorenkanzel zu besteigen. Für den Fall, daß ihm dieß auf keine Weise möglich werden sollte, war er selbst entschlossen, über die Gränzen Oesterreichs hinauszueilen und sich eine neue Heimath zu suchen.

Da kam das Jahr 1848. Smetana hatte die Supplentenstelle wieder abgegeben, doch war er für dieses Jahr zum Decan der philosophischen Facultät gewählt worden. Daß die hereingebrochene Freiheitsära ihn mit freudigen Hoffnungen erfüllen mußte, war natürlich, — daß keine derselben zur Wirklichkeit wurde, das ist das tragische Moment in dem Leben des Verblichenen. Smetana war der Mann des Gedankens und nicht der That, und darum sah man ihn auch in jenen sturmbewegten Tagen wenig hervortreten. Nur als die Prager Studentenschaft den Wiener Märzgefallenen eine Todtenfeier veranstaltete, hielt er eine begeisterte Kanzelrede, und später als das Nationalcomité ins Leben getreten war, nahm er als gewähltes Mitglied an einigen Sitzungen desselben Theil. Sein persönliches Streben ging einzig und allein auf die Erlangung einer Professur. Der Sommer des Jahres 1848 ging vorüber, ohne daß dieses Streben mit Erfolg gekrönt wurde. Der Hingeschiedene war sich seines redlichen wissenschaftlichen Strebens zu sehr bewußt, dazu in manchen Beziehungen (um hier einen gewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen) zu „unpraktisch": er mochte nicht lange bitten, er wollte gerufen werden. Seine Stellung im Ordenshause ward ihm mit jedem Tage unerträglicher; seine ganze Denk- und Fühlweise, die nun nicht mehr zurückgedrängt, sondern ausgesprochen war, mußte es ihm wünschenswerth machen, einen Ort verlassen zu können, mit dem eben diese seine Denkweise unvereinbar war. Mit Freuden ergriff er denn auch die Gelegenheit hiezu, als er im Herbste 1848 zum provisorischen Lehrer mit der kargen Remuneration von jährlichen 300 fl. C. M. am neuerrichteten Neustädter Lyceum ernannt wurde. Er bezog eine Privatwohnung, in der er auch blieb, als nach Verlauf des Schuljahres selbst diese provisorische Lehrerstelle ihm entzogen wurde, nachdem an die Lyceallehrerposten auf der Neustadt Mitglieder des Piaristenordens getreten waren. — Es waren mittlerweile mehrere Lehrstühle der Philosophie an den verschiedenen Universitäten der Monarchie besetzt worden, ohne daß Smetana berücksichtigt worden wäre; jüngere Aspiranten waren ihm vorgezogen worden, — warum? das mögen wir hier nicht erörtern. Genug, es drängte sich ihm immer mehr die Ueberzeugung auf, daß er absichtlich bei Seite geschoben werde, und er entschloß sich darum, sich vorläufig auf sich selbst zurückzuziehen. Er betrat die Journalistenbahn und übernahm die Redaktion der eben damals ins Leben tretenden „Union".

Hier tritt ein neuer Wendepunkt in Smetana's Leben ein, und man muß bis zu ihm zurückblicken, wenn man die bald darauf eintretende Katastrophe, welche so enormes Aufsehen erregte, begreifen will. Mit der Resignation auf eine öffentliche Lehrkanzel hatte der Verstorbene keineswegs die Absicht gehabt, den reichen Fond seines Wissens der Jugend gänzlich abzuschließen, und er bewarb sich deßhalb um die Befugniß, als ein einfacher Privatdocent sein Lieblingsfach, die Geschichte der Philosophie, tradiren zu dürfen. Der philosophische Lehrkörper war einstimmig dafür, daß ihm diese Befugniß ertheilt werde; von Seite des Unterrichtsministeriums in Wien kam aber die Antwort zurück, daß sich Dr. Smetana zuvor über seine Moralität ausweisen solle. Die Prager Universitätsbehörde benachrichtigte den Verstorbenen — der durch mehr als sieben volle Jahre beim öffentlichen Lehramte betheiligt gewesen, und den höchsten Unterrichtsbehörden persönlich bekannt war — von jener Ministerialantwort, und verlangte nun von ihm ein dreifaches Sittenzeugniß, eines von Seite der Stadthauptmannschaft, ein zweites vom Ortsvorstand und ein drittes vom Consistorium. Mit dem ersteren, das für jeden anderen Aspiranten hingereicht hätte, hatte es keine Schwierigkeit, dafür aber um so mehr mit den beiden andern. Smetana hatte faktisch alle früheren Beziehungen zu seinem Orden gelös't, es war daher äußerst unwahrscheinlich, daß ihm von dieser Seite ein Zeugniß, wie es von ihm gefordert wurde, ausgestellt werden dürfte. Indessen wollte doch Smetana, der sein angebornes scheues Wesen niemals verleugnete, es zu keinem offenen Bruche kommen lasse, er wollte seinem bisherigen Stande nominell angehörig scheinen, wenn er nur in seinem weiteren unabhängigen Wirken nicht beirrt würde. Er fügte sich deßhalb auch der ihm auferlegten Verpflichtung, und versuchte es, das geforderte Moralitätszeugniß von Seite seines Ordensvorstandes zu erlangen. Der Versuch mißglückte, und Smetana erhielt außerdem noch die Weisung, binnen acht Tagen in das Ordenshaus zurückzukehren.

(Schluß folgt.)

Neue Erfindung.

Unter dieser Bezeichnung begegnen wir in Nro. 34 d. B einer Mittheilung aus New-York, welche die elektrische Telegraphie betrifft. Es sey, so weit hier der Ort dafür, kurz Dasjenige gesagt, was zu einer richtigen Würdigung nöthig erscheint.

Alles, was zur Beweisführung, daß der Nutzen der Telegraphen bis Dato ein sehr beschränkter blieb, angeführt ist, läßt sich ungleich mehr noch von Deutschland behaupten, auch kann die Möglichkeit der in Aussicht gestellten wunderbar klingenden Schnelligkeit künftiger Telegraphen bestätigt werden. Als eine Unrichtigkeit muß aber die Angabe bezeichnet werden, wonach dieses Wunder durch Verbindung des elektro-magnetischen Telegraphen mit der Photographie entstanden sey. Das Licht hat hierbei gar nichts zu schaffen, die chemische Wirkung des Stromes ist das Agens, und die ganze Beschreibung Bains Copirtelegraph, wie er im Dingler enthalten ist.

Die einzige und Hauptschwierigkeit dieses Systems besteht in der Aufgabe zweier ganz gleich gehender Uhrwerke, welche die Walzen gleichförmig auf den entfernten Stationen bewegen, denn wenn bei den angedeuteten 1300 Umdrehungen eine der Walzen nur um eine Umdrehung differirt, wird die Schrift unleserlich. Diese Schwierigkeit wird besser umgangen. *)

Wer sich die Mühe machen will, die Didaskalia vom November 1848 nachzuschlagen, wird finden, daß diese neue Richtung längst bezeichnet und betreten war. Hr. Professor Schüler in Wiesbaden ist im Besitz der Apparate, welche das Angedeutete leisten.

Traurig, daß Das, was aus Amerika jetzt triumphirend als neue Erfindung angepriesen wird, in Deutschland seit Jahren unbeachtet blieb; selbst Hr. Schüler, welcher sich die Aufgabe der Einführung dieses Systems gestellt, hat sich nunmehr die Schweiz ersehen, weil man in Deutschland das System nicht zu würdigen versteht.

Cronberg am Taunus, 9. Febr. 1851.

Neubronner.

Uebersetzungen aus dem Spanischen. **)

1.

Liebesgruß.

Von Ventura de la Vega.

Alle Morgen, wann die Sonne
Wiederkehrt in Glanz und Pracht,
Wann in hold verklärter Wonne
Thaubenetzt die Flur erwacht:
Will ich mich vom Lager schwingen,
Früher als die Lerchen singen,
Früher als die Knospen springen,
Um in frommer Minne Sorgen
Meinen Gruß Dir darzubringen —:
„Guten Morgen!"

Und am Abend, wann der Schleier
Milder Dämm'rung niederweht,
Wann in stillverklärter Feier
Wald und Flur zu Rüste geht:
Soll Dir noch mein Gruß erschallen,
Wann im Busch der Nachtigallen
Süße Klagen leis' verhallen,
Und, besiegt von Schlummers Macht,
Jedes Auge zugefallen —:
„Gute Nacht!"

2.

Was süßer ist.

Von José de Jérica.

Steh'n auch weit die Pforten offen
Zu der Freuden Ueberfluß,
Ist doch süßer als Genuß,
Künftigen Genuß zu hoffen,
Denn hat erst sein Judaskuß
Deine Wangen heiß getroffen,
Bleibt Dir bald der Ueberdruß
Nur als Hinterthür noch offen.

Paris.

Otto Braun.

Abschiedskonzert des Herrn Kapellmeister Schindelmeisser.

Am 21. d. M. wird der Genannte im Saale des Weidenbusches ein großes Vokal- und Instrumental-Abschiedskonzert geben. Den bereits in Umlauf gesetzten Subscriptionslisten kommt man von allen Seiten mit so viel Bereitwilligkeit entgegen, daß dieß Konzert wohl das am zahlreichsten besuchte der diesjährigen Saison werden dürfte. Der geschätzte Veranstalter hat auf solche Anerkennung gerechten Anspruch; denn seit fast drei Jahren hat er unserm Operninstitute eine eben so unermüdliche Thätigkeit, als eine vielseitige Sachkenntniß und tüchtige Befähigung zugewendet. Unter seiner umsichtigen Leitung wurden nicht nur eine Anzahl neuer Tonwerke zum erstenmale aufgeführt, sondern auch viele ältere neu einstudirt. Hierbei hat er jederzeit seine gründliche musikalische Durchbildung und sein praktisches Direktionstalent, wie seinen Geschmack bewährt und den Musikfreunden eine Reihe anziehender Kunstgenüsse bereitet, wie er nicht minder bei Veranstaltung von Konzerten und anderweitigen Musikaufführungen thätig gewesen. So ist es ihm gelungen, seine Stellung in der Achtung des Publikums zu befestigen und seinem Talente die demselben gebührende Würdigung zu gewinnen. Sein Abgang von unserer Bühne dürfte schwer zu ersetzen seyn, und es ist bekannt, daß wir ihn ungern von uns scheiden sehen, was bei Veranstaltung seines Abschiedskonzertes diesem eine so allgemeine und lebhafte Betheiligung zuzuwenden nicht verfehlt. Das Programm des besagten Konzertes bringt folgende Nummern: 1) Sinfonie, neu und zum erstenmal aufgeführt, komponirt vom Konzertgeber; 2) drei Lieder: a. das Veilchen, von Mozart; b. Ständchen, von Shakespeare, Musik von Franz Schubert; c. Frühlingslied, vom Konzertgeber; alle drei gesungen von Frau Anschütz-Capitain; 3) Quartett-Konzert für vier Solo-Violinen mit Orchester, von Louis Maurer, vorgetragen von den Herren Wolf, Mohr, Waldhäuser und Eliason; 4) „O wunderbare Harmonie", Quartett mit Orchester von J. Haydn,

---

*) Wenngleich die erste Mittheilung über jene Erfindung nicht ganz so abenteuerlich, wie die kürzliche über eine Telegraphie mittelst sympathisirender Schnecken ist, so gibt sie doch billigen Bedenken hinsichtlich einer irgendwie praktischen Bedeutung Raum. Man denke sich: an zwei, etwa 30, 60 oder 90 Meilen von einander entfernten Orten sollen sich zwei Cylinder in durchaus gleichmäßiger Geschwindigkeit umdrehen, wenn man eine photographische Schrift erhalten will. Die Regulirung dieser gleichmäßigen Umdrehungsgeschwindigkeit kann vielleicht durch ein System von Uhrwerken erreicht werden; ausgeführt ist dieß bisher noch nicht. Die Herstellungskosten eines solchen Telegraphennetzes würden ins Ungeheure gehen und mit dem eventuellen Nutzen in gar keinem Verhältnisse seyn. (Berl. Berichte.)

**) Proben aus einer demnächst im Buchhandel erscheinenden Sammlung von Uebersetzungen aus den Werken neuerer spanischer Dichter. Cf. Ochoa Apuntes ꝛc. Paris, Baudry. 1840.

vorgetragen von Fräul. Tietjens und den Herren Caspari, Clement und Dettmer; 5) Adagio für den Contrebaß, von A. Mangold, und Scherzo, vom großh. Konzertmeister Hrn. August Müller aus Darmstadt, vorgetragen von demselben; 6) Introduktion aus der Oper: „Die Belagerung von Corinth", von Rossini, die Soli's vorgetragen von den Herren Chrudimsky, Caspari und Leser, der Chor durch gefällige Mitwirkung des Theater-Chorpersonals; 7) Duett aus der Oper: „Die Heimkehr des Verbannten", von Nicolai, vorgetragen von Frau Behrend-Brandt und Herrn Dettmer; 8) Sonate pathetique, von Beethoven, für großes Orchester vom Konzertgeber bearbeitet. Rechnen wir zu diesem reichhaltigen Programm dessen Ausführung durch unsere besten Sänger und durch das gesammte Theaterorchester, verstärkt durch viele ausgezeichnete Dilettanten, so ist wohl anzunehmen, daß Niemand den Saal unbefriedigt verlassen wird. — So möge Herr Kapellmeister Schindelmeisser bei bevorstehender, wenn auch für ihn und uns schmerzlichen, Veranlassung überzeugt werden, daß unser Publikum Talent und Fleiß zu würdigen und die Berechtigung wahren Verdienstes anzuerkennen nicht unterläßt.

Korrespondenz.

Mainz, 9. Februar.

In diesem merkwürdigen Winter, der uns statt Schnee und Eis, gleich den tropischen Ländern einen nicht enden wollenden Regen, häufig aber auch einen undurchdringlichen, ächt holländischen Nebel bescheerte, waren es besonders zwei Dinge, welche die Bürger der weiland aurea Moguntiae unangenehm berührten: ein fürchterlicher Schmutz, der immer ärger wurde, weil Niemand sich die Mühe gab, ihn wegzuschaffen, und, eine Folge unserer vortrefflichen Straßenbeleuchtung, eine nur durch den Mondschein zuweilen unterbrochene, höchst romantische Finsterniß. In ersterer Beziehung zeichnete sich besonders der Thiermarkt aus, wo sich, Dank der städtischen Straßenkehrer, förmliche Moräste gebildet hatten, die bedeutend an die pontinischen Sümpfe erinnerten und nicht zu umgehen waren, während doch keinerlei Vorsorge getroffen war, dieselben durchschiffen zu können. Ueber die Einführung der Gasbeleuchtung debattirt unser weiser Stadtrath seit langen Jahren, ohne zu einem Resultate gelangen zu können, und während viel kleinere Städte in unserer Umgebung sich längst schon dieser Beleuchtung erfreuen, scheint man hier die Bewährung der Erfindung des Astrallichtes abwarten zu wollen, um dann unsere Stadt zuerst dieser blendenden Helle theilhaftig zu machen, eine Vorsicht, welche Seitens der Bürger die größte Anerkennung verdient. Was das Pflaster betrifft, so sind die meisten städtischen Straßen ausgezeichnet gepflastert und können jeder Stadt als Muster dienen; leider haben wir aber auch Staatsstraßen in unserer guten Stadt Mainz, und zwar sind dieß gerade die größten und breitesten, welche der Art gepflastert sind, daß sie, was gewiß viel sagen will, mit Kreuznach zu rivalisiren vermögen, und Denen, die sie zu betreten gezwungen sind, die wehmüthigsten Klagelaute entlocken. Am meisten leiden dabei das Schuhwerk und die Füße der Garnison, welche hierdurch auf eine unverantwortliche Weise abgenutzt werden, und es erregt stets die Bewunderung der Zuschauer, wenn man die Truppen mit zusammengekniffenen Lippen, aber ohne einen Laut von sich zu geben, über diese Staatsstraßen defiliren sieht, was Einige der militärischen Abhärtung zuschreiben wollen, indessen Andere geneigt sind, diesen Umstand der weithin schallenden rauschenden Militärmusik und dem Lärm der Trommeln beizumessen. Das Gerücht, daß diesen Winter ein Kürassier mit sammt seinem Rosse in einer der vielen Vertiefungen der Thiermarktsstraße spurlos verschwunden, halten wir für eine arge Uebertreibung und vermögen demselben keinen Glauben beizumessen.

(Schluß folgt.)

Gotha, 7. Februar.

Im Laufe der vergangenen Wochen ist Meyerbeer's „Prophet" mehrere Male auf hiesiger Bühne aufgeführt worden. Um die Ausstattung des Stückes so prachtvoll als möglich zu machen, hatte der Herzog den bekannten Chemiker Hasenstein nach Paris gesendet, um daselbst den Glanzpunkt der Scenerie, den Sonnenaufgang, gleichsam zu studiren. Hasenstein hat nun die in Paris benutzte sogenannte elektrische Sonne auch hier mit Glück in Anwendung gebracht und zugleich vor kurzem in einem hiesigen Lokalblatte das Wesentlichste über die Einrichtung des dazu erforderlichen Apparates mitgetheilt. Dieser besteht hauptsächlich in zwei Theilen, nämlich 1) aus einer stark wirkenden galvanischen Batterie und 2) aus einer Vorrichtung mittelst welcher die Kohlenstücke, durch welche der elektrische Strom geht und die in Folge dessen verbrennen, in entsprechender Entfernung von einander gehalten werden. Die Hasenstein'sche Batterie besteht aus 50 Elementen und jedes derselben aus einem Glasgefäße, aus einem Zinkcylinder, einem Thoncylinder und einem Stück Gußeisen. Der Raum im Glasgefäße, in welchem die Cylinder stehen, wird mit verdünnter Schwefelsäure gefüllt, der Raum in den Thoncylindern, in welche die Gußeisenstücke eingesetzt werden, mit starker Salpetersäure. Zum Füllen sind circa drei Viertel Centner Säure erforderlich. Sind die 50 Elemente auf zweckentsprechende Weise mit einander verbunden, so ist die Batterie sogleich thätig, und bringt man nun z. B. zwei von den Polen derselben ausgehende Metallstreifen mit einander in Berührung, so findet ein Verbrennen der Metalle unter den prachtvollsten Lichterscheinungen statt. Hasenstein hat, wie schon bemerkt, diese Vorrichtung mit vielem Glück benutzt und der hier dadurch hervorgebrachte Sonnenaufgang hat die Erwartung des Publikums über Erwarten befriedigt.

Programm des Museums.

Freitag, 14. Februar.

1) Pastoral-Symphonie von L. van Beethoven.
2) Erster Vortrag des Hrn. v. Kittlitz: Ueber Natur- und Menschenleben auf den Carolinen, insbesondere den hohen vulkanischen Inseln derselben.
3) Sopran-Arie in B aus der Schöpfung von J. Haydn, gesungen von Frau Anschütz-Capitain.
4) Quintett für Pianoforte, Oboe, Clarinett, Horn und Fagott, vorgetragen von den Herren Musikdirektor Messer, Baumann, Mehner, Grimm jun. und Lindner.
5) Lieder mit Pianoforte-Begleitung von Mozart:
   a) Abendempfindung;
   b) Das Veilchen;
   gesungen von Frau Anschütz-Capitain.
6) Ouverture zu „Jessonda" von Louis Spohr.

Der Anfang ist um 6½ Uhr; der Saal (im Weidenbusch) wird um 5½ Uhr geöffnet. Der Eingang ist nur vom Roßmarkt und von der Töpfergasse aus. Ohne Karte kann Niemanden der Eintritt gestattet und auf Damenkarten können auch nur Damen zugelassen werden. Eintrittskarten à 1 fl. 45 kr. sind bei Hrn. André (Haus Mozart) zu haben.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 13. Februar. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Samstag, 15. Februar. Die Erzählungen der Königin von Navarra, oder: Revanche für Pavia, Lustspiel in 5 Akten von Scribe und Legouvé, deutsch von Dr. Edeling und P. S. Reinhardt.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 39. Freitag, den 14. Februar 1851.

Der Heimathlose.

Eine Erzählung aus der Neuzeit von G. Kaut.

(Fortsetzung.)

3.

Drei Poststationen von einer Residenz des südlichen Deutschlands liegt die kleine Stadt F., in welcher der Spezereihändler Elias Lauer wohnte. Derselbe erfreute sich eines sehr guten Rufes; er galt allgemein für einen gewandten, kenntnißreichen, rechtschaffenen und sparsamen Kaufmann. Eine Freude war's, den kleinen Mann in seinem Laden bei seinen Kunden zu sehen. Wie bemühte er sich da, sein Gesicht in die einnehmendsten Falten zu legen! wie höflich und zuvorkommend war er da gegen Jedermann! Kindern schenkte er Zucker, Dienstmädchen kneipte er in die blühenden Wangen und weissagte ihnen ihre baldige Verheirathung mit einem reichen Manne, an alten Frauen lobte er das gute Aussehen, die jungen, welche zum erstenmal zu ihm kamen, hielt er für Mädchen, die Bauern fragte er nach Hans und Kunz, kurz, der Elias Lauer wußte Jedem etwas Angenehmes zu sagen. Im Grunde genommen war er aber kein guter Mensch. Seine heimliche Schadenfreude und sein hämisches Gemüth wurde nur von seiner Habsucht übertroffen, und um diese zu befriedigen, war durchaus ein starker Absatz seiner Waaren nöthig, — darum nahm er seine Zuflucht zur Verstellung, und die Leute kamen und kauften, und wenn sie wieder fort waren, lachte sich der schlaue Fuchs ins Fäustchen. Was übrigens seine Kenntnisse anbelangte, so konnte ihm diese Niemand streitig machen; er war in allen Zweigen der kaufmännischen Wissenschaften bewandert, und außerdem schrieb und redete er ein paar neuere Sprachen.

Ehedem war Herr Elias Lauer Buchhalter bei einem Banquier in Frankfurt am Main gewesen und hatte sich durch Pünktlichkeit und Fleiß die Achtung und das Wohlwollen seines Prinzipals erworben. Da er aber sah, wie dieser Letztere immer Gold auf Gold häufte, so erregte diese Wahrnehmung im Hinblick auf seinen Gehalt, der sich Jahr aus Jahr ein gleich blieb, ein solch namenlos bitteres Gefühl in seiner Brust, daß er von Stund an beschloß, auf Errichtung eines eigenen Geschäfts zu sinnen. Diese Absicht trug er seiner Freundin und Gesinnungsgenossin, einer ziemlich wohlhabenden, kinderlosen Wittwe, vor, welche den Plan des lieben Lauer so schön fand, daß sie sich auf der Stelle zur Theilhaberin der zu gründenden Waarenhandlung anbot, welch' Anerbieten denn auch mit Dank acceptirt wurde. Nun war nur noch die Frage, wo man sich niederlassen wolle. Nach den sorgfältigsten Erkundigungen entschieden sich die Verbündeten für das Städtchen F., kauften daselbst ein Haus, heiratheten einander und eröffneten dann ihren Spezereiladen.

Am 12. September desselben Jahres, in dem diese Erzählung beginnt, saß Herr Elias Lauer in seinem Comptoir und war mit Durchsicht seiner Bücher beschäftigt. Mit gierigen Blicken prüfte er jede Zahl, auch die kleinste. Von Zeit zu Zeit tauchte er eine bereitliegende Feder in ein Gläschen mit rother Tinte und machte ein Häkchen vor irgend einem Posten, auf dem gerade sein kleines, graues Auge haftete. Wahrscheinlich waren die also bezeichneten Summen Rückstände von Leuten, denen er nicht mehr länger kreditiren wollte. Als er zu Ende war, spritzte er die Feder aus, stand auf, rieb sich vergnügt die Hände und murmelte vor sich hin:

„Alles gut! Vortrefflich! Aber nur Geduld, ihr Hungerleider, ich will euch schon zahlen lehren!"

Er sah hierauf nach der Uhr, der Zeiger wies auf halb fünf, eine Stunde, wo er täglich mit seiner Frau den Thee zu trinken pflegte, weßhalb er sich auch, nachdem er nachgesehen, ob im Laden noch Alles in Ordnung sey, in das Wohnzimmer begab. Madame Lauer — eine hagere Frau von gelblichtem Teint, die ein Alter von etwa dreißig Jahren haben konnte — hatte eben die chinesische Brühe auf den Tisch gestellt, als ihr Ehegespons erschien.

„Kommst wie gerufen, Männchen!" sagte die bessere Hälfte des Kaufmanns grinsend, „ich stand gerade im Begriffe, Dich herüber zu holen. Denk' an, der kleine Eigensinn — sie deutete auf ein Knäblein von etwa drei Jahren, das verdrießlich und auffallend kränklich aussehend am Tische saß — der kleine Eigensinn will absolut puren Thee trinken. Soll ich ihm geben?"

„Bei Leibe nicht, Bärbchen!" verbot Lauer. „Purer Thee ist für ein schwaches Kind Gift."

Der besorgte Papa hatte kaum diese Worte gesprochen, als der Kleine die Mundwinkel bedenklich verzog und solche unharmonische Töne hören ließ, daß sich die Mutter sogleich in den Willen des schreienden Knaben fügte.

„Nun, schenk' ein, Bärbchen!" begann etwas ungeduldig werdend Lauer wieder. „Will meine Tasse wenigstens warm trinken."

Da ließen sich plötzlich schwere Schritte hören. Der Hausknecht aus dem „englischen Hofe" war's, welcher kam.

„Herr Lauer, ein fremder Herr, ein Engländer, wünscht Sie zu sprechen," meldete der Mann und entfernte sich wieder.

„Ein Engländer! — Ein Engländer! — hm! hm! — was wird der von mir wollen?" sprach der Spezereikrämer, seine Ehehälfte mit fragendem Blicke zu Rathe ziehend.

„Weiß nicht, Männchen," erwiederte diese. „Mußt hingehen, vielleicht handelt es sich um ein gutes Geschäft für uns."

Herr Elias Lauer nahm Hut und Stock und eilte davon. Im Gasthause zum „englischen Hofe" empfing ihn ein Kellner und führte ihn eine Treppe hinauf. Als er die ihm bezeichnete

Thüre geöffnet hatte, befand er sich einem hochgewachsenen Manne von stolzer Haltung, dessen Gesichtsblässe auf eine kaum überstandene Krankheit schließen ließ, gegenüber. Ein wunderhübsches Knäbchen trippelte im Zimmer umher und suchte die sich niedersetzenden Fliegen zu erhaschen. Der Spezereikrämer machte einen unterthänigen Bückling, wie ihn nur ein Deutscher zuwege zu bringen weiß. Der Fremde aber fragte ihn nach leichtem Gruße in englischer Sprache:

„Ich habe wohl das Vergnügen, Herrn Elias Lauer, vormals Buchhalter bei Herrn Banquier ***, vor mir zu sehen?"

„Zu dienen, Herr!" antwortete der Gefragte. „Wen hab' ich aber die Ehre — —"

„Das gehört vor der Hand nicht zur Sache, Sir!" versetzte der Engländer etwas barsch. „Nehmen Sie Platz, Sir, und lassen Sie uns beginnen!"

Der durch diese Worte ziemlich verdutzte Lauer that, wie ihm geheißen.

„Nun hören Sie, Sir!" fuhr Sir Arthur — denn er war es — wieder fort. „Eine mit mir verwandte Person, einer der angesehensten und reichsten Familien Englands angehörend, hat sich eines kleinen Fehltritts schuldig gemacht, eines Fehltritts, der dieses Kind zur Folge hatte." Er warf einen wehmüthigen Blick auf das spielende Knäblein. „Sie können sich leicht denken, Sir, daß es der Familie der jungen Dame, die sich vergangen, höchst unangenehm seyn muß, einen lebendigen Zeugen von der Schande eines ihrer Mitglieder in der Nähe zu wissen. Man hat mich daher beauftragt, das Kind bei einer rechtlichen Familie Deutschlands unter zu bringen. Sie sind mir empfohlen worden. Wollten Sie wohl die Erziehung des Kleinen übernehmen, Sir?"

„Ja, Herr, — das heißt — —"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, Sir!" unterbrach Arthur den ehemaligen Buchhalter. „Sie erhalten eine Summe, deren Zinsen hinreichende Entschädigung für die Kosten und Mühen der Erziehung gewährt. Haben Sie letztere beendigt, das heißt, ist der Knabe zu einem kenntnißreichen, zwanzigjährigen Jünglinge von guten Sitten herangereift, so bekommt derselbe drei Viertel des Ihnen übergebenen Kapitals als sein Vermögen eingehändigt, und das übrige Viertel behalten Sie als Prämie."

Das Auge des Herrn Elias Lauer leuchtete vor Habgier, doch schwieg er, weil er erst die Größe der Summe, um die es sich handelte, wissen wollte.

Sir Arthur sprach weiter:

„Um nun die Sache kurz abzumachen, so will ich Ihnen sagen, daß — — —"

„Papa, wann kommt Mama wieder?" fiel hier der Kleine seinem Vater, der ihn verleugnete, in die Rede. Sir Arthur erbebte bei dieser einfachen Frage; es war ihm, als müßte jeden Augenblick der Geist seiner geliebten Floretta vor ihm erscheinen, um gegen sein Beginnen Protest einzulegen. Wieder gefaßt, sagte er mit einem zärtlichen Blick zu dem Knaben:

„Sey zufrieden, mein Arthurchen, die Mama kommt bald. Das arme Kind hält mich für seinen Vater, Sir!" fügte er, zu Herrn Lauer gewendet, erklärend bei. „Wo bin ich stehen geblieben, Sir?" fragte er hierauf.

„Sie wollten mir wahrscheinlich die Größe der Summe nennen — —"

„Richtig, Sir, so ist's," bestätigte Sir Arthur. „Sechs tausend Pfund beträgt dieselbe. Willigen Sie nun ein, Sir?"

„Mit Vergnügen, Herr!" antwortete der Habgierige, dessen Herz vor Wonne schlug.

(Fortsetzung folgt.)

Augustin Smetana.

(Das Bild eines wackeren katholischen Priesters.)

(Schluß.)

So sah sich denn der Verstorbene in die Lage versetzt, entweder seiner Ueberzeugung entgegen in ein Verhältniß zurückzutreten, das seiner Geistesrichtung unerträglich war, oder aber öffentlich zu erklären, daß er aufgehört habe, Ordensmitglied zu seyn. Einen Mittelweg, den er fortwährend einzuhalten suchte, gab es hier nicht mehr. Das Recht, als Docent aufzutreten, wollte er um jeden Preis erringen, er glaubte dieß fortan nur zu können, wenn er sich mit allen übrigen Candidaten aus dem Laienstande auf eine gleiche Stufe stellte. Um von der Beibringung eines Sittenzeugnisses von Seite clericaler Behörden befreit zu seyn, wollte er den Staatsbehörden auf gesetzlichem Wege bekannt geben, daß er sich der Autorität jener geistlichen Behörden nicht mehr untergeben erachte. Ein Rücktritt aus dem Priesterstande in den gewöhnlichen Laienstand ist aber nach katholischen Satzungen nicht möglich, und Smetana sah sich darum veranlaßt, gänzlich aus der katholischen Kirche zu scheiden. Er begab sich, wie die gesetzliche Vorschrift verlangt, zu dem katholischen Pfarrer jenes Bezirkes, in welchem er wohnte, und erklärte demselben seinen Austritt. Der Pfarrer antwortete jedoch, daß hier ein Ausnahmsfall vorwalte, und daß er daher diese Erklärung nicht annehmen könne. Da Smetana diesen Weg verschlossen sah, um den Unterrichtsbehörden gegenüber als unabhängiges Individuum zu erscheinen, so faßte er den Entschluß, den Weg der vollen Oeffentlichkeit zu betreten, und was der Pfarrer nicht entgegennehmen wollte, in der Presse niederzulegen. Und so erschien denn am 23. März 1850 in der „Union" die bekannte Austrittserklärung des Verstorbenen.

Man hat es Smetana zum Vorwurfe gemacht, daß er in dieser Erklärung zugleich auch das Motiv seines Austrittes bekannt gegeben und hiedurch unnöthigerweise Aergerniß erregt habe. Wir können und wollen, da wir uns hier ganz objectiv zu halten vorgenommen haben, jene Erklärung in keiner Weise rechtfertigen oder tadeln, glauben aber darauf aufmerksam machen zu müssen, daß nur der weltscheue, wenig auf gewöhnliche Lebensklugheit hinauslaufende Charakter des Dahingeschiedenen dieselbe dictirt hatte. In seiner wissenschaftlichen Consequenz glaubte er auch den Beweggrund offen angeben zu müssen, der einen so wichtigen Schritt, wie sein Ausscheiden aus der Kirche war, zur Folge hatte, nicht im Geringsten ahnend, daß er damit ein so gewaltiges Aufsehen erregen dürfte. Daß er dieß letztere keinesfalls hervorzurufen gesonnen war, mag man schon daraus schließen, daß er von dem Augenblicke an, wo er das durch seine Erklärung erzeugte Aufsehen bemerkte, sich noch strenger als bisher zurückzog, die Redaktion der „Union" aufgab, und nur noch die Gesellschaft seiner innigsten Freunde suchte. Dasselbe blieb auch der Fall, als er später feierlich in den Kirchenbann gethan und sein Name abermals zum allgemeinen Gesprächsstoffe wurde.

Die gedrückte Gemüthsstimmung, die sich des Mannes bemächtigte, als er durch die rauhe Wirklichkeit daran gemahnt wurde, daß die Welt da draußen eine ganz andere sey, als er in seiner Gelehrtenstube geträumt hatte, drückte auch seine niemals stark gewesene körperliche Gesundheit herab. Seit Jahren war er mit einem Halsleiden behaftet, das seine Stimme stets heiser erscheinen ließ, und die Lungentuberculose, die bereits mehrere seiner Geschwister vor ihm ins frühe Grab geführt hatte, bildete sich auch bei ihm heraus. Hiezu kam noch im Verlaufe des Sommers der Tod seines Vaters und einer jungen, kaum verheiratheten geliebten Schwester; — Umstände, die seinen Körper immer mehr untergruben. Im Spätherbste des vorigen Jahres wurde er bereits von den Aerzten als unrettbar aufgegeben. Eine einzige Hoffnung blieb ihm noch in dem Gedanken einer

Luftveränderung, und in dieser Hoffnung nahm er auch eine ihm angebotene Erzieherstelle zu Altona an. Sein Weilen daselbst war aber nur ein kurzes. Seine Gesundheit ward immer schwächer; seine Angehörigen baten ihn, in ihre Mitte zurückzukehren. Am letzten Tage des Jahres kam er in Prag wieder an. Er war bereits eine halbe Leiche, die Stunden seines Lebens waren gezählt. — Mit unerschütterlicher Ruhe sah er seinem Tode entgegen; wie die meisten Lungenkranken, behielt auch er sein volles Bewußtseyn bis zum letzten Augenblicke. Wenige Tage vor seiner Auflösung empfing er noch zu wiederholtem Male den Besuch Sr. Eminenz des Cardinal-Erzbischofs von Prag, der als Seelenhirt den Abgefallenen zur Kirche zurückführen wollte. Mit bereits gebrochener Stimme erklärte der Kranke, bei seiner Ueberzeugung zu beharren und keinen Widerruf zu leisten. — Am 30. Jänner, es war gegen Mittag, ersuchte er seine Angehörigen, ihn zu verlassen, indem er ihnen den Anblick seines Todes ersparen wolle; — sie blieben jedoch. Eine Stunde darauf schlief er ein, so ruhig und sanft, daß er bereits einige Zeit aufgehört hatte zu athmen, ehe die Umstehenden gewahrten, daß vor ihnen eine Leiche ruhe.

So lebte und endete ein Mann, dem wir ein besseres Loos gewünscht hätten, als ihm diese Erde bot. Was er in der kurzen Spanne seines Daseyns gewirkt, es lebt in den Herzen vieler junger Leute, die er durch sein Wort zum Tempel der Wissenschaft geführt und ist zum Theile auch in einer Reihe von Schriften niedergelegt, die er in der letzten Zeit seines Lebens veröffentlichte. Nebst mehreren kleinen Aufsätzen in verschiedenen Literaturblättern schrieb er im Jahre 1848 eine kleine Broschüre über die „Bestimmung unseres Vaterlandes Böhmen" und kurze Zeit darauf eine andere stärkere unter dem Titel: „Die Bedeutung unseres Zeitalters", welche anonym erschien. Im letzten Sommer veröffentlichte er ein größeres Werk bei Hofmann und Campe in Hamburg „über die Katastrophe und den Ausgang der Geschichte der Philosophie", worin er bereits einen Theil seines originellen Systemes, das man das der relativen Identität nennen könnte, entwickelte und das er später in einem systematisch-philosophischen Werke vollständig der Welt übergeben wollte. Die Materialien zu diesem Werke liegen zum großen Theile bearbeitet vor und befinden sich in der Hand eines Freundes des Verblichenen, von dem zu erwarten steht, daß er durch ihre Veröffentlichung viel zu dessen Würdigung und Verständniß beitragen wird.

Wir schließen diese Zeilen der Erinnerung mit dem tröstenden Gedanken, daß hier der Tod ein Herz beruhigte, dem das Leben keine Friedensstätte gönnen wollte. D'rum Friede seiner Asche!

(Const. Bl. a. Böhmen.)

Theater-Maskenbälle in Frankfurt a. M.

Nach dem dießjährigen ersten Theater-Maskenball haben wir Veranlassung genommen, die Veranstalter desselben auf die Nothwendigkeit zu verweisen, zur Belebung dieser Carnevalsbelustigungen nach Kräften beizutragen und kein Opfer zu scheuen. Das Publikum bedarf bei seinen Vergnügungen der Aufmunterung und Leitung; man muß ihm unter die Arme greifen, seine sich leicht zersplitternden Kräfte zu concentriren und seinen Humor zu reizen suchen. Unsere Theaterdirektion, die ihre Verpflichtung gegen das Publikum stets im Auge behält, hat für den zweiten Maskenball nach besten Kräften gesorgt und ihre Aufgabe erreicht. Derselbe war nicht nur überaus zahlreich besucht, sondern auch von dem buntesten Maskenleben, von der heitersten Faschingslust und von frischer Laune durchzogen. Die Pausen zwischen den Tänzen wurden durch schön arrangirte lebende Bilder, von denen besonders die Weinprobe und der Kampf der sieben Schwaben mit dem Hasen ansprachen, ausgefüllt, sowie ferner durch die wahrhaft ergötzliche und auf sehr humoristische Weise eingeleitete Vorstellung des inhaltvollen Tragkastens und durch die athletischen und equilibristischen Künste des weltberühmten und unüberwindlichen Herkules. Ein glücklicher und den gewünschten Erfolg erzielender Einfall war die Ausführung der feierlichen Preisvertheilung an die schönste oder originellste Maske, wobei die Originalität über die Schönheit den Sieg davon trug. Langer Reden kurzen Sinn können wir dahin zusammen fassen, daß man sich trefflich amüsirte, daß Scherz und Lust überall walteten und daß die Stunden rasch dahin eilten. Alle Veranstaltungen eines reichen und abwechselnden Amusements waren getroffen und wurden empfänglich und bereitwillig benutzt. So wäre nun für unsere Theater-Maskenbälle der rechte Weg gefunden, und wenn wir denselben mit dem rechten Humor, mit Lust und Liebe verfolgen, so steht uns noch mancher erquickliche Genuß und den genannten Bällen ein neuer Aufschwung bevor.

Mannichfaltigkeiten.

Die Professoren treten aus der Reihe der Wettermacher in die Reihe der Wetterpropheten. Ein holländischer Professor warnt, es möge sich Niemand von dem heutigen frosthellen Tage täuschen lassen, es gäbe keinen Frost mehr, der dießjährige Winter sey gebrochen. Er habe eine Eiche bei Löwen gesehen, die ihre Blattknospen vollständig entfaltet habe und das sey das sicherste Zeichen, daß der Winter vorüber sey. Die Schäfer und Jäger lassen sich aber ihr Recht nicht nehmen, anderer Meinung wie die gelehrten Herren zu seyn.

Die gutmüthigen Dresdner Calculators werden sogar boshaft-witzig, seit sie mit ihrem hohen Besuche auf vertrautem Fuße leben. Ueber Gutzkow's neunbändigen Roman: „Die Ritter vom Geiste" zucken sie die Achsel und versichern, Gutzkow habe alle Neun geschoben und doch kein Honneur.

In Hannover hat man zufällig ein lange verloren geglaubtes Gemälde des berühmten Leonardo da Vinci aufgefunden, eine Leda mit zwei Knaben.

Für die Londoner Gewerbeausstellung ist eine neue Erfindung extra gemacht worden: Patent-Rock- und Hosentaschen. Es sind Ringe von Gutta-Percha, womit die Taschen für jede Hand, die nicht hinein gehört, gänzlich geschlossen werden.

Wir wußten lange nicht, wo der wackere evangelische Prediger Wimmer, den die Revolutionszeit aus seinem gesegneten Wirkungskreis in Ungarn vertrieb, sich hingewendet habe. Jetzt erfahren wir, daß er in Bremen weilt, wo er soeben eine gute Volksschrift: „Ist die Bibel Gotteswort oder ist sie ein Fabelbuch?" herausgegeben hat.

Jenny Lind herrscht auch über die Moden Amerika's mit souveräner Gewalt. Am ersten Konzertabend in Newyork bemerkte sie, daß sie die einzige Dame sey, die keinen Kamm im Haar trug; sie beschloß, sich der Sitte des Landes zu fügen und ließ gleich am nächsten Morgen einen Kamm holen. Als sie jedoch zum Diner an der Table d'hote erschien, hatte außer ihr keine einzige der anwesenden Damen einen Kamm im Haar.

Ein Berliner reactionäres Blatt macht einen schönen Vergleich mit unserer Volksvertretung. So nennt es alle Die, welche sich einer Partei anschließen, um sie durch ihre Stimme zu unterstützen, Esel; grobe Bauernlümmel schimpft es Diejenigen, welche mit dem Ministerium nicht zufrieden sind, und Hanswurste Die, welche mit spitzigen Reden auftreten. Am besten kommen dabei noch die Demokraten weg, welche als Solche dargestellt werden, die nur heute tadeln, was sie gestern für unerläßlich forderten. Hiernach wird nun ein parlamentarischer Esels-, Flegels-, Hanswursts- und Demokraten-Takt in der Kammer unterschieden. Nun sag' mal Einer, ob es wohl gröbere Lümmel geben kann, als unter dieser Art von Reactionären?

(Dorfz.)

Ursache der Reaction.

(Von P. F. Trautmann.)

Es traten dahin vor des Königs Thron
Viel Herrn von der Zunft der Friseure
Die baten in gar so erbärmlichem Ton
Und weinten und schluchzten so sehre.

Ach König! ach König, so edel und gut,
Wie ist doch der Hunger so herbe!
Du weißt nicht wie wehe der Hunger thut,
Sonst hülfest du unserm Gewerbe.

Den König, den rührte ihr Mißgeschick,
Er hatt' sich's zu Herzen genommen,
Und sagte mit perlenden Thränen im Blick:
„Ihr sollt Zöpfe zu machen bekommen."

Korrespondenz.

Mainz, 9. Februar.

(Schluß.)

Was den Fremdenverkehr anbelangt, so ist derselbe fast auf Null herabgesunken, was auch ganz natürlich erscheint, wenn man erwägt, daß wir, ohne Eisenbahn, von dem allgemeinen Verkehr so zu sagen gänzlich ausgeschlossen sind. Die meisten Bewohner unserer Stadt können es gar nicht begreifen, weßhalb die beiden älteren Provinzen unseres Landes ihrer ganzen Länge nach auf Staatskosten mit Eisenbahnen dotirt sind, zu denen Rheinhessen aus seinem Beutel mehr als den dritten Theil beizutragen genöthigt war, indessen die Rheinprovinz gänzlich unberücksichtigt blieb, und wollen darin eine offenbare, höchst unverdiente Zurücksetzung erkennen; anders unser Darmstädter Moniteur, welcher sich die Mühe gibt, zu glauben und andere Leute glauben zu machen, daß dieß eine Bevorzugung für Mainz und Rheinhessen sey. Alah Kerim; Alah il Alah! Gott ist groß und Mahomed sein Prophet! — Im socialen Leben sind wir, den immer noch andauernden politischen Zwiespalt abgerechnet, auf dem Punkte wieder angelangt, wo wir uns vor dem traurigen Hungerjahre von 1847 befanden, nur daß es keinem Zweifel unterliegt, daß der Wohlstand der Mittelklassen seit diesem Zeitpunkte wesentlich gelitten hat. Unser eigentliches Karnevalleben dürfte wohl 1846 begraben worden seyn, um nicht mehr wieder aufzuerstehen; dagegen ist die Karneval-Saison, wie man zu sagen pflegt, bereits in vollem Gange, und unsere Haute volée sowie die Haute finance überbieten sich darin, durch Bälle, Thees dansants, Soirées und Picknicks ihr Geld unter die Leute zu bringen. Das Hauptinteresse nimmt übrigens wieder das Theater in Anspruch, und während man drei Jahre hindurch nichts als politische und socialistische Gespräche hörte, haben sich in neuerer Zeit die Gemüther wieder mehr der Kunst und dem geselligen Leben zugewendet, nachdem sie an der Politik einen förmlichen Degout bekommen, was anderwärts wohl eben so seyn wird. Die Oper ist im Ensemble nicht so, wie sie seyn sollte, wenn auch einzelne Fächer sehr gut besetzt sind, und gewisse Opern wie Martha, Belisar, Nachtlager ganz vorzüglich gegeben werden. Die Lieblinge des Publikums sind Frau Eisrich-Leonoff und Fräul. Limbach, von denen die Erstere im colorirten Gesange und durch eine vortreffliche Schule, die Letztere durch eine sehr angenehme Stimme und wahrhaft dramatisches Spiel excellirt; ihnen zur Seite steht eine junge Anfängerin, Fräul. Laurent, welche mit einem angenehmen Aeußern eine recht liebliche Stimme verbindet und vielfache Aufmunterung erhält. Von den Sängern nennen wir zunächst Hrn Boschi, unsern Baritonisten, welcher sich durch kunstgebildeten Vortrag und ein sehr gewandtes Spiel auszeichnet, wenn auch die Stärke der Stimme zu wünschen übrig läßt; den ersten Tenor, Hrn. Rademacher, welcher sich namentlich durch seine Leistungen als Masaniello, Eleazar und Robert in der Gunst des Publikums festsetzte und seit seinem Hierseyn recht schöne Fortschritte gemacht hat, und endlich Hrn. Auerbach, welcher ebenfalls erste Tenorpartien singt und eine ausgezeichnet starke und metallreiche Stimme besitzt, während die Ausbildung noch viel zu wünschen übrig läßt. Der lyrische Tenor sowie die Bässe sind sehr mangelhaft und haben schon mehrfach störend eingewirkt, wie z. B. in Don Juan, Zampa, Barbier von Sevilla, ganz besonders aber im Othello. Die Chöre sind gut, das Orchester unter Fischer's tüchtiger Leitung besser als je zuvor. Das Schauspiel, welches früher bei uns gewöhnlich etwas stiefmütterlich behandelt wurde, hat dieses Jahr der Oper offenbar den Rang abgelaufen und erfreut sich besonderer Theilnahme. Unter den Damen gefallen am besten Fräul. Deny, erste Liebhaberin; Frau Ernst, Anstandsdame; Frau Müller, komische Alte, Mütter, Koketten und Frau Bonke, Soubrette, voll Schelmerei und sprudelnder Laune. Unter dem männlichen Personale zeichnen sich aus die Herren Schrader, ein in der deutschen Theaterwelt vortheilhaft bekannter Komiker, welcher schon die allgemeinste Heiterkeit erregt, wenn er nur die Bühne betritt; Wenzel, erste Helden und Liebhaber, ein Landsmann von Ihnen, der Liebling unserer Damenwelt, dem wir eine rasche und bedeutende Carriere in Aussicht stellen; Wallifer, ältere Helden-, Väter- und Charakterrollen, ein sehr verdienstvoller Schauspieler; Ernst, jugendliche Liebhaber, äußerst angenehme Erscheinung auf der Bühne, gewandt und elegant; Hr. Bonke, Intriguants, chargirte Rollen, in ersterem Fache nicht genügend, in letzterem sehr brav, und Hr. Barth, Tenorbuffo und komische Rollen im Vaudeville und Lustspiele. Wünschenswerth wäre eine größere Abwechslung im Repertoir zwischen Drama und Lustspiel, was zu bewerkstelligen nicht schwer fallen würde. Allgemein anerkannt wird es, daß wir wieder eine solide und tüchtige Direktionsführung haben, und Hr. Greiner wird wohl, nachdem er die Wünsche und Anforderungen des hiesigen theaterlustigen Publikums kennen gelernt, für das kommende Jahr bei der Oper solche Engagements treffen, welche die noch vorhandenen Lücken auszufüllen geeignet sind.

Frankfurt a. M.

Samstag, 15. Febr. Sechste Quartett-Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Waldhauser, Posch und Siedentopf im „Holländischen Hof". Programm: 1) Quartett aus D dur von Haydn. 2) (Auf Verlangen wiederholt): Quartett aus A moll von Beethoven. 3) Quintett aus B dur von Mendelsohn (Nro. 16 der nachgelassenen Werke). — Abonnementskarten zu fl. 4, sowie einzelne Karten zu fl. 1. 45 kr. sind in der Musikalienhandlung des Hrn. André und Abends an der Kasse zu haben.

Theater-Anzeige.

Samstag, 15. Februar. Die Erzählungen der Königin von Navarra, oder: Revanche für Pavia, Lustspiel in 5 Akten von Scribe und Legouvé, deutsch von Dr. Ebeling und P. S. Reinhardt.

Sonntag, 16. Febr. (Zum ersten Male): Der Salzdirektor, Original-Lustspiel in 3 Akten. Hierauf (neu einstudirt): Der Schatzgräber, komische Operette in 1 Akt, Musik von Mehul.

Druck und Verlag von Hel;ler und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 40. Samstag, den 15. Februar 1851.

Der Heimathlose.

Eine Erzählung aus der Neuzeit von G. Kaut.

(Fortsetzung.)

„Was würde aber geschehen, wenn das Kind frühzeitig stürbe?“ forschte Herr Lauer, nachdem er einige Minuten nachgedacht.

„In diesem Falle müßten Sie in Betreff des Kapitals dem guten Willen Alles anheim geben,“ erwiederte der Engländer. „Unbillig würde man übrigens nicht gegen Sie seyn, Sir! Was ich Ihnen nun noch zu bemerken habe, besteht darin, daß man wünscht, der Knabe möge das Englische recht tüchtig lernen. Ueber das Uebrige werden Sie von Zeit zu Zeit durch Ihren früheren Prinzipal Winke erhalten, dem Sie auch sogleich Meldung machen wollen, wenn sich Unverhofftes in Bezug auf Ihren Pflegesohn ereignen sollte.“

Sir Arthur öffnete nach diesen Worten ein Kästchen und übergab dem erstaunten Spezereikrämer sechs tausend Pfund Sterling in guten, englischen Banknoten.

„Daß Sie diese Summe selbst in die Hand bekommen, verdanken Sie der Empfehlung des Herrn Banquier ***, Sir!“ setzte er hinzu. „Nun lesen und unterzeichnen Sie diese Urkunde, und unser Geschäft ist alsdann abgemacht.“

Herr Lauer unterschrieb. Der in englischer Sprache abgefaßte Kontrakt enthielt eine Bescheinigung der empfangenen Summe nebst den Bedingungen, die ihm schon mündlich mitgetheilt worden waren. In keiner Beziehung konnte ein Zweifel entstehen, so klar und bestimmt war Alles ausgedrückt. Derjenige, welcher den Knaben in Erziehung gab, war als „Sir Arthur Grougham“ eingetragen; das Pflegkind aber hieß „Arthur Beati“. Von einer Dame stand nichts geschrieben.

„Nun, Gott befohlen, Sir!“ sagte der Engländer, sich von seinem Sitze erhebend. „Heute Abend, wenn der Kleine schläft, holen Sie ihn ab; ich für meinen Theil reise dann sogleich weiter.“

Herr Elias Lauer eilte nach Hause, seiner lieblichen Ehehälfte die Freudenbotschaft anzukündigen. In seinem Zimmer warf er Hut und Stock von sich und fing an, die lustigsten Bocksprünge zu machen, indem er dabei ausrief: „Sechs und sechzig tausend Gulden, Bärbchen!“ Als er sah, daß ihn seine Frau für wahnsinnig hielt, benahm er sich wieder vernünftig und erzählte ihr die ganze Geschichte. Sie glaubte ihm jedoch nicht eher, als bis er ihr die Banknoten gezeigt hatte.

„Närrische Kauze sind diese Engländer,“ meinte die würdige Dame. „Ein Deutscher thäte so was nicht. Nun, das Geld soll uns gut bekommen, Männchen. Schade nur, daß es nicht für immer unser ist. Das sag' ich Dir aber, keine Seele darf wissen, daß wir für den kleinen Bastard eine solche Summe erhalten haben. Wir müssen schweigen. Das kann uns vielleicht später Vortheil bringen.“

Der kleine Arthur lag auf dem Sopha und schlief, während sein Vater düsteren Blickes in dem Zimmer auf und ab ging. Da ward die Thüre geöffnet und herein trat Herr Elias Lauer mit seiner Magd, seinen Pflegesohn abzuholen. Der Engländer schrack zusammen, als er den Spezereikrämer erblickte. Der gefürchtete Moment war gekommen, in dem er sich von dem Kinde der einst heißgeliebten Floretta trennen sollte. Ein wilder Schmerz durchtobte seine Brust; er ergriff den Schellenzug und riß ihn entzwei. Ein Kellner erschien.

„Mein Wagen soll augenblicklich vorfahren, Sir!“ befahl er, „und hier der Betrag meiner Rechnung und noch etwas für Sie und die Schnur.“

Dann wandte er sich zum schlafenden Knäblein. Es lächelte, das unschuldige Wesen; vielleicht schaute es im Traume das liebe Antlitz der dahin geschiedenen Mutter. Sir Arthur beugte sich nieder und drückte einen Kuß auf die schlummergeröthete Wange des Kindes, hob es empor und reichte es der Magd, die es in einen großen Shawl hüllte und sich zum Fortgehen anschickte; auch Herr Lauer machte Miene, sich zu verabschieden.

„Halt, Sir!“ sagte plötzlich Sir Arthur, der Magd winkend, daß sie das Zimmer verlassen möge, „halt, Sir, ich hätte bald etwas vergessen. Nehmen Sie dieß Bild — er zog ein in Gold gefaßtes Brustbildchen aus seiner Tasche — und sagen Sie dem armen Kleinen recht oft, daß seine Mutter so aussähe. Thun Sie das ja! Und behandeln Sie mir den Knaben gut, oder—“ seine Augen rollten bei diesem „Oder“ so wild, daß der kleine Krämer ängstlich einen Schritt zurück trat.

„Gott befohlen, Sir!“ schloß er nach einer Pause mit milderer Stimme. „Leben Sie wohl!“

Herr Elias Lauer verließ das Gasthaus mit der inneren Ueberzeugung, daß Sir Arthur Grougham der Vater seines Pflegbefohlenen sey.

Fünf Minuten später führten zwei feurige Rosse eine leichte Chaise wie im Fluge durch die Straßen des Städtleins F. Drinnen im Wagen saß der reiche, vornehme Engländer, der seinem Vaterlande entgegen eilte, um als der Erbe seines erst vor wenig Wochen verstorbenen Bruders seinen Platz im Oberhause einzunehmen.

4.

Als der kleine Arthur am andern Morgen erwachte, sah er ein blasses Bübchen an seiner Seite liegen, das noch schlief; worüber er aber so sehr erstaunte, als über die ihm völlig fremde Umgebung. Ein weibliches Wesen, das er in einer andern Stube erblickte, hielt er für seine Mutter, darum rief er voll Freude, so laut er konnte: „Mama, komm'!“ Die Frau wandte sich um, und das grinsende, ledergelbe Antlitz der Madame Lauer kam

zum Vorschein. Eine Meerkatze hätte dem Kleinen keinen größeren Schrecken einjagen können, als Diejenige, welche fortan für ihn Mutter seyn sollte. Er verkroch sich ängstlich unter die Bettdecke, ward aber sogleich hervorgezogen und geliebkost. Dabei schaute aber das Kind so besorgt drein, als wenn es jeden Augenblick befürchtete, gebissen zu werden. Unterdessen erwachte der Sohn des Hauses, der dreijährige Elias. Wie der nun den unbekannten Schlafkameraden bemerkt, mit dem sich seine Mutter beschäftigt, beginnt er ein fürchterliches Geheul und verlangt, daß der fremde Eindringling entfernt werde. Arthur fängt nun auch an zu weinen, und beide Knaben setzen eine Weile ihr Konzert fort; endlich trägt Elias II. den Sieg davon. Der junge Engländer wird aus dem Bette gehoben und auf's Sopha placirt.

Beim Frühstück geht's noch schlimmer her. Die Kinder erhalten Milch und Weißbrod. Der hoffnungsvolle Sprößling Lauers schreit aber auf der Stelle nach Kaffee. Die Frau Mama gibt nach, worauf der Herr Sohn alsbald auf einen andern Gedanken kommt. Er verlangt nämlich plötzlich die Tasse Arthurs, weil selbige schöner sey, und da dem Verlangen nicht sogleich entsprochen wird, so stößt das boshafte, verzogene Kind den Besitzer der schöneren Tasse vom Stuhle herunter, daß er sich eine Beule fällt. Eliaschen wird indessen nicht bestraft, weil er schwächlich ist.

Der arme Kleine ertrug alle Unbilden, die ihm von der Kreatur, Elias genannt, zugefügt wurden, Anfangs mit bewundernswürdiger Geduld. Als er sich jedoch später in der deutschen Sprache verständlich machen konnte, beklagte er sich zuweilen bei Madame Lauer über die Bosheit ihres lieben Sohnes. Da diese Schritte aber stets erfolglos waren, so wandte er sich zuletzt an die männliche Hausobrigkeit; aber auch bei dieser fand er keinen Schutz, weil sich der edle Herr Lauer mit so geringfügigen Dingen, wie die Erziehung von Kindern, durchaus nicht abgab, sondern sich lediglich um sein Geld und Gut kümmerte. Arthur mußte sich daher selbst helfen, was für ihn, kräftig und gesund wie er war, durchaus keine Schwierigkeit hatte. Doch sollte ihm die Selbsthülfe einmal übel bekommen. Er hatte nämlich eine besondere Vorliebe fürs Zeichnen. Diesen Umstand erfuhr der Banquier *** zu Frankfurt, der sich zuweilen nach dem Befinden des Knaben erkundigte, durch einen Brief des Herrn Lauer. Um nun dem Kleinen eine Freude zu machen, ließ er ihm ein Käftchen mit Farben und Pinseln als Geschenk einhändigen, was den Neid Elias II. nicht wenig erregte. Arthur hätte übrigens ohne Zweifel Letzterem einen Theil der Farbentäfelchen überlassen, wenn er darum ersucht worden wäre; da dieß jedoch nicht geschah, so behielt er Alles für sich. Wenn er dann eine freie Stunde hatte, so setzte er sich ruhig nieder und beschäftigte sich mit Zeichnen und Coloriren von Bildern, die er nach ihrer Vollendung immer dem zweiten Kinde des Lauer'schen Ehepaares, einem vierjährigen Mädchen, Namens Anna, schenkte, das ihn darob unendlich mehr liebte, als den leiblichen Bruder. An einem Sonntage malte Arthur wieder. Der neidische Elias nahm einen Schwamm, machte denselben naß, schlich leise wie eine Katze herbei, fuhr mit dem Schwamme über das Papier und alle Figuren waren verwischt.

„Das sollst Du mir denn doch entgelten, nichtsnutziger Bub'!" schrie Arthur, sprang auf, warf Elias II. nieder und schlug ihm Mund und Nase blutig. Auf das fürchterliche Geschrei ihres Augapfels eilte Madame Lauer herbei und fiel wie eine Furie über ihren Pflegsohn her. Der aber, einmal außer sich, setzte sich auch gegen sie zur Wehre und leistete den Widerstand eines Verzweifelnden. Da trat Herr Lauer ins Zimmer und betrachtete mit Staunen die unerwartete Scene. In einer Ecke des Zimmers lag sein Erstgeborener und heulte, in der Mitte der Stube stand seine Lebensgefährtin, die eben den starken, zehnjährigen Arthur bewältigt hatte und schlug unbarmherzig auf den Knaben los, und auf einem Stühlchen saß die kleine Anna und weinte und flehte um Schonung für ihren Liebling.

(Fortsetzung folgt.)

Die Karlsruher Bühne sonst und jetzt.

„Je schwerer die Zeit", sagte der Abgeordnete Zittel in den Kammerverhandlungen vom 29. v. M. über den Neubau des Karlsruher Theaters, „je schwerer die Zeit, welche das Opfer bringt, desto ernster die Mahnung, entsprechende Früchte zu erzielen und damit auch die Stimmen zu versöhnen, welche bei gleicher Liebe zu dem engeren Vaterlande und bei gleicher Anerkennung des Werthes der Kunst heute noch Bedenken tragen, den Neubau des Karlsruher Theaters zu bewilligen." — Er ist bewilligt; das Opfer wird gebracht; damit aber auch jedem Staatsangehörigen, und domicilire er in dem fernsten Winkel des Großherzogthums, das Recht vindicirt, von dem Karlsruher Theater dem Opfer entsprechende Früchte zu verlangen, zu verlangen, daß dessen Leitung nur solchen Männern anvertraut werde, welche ihrem schönen, aber schweren Berufe auch gewachsen sind, und wo dieß nicht der Fall, die rücksichtslose Beseitigung der Unfähigkeit zu verlangen. „Das Theater einer Residenz", sagte der erwähnte Abgeordnete, „hat vorzugsweise die Aufgabe, Beschützerin der überall gehetzten Kunst zu seyn"; das Karlsruher Theater scheint sich's dagegen zur Aufgabe gemacht zu haben, die Kunst noch mehr zu hetzen und sich bei Engagementsabschlüssen vorzugsweise von Rücksichten des Nepotismus leiten zu lassen.

So weit ist es gekommen, daß man von dem früher so berühmten Kunstinstitute fast nur in dem Tone bitterer Ironie zu sprechen vermag, und daran ist wahrlich nicht das Unglück schuld, welches allerdings den Tempel der Kunst, nicht aber die unsterbliche Kunst selber ein Raub der Flammen werden ließ; daran sind einzig und allein der Bühnenvorstand schuld, welcher es weder verstanden, die abgegangenen Kräfte, trotz der bedeutenden, vom Kunstsinn des Großherzogs zu Gebote gestellten Geldmittel, zu ersetzen, noch die vorhandenen, wie das Repertoire beweist, der Würde einer Hofbühne angemessen zu verwenden. — So ist, um einige Beispiele anzuführen, noch immer kein Ersatzmann für Dessoir engagirt, denn einen abgegangenen Künstler ersetzt man wahrlich nicht dadurch, daß man seine Rollen einem „Andern" zutheilt; Hr. Schönfeld wird darüber mit uns einverstanden seyn. Er genügte, so lange er sich in seiner Sphäre bewegte, und mißfiel, sobald er sie überschritt. Dasselbe gilt von seiner Frau; Rollen wie Elisabeth in Don Carlos übersteigen ihre Kräfte. Wie sollen aber bei dem Mangel eines Heldenliebhabers und einer tragischen Liebhaberin classische Stücke zur Aufführung gebracht werden? — An Stelle des verstorbenen Ed. Mayer wurde Hr. Czaschke engagirt, ein Schauspieler, der zwar, wie auch schon sein Gastrollencyclus beweist, in vielen Fächern zu verwenden, dem erledigten Fache der gemüthlichen Väter und Charakter-Väter aber keineswegs gewachsen ist. In der Oper wurde allerdings an Haizinger's Stelle Hr. Eberius engagirt; das durch den Abgang des Hrn. Sontheim erledigte Fach des Heldentenors ist aber bis auf den heutigen Tag noch nicht besetzt. Wohin wir blicken, nichts als Lücken, und diese drohen mit jedem Tage größer zu werden; der rühmlichst bekannte Charakter-Schauspieler Demmer wird wegen Kränklichkeit pensionirt, mit ihm Frau Gervais, für deren Rollenfach chargirte Alte, Dr. Oldenburg wohl schwerlich eine würdige Nachfolgerin finden dürfte. Der Pensionirung gehen aber außerdem noch entgegen der wackere Komiker Labes und die Herren

Fischer und Schütz. — Bei Erwähnung des Hrn. Fischer möchten wir der Intendanz die Frage stellen: Wurde der seiner Kenntnisse halber in der Kunstwelt so geachtete frühere Regisseur Fischer auf seinen Wunsch hin von der Regie des Schauspiels entbunden, oder lagen hierzu andere Gründe vor? — Doch genug dieser trostlosen Betrachtungen! — Wenden wir zum Schluß unsern Blick noch auf das Conversationsstück und das Lustspiel, in welchem wirklich, was die Darstellung anlangt, also ohne das Verdienst des Intendanten, Ausgezeichnetes geleistet wird. Stützen desselben sind außer dem schon erwähnten Hrn. Labes, der talentvolle Mayerhofer, ein Chargen- und Charakter-Schauspieler, der überall an seinem Platze ist, und der von der Glanzperiode des Karlsruher Theaters her bekannte Meyer für jugendlich-komische Partien; nur muß er das non omnia possumus omnes nicht vergessen und keinen Mephistopheles spielen wollen. Die Seele des Lustspiels ist aber unstreitig Fräul. Laura Ernst, ihr ausgezeichnetes Talent für dieses und das feine Conversationsstück, welches sie erst jüngst wieder als Margarethe von Valois in den „Erzählungen der Königin von Navarra" bewiesen, feiert immer neue Triumphe. Leider haben wir auch ihren Verlust zu befürchten, da ihr von einer andern Hofbühne die vortheilhaftesten Engagementsanträge gemacht worden sind. Das fehlte noch, daß auch das Lustspielpersonal zerrissen würde, um die Mißstimmung gegen die Theaterverwaltung noch zu steigern und die Bedenken der Kammerminorität zu rechtfertigen; denn wozu ein neues Schauspiel- oder Opernhaus, wenn zuletzt alle Mittel fehlen, dem Glanz des Hauses entsprechende Kunstleistungen auf der Bühne zu bieten!

Mannichfaltigkeiten.

(Musikalisches.) Mit Vergnügen empfehlen wir der Gesangswelt sechs Lieder von Gottfried und Johanna Kinkel, mit Begleitung des Pianoforte, Op. 21, soeben erschienen im Verlag von B. Schott in Mainz. Die Verfasser haben durch ihre Schicksale so große Theilnahme im deutschen Vaterlande erweckt, daß dieses Werkchen gleichsam als eine Blüthe der Erinnerung für deren zahlreiche Freunde gelten mag. Wir begrüßen hier ein von Poesie und Tonkunst begünstigtes Doppeltalent. Alle einzelnen Vorzüge dieser Lieder hervorzuheben, würde zu weit führen. Wir beschränken uns daher nur auf das Lob melodiöser Einfachheit, effektvoller Pointen, und einer oft pikanten Originalität. Die Stimmlage ist für Bariton oder tieferen Mezzo-Sopran, weßhalb uns die Anführung auf dem Titelblatte: Für eine tiefe Stimme, nicht bezeichnend genug scheint. Begleitung und Rhythmen sind nicht ganz so leicht, als es der Gesang im Ganzen wünschen läßt, zeigen aber dafür ein tieferes Eindringen in die Harmonie, wovon die geistreiche Verfasserin nicht ungern Gebrauch macht. Sämmtliche Gesänge sind Strophenlieder, obgleich Versification und Empfindungswechsel mancher melodischen Durchführung die Hand geboten hat. Daß die, von politischen Tendenzen entfernten Gedichte nur das Gemüth ansprechen, und die wahrhaft innige Komposition mehr für den engeren Kreis, als für den öffentlichen Vortrag berechnet sind, dürfte nicht wenig zur größeren Verbreitung dieses Werkes beitragen. C. S.

(Eine dänische Räuberbande.) Das Kriminalgericht zu Kopenhagen beendete am 10. Jan. d. J. die Untersuchung, betreffend eine Bande von 28 Personen, welche zu verschiedenen Zeiten 349 Verbrechen verschiedenen Grades begangen hatten. Dieses Verhör begann im Jahre 1842, dauerte also 9 Jahre! Der Räuberhauptmann, Namens Pedersen, gestand, daß er selbst 22 Morde, 14 Mordbrände und 142 Räubereien verübt habe. Sein Urtheil war, daß er von den Füßen an gerädert, darnach vom öffentlichen Scharfrichter verbrannt und die Asche in den Wind gestreut werden solle. Von den Andern wurden 2 verurtheilt zu lebenslänglicher Sklaverei oder Arbeit auf dem Hulk, 7 zu lebenslänglicher harter Arbeit in einer Festung und 6 zu 30 und 12 zu 20 Jahr Zuchthaus bei Wasser und Brod und harter Arbeit.

In Hamburg hat die Polizei in der Nacht vom 7. auf den 8. Februar einen sehr schätzbaren Fang gemacht. Der Beamte Mevius verhaftete nämlich einen Taschendieb von seltener Gewandtheit, der wahrscheinlich auf den hohen Schulen von Paris und London seine Studien gemacht hat. Den bei ihm gefundenen Papieren zufolge heißt er Maurice Bernard, aus Amsterdam, und ist ein Mann von circa 55 Jahren. Unter andern Lokalitäten hat dieser seine Gauner auch die Hamburger Börse unsicher gemacht, woselbst während der letzten Woche fast täglich zum Schrecken der Kaufleute Diebstähle vorfielen, was dort sonst nie der Fall war. Bernard wurde auf der Stadttheater-Maskerade arretirt.

In den nordamerikanischen Hauptstädten finden tüchtige Tischler, Zimmerleute und Schuhmacher immer noch ein gutes Unterkommen und reichlichen Verdienst. Dagegen sind für Kaufleute, Gelehrte und Künstler die Aussichten ganz gering. Die aus Deutschland dort befindlichen Literaten finden nur zum Theil ihr tägliches Brod. Ed. Pelz gibt in New-York eine Zeitschrift: „die Hummel" heraus, welche aber kein sehr günstiges Bild von den amerikanischen Zuständen entwirft.

L. Die „Flensburger Ztg." erzählt von der tiefen Betrübniß des Königs von Dänemark über das Ausscheiden des Generals von Willisen aus schleswig-holsteinischen Diensten. Als der König die Nachricht erhielt, rief er aus: „Auch dieser Freund verläßt mich!" Läge diesem Ausspruche mehr zum Grunde, als der Aerger über den Verlust eines in allen seinen Unternehmungen unglücklichen Gegners, so würde der dritte Akt des nordischen Drama's als das Scheußlichste erscheinen, was je einem Volke begegnet. Die Zeit wird den Schleier lüften.

Der zur Aufnahme der Ausstellungsgegenstände bestimmte Glaspalast in Hyde Park in London ist an und für sich schon eines der merkwürdigsten Erzeugnisse menschlicher Industrie. Derselbe ist nach dem Plane des Ingenieurs Paxton erbaut und hat eine Länge von 1848 Fuß bei 456 Fuß Breite und 64 Fuß Höhe. Es befinden sich in ihm 3300 Säulen, $14^1/_4$ bis 20 Fuß hoch; 2224 gußeiserne Tragbalken zur Unterstützung der Galerien und des Daches, und außerdem noch 1128 Zwischen- und Verbindungsbalken und 358 schmiedeiserne Bänder zur Befestigung des Daches. Das Gebäude bedeckt einen Raum von ungefähr 18 Acres und ist die Vorkehrung getroffen, daß dasselbe noch bedeutend vergrößert werden kann, wenn sich die Nothwendigkeit dazu ergeben sollte. Die Länge des Ausstellungsraums beträgt ungefähr 8 Meilen. Eine Vorstellung von der beispiellosen Masse des zum Bau dieses Gebäudes verwendeten Materials mag die Thatsache geben, daß allein über 400 Tonnen Glas gebraucht wurden. Der ganze Werth des Gebäudes, welches auch nach Beendigung der Ausstellung stehen bleiben soll, beträgt 150,000 Pf. St.

Thiers ist bei seiner Arbeit so eifrig, daß, als ein Diener ihn zu Tische rief, er antwortete: „Eh bien! Der Kaiser ist eben mitten in der Schlacht bei Wagram, wir werden sie erst gewinnen und dann speisen. Erst die Glorie, dann das Diner. Sagen Sie das Josephinen." Hier schrieb er gerade an seiner Geschichte des Kaiserreichs.

Die Amerikaner fangen allmälig an zu drohen. Sie berechnen, daß, wenn sie sich in den nächsten 50 Jahren in gleichem Verhältnisse vermehren wie bisher, ihre Anzahl dann 190 Mill. betragen werde, darunter 40 Millionen Männer, welche zum größten Theile mit der Büchse umzugehen wüßten und einer Art Miliz angehörten. Wer einem solchen Riesen und seinen Launen zu widerstehen vermöchte, fragen sie.

Korrespondenz.

Offenbach, 10. Februar.

Wenn in der Verwirrung und in dem Chaos unseres politischen Lebens keine Aufopferung für die höheren Gesellschaftszwecke, wohl aber Egoismus und Sonderinteresse sich kund geben, dann muß es um so höher geachtet werden und um so erhebender seyn, daß eine Einigung in Dem, was dem Allgemeinen frommt, sich auf eine Weise verwirklicht, die nach den Anforderungen an die Bildung des 19. Jahrhunderts allen Lebensverhältnissen angehören und sich in den Regionen der Staatsangehörigen bewahrheiten sollte, in welchen Humanität und Sinn für die Beglückung der Menschheit unmittelbar vorausgesetzt werden könnte. Es ist daher um so erfreulicher, ein Beispiel aufopfernder Unterordnung der Einzelinteressen unter das Interesse des Allgemeinen, als ein beachtenswerthes Zeichen sittlich humaner Zwecke, in den Schichten der Bevölkerung nachzuweisen, in welchem so Viele dieses Streben nicht suchen. Seit einer Reihe von Jahren bestanden in hiesiger Stadt, in dem Mittelstande, sowie im Stande der Arbeiter, zweiundzwanzig verschiedene Vereine, welche jeder für sich durch wöchentliche Beiträge der Mitglieder, diesen im Falle der Erkrankung, je nach Maßgabe der Einzahlungen, wöchentliche Unterstützungen boten und unter dem Namen von Krankenkassen existirten. Ihre Vermögensverhältnisse waren sehr verschieden und einige darunter ohne allen Fond, während andere namhafte Geldüberschüsse zu Capitalien aufgespart hatten, die aus günstigen Verhältnissen resultirten, so daß eine Verschmelzung der einzelnen Kassen in pecuniärer Hinsicht für die mit Vermögen versehenen ein nicht unbedeutendes Opfer von oft fl. 1000 erforderte. Eine Vereinigung dieser 22 Krankenkassen zu einem „Allgemeinen Kranken-Unterstützungs-Verein" wurde von einsichtsvollen Männern, in Rücksicht der Verwaltung sowohl, wodurch 22 besondere Erhebungen wegfielen, als auch aus Gründen der Erstarkung und der daraus hervorgehenden Sicherheit dieses so tief ins Leben eingreifenden Instituts, als ein wohlthätiger Fortschritt in dem Krankenunterstützungswesen erkannt und durch deren Anregung ein Comité niedergesetzt, um die Grundlagen eines Allgemeinen Kranken-Unterstützungsvereins zu ermitteln und eine Vereinigung aller bestehenden anzubahnen. Das Resultat ihrer Bemühungen ließ in einer Vereinigung nicht nur Vortheile für die einzelnen Mitglieder, sondern auch eine größere Garantie für dieselben erkennen. Die Statuten wurden in ihren Hauptmomenten entworfen und zur allgemeinen Kenntniß gebracht. Ein Ausschuß des Comité's verhandelte mit den Vorstehern der einzelnen bestehenden Krankenkassenvereinen, und dem edlen Sinne dieser Männer und sämmtlichen Mitgliederschaft (gegen 1000 Versicherte, sämmtlich dem Handwerker- und Arbeiterstande angehörig) traten mit Hintenansetzung des eigenen Interesses, mit Aufopferung ihres sämmtlichen Vermögens, den Kassen gegenüber, welche keins besaßen, ohne Vorbehalt besonderer Vorzüge, mit einem Capitalfond von fl. 20,000 dem Allgemeinen Krankenunterstützungsverein bei. Eine rege Theilnahme fand aber die Gründung dieser so höchst wohlthätigen Anstalt bei allen denjenigen Klassen der Bevölkerung Offenbachs, welche, in glücklicheren Verhältnissen lebend, keinen Anspruch an die Mittel des Vereins zu machen brauchen; alle Reichen und Wohlhabenden zeichneten sich nicht nur als Mitglieder ein, sondern spendeten noch bedeutende freiwillige Beiträge zur Gründung des Fonds des Vereins, ja selbst arme Arbeiter und Handwerker gaben dazu kleine freiwillige Gaben. So bekundete sich der Sinn wahrer Humanität und der immer regen Hülfe, so wie schon oft, so auch bei dieser Gelegenheit, wo es sich um das allgemeine Wohl handelte, in allen Schichten der hiesigen Einwohnerschaft. — Es ist nicht die Absicht des Berichterstatters, diesen Wohlthätigkeits-, Bürger- und Gemeinsinn von Offenbach hervorzuheben, wohl aber dieses Beispiel starken Zusammenhaltens in Dem, was edel und gut ist, zur Nachahmung zu veröffentlichen und den Segen der Vereinigung im Volke ruhender Kräfte zu bezeichnen. Möchten sich die starken Gewalten Deutschlands des Heiles bewußt werden, welches in der Einigung zum Segen der Völker liegt! Und möchten die Kräfte, welche die Staatsmaschine bewegen, in ihrer Wirkung Völkerglück, Zufriedenheit und wahre Einigung im Gefolge haben!

Aufruf.*)

Das Bestreben, die Zukunft der Hinterbliebenen des zu früh verstorbenen Componisten Albert Lorzing sicher zu stellen, hat von allen Seiten eine rege Theilnahme gefunden. Auf den Wunsch der Wittwe und auf das Verlangen mehrerer Bühnendirektionen haben sich die Unterzeichneten bereit erklärt, die gesammelten Gelder und milde Beiträge in Empfang zu nehmen und zum Besten der Familie anzulegen und zur gehörigen Zeit der vormundschaftlichen Behörde zu übergeben.

Viel ist schon geschehen, doch bleibt noch mehr zu thun übrig, um der Wittwe mit fünf unversorgten Kindern ein spärliches Auskommen zu sichern. Viele Bühnendirektionen haben bereits Benefice gegeben oder vorbereitet, hoffen wir, daß die übrigen es als Ehrenpflicht betrachten werden, dem gegebenen Beispiel zu folgen.

Eben so bitten wir die Freunde der Kunst und des Verstorbenen, sowie Alle, die warm für menschliches Leid fühlen, Jeder in seinem Kreise dahin zu wirken, daß die Beiträge zur Linderung desselben reichlich fließen!

Die Gelder sind an den mitunterzeichneten Commerzienrath Emil Prätorius, Königsstraße Nro. 69 zu adressiren, der darüber in unserem Namen quittiren wird.

Berlin, 10. Febr. 1851.

G. Meyerbeer, k. Generalmusikdirektor und Hofkapellmeister. H. Dorn, k. Kapellmeister. E. Prätorius, Commerzienrath. W. Taubert, k. Kapellmeister. J. W. Dieckmann, Kaufmann. J. A. Reimann, Kaufmann. C. Stawinsky, Regisseur der k. Schauspiele.

*) Sämmtliche Redaktionen werden gebeten, diesen Aufruf in ihre Zeitschriften aufzunehmen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 15. Februar. Die Erzählungen der Königin von Navarra, oder: Revanche für Pavia, Lustspiel in 5 Akten von Scribe und Legouvé, deutsch von Dr. Edeling und P. S. Reinhardt.

Sonntag, 16. Febr. (Zum ersten Male): Der Salzdirektor, Original-Lustspiel in 3 Akten. Hierauf (neu einstudirt): Der Schatzgräber, komische Operette in 1 Akt, Musik von Mehul.

Montag, 17. Februar. (Zum Vortheil der Regisseure der Oper und des Schauspiels, der Herren Lincker und Haake, unter Mitwirkung der Fräul. Mathilde Strauch (erster theatralischer Versuch) und des Hrn. Grunert, Regisseur des k. Hoftheaters zu Stuttgart): 1) Der Essighändler, Schauspiel in 1 Akt von Vogel. Dominik: Hr. Grunert. 2) Belisar, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti. Irene: Fräul. Mathilde Strauch. 3) Das Lied von der Glocke, Gedicht von Schiller, vorgetragen von Hrn. Grunert. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 41. Montag, den 17. Februar 1851

Der Heimathlose.

Eine Erzählung aus der Neuzeit von G. Kaut.

(Fortsetzung.)

„Halt' ein, Bärbchen!“ schrie endlich Lauer, als er sah, daß seine Frau nicht aufhören wollte, Arthur zu züchtigen. „Sag', was ist vorgefallen?“

„Denke Dir, Elias!“ keuchte das Weib, „dieser erbärmliche Range da hat, wie Du siehst, unser armes, schwaches Eliaschen blutig geschlagen.“

„Du gehest in die Schlafstube, Arthur!“ befahl der unparteiische Pflegvater, „und bleibst daselbst, bis man Dir erlaubt, wieder heraus zu kommen.“

Arthur gehorchte. In der Einsamkeit vergoß er die bittersten Thränen über Das, was er schon geduldet und gelitten. Zum erstenmal dachte er darüber nach, wie es denn komme, daß er keine wirklichen Eltern habe, keine Eltern, die ihn liebten; er konnte es natürlich nicht herauskriegen, obwohl er sich dunkel, aber auch sehr dunkel einer Frau und eines Mannes erinnerte, die sich ehedem seiner angenommen. Ueber diesem Sinnen überraschte ihn die kleine Anna, welche leise eingetreten war. Das liebe Kind strich ihm mit dem zarten Händchen über die Stirne und sagte:

„Weine nicht mehr, Arthur! Du thust mir sonst wehe; ich hab' Dich doch lieber, wie den garstigen Elias, wenn man Dich auch schlägt.“

„Du gutes Kind!“ begann Arthur, sich die Thränen trocknend. „Nie werd' ich Dir's vergessen, wie Du für mich um Schonung gebeten. Ich bin zwar ein armer Knabe, ein Bettelknabe, den Dein Vater aus Barmherzigkeit ins Haus genommen; aber Annchen, ich hab' schon oft gelesen, daß reiche Kinder arm und arme Kinder reich geworden sind.“

„Gelt, Arthur,“ versetzte Annchen zutraulich, „gelt, wenn Du einmal groß und reich bist, so darf ich bei Dir wohnen?“

„Ja, Du liebes Kind,“ erwiederte Arthur, „ja, das darfst Du, und wenn der böse Elias kommt, jagen wir ihn fort.“

„Anna!“ kreischte da plötzlich Madame Lauer, „Anna, ich glaub', Du bist da drinnen bei dem groben Schlingel! Komm' gleich heraus!“

Das Mädchen verließ eilig das Schlafgemach, in welchem der arme Arthur bis zum Abend ohne Nahrung bleiben mußte. Von diesem Tage an war der Knabe schweigsam und verschlossen; nur gegen seine kleine Freundin Anna benahm er sich freundlich und mittheilsam. Dahingegen lernte er mit solcher Energie, daß er bald bei seinen nicht geringen intellektuellen Fähigkeiten der kenntnißreichste Schüler seiner Klasse wurde, während Elias als der unwissendste galt.

Unterdessen hatte das Lauer'sche Ehepaar die Welt glauben gemacht, Arthur Beati sey ein Waisenknabe, den es aus christlicher Barmherzigkeit zu sich genommen, und es konnte sich daher nicht fehlen, daß Elias der Aeltere und seine Frau allgemein als Leute, von der reinsten Menschenliebe beseelt, gepriesen wurden. Nachdem der Banquier *** zu Frankfurt Todes verblichen war, wußte in Deutschland Niemand etwas um die sechs tausend Pfund, und der Kaufmann verfuhr bei Verwendung und Anlegung derselben in der That auch so klug, daß es Keinem in den Sinn kam, einmal darüber nachzudenken, wie es denn nur komme, daß sich Lauers Vermögen so sehr vermehre.

„Nun, Männchen!“ redete eines Abends Madame Lauer ihren Gatten an, als sich die Kinder und das dienende Personal bereits zur Ruhe begeben hatten, „nun, Männchen, wie hoch beläuft sich jetzt unser Vermögen?“

„Beinahe auf zweihunderttausend Gulden,“ lautete die Antwort. „Eine schöne Summe, schade nur, daß sie nicht ganz unser eigen ist.“

„Gott sey Dank!“ sagte die würdige Frau; „Niemand hat in dieser Beziehung Verdacht. Wir gelten für die redlichsten und gottesfürchtigsten Leute im Lande, und wenn es auf Seine Hochwürden, den Herrn Pfarrer Wasserspruch, ankäme, so würden wir wohl nach unserem Tode die Anzahl der Heiligen vermehren.“

„Wie sind doch die Menschen so dumm!“ rief der Kaufmann aus. „Die erbärmlichsten Vorurtheile, mit der Muttermilch eingesogen, verdüstern ihr ganzes Leben den Horizont ihres Geistes, und machen sie unfähig, die Wahrheit vom Scheine zu unterscheiden. Um aber wieder auf unsere Vermögensangelegenheiten zu kommen, so befürchte ich immer eine plötzliche Ankunft des Engländers, durch welche möglicher Weise alle unsere Pläne vereitelt werden könnten.“

„Ja, und dann vermag ich kaum den Gedanken zu ertragen, daß wir an den teuflischen Jungen, den ich vergiften könnte, seitdem er unser Eliaschen so übel behandelt, einst eine so hohe Summe auszahlen sollen,“ fügte Madame Lauer bei.

„Wäre denn dieser Verbindlichkeit gar nicht auszuweichen?“

„Wenn wir in Deutschland bleiben, schwerlich, Bärbchen!“ erwiederte der Kaufmann. „Aber sieh', mir ist heute eine Idee gekommen, die gar nicht übel ist. Ich suche nämlich nach und nach unser ganzes Besitzthum in klingende Münze und gute Papiere zu verwandeln und gebe dann vor, etwa nach Frankfurt übersiedeln zu wollen, um dort ein größeres Geschäft zu gründen. Wir reisen ab, wenden uns aber statt nach Frankfurt nach Straßburg, durcheilen Frankreich, besteigen in Havre ein Schiff, das nach Amerika segelt, tauchen in diesem Welttheile unter einem andern Namen wieder auf, und der dumme Engländer ist gefoppt, denn unser Arthurchen wird nimmer einen Heller bekommen. Wie gefällt Dir das Plänchen?“

„Ganz vortrefflich, mein göttliches Männchen," versicherte die würdige Frau. „Unterwegs können wir uns auch auf die eine oder andere Weise des lästigen Buben entledigen."

„Warum denn nicht?" sagte der Habsüchtige, sich vergnügt die Hände reibend. „Lass' mich jetzt nur machen."

Anderthalb Jahre nach dieser Unterredung ward der satanische Plan in Ausführung gebracht.

5.

Es war an einem Maimorgen des Jahres 1836, als ein wohlgekleideter, junger Mensch, fast noch im Knabenalter stehend und von sehr angenehmer Gesichtsbildung auf einer steinernen Ruhebank saß, die sich unweit Kehl an der nach Baden führenden Landstraße befand. Der angehende Jüngling schaute trüben Blickes in die blühende Natur; irgend ein Leid, irgend eine tiefe Kränkung schien ihm widerfahren zu seyn, denn er seufzte einigemal tief auf, schaute abwechselnd nach der nahen Stadt und den dunkeln Höhen des Schwarzwaldes, wandte seine Blicke zum blauen Frühlingshimmel und senkte sie zuletzt zu Boden.

„Schrecklich!" sagte er zu sich selbst, „schrecklich! Heimathlos, ohne Eltern, Freunde und Bekannte, steh' ich nun allein in der Welt, schändlich verlassen von Denen, die mich so lange in ihrem Hause duldeten. Hätten sie mich überhaupt aufzunehmen brauchen? Ha, wenn ich vielleicht ursprünglich nicht der arme Bube wäre — ha — mir ahnt so etwas. Dieses schöne Weib mit den blitzenden Diamanten an den Fingern soll also meine Mutter vorstellen!"

Während er diese Worte sprach, zog er das nämliche Brustbild aus der Tasche, welches vor zwölf Jahren Sir Arthur Brougham dem Spezereikrämer Lauer gegeben, das aber freilich jetzt seiner goldenen Einfassung beraubt war.

„So sieht eine arme Frau nicht aus," fuhr der junge Mensch fort, „so denke ich mir eine Königin und nicht die Mutter eines Bettelbuben. Und warum übergab denn mein seitheriger Pflegevater mir das Bildniß erst gestern Morgen, wenige Minuten vorher, als man mich von Kehl aus auf die letzte Station schickte, um den vergessenen Shawl abzuholen, den ich nicht fand? Schmachvoll, verrätherisch! Nun, 's ist nicht zu ändern! Leider Gottes muß ich bekennen, daß ich meine Pflegeeltern nie geliebt, daß ich den erbärmlichen Elias glühend gehaßt habe; aber Dir, theure Anna, Dir hätte ich noch einmal die kleine, zarte Hand drücken mogen. Du gutes, liebes Kind, Deiner werd' ich stets gedenken!"

In Arthur Beati's dunkle Augen traten Thränen und er fing an zu weinen. Dadurch ward sein Herz allmälig leichter, und Muth und Zuversicht kehrten am Ende wieder in seine Brust zurück. Er erhob sich von seinem Sitze, sah nach dem Rheine hinüber und sagte alsdann:

„Möget Ihr glücklich reisen; ich aber will auf Gott vertrauen."

Nachdem er dieß gesprochen, ging er rüstig weiter.

Wie der freundliche Leser errathen hat, befanden sich die Lauer'schen Eheleute bereits mit Vermögen und Familie mehr auf der Flucht, als auf der Reise nach Amerika, um der später eintretenden Nothwendigkeit zu entgehen, die kontraktmäßige Summe an Arthur Beati auszuzahlen. Den zweiten Theil ihres höllischen Planes hatten sie aber auch schon in Ausführung gebracht. In Kehl angekommen, gab nämlich Madame Lauer vor, ihren Shawl auf der letzten Station, wo man übernachtet hatte, liegen gelassen zu haben. Der gewandte Pflegesohn ward freundlichst gebeten, nach dem Orte zurück zu laufen und das Vergessene zu holen; bereitwillig begab er sich auf den Weg. In dem Gasthause, das man am Morgen früh verlassen, war kein Shawl zu finden. Als er wieder in Kehl angelangt war, erfuhr er zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß die von ihm beschriebene Familie vor drei Stunden mit frischen Pferden nach Straßburg abgereis't sey. In verzweiflungsvoller Hast eilte er über den Rhein nach dieser Stadt. Niemand wußte etwas von den Reisenden. Da endlich sein aufgeregtes Wesen einem Polizeimann verdächtig erschien, so fragte ihn derselbe nach seiner Legitimation, und weil er eine solche nicht hatte, verwies er ihn auf deutsches Gebiet. Nachdem er die Nacht in Sundheim zugebracht, finden wir ihn am andern Morgen auf der Landstraße nach Baden.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

3.

G. Jung's „Geschichte der Frauen". — German Mäurer's „Anthroposophie".

In der literarischen Anstalt in Frankfurt a. M. ist die eben genannte „Geschichte der Frauen" erschienen. Der durch sein parlamentarisches Wirken in der Berliner Nationalversammlung sowie durch seinen Streit mit Hrn. von Vincke bekannt gewordene Verfasser hat seine unfreiwillige Zurückgezogenheit von der Politik dazu verwendet, eine Aufgabe zu lösen, die vor ihm noch kaum gewürdigt, geschweige denn in anderer oder ähnlicher Weise auch nur versucht worden wäre. Und doch müssen wir nach Durchlesung des Jung'schen Werkes uns sagen, daß es sich hier um einen bedeutenden Cardinalpunkt der allgemeinen Culturgeschichte handelt und daß die Idee, wie sie Jung auffaßt und darstellt, allerdings den Maßstab für die Beurtheilung der fortschreitenden menschlichen Civilisation abgibt. Die Veredlung des Menschengeschlechts spiegelt sich am klarsten in der socialen und politischen Stellung des Weibes bei den verschiedenen Völkern und indem wir mit dem eben so gelehrten als geistreichen Verfasser die Entwickelungsgeschichte der einzelnen Culturvölker durchgehen, erkennen wir aus den Gesetzen der letzteren in Betreff des Frauengeschlechts immer mit großer Sicherheit und in überraschenden Resultaten, ob diese Cultur, diese Civilisation dem höchsten Endziele des Daseyn, der höchsten Ausbildung des menschlichen Zweckes wahrhaft oder nur scheinbar entspricht. Wer, vom materiell geschichtlichen Standpunkte ausgehend, den philosophisch-idealen Prämissen des Verfassers vielleicht nicht huldigen sollte, wird sich doch den historischen und positiven Beweisen nicht verschließen können, womit derselbe seine Ansichten von dem Berufe des Weibes in der Gesellschaft begründet. Und hier offenbart sich in der That die interessanteste und bedeutendste Seite dieses Buches. Wenn der Verfasser den unbegreiflichen Kontrast zwischen der poetisch idealen Höhe des Weibes in dem Epos und in der Tragödie und zwischen der ungemeinen Herabwürdigung des Weibes in der wirklichen Welt des alten Hellas; wenn er überhaupt die geschlechtlichen Verhältnisse dieses wunderbar begabten Volkes darstellt; wenn er uns aus dem altrömischen Staats- und Rechtswesen die bedeutendere Stellung und spätere ungeheure Entartung des römischen Weibes erklärt; wenn er uns den inneren Widerspruch beweiset, in dem die höhere Weihe, die Idealität des geschlechtlichen Bandes bei den Christen zu der eigentlichen Absicht des Stifters der christlichen Religion in Bezug auf die Ehe steht, — so folgen wir seiner Darstellung, in der er mit großer Kunst nur Thatsachen reden läßt, mit dem lebhaftesten Interesse zugleich für den reichen, mannichfach fesselnden Stoff, und für die hohe, edle und durchaus neue Idee seiner Geschichtsanschauung. So wird diese „Geschichte der Frauen" nach zwei Seiten hin wohlthätig wirken: sie wird den Standpunkt unserer Geschichtsforschung nach einem bis jetzt fast ganz vernachlässigten und so wichtigen Gebiete der Culturgeschichte er-

weitern und zugleich dazu beitragen, die Stellung der Frauen und die Frauen selbst einem höheren Menschheitsideale entgegenzuführen.

Bei C. B. Lizius in Frankfurt a. M. ist erschienen: „Anthroposophie oder Menschenweisheit. Ein Beitrag zur Lösung der politischen und socialen, religiösen und pädagogischen Fragen aller Zeiten von Dr. German Mäurer." Unter diesem umfangreichen Titel liegt uns ein bescheidenes Büchlein vor, das in gedrängten Sentenzen, eingethan auf dem weiten Felde der Menschenweisheit, einen wahren Schatz geistiger Nahrung enthält. Der Verfasser ist den Lesern dieses Blattes bekannt und dürfen wir es als erkannt wiederholen, sein Name ließ uns immer Gediegenes hoffen und finden. Und so auch in dem erwähnten Werke. Hier tritt uns die Philosophie nicht im steifen Schlepptalare unverständlicher Terminologie, sondern mit gutem Deutsch umthan, einfach und schlicht entgegen. Der Absicht des Verfassers entsprechend, wird das Werk leicht im großen Publikum Eintritt finden und zum Familienbuche werden.

Die Fragen, welche alle Zeiten bewegt haben und in der unsrigen stärker als je hervortreten, sind in diesem Buche auf geistvolle Weise berührt, und das reiflich Ueberdachte regt immer wieder zum Nachdenken an. Auf diese Weise dürfen wir, das genannte Buch dem Publikum auf's Wärmste anempfehlend, die Hoffnung aussprechen, daß „die Worte, welche hier als der Ausdruck wahrer Gefühle vor uns hintreten, ihren wahren Werth erhalten, indem sie die Quellen von Thaten werden."

Zwei Bühnennovitäten.

Während unsere Bühne fortfährt, ihrem Repertoire stets mehr jener kleinen Lust- und Singspiele einzufügen, welche dazu dienen müssen, die Lücken der in letzterer Zeit immer länger werdenden Theaterabende auszufüllen, hat sie zugleich ein neues Drama und eine, für uns wenigstens, neue Oper gebracht. Jenes — die Erzählungen der Königin von Navarra — hat einen entschieden günstigen Erfolg gehabt und verdient, den besten Erzeugnissen von Scribe und Legouvé beigezählt zu werden. Wir haben angedeutet, daß sich von Seiten einer von der Strenge ästhetischer Prinzipien ausgehenden Kritik gegen solche Bühnenstücke viel einwenden ließe und daß an ihnen viele wohlbegründete Ausstellungen zu machen wären. Man darf sie weder mit dem Maßstabe der Geschichte messen und von ihnen historische Wahrheit verlangen, noch ihre Charaktere und Situationen als dem klassischen Drama angehörend betrachten; — dagegen haben sie Eigenschaften, welche in ihrer Art einzig sind und bedingte Anerkennung fordern dürfen. Ihre Verfasser sind Meister jener anziehenden und stets neuen Erfindung, jener spannenden Verwickelung, jener effektvollen Situationen und drastischen Momente, jener ungemein liebenswürdigen Details und leicht fließenden geistreichen Diction, welche die Theilnahme des Beschauers zu fesseln und ihm zu einer nie versiechenden Quelle der Unterhaltung zu werden vermögen. Wer sich solchen heitern Spielen der Phantasie und des Humors, der unbefangenen Lebensanschauung und des anmuthigen Scherzes einmal hinzugeben nicht verschmäht, dem werden sie einen Genuß bereiten, welchen unsere vielleicht gründlicheren, aber auch nicht selten langweiligeren deutschen Stücke nicht zu gewähren im Stande sind. Kommt dazu noch der Reiz einer abgerundeten und frischen Darstellung, der diesen Stücken freilich nicht fehlen darf, so entsprechen sie ihrer Aufgabe vollkommen und sind ihres Erfolges gewiß. So werden auch diese Erzählungen der Königin von Navarra auf der hiesigen Bühne noch manche Vorstellung erleben und, wenn sie auch die dramatische Literatur in deren ernster und höhern Bedeutung nicht bereichern, doch wenigstens ihre freundliche Mission einer erheiternden Unterhaltung erfüllen.

Nicht so Günstiges haben wir über die für uns neue Oper von Verdi: „Hernani" zu berichten. Wir wollen es gelten lassen, wenn man nach dem Ausländischen greift, wo das Einheimische mangelt oder in gleicher Güte nicht vorhanden ist; aber wir fragen, ob dieß im vorliegenden Falle anwendbar ist? Sollte unter der Menge der heutigen deutschen Opernkomponisten, deren Talent und Produktion wir keineswegs überschätzen wollen, sich wirklich keine neue Oper vorgefunden haben, die jenem „Hernani" hätte gleich gestellt werden dürfen? Sollten wir wirklich so verarmt, so trostlos verarmt seyn? Wir haben gegenwärtig keinen Mozart und Beethoven, keinen C. M. v. Weber und selbst keinen Lortzing mehr, aber sollten wir auch Keinen haben, den wir einem Verdi entgegenstellen könnten? Außer zwei bis drei ansprechenden Nummern, den Oasen in der Wüste, enthält dieser „Hernani" in Wahrheit nichts, was auch nur bescheidenen Anforderungen genügen, noch weniger, was uns erfreuen und erquicken könnte. Nichts, als der alte, abgeleierte Singsang, die abgenutzten Rhythmen, die stets wiederkehrende Monotonie, der gehaltlose Lärm einer gespreizten Instrumentation! Nichts Neues und Eigenthümliches, keine holde melodische Blüthe, keine liebenswürdige harmonische Verschlingung, nicht einmal geistreiche Combinationen oder überraschende Effekte! Eine solche Oper würde da kaum anzusprechen vermögen, wo sie von Virtuosen des modernen italienischen Coloraturgesanges executirt wäre, wie viel weniger bei uns, wo solche nicht vorhanden sind, womit dem hiesigen Opernpersonal keineswegs ein Vorwurf gemacht seyn soll. Der Gehaltlosigkeit der Komposition liegt ein Text zu Grunde, welcher in der That für eine Parodie auf moderne Operntexte gelten kann und der Alles in sich vereinigt, was dazu gehört, um einen solchen unsinnig, unwahrscheinlich und unnatürlich zu machen. Als Victor Hugo's „Hernani" ans Licht trat, da brachten die kleineren Pariser Bühnen sehr ergötzliche Parodien auf jene zwar höchst sonderbare aber doch geniale Ausgeburt der romantischen Schule. Wäre dieser Operntext damals schon vorhanden gewesen, so würde er jene Parodien überflüssig gemacht haben. — Wenn wir dem Verdi'schen „Hernani" trotz seiner Gehaltlosigkeit einige Wiederholungen in Aussicht stellen können, so kommen diese der wenigstens sehr sorgfältigen Aufführung zu gut. Frau Anschütz entfaltete den schon so oft bewährten Zauber ihres seelenvollen Gesanges und poetischen Spiels. Nach dem trefflichen Vortrag der großen Arie im ersten Akte wurde sie bei offener Scene hervorgerufen, sowie sie auch im weitern Verlauf ihrer Leistung Alles that, um den Trivialitäten der Composition wenigstens einigen Adel und Ausdruck zu verleihen. — Auch Hrn. Chrudimsky's Leistung als Hernani und namentlich der Vortrag der großen Arie im ersten Akt wurden durch lebhaften Beifall belohnt. — Hr. Clement ließ es nicht minder an Sorgfalt fehlen. In Bezug auf die Leistungen dieses Sängers, der im Besitz schöner Stimmmittel ist, theilen auch wir den schon anderweitig ausgesprochenen Wunsch, daß derselbe sich einen bestimmteren Ansatz und mehr Festhalten des Tones anzueignen bestreben möge. W.

Ein Zeichen der Zeit.

Moreau de Jonnès theilt in der kürzlich erschienenen zweiten Abtheilung seiner Elémens de Statistique folgende Notizen über die Zahl und die Abnahme der Geistlichen in Europa mit. Merkwürdige Veränderungen haben sich im Schooße dieser mächtigen

Korporation zugetragen, die vor der französischen Revolution den dritten Theil oder gar die Hälfte alles Grundeigenthums besaß und mit dem Adel die lehnsherrlichen Rechte theilte. Im Jahr 1757 zählte der Abbé de Saint-Pierre in Frankreich 40,000 Pfarrer, 60,000 andere Priester, 100,000 Mönche und 100,000 Nonnen; zusammen 300,000 Personen geistlichen Standes, oder 1 auf 67 Einwohner. Im Jahr 1829 zählte die Geistlichkeit 108,000 Mitglieder, oder 1 auf 280 Einwohner. Sehr viele und mannichfache Ursachen haben seit dem 16. Jahrhundert dazu beigetragen, die Zahl der zur Geistlichkeit gehörenden Personen nach und nach außerordentlich zu vermindern. Vergleicht man die Zahlen mit einander, so ergibt sich, daß im Verhältnisse zur Gesammtbevölkerung die Geistlichkeit sich vermindert hat:

in Rom, in 95 Jahren um drei Fünftel;
Portugal, in 31 Jahren um fünf Sechstel;
Bayern, in 98 Jahren um 22 Dreiundzwanzigstel (!);
Sicilien, in 51 Jahren um mehr als die Hälfte;
Frankreich, in 67 Jahren um mehr als vier Fünftel;
der Schweiz, in 37 Jahren um ein Drittel;
England, in 133 Jahren um beinahe zwei Drittel;
Rußland, in 33 Jahren um weit mehr als ein Drittel;
Dänemark, in 20 Jahren um die Hälfte und darüber;
Schweden, in 60 Jahren um ein Drittel.

Der größte Theil dieser Abnahme hat die katholische Geistlichkeit getroffen: in fünfzig Jahren hat sie sich in sechs europäischen Staaten um 855,000 Priester, Mönche und Nonnen vermindert.

Mannichfaltigkeiten.

London zählt jetzt nicht weniger als 491 mildthätige Gesellschaften, darunter allein 35 Bibel- und Missionsgesellschaften, die jährlich nahe an 2 Millionen Pf. St. (reichlich zwölf Millionen Thaler) zu ihren Zwecken ausgeben. Von dieser ungeheuren Summe werden jährlich über sieben Millionen Thaler durch freiwillige Beiträge zusammengebracht; die andern Mittel fließen aus Stiftungen und Vermächtnissen.

Nach der „Neuen Pr. Z." hat der König dem Besitzer des mit dem Kroll'schen Etablissement verbrannten Cyclorama, Cassidy, eine Unterstützung von 300 Thlrn. zugehen lassen.

Die „Morning-Post" erzählt Folgendes: Eine exaltirte Dame von Adel in Dublin ist in ihrer Verehrung für das britische Polizeisystem so weit gegangen, daß sie sich von einem Polizeimanne entführen ließ und sich mit ihm vermählt hat. (!!)

In einer Brüsseler Fabrik wird gegenwärtig für eine polnische Gräfin ein Brautkleid verfertigt, das 40,000 Francs kosten wird. Der Webstuhl soll nach Vollendung desselben sogleich zerstört werden, damit das Kleid nicht seines Gleichen bekomme.

Korrespondenz.

Aus der Wetterau, 11. Febr. — Eingesendet.

In Ihrem Blatte ist wiederholt Erwähnung geschehen, daß von Seiten Nassau's, Darmstadt's und Frankfurt's an die Taunuseisenbahn-Verwaltung das Ansinnen gestellt worden sey, den Preis der letzteren Wagenklassen herab-, resp. dem Tarif der andern Eisenbahnen, gleich zu stellen, um es auch der geringeren Klasse von Reisenden möglich zu machen, sich der Eisenbahn zu bedienen. Dieser Schritt ist anerkennungswerth, aber wer von Andern Billigkeit verlangt, soll gerechtermaßen auch selbst Billigkeit üben. Vilbel ist zwei Stunden von Frankfurt entfernt; ist es nun billig, daß man uns drei Stunden, den Bogen, den die Bahn zwischen hier und Frankfurt beschreibt, bezahlen läßt? Großkarben (Sitz eines Landgerichts) liegt genau in der Mitte zwischen Frankfurt und Friedberg und von da zahlt man in der dritten Wagenklasse nach Friedberg 14 kr., nach Frankfurt 25 kr. Ließe sich denn hier nicht für die betreffenden Orte billige Abänderung treffen und auch Rücksicht nehmen auf die geringere Klasse von Reisenden, die sich der Main-Weser-Eisenbahn (von und nach Frankfurt) bedienen wollen? — Sollen wir denn in Vilbel auf ewig verurtheilt seyn, bei zwei Stunden Entfernung für drei Stunden bezahlen zu müssen? — Darum, wer Billigkeit von Andern verlangt, soll sich zuerst veranlaßt fühlen, selbst Billigkeit zu üben.

Darmstadt, 13. Februar.

Der vortreffliche Mime, Regisseur Grunert aus Stuttgart, der sich im vorigen Jahre auch auf der Frankfurter Bühne in einer Reihe von Gastdarstellungen die Achtung und Verehrung der Kunstfreunde erwarb, hat bei uns gestern einen zweiten Rollencyclus begonnen. Wir lernten ihn im Januar 1850, also nun gerade vor einem Jahre, als Franz Moor, Ludwig der Eilfte, Shylok und Mephisto kennen und in hohem Grade schätzen. Da Seydelmann einst der hiesigen Bühne angehörte und in diesem Rollenfache glänzte, so war es ein doppelter Triumph für Grunert, daß er so außerordentlich hier gefiel. Bei seinem damaligen Scheiden rief man ihm von allen Seiten aus dem überfüllten großen Hause „Wiederkommen!" zu und derselbe glänzende Beifall, nach dem rauschendsten nnd herzlichsten Empfange, lohnte den ausgezeichneten Künstler, als er gestern wieder in derselben Rolle auftrat, womit er damals schied, als Mephisto in Goethe's Faust. Der Humor, die Keckheit, die teuflische Lust an den Schwächen, Leidenschaften und Thorheiten der Menschheit, die satanische Benutzung und Verhöhnung derselben, womit Grunert in den verschiedenartigsten Scenen den Urgeist des Bösen, das „ewig verneinende Prinzip" zu zeichnen versteht, sind von großer Wirkung. Der Künstler ward mit lebhaftem Applause gerufen, dankte für die freundliche Aufnahme, welche ihm den in vorigem Jahre so reichlich gespendeten Beifall erneuerte und versprach, sich zu bestreber, ihn auch in den folgenden Rollen zu verdienen. Diese werden Cromwell (in Raupach's Cromwell's Ende) seyn, als welcher er morgen den 14. d. auftritt, dann Franz Moor, der Essighändler &c. Im Ganzen wird Grunert, wie wir hören, an fünf Abenden auftreten. Wir freuen uns um so mehr auf diese Darstellungen, als wir den wackern Künstler dießmal auch in einem Rollenfache, im Lustspiele, sehen werden, in welchem sein großer Vorgänger Seydelmann gleichfalls so ausgezeichuet war, also um so mehr Gelegenheit haben, die Mannichfaltigkeit seines Talentes kennen zu lernen.

Theater-Anzeige.

Montag, 17. Febr. (Zum ersten Male wiederholt): Hernani, lyrische Oper in 3 Abth. (1) Der Bandit. — 2) Das Gastrecht. — 3) Die Kaisergruft zu Aachen) aus dem Italienischen, Musik von Verdi.

Dienstag, 18. Febr. Egmont, Trauerspiel in 5 Akten von Goethe Musik von Beethoven.

Mittwoch, 19. Februar. (Zum Vortheil der Regisseure der Oper und des Schauspiels, der Herren Lincker und Haakel, unter Mitwirkung der Fräul. Mathilde Strauch (erster theatralischer Versuch) und des Hrn. Grunert, Regisseur des k. Hoftheaters zu Stuttgart): 1) Der Essighändler, Schauspiel in 1 Akt von Vogel. Dominik: Hr. Grunert. 2) Belisar, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti. Irene: Fräul Mathilde Strauch. 3) Das Lied von der Glocke, Gedicht von Schiller, vorgetragen von Hrn. Grunert. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 42. Dienstag, den 18. Februar 1851.

Der Heimathlose.

Eine Erzählung aus der Neuzeit von G. Kaut.

(Fortsetzung.)

Mit etwa einem Gulden in der Tasche schritt Arthur getrosten Muthes seinem Schicksale entgegen. Was in der Zukunft aus ihm werden sollte, wußte er natürlich nicht. Er war mit mancherlei Kenntnissen und Fertigkeiten ausgerüstet; er sprach und schrieb ziemlich gut französisch und englisch und hatte im Lateinischen bedeutende Fortschritte gemacht; er war sehr bewandert in den Naturwissenschaften und der Geographie, und im Zeichnen suchte er seines Gleichen, kurz, er war in den meisten Branchen des Wissens und Könnens so weit, wie man es nur mit fünfzehn Jahren immerhin seyn kann. Dessen war er sich aber auch bewußt, und dieß Bewußtseyn gab ihm ein gewisses Selbstvertrauen.

Anfangs kam ihm in den Sinn, sich nach dem Städtchen F. zu begeben und da ein Unterkommen zu suchen. Wie er aber daran dachte, daß man ihn dort wahrscheinlich als einen entlaufenen Taugenichts betrachten würde, gab er seinen Vorsatz wieder auf. Es fiel ihm nämlich ein, welche hohe Meinung die Spießbürger von F. von der Redlichkeit seines ehemaligen habsüchtigen und heuchlerischen Pflegevaters hatten.

Am dritten Tage seiner Wanderung erreichte Arthur gegen Abend die Gränze eines der vielen deutschen Vaterländer, wo sich ein Haus befand, an dem ein Schild mit den Worten: „Hier wird Chausseegeld bezahlt" prangte. Vor dem Hause saß eine hübsche Frau mit sanften Zügen und strickte, während ein Knabe von ungefähr zehn Jahren neben ihr stand und zuweilen in ein Buch blickte, das er in der Hand hatte. Aeußerst müde und hungrig, bat Arthur die Frau um die Erlaubniß, sich auf der Bank ein wenig ausruhen zu dürfen.

„Setzen Sie sich nur, junger Herr," sagte sie freundlich. „Wie es scheint, haben Sie heute schon eine starke Tour gemacht."

Der junge Wanderer antwortete, daß er bereits acht Stunden zurückgelegt habe.

„Sieh' in Dein Buch und lerne, Fritz," wandte sich die Frau jetzt zu dem Knaben. „Wenn Du morgen wieder Arrest bekommst, schlägt Dich der Vater blitzeblau."

„Ich kann meine Lection, Mutter," versetzte der Knabe.

„Was lernst Du denn da, Fritz?" fragte Arthur, sich dem Kleinen nähernd.

„Er geht nach Freisingen in ein Institut, das ein junger Geistlicher errichtet hat," nahm die Frau das Wort. „Alles, was nun in dieser Anstalt gelehrt wird, fällt ihm leicht, nur das Französische will ihm nicht recht in den Kopf. Wenn er nun seine Lection nicht kann, so bekommt er von seinem Lehrer Arrest und von seinem Vater, der auf die französische Sprache große Stücke hält, gewöhnlich Schläge!"

Arthur ließ sich von dem Knaben das Buch geben und bat denselben, sich abhören zu lassen. Fritz stotterte die Phrase her, und der heimathlose Wanderer fand viel zu korrigiren, vornehmlich an der Aussprache. Endlich, als der Schüler keinen Fehler mehr machte, las ihm sein momentaner Lehrer einige Lectionen vor und fügte die nöthigen Erklärungen hinzu.

„Siehst Du, Racker!" ertönte plötzlich eine Donnerstimme, aus dem Fenster kommend, „siehst Du, Racker, wie der kleine Mann da, so weit mußt Du es auch einmal bringen."

Arthur schaute erschrocken aufwärts und erblickte das Haupt eines am offenen Fenster stehenden Mannes, dessen mit Grau untermischter gewaltiger Schnurrbart, verbunden mit der strengen Miene und den dunkelglänzenden Augen, Kindern wenigstens große Furcht einjagen konnte. Es war dieß der Chausseegeld-Erheber Stark, der seither wohlgefällig mit angehört hatte, wie der jugendliche Fremde seinen Fritz unterrichtete. Als sich Arthur anschickte, weiter zu gehen, sagte die Frau:

„So kommen Sie nicht von hier weg, junger Herr! Sie müssen erst einige Erfrischungen zu sich nehmen."

Dagegen ließ sich nichts einwenden. Die Wohnstube des Chausseegeld-Erhebers, die nun Arthur betrat, war einfach möblirt. Ein Sopha, eine Kommode, ein runder Tisch, Strohstühle, ein Schreibpult und ein Schrank, in dem wahrscheinlich Papiere und Geld aufbewahrt wurden, machten deren Inhalt aus. Die Wände zierten Schlachtbilder aus der französischen Kaiserzeit, in schwarze Rahmen eingefaßt. In dem Kabinette, das an dieses Zimmer stieß, hingen zwei Doppelflinten, ein Paar Terzerolen und ein Hirschfänger mit silbernem Griffe.

Dem hungrigen Reisenden ward Butterbrod und ein Krug Aepfelwein vorgesetzt. Er aß und trank wacker darauf los. Herr Stark sah ihm mit Staunen zu.

„Nun, Bursche," sagte dieser, als er bemerkte, daß seines Gastes Appetit gestillt war, „jetzt möchte ich doch auch wissen, wer Du bist."

Arthur erzählte seine Geschichte. Die Chausseegeld-Erheberin ward bis zu Thränen gerührt, während ihr Gatte voll Zweifels den Kopf schüttelte.

„Hm!" murmelte Letzterer, indem er die Stirne runzelte, „sollte der Junge vielleicht ein Taugenichts seyn?" Laut aber sagte er nach kurzem Nachsinnen: „Höre, Bursche, ich kann Dir nicht ins Herz sehen, und darum weiß ich auch nicht, ob Du die Wahrheit geredet, ich will aber annehmen, als sey dieß der Fall und hiernach handeln. Es ist schon spät, Du hast kein Geld und wirst daher schwerlich eine Herberge finden. Das Herumstreichen taugt aber durchaus nichts, deßhalb biete ich Dir auf einige Zeit mein Haus zur Wohnung an. So Du nun dieses Anerbieten

nicht zurückweisest, so bleibst Du hier, bis sich etwas Anderes für Dich aufwirft, unterrichtest meinen Fritz, hilfst mir schreiben u. s. w., und mir liegt es denn ob, für Deine leiblichen Bedürfnisse zu sorgen. Bist Du wirklich Der, für den du dich ausgibst, so wirst Du Dich gut betragen; hast Du mich aber belogen und ich lerne Dich als einen Landstreicher kennen, so zittere — Millionen Bomben- und Granatendonnerwetter!"

Das Gesicht des Chausseegeld-Erhebers nahm einen solch' fürchterlichen Ausdruck an, daß Arthur Beati erbebte.

„Ach, Ernst, fluche doch nicht so fürchterlich," bat Frau Stark. „Das arme Bürschchen ist ja zum Tode erschrocken."

„Muß sich daran gewöhnen, Marie," versetzte der Chausseegeld-Erheber trocken. —

Der Heimathlose blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Vorurtheile.

(Nach Dumarsais von Wilhelm Wagner.)

IV.

So lange die Fürsten Feinde der Wahrheit und der Aufklärung sind und es für zweckmäßig erachten, Irrthum und Vorurtheil zu verewigen, werden die Unterthanen nicht glücklich seyn, wird die Stimme der Vernunft von ihnen nicht vernommen werden, wird die Wissenschaft ihnen nichts nützen, die Sittenlehre sie nicht verbessern und eine wahrhaft gute Erziehung unausführbar bleiben. So ist es denn gekommen, daß viele Denker den Irrthum für das menschliche Geschlecht nothwendig gehalten und sich eingebildet haben, daß die Uebel desselben nicht zu entfernen seyen. Sie haben die Lüge so stark und mächtig gesehen, daß sie den Muth nicht hatten, sie anzugreifen; sie haben die Wunden des Menschengeschlechtes so tief und so vielfältig gefunden, daß sie deren Heilung für unmöglich hielten. Nach so trauriger Anschauung haben diese kleinmüthigen Aerzte nichts gethan oder doch nur schwache Linderungsmittel versucht, und haben erklärt, daß die Verbesserung menschlicher Zustände nur wenig ausführbar und daß die Mittel zum Ziele noch gefährlicher, als die Uebel selbst seyen. So mag es freilich allen Denjenigen scheinen, die bei der Oberfläche stehen bleiben und nicht den Muth haben, bis zu den Quellen jener Uebel und Unvollkommenheiten hinabzusteigen. Der Aberglauben, eine nothwendige Folge der falschen und verfinsterten Vorstellungen, die man sich vom Wesen der Gottheit macht, ist der verderbliche Gährungsstoff, welcher Alles vergiftet. Er rief die Tyrannen und zügellosen Gewalthaber, die die Sitten der Völker verdorben und der Wahrheit den Zutritt mit Gewalt untersagt haben, ins Leben. Von welchem Einfluß könnten auch die Belehrungen einsichtsvoller Staatsmänner und Philosophen seyn, die den Menschen rathen, in Eintracht zu leben, gerecht und wohlthätig zu seyn, sich mit der Wohlfahrt ihrer Mitbürger zu beschäftigen und jeglicher Tugend Vorschub zu leisten, wenn anderseits die Religion oder vielmehr die Kirche sie spaltet, sie in ewige Zänkereien verwickelt, sie auf ein Jenseits hinweis't, anstatt sie mit dem Diesseits vertraut zu machen, auf ein himmlisches Vaterland, das mit unserem irdischen gar nichts gemein hat? Von welchem Einfluß könnten diese Lehren seyn, wenn anderseits die Ungerechtigkeit der Regierungen jede Billigkeit aus den Augen verliert, die gesellschaftlichen Bande zerstört und die Unterthanen zwingt, ein Vaterland zu verabscheuen, welches ihnen weder Freiheit noch persönliche Sicherheit gewährt, wenn sie sich beraubt, mit vielfältigen Abgaben belästigt und in ihrem Gewerbsfleiße nach allen Seiten hin beschränkt sehen, wenn sie bemerken, wie das wahre Talent gering geschätzt, die wahre Tugend verachtet und endlich Wissenschaft und Aufklärung gewaltsam niedergehalten werden? Kann die Sittenlehre da heilsame Früchte hervorbringen, wo die Menschen durch ihre Umgebung gleichsam gezwungen werden, geizig, ehrgeizig, heuchlerisch, kriechend zu seyn? Wie könnten unbillige und parteiische Gesetze Zügel seyn für Unterdrückte, denen die Habgier der Höfe, die Raubsucht der Großen, die Däumlereien des bevorzugten Adels fast alle Mittel zur Begründung des eigenen Wohlstandes entzogen haben? Was können die Abschreckungen des Aberglaubens auf Menschen wirken, die gerade durch ihn zu Grunde gerichtet worden sind? Gleicht denn die Religion jener Lanze des Achilles, mit welcher man zugleich Wunden schlagen und heilen konnte? Nein, sondern sie, diese entartete Religion, hat gehässige Götter und Herrscher gebildet, die fern von Liebe und Vertrauen uns nur abschrecken, nicht aber unser Herz für sich gewinnen können.

Schmeichler und Krieger haben die Fürsten verdorben und diese haben dann in gleicher Weise auf ihre Höflinge zurückgewirkt, die letzteren mußten dahin streben, ihren Herren gleich zu werden, — und so ging es von oben nach unten immer fort, indem ein Jeder den über ihm Stehenden, Mächtigeren und Reicheren immer zu gefallen suchte. So entstanden Ueppigkeit, Luxus, Verschwendung, Golddurst und alle Verbrechen, die sich in deren Gefolge einstellen. Die Beschützten wurden den Beschützern gleich, indem sie deren schlechtem Beispiel folgen zu müssen glaubten. Die Aermsten endlich erklärten der menschlichen Gesellschaft den Krieg, da sie Nichts für sie that; sie rächten sich wegen solcher Vernachlässigung und wegen der Ungerechtigkeit der Reicheren und Bevorzugten durch mancherlei Verbrechen, denen weder die Drohungen der Kirche, noch die Strafen des Gesetzes Einhalt zu thun vermochten.

Es möge denn die Menschheit sich über die wahre Ursache ihrer Uebel nicht länger täuschen und das unerträgliche Joch ihrer geheiligten Vorurtheile endlich einmal abwerfen! Sie möge sich mit der Erde, auf welcher sie wohnt, beschäftigen und an ihre gegenwärtige Existenz denken. Mögen die Nationen über die vermeintlichen göttlichen Vorrechte ihrer Beherrscher enttäuscht, diesen ihren rechten Platz anweisen und sie auf das rechte Maß zurückführen, und mögen sie zugleich diejenigen Rechte für sich wieder in Anspruch nehmen, welche ihnen durch Gewalt oder List entrissen wurden. Möge der Bürger nur dem Gesetz gehorchen, das nicht von der Willkür eines Einzelnen, sondern von dem Gesammtwillen Aller mittelst deren Vertreter ausgegangen ist. Unter solchem Gesetze lebend, wird er frei und unabhängig seyn und zu seinem eigenen Glücke arbeiten; er wird seinem Vaterlande dienen, nicht aber einer unwürdigen Stiefmutter und nicht Tyrannen, die ihm nur Ketten schmieden. Er wird sich Denjenigen anschließen, mit welchen er gleiche Interessen und Bedürfnisse hat; er wird ein Vaterland vertheidigen, welches ihm theuer geworden ist und wird Gesetzen gerne gehorchen, die ihm seine Freiheit und persönliche Sicherheit garantiren. Die Wahrheit möge die Vorurtheile besiegen und zugleich die Vernunft durch einen besseren Unterricht ausbilden, zugleich auch Einrichtungen anbahnen, bei denen die Tugend selber zur Wahrheit werden kann. So nur kann es geschehen, daß er gut aus Grundsatz, folgsam aus Interesse und unterwürfig aus eigener Ueberzeugung wird. Die Philosophen werden vergebens predigen, daß Genügsamkeit, Wohlthätigkeit, Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit Tugenden seyen, wenn wir die Erfahrung machen müssen, daß sie ihrem Besitzer keinen Vortheil bringen und daß gerade ihr Gegentheil solchen erzielt.

Mannichfaltigkeiten.

(Mineralregen.) Von Lucca aus meldet Hr. Bertini dem „Toskan. Monitore", daß man daselbst den 3. d. Morgens einen roth-gelblichten Regen bemerkte, dessen Tropfen einen Thonkalk zurückließen, der mit Eisenoxyd roth gefärbt war. Auf ausgebreiteten Linnen konnte man diesen gleichen Regen noch Nachmittags um 2 Uhr auffassen. Das Residuum schmeckt nicht salzig wie bei ähnlichen Erscheinungen von 1830 und 1831. — Im Rheinwald in Graubünden ist den 4. d. bei starkem Föhn rother Schnee, wie vor einem Jahre, gefallen.

In Rimini gehen jetzt Abends Gespenster in weißen Gewändern um, angeblich weil die Devotion für die augenbewegende Madonna aufgehört habe. Neulich haben die österreichischen Jäger ein solches Gespenst gefangen und abgeliefert, wobei man dann einen Bauern aus der Nähe unter der Verkappung entdeckte.

Die „Unterallmeind-Corporation" Schwyz, der die „Allmeind" Rigi gehört, will diesen weltberühmten Berg schließen, weil sie nach der neuen Bundesverfassung von Pferden und anderen Lastthieren kein Wegegeld mehr erheben darf. Vorläufig protestirt schon die Regierung von Luzern gegen diesen Beschluß, der Niemandem mehr schaden würde, als dem Kanton Schwyz selbst.

Capitän Warner, von dessen Erfindung eines Wurfgeschosses von furchtbarer Zerstörungskraft früher so viel die Rede war, hat sich jetzt dem Bankerott-Gerichtshofe überantwortet und Alles an seine Gläubiger abgetreten, nur nicht sein „Geheimniß", auf dessen Ankauf die britische Regierung nicht eingegangen ist. „Daily-News" nennt den unglücklichen Mann ein Schlachtopfer der „Times", welche den Werth seiner angeblichen Erfindung so gewaltig in die Welt hinausposaunt.

In Sicilien ist bessere Ordnung als anderwärts. Am Geburtstag des Königs ließ der Polizeidirektor Maniscelco zu Palermo ansagen, man solle sich freuen, hübsch lustig seyn, Bälle geben u. s. w. Und so geschah's. Am 12. Jan. sah man lauter lustige Leute, die andern blieben zu Hause. Ganz zweckmäßig werden die Zeitungen von der Polizei redigirt, und man hat noch nichts von einer Bestrafung gehört. Zwei Orten, die sich nicht in die Ordnung fügen wollen, ist gedroht, daß sie dem Erdboden gleich gemacht werden sollen.

(Ich bin zum Tod erschrocken.) Die „deutsche Reform" in Berlin erklärt sich entschieden für die Freiheit, desselben Manteuffels Zeitung, der mit der Revolution gebrochen hat. Pfui, doch nicht für unbedingte, schrankenlose? Nein, überhaupt nicht für Freiheit, nur für den Freihandel, auch nicht für ganz freien, sondern für freien Handel auf gegebener historischer, politischer, commerzieller Grundlage, auch nicht Oesterreich gegenüber, wie die unvorsichtigen Zeitungen sagen, sondern nur in Dresden, während Fürst Schwarzenberg mit der entdeckten Verschwörung in Wien beschäftigt ist. (Dorfz.)

Wenn ich kein Deutscher wäre — meint der Dorfzeitungsschreiber —, möchte ich wohl einer werden. Aller Unterschied zwischen Deutschen und Deutschen hört in Algier, Tunis, in Bucharest, auf den kanarischen und Freundschaftsinseln auf. Die Herren in Dresden haben sich vertraulich vorgenommen, wenn erst Deutschland einig geworden ist, sich feierlich das Wort zu geben, durch ihre Consuln jeden Deutschen im Auslande zu schützen, ganz ohne Unterschied, ob er zu Bregenz oder Erfurt, zur Rechten oder Linken, zu Groß- oder Kleindeutschland, oder, wie Frankfurt, zu gar nichts gehalten hat. Der Coburger Consul schützt den Oesterreicher und der österreichische den Coburger und stellt ihm die deutsche Flotte, wenn sie überwintert hat, zur Verfügung. Mein Nachbar will bloß deßhalb auswandern, um eine Probe zu machen.

(Alzey, 14. Febr.) Vor einigen Tagen wurde ein Kind eines hiesigen Handwerkers als todt in das Leichenhaus gebracht. Als dasselbe die gesetzliche Zeit über daselbst gestanden war, wünschte man, daß der ärztliche Todtenbeschauer den zur Beerdigung erforderlichen Schein ausstellen möge. Dieser begab sich in das Leichenhaus, stellte aber den gewünschten Schein nicht aus, weil das Kind noch keine Spuren der Verwesung an sich trug, ihm überhaupt nach einer weitern Untersuchung am Kopfe sonstige Zweifel über den Tod oder vielmehr über die Todesart des Kindes entstanden. Eine durch die physikatsärztliche Behörde im Beiseyn des Polizeikommissär unternommene spätere Sektion lieferte dann das traurige Ergebniß, daß dieses Kind (im Alter zwischen 2 und 3 Jahren) höchst wahrscheinlich von seiner unnatürlichen Mutter (dieselbe ist die dritte Frau des Mannes und Stiefmutter des Kindes) auf eine gewaltsame Weise entweder dem Tode nahe gebracht oder getödtet worden ist. Ob dieser Verdacht wirklich begründet ist, muß die eingeleitete Untersuchung ergeben. Einstweilen hat sich das Gericht dieser Frau bemächtigt und sie in gefängliche Haft gezogen.

(Hamburg, 5. Febr.) Die „N. Z." erzählt folgendes „Mißverständniß". Wir haben hier deutsche Bundestruppen, die kein Deutsch verstehen: Italiener, Ungarn, Polen und Slowaken. Unsere hiesigen Mystiker ließen durch ihre Colporteurs die Traktätlein auch an diese Soldaten katholischer Konfession austheilen. Die Letztern aber, in der Meinung, daß diese Traktätlein demokratische Lehren enthielten, ergriffen einen solchen Kolporteur und traktirten ihn mit Prügeln. Aber noch nicht damit zufrieden, daß der arme Mensch fast kein Glied mehr rühren konnte, wollten sie diese Lektion wiederholen und hätten ihn sicherlich zum Krüppel gemacht, wenn nicht der Quartierwirth hinzugekommen wäre und den nicht Deutsch verstehenden Bundestruppen durch Hinzuziehung eines Dolmetschers die Absicht des Kolporteurs und den Inhalt des Schriftchens erläutert hätte.

(Berlin, 12. Febr.) Die Wittwe des bayrischen Hauptmanns v. Bouché, die dereinst unter anderm Namen auf den ersten Theatern Italiens als Sängerin Lorbeeren geerntet hat, stand vorgestern vor der dritten Deputation des Kriminalgerichts, angeklagt der Beleidigung und Widersetzlichkeit gegen Polizeibeamte und des Bettelns. Nach dem Tode ihres Mannes allerlei Lastern und namentlich auch dem Trunke ergeben, war sie bereits mehrmals im Arbeitshause, und ward auch dießmal wieder zu 18 Wochen Strafarbeit verurtheilt.

Korrespondenz.

Bensheim, 6. Februar.

Aus der hessischen Bergstraße findet sich in der dritten Beilage zu Nro. 23 d. Bl. ein Artikel, welcher dem Schreiber nachstehender Zeilen erst heute zu Gesichte kam und deßhalb auch erst heute eine kurze Entgegnung findet, die er jedoch seines Inhalts wegen einerseits erheischt und seiner ruhigen Haltung wegen auch anderseits ver-

dient. Es wird in dem Artikel die Behauptung vorangestellt: „Es gewinnt die Ansicht immer mehr Freunde, daß das in Bensheim bestehende Gymnasium aus einer gelehrten in eine Realschule verwandelt und dadurch den Bedürfnissen der Stadt und der nächsten Nachbarorte mehr entsprochen werden möchte.“ Wir unsererseits könnten fragen: Wer sind jene Freunde, welche die angeführte Ansicht theilen sollen? Sind es wirklich Männer, die durch einen höheren Standpunkt der Betrachtungsweise und durch genaue Kenntniß der ganzen Sachlage kompetent sind, sich ein Urtheil über den fraglichen Gegenstand zu bilden? — Doch hören wir, was der Artikel weiter sagt: „Sogenannte kleine Gymnasien, bei denen außer ungenügendem Lehrapparat gar manche äußeren Hindernisse hemmend entgegentreten, vermögen in ihren Leistungen, trotz aller Bemühung befähigter Lehrer, den jetzt gestellten Anforderungen nicht zu entsprechen und werden in Orten von 5000 Seelen, zumal wenn die Bevölkerung durchaus der industriellen Klasse angehört, wie dieß in Bensheim der Fall ist, keineswegs den Mangel einer wohleingerichteten Realschule ersetzen.“ Wir sagen darauf: Allen hessischen Gymnasien liegt derselbe Plan zum Grunde. Ob nun aber die sogenannten kleinen Gymnasien den in dem Studienplan gestellten Forderungen entsprechen oder nicht, darüber dürften wohl die Maturitätsprüfungen am sichersten entscheiden, und möchte jedoch ein leiser Zweifel erlaubt seyn dürfen, ob das in dem Artikel ausgesprochene Urtheil auf einer sicheren Unterlage und gewissenhafter Prüfung beruhe. Es würde viel zu weit führen, wenn wir uns hier auf einen Prinzipienstreit zwischen Gymnasien und Realschulen einlassen und auf diesem Wege ein Resultat erzielen wollten, was zur Erledigung der angeregten Fragen maßgebend seyn könnte. Den Schulmännern ist bekannt, daß auch die Realschule nicht eine Abrichtungsanstalt und nicht Vorbereitungsschule für bestimmte Geschäfte, sondern allgemeine Bildungsanstalt seyn soll, was nach langem Hin- und Herstreiten auch bei den jüngsten Realschullehrerversammlungen festgestellt wurde. Dem Laien, der es nicht weiß, könnte man sagen, daß das Gymnasium und die Realschule die meisten Lehrfächer mit einander gemein haben, die in dem einen wie in der andern auf gleiche Weise gut gelehrt werden müssen. — Was nun die Existenz des hiesigen Gymnasiums betrifft, so ist vor Allem zu wissen und zu beachten, daß dasselbe auf einen Fond basirt ist, dessen Statuten schon die fragliche Umwandlung unnöthig machen, und daß die an demselben jetzt wirkenden (als Gymnasiallehrer definitiv angestellten) Lehrer vielleicht wenig Lust tragen dürften, sich als Realschullehrer verwenden zu lassen, besonders wenn sie durch diese Metamorphose in eine nähere Beziehung zur Stadt treten sollten, von der aus gar manchen seitherigen Vorgängen schon bekannt ist, wie sie ihre Bildungsanstalten zu achten weiß und zu heben sucht, indem sie (um nur Eines zu erwähnen) außerdem, daß sie die Mehrzahl ihrer verdienstvollen Elementarlehrer äußerst gering besoldet, auch den sehr kleinen Beitrag, zu dem sie sich vor längerer Zeit für das Gymnasium verpflichtet hat, seit etwa zwei Jahren vorenthält und die Verpflichtung bestreitet. Die Zahl Derjenigen nun, für welche die guten Elementarschulen und eine (aber noch zu errichtende) gut organisirte Fortbildungsschule nicht hinreichend wäre und die jedoch an dem Gymnasium eine ihrem Berufe entsprechende Bildung nicht finden zu können glauben, dürfte denn doch wohl sehr gering seyn, und möchten dieß leicht meistens Söhne solcher Eltern seyn, die eher im Stande sind, die vermißte Realschule auf irgend eine Weise zu ersetzen, als es manchem talentvollen jungen Menschen möglich wäre, sich eine wissenschaftliche Vorbildung anzueignen, wann das Gymnasium ihm nicht mehr zu Gebote stünde. Auch ist es unseres Wissens der Stadt schon vor mehreren Jahren von großherz. Oberschulbehörde erlaubt worden, eine Realschule zu errichten, wenn sie hierzu die erforderlichen Mittel darzubieten gewillt ist. Würden übrigens die Lücken, welche das Gymnasium auch als solches fühlt, und die von den Lehrern schon oftmals den betreffenden Behörden bezeichnet wurden, endlich (wie nun zu hoffen stehen dürfte) ausgefüllt; werden die Lehrer in eine solche Lage versetzt, daß sie mit voller Freudigkeit ihrem Berufe leben können, wird durch den nöthigen Apparat rc. ein erweiterter Unterricht in den Naturwissenschaften und in dem Zeichnen möglich gemacht, so möchte etwa nur noch das Englische fehlen, um behaupten zu dürfen, das hiesige Gymnasium könne und müsse allen vernünftigen Wünschen für höhere Bildung der männlichen Jugend hiesiger Stadt und Umgegend genügen. Und in diesem Sinne machen wir den in den Schlußworten des mehrerwähnten Artikels ausgesprochenen Wunsch auch zu dem unsrigen: „Möge unsere Staatsregierung diesen für uns sehr wichtigen Gegenstand einer gebührenden Beachtung und Prüfung würdigen!“

Mannheim, 14. Februar.

Der Kunst- und Wohlthätigkeitssinn der hiesigen Einwohnerschaft bewährte sich bei der heute Abend stattgehabten Benefizvorstellung für die Hinterbliebenen **Lortzing's** in erhebender Weise, von Seiten des zahlreich versammelten Publikums sowohl, wie von Seiten des Theaterpersonals. Abgesehen von der Verzichtleistung der wirklichen Theatermitglieder auf das übliche Spielhonorar, entsagten Theaterarbeiter, Billeteure, überhaupt das Dienstpersonal an dem heutigen Abend gleichfalls den zuständigen Tagesgebühren aus freien Stücken und bewirkten dadurch, daß die Bruttoeinnahme von nahe an 400 fl. zu einer beinahe gleich großen Nettoeinnahme anwuchs. Gegeben wurden in gedachtem Zwecke wegen plötzlich eingetretener Heiserkeit eines in „Czaar und Zimmermann“ beschäftigten Opernmitglieds Bruchstücke aus jener Oper und aus „Hans Sachs“. Das Orchesterpersonal erschien bei der heutigen Vorstellung in Trauerkleidung. Nun das Theater in Lösung einer Ehrenschuld gegen den verstorbenen Componisten den Anfang gemacht, dürften sich auch die von dem Mannheimer Journal ausgeschriebenen Sammlungen für Lortzing's Wittwe und Kinder eines reichlichen Zuflusses zu erfreuen haben, und es steht zu erwarten, daß Viele, welche an dem Theaterbesuch verhindert waren, sich noch nachträglich an den Liebesopfern für die Hinterlassenen des früh geschiedenen Tondichters betheiligen werden.

Heidelberg, 15. Februar.

Den sehr dankenswerthen Bemühungen des hiesigen Theater-Comités ist es gelungen, den berühmten Künstler Hrn. **Hassel**, Mitglied des Frankfurter Stadttheaters, zu drei Gastvorstellungen auf hiesiger Bühne zu bestimmen. Die erste Vorstellung wurde am Dienstage gegeben. Es war „Benefizvorstellung“, Lustspiel von Th. Hell und unmittelbar darauf: „Landpartie nach Königstein“. Im ersten Stück spielte Hr. Hassel den Pudding und im zweiten den Hampelmann. Die zweite Vorstellung hatte am Donnerstag statt. Aufgeführet wurde: „Herr Hampelmann sucht ein Logis“. Die dritte Vorstellung folgte am Freitage. Hr. Hassel hatte dazu das Lustspiel: „Ehrgeiz in der Küche“ gewählt, in welcher er seine Hauptrolle, den Koch Vatel, gibt. Zugleich gab er dem vielfach ausgesprochenen Wunsche nach, die Rolle des Engländers in der „Benefizvorstellung“ wiederzugeben. In der ersten Vorstellung war nur der zweite und vierte Act des Stückes ausgeführt worden. In den drei Vorstellungen waren die Theaterräume überfüllt, ungeachtet die Preise der Plätze erhöht waren. Selbst das Orchester mußte geräumt und an einem andern Platze des Theaters untergebracht werden. Möge Hr. Hassel in den überfüllten Räumen unseres Theaters und in dem ungetheilten Beifalle des Publikums den Lohn für sein Meisterspiel finden, das Heidelbergs Bewohnern in stetem Andenken bleiben wird.

Geographischer Verein.

Mittwoch, 19. Febr. Beginn der Vorträge des Hrn. v. **Kittlitz** über seinen halbjährigen Aufenthalt auf Kamtschatka, mit Vorzeigung der von ihm daselbst aufgenommenen Zeichnungen, die Physiognomie des Landes und seiner Bewohner darstellend.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 18. Febr. **Egmont**, Trauerspiel in 5 Akten von Goethe Musik von Beethoven.

Mittwoch, 19. Februar. (Zum Vortheil der Regisseure der Oper und des Schauspiels, der Herren **Lincker** und **Haake**, unter Mitwirkung der Fräul. Mathilde **Strauch** (erster theatralischer Versuch) und des Hrn. **Grunert**, Regisseur des k. Hoftheaters zu Stuttgart): 1) **Der Essighändler**, Schauspiel in 1 Akt von Vogel. Dominik: Hr. Grunert. 2) **Belisar**, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti. Irene: Fräul. Mathilde Strauch. 3) **Das Lied von der Glocke**, Gedicht von Schiller, vorgetragen von Hrn. Grunert. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 43. Mittwoch, den 19. Februar 1851.

Der Heimathlose.

Eine Erzählung aus der Neuzeit von G. Kaut.

(Fortsetzung.)

Der Chausseegeld-Erheber Ernst Stark stand etwa in einem Alter von acht und vierzig Jahren, während seine Frau erst eine Dreißigerin war. Sein ganzes Aeußere kündigte den alten Soldaten an, und in der That war er auch ehedem Unteroffizier in der französischen Kaisergarde gewesen. Er hatte bei Aspern und Eßling gefochten; er war mit in Moskau und bei Leipzig, und in Fontainebleau waren ihm die Augen übergegangen, als der große Kriegsmeister von seiner Garde Abschied nahm. Darauf war er in seinem Heimathlande in Militärdienste getreten. Im Jahre 1825 wurde ihm auf sein Ansuchen die Stelle eines Chausseegeld-Erhebers übertragen, die er mit militärischer Pünktlichkeit versah. Seine Ehe mit der sanften Marie, der Tochter eines Landpredigers, war eine glückliche, so unwahrscheinlich dieß auch bei der rauhen Außenseite dieses Mannes klingen mag; — die rauhe Hülle verbarg einen edeln Kern. Gutmüthig wie ein Kind, kannte aber sein Grimm keine Gränzen, wenn er sich Lug und Trug gegenüber befand, oder wenn Jemand sich eine Nachlässigkeit zu Schulden kommen ließ.

Arthur Beati hatte Ursache, mit seiner neuen Lage zufrieden zu seyn; er that seine Schuldigkeit, schrieb, unterrichtete, las, spaltete Holz, arbeitete im Garten und führte überhaupt ein recht ländlich gemüthliches Stillleben. Schon nach wenig Wochen hatte er auf diese Weise das volle Zutrauen seines Prinzipals gewonnen. Der kleine Fritz wollte gar nicht mehr nach Freisingen zur Schule, sondern stets bei seinem lieben Arthur lernen, zeichnen und malen, und was Madame Stark anbelangt, so war diese die Freundlichkeit selbst. Da, als Alles am besten zu stehen schien, zog sich plötzlich wieder ein Gewitter über dem Haupte des armen Heimathlosen zusammen.

Wie schon bemerkt, schenkte der Chausseegeld-Erheber seinem jungen Gehülfen das vollste Vertrauen und nahm keinen Anstand, denselben öfters ganz allein zu Hause zu lassen. Eines Tages sagte Herr Stark:

„Höre, Arthur, meine Frau, ich und Fritz gehen heute nach Freisingen, wo ich meinem Freunde, dem Speicherverwalter Kern, ein Kind aus der Taufe hebe. Ich lebe der Hoffnung, daß Du die Geschäfte gerade so versiehst, als wenn ich selbst zugegen wäre. Bleib' namentlich stets im Zimmer und gib genau auf die Fuhrwerke Acht. Bomben- und Granatendonnerwetter, Du wirst doch keine Dummheiten machen!"

Es war Spätherbst. Der Wagen kamen am Chausseehaus nur wenige vorbei. Arthur ging auf die Straße — weit und breit war Niemand zu sehen, zwei Bettler ausgenommen, die ihn um ein Almosen ansprachen, die er aber abwies. Er trat in den Garten. Hoch oben in dem Wipfel einer Fichte krächzten ein paar Raben, und es wandelte ihn die Lust an, diesen schwarzen Gesellen eins auszuwischen. Gedacht, gethan. In jugendlichem Leichtsinne vergißt er seine Pflicht, geht hinein, langt die Doppelflinte von der Wand, eilt damit in den Garten und schießt zwei Raben herunter. Der eine Bettler sieht ihm zu, knüpft ein Gespräch mit ihm an und lobt seine außerordentliche Geschicklichkeit im Schießen. Arthur fühlt sich geschmeichelt, ladet noch einmal und wartet, ob nicht noch eine andere Kreatur ihm in den Schuß käme. Ein Sperling hat das Unglück, sich auf einen Zwetschenbaum niederzulassen und büßt diese Unvorsichtigkeit mit dem Leben. Als sich Arthur hierauf umsieht, ist der Bettler verschwunden. Voll banger Ahnung kehrt er ins Haus zurück und findet den Schrank erbrochen und die Kasse seines Prinzipals leer. Verzweiflung bemächtigt sich nun seiner; er fühlt tief, wie leichtsinnig er gehandelt; er fürchtet den Sturm, der ihm von Seiten des Chausseegeld-Erhebers droht, und er begeht einen zweiten, noch viel unüberlegteren Streich — er läuft davon.

Armer Arthur! wie hart mußtest Du diesen Schritt büßen! Blitzschnell verbreitete sich die Nachricht von dem Diebstahl in der ganzen Gegend. Auf dem Entlaufenen ruhte natürlich einzig und allein der Verdacht. Schon zwei Tage nach seiner Flucht ward er aufgegriffen und nach Freisingen abgeführt. Dort ward er beim Landgerichte vernommen und später mit Herrn Stark confrontirt, der ihn mit den bittersten Vorwürfen überhäufte und ihn der schwärzesten Undankbarkeit beschuldigte, was dem beklagenswerthen Menschen tief ins Herz schnitt. Er erzählte seine ganze Lebensgeschichte und Alles, was er an jenem verhängnißvollen Tage gethan — man glaubte ihm nicht; nur Eins machte die Richter stutzig, und das war der Umstand, daß man keinen Kreuzer Geld in seinen Taschen fand, und er auch begreiflicher Weise nicht angeben konnte, wo er das Gestohlene verborgen. —

Der Winter ging vorüber und der Frühling kam, und noch schmachtete Arthur Beati im Gefängniß.

Eines Nachmittags — es war gegen Ende des Monats April 1837 — wurde plötzlich sein Kerker geöffnet. Der Gefängnißwärter trat ein und ersuchte ihn mit freundlichen Worten, er möge ihm in seine Wohnung folgen.

„Ich habe vom Herrn Landrichter Befehl," sagte der Mann, an Ort und Stelle angekommen, auf einige Kleidungsstücke und auf ein Hemd deutend, „Sie ihm vorzuführen, wenn Sie sich sauber angezogen haben; ich glaube, man wird Ihnen eine Mittheilung machen, über welche Sie sich freuen werden."

Nach Verlauf einer Viertelstunde war Arthur kaum mehr zu erkennen, eine solch' vortheilhafte Veränderung war mit seinem äußeren Menschen vorgegangen.

„Nun essen Sie!" redete ihn jetzt die Frau des Gefängnißwärters an, indem sie ihn nöthigte, an einem Tische Platz zu nehmen, auf welchem ein Teller mit Butter und Käse und eine Flasche Bier standen.

Als sich Arthur Speise und Trank hatte gut schmecken lassen, begab er sich mit seinem seitherigen Kerkermeister aufs Landgericht. Der Landrichter, ein Mann in den mittleren Jahren, war allein in seinem Arbeitszimmer, in einem Aktenfascikel blätternd. Er sah den jungen Menschen eine Weile scharf an, doch waren Wohlwollen, Mitleid und Milde in seinen Zügen nicht zu verkennen.

„Sie können gehen, Hartmann!" befahl er dem Gefängnißwärter. Hierauf gab er Arthur ein Zeichen, daß er sich setzen solle.

„Ihrer unbesonnenen Flucht, junger Mann," begann der Beamte, „haben Sie alle Unannehmlichkeiten, in die Sie gekommen, zuzuschreiben. Ihre Aussagen erwiesen sich als vollkommen richtig. Ein bettelnder Stromer, der vor zwei Monaten in ein Haus einbrach und auf frischer That ertappt wurde, hat eingestanden, daß er auch den Diebstahl im Chausseehaus verübt, während Sie im Garten nach Vögeln geschossen. Auch nach F., dem Wohnorte Ihres früheren Pflegevaters, haben wir geschrieben, und ich habe von allen Ihren Lehrern die günstigsten Zeugnisse in Händen; Ihr Pflegevater aber ist ein Schurke, denn er etablirte sich nicht, wie er vorgab, in Frankfurt, sondern ist sammt seiner Familie und seinen großen Reichthümern, deren Quelle man nicht ganz kennt, spurlos verschwunden. Sie haben jetzt weder Heimath noch Vaterland, darum hab' ich mir vorgenommen, etwas für Sie zu thun, junger Mensch! Ihre Erziehung war, wie ich vernommen, der Art, daß Sie zur gewöhnlichen Handarbeit nicht viel taugen. Ich habe daher den Aktuar gebeten, Sie mit Schreibereien zu beschäftigen; sind Sie brauchbar und fleißig, so werden Sie immerhin so viel verdienen, daß Sie leben können."

Von den Gefühlen der Dankbarkeit überwältigt, sank der arme Arthur dem gütigen Landrichter sprachlos zu Füßen, und die hellen Thränen rollten über seine von der Kerkerluft gebleichten Wangen.

„Steh' auf, mein Junge," sagte der Beamte gerührt, das „Sie" in „Du" umwandelnd, „steh' auf, Du hast seit einigen Monaten in so früher Jugend schon genug gelitten."

Der Landrichter übergab nun Arthur dem Aktuar, einem kleinen, düsteren Manne von sehr pedantischem Aeußeren, der alle Künste und Wissenschaften tief unter sein Aktenwesen stellte, und der nicht selten seinen Kopisten einer Kleinigkeit wegen die stattlichsten Leviten las, so daß häufig die Assessoren den eifrigen Mann zur Ruhe verweisen mußten. Der angehende Scribent erhielt eine Advokatenrechnung zum Abschreiben. Die nach anderthalb Stunden vollendete Probearbeit konnte gelungen genannt werden; dennoch fand der kleine Aktuar Manches zu tadeln. In einer Zeile hätte noch eine Sylbe mehr, in der andern eine weniger stehen können; hier war der Fünfter zu lang und dort der Siebenter zu kurz u. s. w.

Im Hause des Landgerichtsdieners erhielt Arthur Beati Kost und Wohnung. Das Leben, welches derselbe jetzt zu führen begann, war höchst einförmig. Den lieben langen Tag hatte er Akten zu kopiren; nur am Sonntage war er hiervon frei, und diesen Tag verwendete er dann dazu, die Kirche zu besuchen, Berg und Thal zu durchstreifen, oder den Kindern seines Gönners, des Landrichters, bei ihren Uebersetzungen in fremde Sprachen Beistand zu leisten. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß ihm der Chausseegeld-Erheber Stark nach unzähligen „Millionen Bomben- und Granatendonnerwetter" Verzeihung hatte angedeihen lassen.

In dieser Weise schwanden dem Heimathlosen einige Monate. Da ward er plötzlich und unerwartet in eine andere, für ihn passendere Lebensbahn versetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Italienische Zustände.

I.

Ueber die Wirthschaft im Kirchenstaate wird der „Nat. Z." aus Rom geschrieben:

„Verhaftungen und Haussuchungen finden täglich noch immer statt, wobei sich der französische General Gemeau durch seinen Eifer, die römische Polizei zu unterstützen, und auf die als Republikaner oder sonst als Liberale verfolgten Einwohner Jagd zu machen ausgezeichnet, wofür er reichlich mit Ablässen, Segnungen und sogar Umarmungen vom Statthalter Christi belohnt, von der Bevölkerung aber und von seinen eigenen Untergebenen verwünscht wird. Die Rolle, welche die französischen Truppen hier zu spielen genöthigt sind, ist ihnen höchst widerwärtig, und die meisten scheuen sich gar nicht, ihre Indignation ganz offen auszusprechen. In der Romagna, wo österreichische Okkupation besteht, dauern die räuberischen Unternehmungen des berüchtigten Räuberhauptmanns „Il Passatore" und seiner zahlreichen Bande fort und erfüllen die Legationen mit Schrecken. Die Anzahl der Banditen ist nicht bekannt; sie zeigen sich bald da, bald dort in Abtheilungen von 40, 50, 80 bis 100 Mann zugleich. Ihr Hauptquartier soll in der Pineta di Ravenna, ein sehr großer Wald, der sich bis ans adriatische Meer hinzieht, seyn, und man vermuthet, sie hätten von da aus mit Dalmatien Verbindungen und Absatz der von ihnen geraubten Güter. Alle sind auf's Beste und meist mit kostbaren Waffen versehen. Ihr Hauptmann, der Passatore, ist ein sehr schöner, circa 30jähriger Mann, der einen großen blonden Bart und verschiedene Uniformen oder mittelalterliche Kleidungen bei seinen Expeditionen trägt. Letzten Samstag wurde eine solche vollbracht, die Alles realisirt, was man in Carl Moor, in Abällino und Rinaldo Rinaldini lesen kann. Zwischen 8 und 9 Uhr Abends wurde das kleine Städtchen Forlimpopoli, von 3500 bis 4000 Einwohnern, nur eine Stunde von Forli, wo österreichische Garnison liegt und auf der Landstraße von Bologna nach Ankona liegend, von zwei Banden, jede von 40 bis 50 Räubern überfallen. Die zwei Stadtthore (das Städtchen ist von einer starken Ringmauer umgeben) waren von wenigen Gensdarmen besetzt, die überrumpelt und gebunden wurden, worauf die Hauptbande sich nach dem Theaterhause wendete, wo der wohlhabendste Theil der Einwohner versammelt war. Das Haus ward umzingelt, die Thüren besetzt und Niemand herausgelassen, während durch die Hinterthüre eine Abtheilung der Bande auf die Schaubühne drang, den Vorhang aufziehen ließ und sich dem vor Schrecken erstarrten Publikum mit angeschlagenen Gewehren zeigte. Darauf rief der Führer den Bürgermeister und die reichsten Einwohner beim Namen auf die Bühne. Diese wurden von einer Eskorte von je vier Räubern nach ihren Häusern geführt, wo sie Alles, was sie an Geld oder Kostbarkeiten besaßen, hergeben mußten. Sie wurden dann wieder ins Theater zurückgeführt und alles Geraubte im Angesicht des Publikums auf der Bühne auf einen Haufen zusammen gebracht. Alsdann lud der Führer alle Anwesenden, Männer und Frauen, ein, nach der Reihe ebenfalls auf die Bühne zu steigen und das, was sie an Geld, Taschenuhren, Ringen, Halsgeschmeide rc. auf sich hatten, niederzulegen, was denn ohne Widerrede geschah. Zuletzt ermahnte der Führer die Gesellschaft zur Ruhe und Resignation mit der drohenden Er-

klärung, daß die geringste Widersetzlichkeit von Seiten eines oder mehrerer Einwohner mit dem Tode bestraft und die Stadt an vier Ecken angezündet werden würde. Die ganze Bande begab sich alsdann mit ihrem Raube auf den Marktplatz und zog mit einem Zug beladener und aus den Ställen der Einwohner gezogenen Pferde und Esel in militärischer Ordnung ungehindert von dannen. Zwei Stunden darauf kam von Forli eine Schwadron österreichische Kavallerie und päpstliche Gensdarmen. Sie setzten den Räubern nach; bis jetzt aber ist keine Nachricht erfolgt, daß sie diese eingeholt hätten."

II.

Die Jesuiten sind eben — die Jesuiten! Wie sie früher, wo die Fürsten sich nicht von ihnen beherrschen lassen wollten, Fürstenmord predigten, so predigen sie jetzt Völkermord. Doch wo sich ein Monarch ihren Umtrieben widersetzt, da kommt es ihnen auch nicht darauf an, die Dynastien von Banditen abzuleiten. Der „Deutschen Allg. Z." wird aus Turin geschrieben: „In keinem Lande macht die klerikale Partei heute mächtigere und unermüdlichere Anstrengungen, sich Einfluß zu verschaffen, oder richtiger gesagt, zur exclusiven Herrschaft zu gelangen, als in Piemont. Die klerikale Partei würde hier wenig zu fürchten seyn, weil sie numerisch sehr gering ist, wenn sie nicht an den Klerikalen Frankreichs und Roms sehr beachtenswerthe Verbündete hätte. Der Haß der Klerikalen gegen das gegenwärtige Turiner Kabinet ist maßlos und nur mit Mühe halten sie seinen ganzen Ausbruch nieder. Die klerikalen Organe erklären nur zu häufig, daß es sich zur Herstellung eines friedlicheren Verhältnisses nicht um wechselseitige Konzessionen handelt, sondern um den völligen Sturz der Männer, die gegenwärtig an der Spitze der Regierung stehen, und um Wiederherstellung des ancien régime, vor Allem und zunächst aber um Annullirung der Siccardi'schen Gesetze. Die Umtriebe, deren sich die Klerikalen zur Erreichung dieses Zweckes schuldig gemacht haben und täglich noch schuldig machen, sind zu bekannt, als daß man näher auf sie einzugehen brauchte. Die energische Haltung der Regierung, die Expulsionsmaßnahmen der Tribunale gegen die Erzbischöfe Marongin, Nurra und Franzoni haben den Klerikalen zwar Furcht eingeflößt, aber um nichts ihre Hartnäckigkeit, ihren Fanatismus schwächen können. Sie gehen jetzt nur vorsichtiger zu Werke, und wo sie die Strafgesetze zu fürchten haben, spielen sie ihre Intriguen und Umtriebe auf den sicheren Boden des Auslandes hinüber. Der Pariser „Univers" läßt sich als das eigentliche Organ der klerikalen Partei Piemonts betrachten. Die unwürdigen, schmählichen Angriffe dieses fanatischen Journals gegen Piemont, dessen König und Regierung haben hier eine tiefe Entrüstung hervorgerufen. Einer der Redakteurs des „Univers", Abbé Darras, ging vor wenigen Tagen in aufeinander folgenden Artikeln so weit in seinem klerikalen Eifer, daß er das Haus Savoyen als von einer Räuberbande abstammend bezeichnete, Victor Emanuel, den gegenwärtigen König, einen Religionsverächter und seinen Vorgänger Karl Albert einen Feind der Kirche nannte, der sich später, von Gewissensbissen gefoltert, der Demagogie und dem Revolutionstaumel in die Arme geworfen habe! Die hiesigen klerikalen Journale wagen natürlich nicht eine gleich verbrecherische Sprache zu führen, aber sie weisen triumphirend und frohlockend auf den „Univers" hin, dieses „fromme Orakel" der „Getreuen".

Mannichfaltigkeiten.

Als Curiosum theilen verschiedene Blätter nachstehende Bekanntmachung des Osnabrücker Magistrats wegen des Verbots, Gymnasiasten, Lehrlinge rc. in Schenken aufzunehmen und zu bewirthen, mit: „Wir finden uns durch kürzlich vorgekommene Uebertretungen veranlaßt, die hier bestehende Vorschrift, wornach es nicht nur den Gastwirthen und Weinschenkern, sondern auch den Bierschenkern verboten ist, Gymnasiasten, Lehrlinge und andere junge Leute, die sich zu ihrer Ausbildung hier aufhalten, anders, als in Begleitung und unter Aufsicht ihrer Vorgesetzten bei sich aufzunehmen und zu bewirthen, in Erinnerung zu bringen und von Neuem mit dem Bemerken einzuschärfen, daß jede Entgegenhandlung mit angemessener Geldstrafe und im Wiederholungsfalle, dem Befinden der Umstände nach, selbst mit Entziehung der Concession oder Schließung der Schenke unnachsichtlich geahndet werden wird. Osnabrück, den 7. Februar 1851. Bürgermeister und Rath der Stadt Osnabrück. Dr. Heuermann, Sekretär."

Vor Kurzem ist das denk- und ehrwürdige deutsche Reichsarchiv zu Wetzlar völlig aufgeräumt und damit vielleicht das letzte Symbol deutscher Reichseinheit beseitigt worden. Befehl und Ausführung scheinen schnell gefolgt, der Grund dazu nicht bekannt geworden zu seyn. Man verwendete besondere Hülfsarbeiter, um rasch zum Ziele zu kommen, man vertheilte ohne Kritik und System die Bestände unter die verschiedenen deutschen Staaten, man lehnte das Anerbieten der Mithülfe eines dortigen Staats- und Rechtskundigen ab, der wenigstens die für preußische Geschichte interessanten Schriftstücke zu sondern gewünscht hatte.

(Paris, 12. Febr.) Es ist heute der Todestag Ludwig Börne's. Durch die Fürsorge einiger Landsleute hat das „Evenement" heute eine Notiz veröffentlicht, um die hiesigen Deutschen an ihre Pflicht zu erinnern. Ich war um Mittag auf dem Père Lachaise an Börne's Grabe und fand denn auch schon eine Menge frischer Kränze, welche Liebe und Verehrung dort niedergelegt. Als ich die lange Allee des Kirchhofes hinaufstieg, begegnete mir die Freundin Börne's, Frau H., welche noch immer mit treuer Anhänglichkeit das Grab des Patrioten fürsorglich bewacht.

(London.) Da es von vorneherein als eine Unmöglichkeit betrachtet wird, daß die übergroße Menge von Erzeugnissen aller Art in den Räumlichkeiten untergebracht werden kann und damit vielen Ausstellern demnach Kosten und Mühen nicht unnöthig bereitet worden seyen, haben einige Unternehmungslustige in der Nähe von Hydepark Lokale gemiethet, die sie den Ausstellern, deren Gegenstände keine Aufnahme finden könnten, zur Ausstellung derselben anbieten. Dieser sogenannte kleine Krystallpalast wird die Erzeugnisse von nahe 1000 Ausstellern aufnehmen und bietet außer der Gelegenheit zur Schaustellung noch den Vortheil des sofortigen Verkaufs und wird zu diesem Behufe bis Ende 1851 offen bleiben. Außerdem werden die Unternehmer für bequeme Wohnungen im Gebäude selbst sorgen, welche sie den Ausstellern nebst den anderen Lebensbedürfnissen für billige Preise anbieten.

Frankfurter Theater.

Am 16. d. M. wurde zum ersten Mal gegeben: „Der Salzdirektor", Lustspiel in 3 Akten. Anlage und Verwickelung dieses schon auf verschiedenen Bühnen und nun auch auf der hiesigen mit entschiedenem Beifalle aufgenommenen Lustspiels sind als anziehend und gelungen zu bezeichnen. Um die erledigte Stelle eines Salzdirektors bewerben sich vier Individuen, jedes derselben aus einem andern Motive, in einer an-

dern Weise und so, daß Alle aus dem Namen ihres Schützlinges ein Geheimniß zu machen sich veranlaßt sehen. Das gibt eine Reihe von recht artigen Verwickelungen und dem Bereich des Lustspiels ganz angehörigen Verwechselungen und Situationen, in welchen die Betheiligten einander abwechselnd und ohne es zu wissen und zu wollen theils in die Hände, theils auch entgegen arbeiten. Die Entwirrung des dramatischen Knotens macht sich eben so leicht, als dessen Verschlingung geschickt und spannend ist. Auch die handelnden Personen sind gut gezeichnet und so individualisirt, daß sie nicht nur durch ihre äußerlichen, sondern auch durch die innerlichen Beziehungen ihrer Eigenthümlichkeit den Fortschritt und Zusammenhang der Handlung gehörig unterstützen. Rechnen wir hierzu noch den leicht fließenden und an mancher treffenden Pointe nicht armen Dialog, so haben wir hier ein Lustspiel vor uns, welches den bessern Bühnennovitäten beigezählt zu werden verdient. Mit einer Person desselben können wir uns jedoch nicht befreunden, mit dem Kammerdeputirten Wankelmann. Diese Figur würde in einer Posse an ihrem Platze gewesen seyn, aber was soll sie im Lustspiel? Sie ist zu sehr Caricatur, um hier gehörig wirken, zu sehr outrirt, um als Satyre gelten zu können. Dergleichen Uebertreibungen können allenfalls das Zwergfell eines Reactionärs erschüttern oder auch anderseits das Mißbehagen eines Demokraten provociren, aber Werth und Bedeutung können sie doch nicht haben, da sie nicht humoristische Spiegelbilder, sondern burleske Verzerrungen sind. — Unsere immer liebenswürdige, die Gränzen der Anmuth und Natürlichkeit bei aller Lebendigkeit des Spieles nie überschreitende Fräul. Hoffmann und Hr. Meck mit der Behaglichkeit und Bonhommie seines um so wirksamern Humors, als derselbe nie absichtlich wird, waren die belebendsten Elemente der Novität, denen sich Hr. Meinhold durch die wirklich ausgezeichnete Darstellung des uns übrigens, wie bereits bemerkt, nicht zusagenden Wankelmann, anschloß. Auch die übrigen Rollen wurden durch die Herren Reger und Wilke und die Damen Marsteller und Ahrens gut gegeben.

Die neue Einstudirung der lieblichen Operette von Mehul: „Der Schatzgräber", fand beifällige Aufnahme. Die Einfachheit und Natur, durch welche jene älteren kleineren Operntexte und Compositionen sich auszeichnen, wird sich stets bewähren. Einige veraltete musikalische Verzierungen dürften indessen wegfallen, sowie überhaupt noch einige Kürzungen anzubringen wären. W.

Korrespondenz.

Aus der Wetterau, 16. Februar.

Die leider noch täglichen Erscheinungen der jüngsten Vergangenheit zeigen, wie schwer es fällt, bis einmal durch gesetzliche Bestimmungen dem Lehrer die Stellung angewiesen wird, die ihm rechtlich gebührt. Unter solchen Umständen ist es jedoch um so wohlthuender, hin und wieder wahrzunehmen, wie die Gemeinden es besser fühlen und würdigen, was tüchtige Lehrer und gute Schulen dem Volke sind. — In Heldenbergen wurde im verflossenen Jahre bei der Prüfung durch die Bezirksschulkommission die Nothwendigkeit der Errichtung einer dritten katholischen Schule ausgesprochen. Der dortige Schulvorstand sowohl, wie der Ortsvorstand aber beantragten die Zurückstellung der Errichtung einer solchen Schule aus ökonomischen Rücksichten und glaubten dieß um so mehr, unbeschadet der Schule, vorschlagen zu können, da der zeitige zweite Lehrer, Hr. Reif, ein junger, kräftiger und strebsamer Mann, bei geeigneter Einrichtung vorläufig noch eine dritte Schule entbehrlich machen könnte. Gleichwohl erkannten sie, daß diese Zumuthung, die mit Einwilligung des Lehrers geschah, eine Ungerechtigkeit seyn würde, wenn nicht dabei eine Gehaltsverbesserung verknüpft sey und sicherten dem Lehrer bei der Aufstellung des Voranschlags 100 fl. jährliche Zulage von 1851 bis zur Errichtung der dritten Schule zu, und selbst für die im verflossenen Jahre schon gehabte Mehrarbeit 50 fl. So denken und handeln schlichte Landleute! Wie Andere denken und handeln, das zeigt die Stellung der Lehrer!

Frankfurt, im Februar.

Fr. Aus dem an die Actionäre jetzt vertheilten Bericht der Direktion des Frankfurter Kunstvereins über die Generalversammlung am 22. December 1850 theilen wir Folgendes mit: „Zuvörderst haben wir unsere besondere Befriedigung auszusprechen, daß die durch die Ungunst der letztverflossenen Jahre sehr gesunkene Zahl der Actionäre sich wieder bedeutend gehoben hat und wir die erfreuliche Erfahrung gemacht, wie in Folge einer unserer Seits ergangenen Einladung dieselbe vom kunstliebenden Publikum die theilnehmendste Unterstützung fand. Die Zahl unserer Actionäre beläuft sich gegenwärtig auf 659 hiesige Mitglieder mit 764 Actien, 192 fremde Mitglieder mit 222 Actien, im Ganzen 851 Mitglieder mit 952 Actien. Hiezu im Tausch an 15 auswärtige Kunstvereine 34 Actien, im Ganzen 986 Actien. Diesen sind noch hinzuzufügen 13 hiesige Mitglieder mit 18 Actien für öffentliche Werke. — Als Cassabestand für öffentliche Werke zeigt sich ein Saldo von fl. 5955. 15 kr., dessen größter Theil in zinstragenden Badischen und Frankfurter Obligationen angelegt wurde. Ein bedeutender Theil dieser Summe ist für ein Kaiserbild Karl's des Großen für den Kaisersaal bestimmt. Bereits vor sieben Jahren wurde hiezu einem unserer bedeutendsten Historienmaler der Auftrag ertheilt, bis jetzt jedoch zu unserem Bedauern ohne Erfolg. — Von dem Fortgang des Monuments zu Ehren der Erfindung der Buchdruckerkunst haben wir zu berichten, daß zu der Figur des Schöffer, die galvanoplastisch ausgeführt schon vor längerer Zeit auf der Terrasse des Städel'schen Kunstinstituts aufgestellt wurde, nun auch die des Fust hinzugekommen ist. Die dritte und Hauptfigur der Gruppe, des Gutenberg, hat Hr. von der Launitz im Modell schon *) sehr gefördert und steht deren galvanoplastische Herstellung durch Hrn. v. Kreß für nächstes Jahr in sicherer Aussicht. — Der Mangel eines geeigneten und verfügbaren Lokals für größere Ausstellungen von Kunstwerken wird von uns noch zu unserem Leidwesen um so mehr beklagt, als hiedurch der Wunsch vieler Kunstfreunde unerfüllt bleiben muß. So viel an uns liegt, suchten wir jedoch diesem Mangel durch beständige Ausstellungen in unserm Lokalzimmer einigen Ersatz zu bieten, und manches Schöne kam hiedurch zur öffentlichen Anschauung. Auch freut es uns, zu bemerken, daß von den bei uns ausgestellten Gemälden und plastischen Werken mehrere in Privathände übergingen und hiedurch die Künstler die wirksamste Aufmunterung zu erneuter Thätigkeit fanden. — Für den Zweck der Verloosung ergab sich aus vorliegender Rechnungsablage eine Einnahme von fl. 5295. 59 kr., die Auslagen betragen fl. 5191. 32 kr., bleibt Cassarest fl. 104. 27 kr. Nachträglich 20 Actien nach dem Cassenabschluß verkauft fl. 108. Bei den zur Verloosung gekommenen Gegenständen befand sich auch ein Oelgemälde — norwegisches Sennerleben von A. Tidemand —, welches uns, vom Glück begünstigt, bei der Verloosung des Kölner Vereins zugefallen ist. Im Ganzen kamen zur Verloosung: 11 Oelgemälde, 3 Aquarelle, 1 plastische Arbeit, 61 Kupferstiche und Lithographien, welche letztere wir durch Tausch zu diesem Behufe erworben haben. — Einer der schwierigsten Gegenstände für die Direktion des Kunstvereins bleibt das Vereinsblatt; doch glauben wir durch das diesjährige, den Falkensteiner Ritt von Moritz von Schwind, gestochen von Gödel, den Wünschen vieler unserer Mitglieder entgegengekommen zu seyn." Die Mehrheit der Stimmen für die drei neuen Direktoren erhielten die Herren Hermann Mumm, Moritz Gontard und Franz Zügel.

*) Schon?!

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 19. Februar. (Zum Vortheil der Regisseure der Oper und des Schauspiels, der Herren Lincker und Haake, unter Mitwirkung der Fräul. Mathilde Strauch (erster theatralischer Versuch) und des Hrn. Grunert, Regisseur des k. Hoftheaters zu Stuttgart): 1) Der Essighändler, Schauspiel in 1 Akt von Vogel. Dominik: Hr. Grunert. 2) Belisar, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti. Irene: Fräul. Mathilde Strauch. 3) Das Lied von der Glocke, Gedicht von Schiller, vorgetragen von Hrn. Grunert. Mit aufgehobenem Abonnement. — Anfang um 6 Uhr.

Donnerstag, 21. Febr. (Zum ersten Male wiederholt): Der Salzdirektor, Original-Lustspiel in 3 Akten. Hierauf: Der Schatzgräber, Operette in 1 Akt, Musik von Mehul.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 44. Donnerstag, den 20. Februar 1851.

Der Heimathlose.

Eine Erzählung aus der Neuzeit von G. Kaut.

(Fortsetzung.)

6.

In der Frühe eines Sonntagmorgens im Monat August nahm Arthur seine Mappe unter den Arm und wanderte hinaus in die sonnige Gegend. Der Sommer lächelte so freundlich und warm vom reinen, blauen Himmel herab, daß unserem jungen Freunde wunderbar heiter zu Muthe ward. Er schritt rasch durch das frische Wiesenthal, in langen Zügen die laue Luft trinkend, und trat ein in das Dunkelgrün des Waldes, und als er das Dämmerlicht der dichtbelaubten Buchen hinter sich hatte, da lag eine reizende Landschaft vor seinen Blicken ausgebreitet. Den Hintergrund dieses Panoramas bildete eine sanfte Anhöhe, auf welcher die gut erhaltenen Ruinen einer mittelalterlichen Burg an die Vergänglichkeit alles Irdischen mahnten.

„Wie traurig schauen sie jetzt auf die fruchtbare Gegend hernieder, jene grauen Trümmer!“ rief Arthur aus. „Einst bewohnt von kühnen Gesellen, die Kaiser und Reich trotzten, weit umher Furcht und Schrecken verbreiteten, geben sie dem Menschenfreunde gegenwärtig nur noch Veranlassung, Gott zu danken, daß jene finsteren Zeiten vorüber sind, während Pfaffen- und Junkerthum über das Nichtmehrvorhandenseyn einer „herrlichen“ Epoche klagt.“

Nach diesen Worten setzte er seinen Weg fort, wählte eine günstige Stelle und begann die Zeichnung des alten Schlosses. Während dieser Arbeit war auf der andern Seite des Hügels ein reichgekleideter, wohlbeleibter Herr, der eine grüne Brille trug, aus einem Cabriolet gestiegen und hatte einen schmalen Pfad, der durch Gebüsch zur Ruine führte, eingeschlagen, indeß der Kutscher seine Pferde mit Brod fütterte. Auf der Höhe angekommen, betrachtete der Fremde das Gemäuer mit großer Aufmerksamkeit, erstieg dann einen Haufen Steine und schaute nach allen Seiten in die hellerleuchtete Landschaft hinein.

„Herrlich, prächtig!“ rief er aus. „In der That fühle ich mich durch diesen Anblick für den kleinen Abstecher von der Landstraße reichlich belohnt. Wundert mich, daß dieses Fragment mit seiner lieblichen Umgebung seither so wenig betrachtet worden ist. Was seh' ich!“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, die rechte Hand als Augenschirm gebrauchend, „dort sitzt Einer, der mir diese Trümmer vor der Nase wegzeichnet. Will doch einmal sehen, was das für ein Kunstjünger ist.“

Als der Mann mit der grünen Brille dieß gesagt hatte, verließ er die Ruine und ging weit rascher, als man im Hinblick auf seine Corpulenz vermuthen konnte, auf Arthur los, der immer noch sein Blei auf dem Papiere spielen ließ, und welcher den Ankommenden nicht eher gewahrte, als bis er dicht neben ihm stand.

„Guten Morgen, mein junger Künstler!“ redete der Fremde unseren Freund an, indem er ihm auf die Schulter klopfte. „Wie ich sehe, sind Sie mit einer ganz hübschen Arbeit beschäftigt. Das ist lobenswerth! Hm! Bei der Madonna des Raphael! 's ist gut, sehr gut!“

Arthur sprang überrascht von seinem Sitze auf und grüßte ziemlich verlegen Denjenigen, dem seine anspruchlose Zeichnung so sehr zu gefallen schien.

„Beendigen Sie ruhig Ihre Arbeit, wenn ich bitten darf,“ versetzte der dicke Herr; „ich werde mir die Freiheit nehmen, Ihnen ein bischen zuzusehen; ich bin auch ein wenig Künstler. Geniren Sie sich nicht und thun Sie, als wenn ich nicht da wäre.“

Nach einigem Zögern ergriff Arthur wieder sein Stift und brachte die Skizze glücklich zu Ende. Der Fremde war mit derselben äußerst zufrieden.

„Aus Ihnen kann einmal etwas Tüchtiges werden,“ sagte er. „Haben Sie die Güte, mich zu meinem Wagen zu begleiten und mir Einiges über Ihre Verhältnisse mitzutheilen.“

Der Angeredete leistete mit Vergnügen Folge; es war nicht zu verkennen, daß der grünbebrillte Herr von der einfachen Erzählung des jungen Menschen gerührt wurde.

„Hören Sie, Beati,“ begann er, nachdem Letzterer geendet, „mein Weg führt mich über Freisingen, wo ich mich bei Ihrem Gönner, dem Landrichter, welcher ein sehr ehrenwerther Mann zu seyn scheint, nach Ihnen erkundigen werde. Steigen Sie ein, denn Sie fahren mit!“

Die zwei Braunen führten das Cabriolet wie im Fluge davon. Arthur machte sich allerlei Gedanken darüber, was wohl der fremde Mann mit ihm vorhaben möge. Schon vor Mittag kamen sie in Freisingen an. Wie sehr staunte der Landrichter, als ihm plötzlich auf unerwartete Weise in Begleitung seines Schützlings der Besuch eines Fremden zu Theil ward, der sich unter einem Namen von europäischer Berühmtheit als der Direktor der Kunstakademie zu M. einführte! Die beiden Herren verfügten sich nach den ersten höflichen Begrüßungen in ein Nebenzimmer und sprachen da längere Zeit zusammen, während Arthur Beati ihrer Rückkehr harren mußte. Die Unterredung war erst nach Ablauf einer Stunde vorüber.

„Glauben Sie wohl den Muth und die Kraft zu haben, Ihr ganzes Leben der Kunst ausschließlich zu weihen?“ fragte der Direktor, und sein Auge leuchtete durch die grüne Brille, wie eine Lampe durch die Scheiben einer Laterne.

„Oh, wenn ich armer, heimathloser Junge dieß könnte!“ seufzte der Gefragte; „aber nie und nimmer werd' ich hierzu die Mittel kriegen.“

„Das können Sie durchaus nicht wissen, junger Mensch!“

versetzte der Fremde ernst. „In Ihrem Alter darf und soll man nicht an sich und der Welt verzweifeln. Wenn ich Ihnen nun die Mittel anböte? In unserem artistischen Institut ist gerade eben ein Stipendium vacant."

„O, Herr, gedenken Sie meiner!" rief Arthur aus. „Ewig werd' ich Ihnen dankbar seyn, denn die Kunst geht mir über Alles."

Der Direktor warf dem Landrichter einen bedeutungsvollen Blick zu, wie wenn er sagen wollte: „Hab' ich's Ihnen nicht vorausgesagt?"

„In Kurzem werden Sie weiter von mir hören, Beati!" versicherte hierauf der berühmte Mann, wandte sich dann zum Landrichter und sprach eine kleine Weile mit ihm leise. Ein paar Minuten später rollte sein leichtes Fuhrwerk über Freisingens holperiges Straßenpflaster. Arthur glaubte aus einem Traume zu erwachen, so seltsam und unwahrscheinlich kam ihm das in den letzten Stunden Erlebte vor.

Mehrere Wochen später ward er in einem Schreiben aufgefordert, sich am 6. October bei dem Direktor des artistischen Instituts in M. zu sistiren. Der Landrichter händigte ihm das nöthige Reisegeld ein und gab ihm noch manche gute Lehre mit auf den Weg, die der angehende Künstler aus Dankbarkeit nie vergaß.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Urtheil über Thomas a Kempis *)

von Karl Gutzkow.

(Aus dem fünften noch unter der Presse befindlichen Bande des Romans: „Die Ritter vom Geiste.")

Was ich bis jetzt, sagte Prinz Egon, in diesem wunderlichen Testamente meiner bemitleidenswerthen Mutter gelesen habe, mißfällt mir durchaus nicht. Dieser alte Mönch Thomas a Kempis war ein feiner Kopf und hat etwas Vornehmes, das ihn der Bildung zugänglicher macht, als die gewöhnliche ascetische Phraseologie. Er schreibt vortrefflich. Seine Sätze sind kurz und in Antithesen gefaßt, wie bei Montaigne. Er scheut sich nicht, zuweilen einen alten Heiden zu citiren und weiß ihn zweckmäßig mit einer christlichen Vorschrift in Einklang zu bringen. Dabei hat er etwas Weltkluges, so sogar Etwas, was an den Spruch erinnert: „Schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit!" Oder wohl gar an den andern: „Seyd klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben!" Ich lese seine Vorschriften mit Vergnügen. Nicht etwa, daß ich dem Willen meiner Mutter gemäß daran denken könnte, nach ihnen zu leben, sie verlangen eine unmögliche Entsagung und mönchische Christlichkeit. Aber sie sind ein System, das an sich nichts Geschmackloses hat. Es liegt eine so gefällige Abrundung in dieser Auffassung des Lebens. Sie ist dabei nicht ohne Heiterkeit und muß es seyn, da sie den Namen des Heilands so leicht, so ohne viel Aufsehens bekennt, wie wir etwa in unserer Zeit von der Vernunft, oder, wenn man noch richtiger urtheilen will, von einem großen Genius sprechen, von Schiller und Goethe. Ich kann mir den beispiellosen Erfolg dieses Buches erklären. Es ist in alle gebildete Sprachen übersetzt und viel tausendmal gedruckt worden. Es ist so klar, so rein, wie die Luft. Es lehrt die Weisheit, die Demuth und die Bescheidenheit. Man erstaunt freilich, daß darin die Unwissenheit gepriesen wird im Gegensatz dünkelhafter und nur die Zweifelsucht regemachender Gelehrsamkeit. Aber man läßt sich diese Polemik gegen die Bildung schon gefallen, da es doch selbst ein so feiner, gebildeter Geist ist, der mit uns spricht. Dieses Buch, richtig aufgefaßt, müßte kindlich reine Gemüther bilden, besonnene frohe Weltweise voll Demuth und Vertrauen. Leider liegt darin auch ausgesprochen, daß es ein glänzendes Aushängeschild der Heuchelei und jener vornehmen religiösen Abspannung werden mußte, die man Frömmigkeit und Erleuchtung nennt. Und zuletzt noch dieß: der Verfasser dieses Buches war ein Communist, lieber Louis...

Ein Communist? fragte Louis, der Tischler, erstaunt.

Wohl! sagte Prinz Egon lächelnd. Er gehörte einer jener halbgeistlichen Brüderschaften an, die sich im Mittelalter auch unter den Laien bildeten. Thomas aus Kempen, einer holländischen Stadt, war selbst ein Mönch in einem Kölner Convikte, aber man kann ihn um so mehr einen mittelalterlichen Communisten nennen, als er außerdem zu einem Vereine gehörte, der sich die Brüderschaft vom gemeinsamen Leben nannte...

Vom gemeinsamen Leben? wiederholte Louis noch überraschter.

Nicht wahr, sagte Egon, das ist ja Eure vollkommene Communauté?

Man sollte es fast glauben, antwortete Louis erröthend; aber ich begreife wohl, daß darunter nur das gemeinsame Leben in Gott und dem Heilande zu verstehen ist....

Das natürlich in der Hauptsache! sagte Egon. Aber wer sich vom Laienstande ihr anschloß, mußte doch wohl die Ansprüche seiner weltlichen Titel und Würden aufgeben, und wenn man sich in eine Art von Phalanstere begab, das man im Mittelalter Convikt oder Kloster nannte, so geschah es doch fast unter solchen Bedingungen, wie Ihr communistischen Ikarier und Schwärmer es Euch denkt! Man aß aus einer Schüssel, hoffentlich mit mehreren Löffeln. Allons donc, Monsieur! Nous sommes servis!

Damit setzte sich der junge Prinz mit Louis zu Tisch.

In weiterem Gespräch über Thomas a Kempis fuhr Egon fort:

Es gab im Mittelalter eine Menge von halbgeistlichen, halbweltlichen Genossenschaften, die den Mönch- und Ritterorden nachgebildet waren. Sie hatten oft so eigenthümliche Formen, daß sie in den Ruf der Ketzerei kamen. Da waren die Beguinen, Begharden, die Brüder und Schwestern vom freien Geiste, die Apostelbrüder, die Brüder und Schwestern vom gemeinsamen Leben. Sie gehörten alle der Welt an, vereinigten sich aber zuweilen zu ausschließlich religiösen Uebungen. Ihr innerer Zusammenhang war der der gegenseitigen Unterstützung, der Wohlthätigkeit. Manche vereinigten sogar offenbare politische Zwecke mit ihrem nächsten Berufe. Sie unterstützten die öffentliche Sicherheit. Wie es in Deutschland einen Vehmbund gab, der die Gerechtigkeitspflege in bekannter eigener Art selbstständig förderte, so gab es in Spanien ähnliche Brüderschaften, die dort aus freien Stücken und Fanatismus leider der Inquisition dienten und förmlich deren Handlanger waren. Die Gewerbe traten zusammen und schützten sich wechselseitig gegen die Gefahren der Gesellschaft. Die Bauhütten, aus denen der Freimaurerbund entstanden seyn soll, hatten kaum einen andern Zweck; denn gerade die Maurer, Zimmerleute, Steinmetzen reis'ten damals von Ort zu Ort, um bei den großen Bauten des Mittelalters mitzuwirken und bedurften einer solchen auf gemeinschaftliche Erkennungszeichen begründeten Erleichterung einer überall sogleich aufzuschlagenden Heimath. Dieser Trieb zur Vereinigung ging so weit, daß die Kalandsbrüder fast nur zur Erheiterung und gesteigerten Geselligkeit zusammentraten und auch bei einer so rein

---

*) Th. a Kempis (eigentlich Th. Hamerken) zu Kempen im Erzbisthum Köln geboren, starb 1471. Das ihm zugeschriebene ascetisch-mystische Werk: de imitatione Christi, welches so ungeheueren Beifall erhielt, daß es 1800 Auflagen erlebte und in andere Sprachen vielfach übersetzt wurde, zeigt ihn als den größten Mystiker des 15. Jahrhunderts. D. Red.

weltlichen Bestimmung vom Papste keine Bestätigung mehr fanden. Die Kalandsbrüder, die sich an jedem Kalands- oder Kalendentage, dem ersten im Monate, versammelten, waren ursprünglich freie Maurer oder Architekten. Sie hatten den Brückenbau zu beaufsichtigen, zogen von den Brücken einen Zoll und haben sich z. B. in der Nähe der ihrer dauernden Pflege und Nutznießung überlassenen Dresdener Elbbrücke auch ohne Zweifel durch die Erinnerung an die „Brüdergasse" erhalten. Es ist dieß ganze Wesen der Anfang der Freimaurerei und des Jesuitenordens, der beiden größten Genossenschaften, die sich in ähnlicher Art, jedoch mit Weltzwecken, in unserer Zeit erhalten haben.

Dankmar Wildungen nahm jetzt Veranlassung, auf diesen Grund seine Idee auseinander zu setzen von einer streitenden Brüderschaft des Gedankens, einem neuen Ritterthume des Geistes.

(Sächs. Const. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

Vor Kurzem stand in Berlin die „Goldprinzessinn", auch die „Charlottenburger Fee" genannt, zum zweitenmal vor Gericht. Wenige Leser werden sich noch des Aufsehens erinnern, das 1835 diese „Goldprinzessin" in Berlin und weiter erregte. Ein junges armes Mädchen, Pauline Wilke, trat nämlich mit einemmale mit fürstlichem Luxus auf, verschwendete mit vollen Händen Geld und ward überall geliebt und gepriesen, denn sie schien ihre Schätze nur zu besitzen, um nach allen Seiten hin reiche Geschenke zu vertheilen, Arme zu unterstützen u. s. w. Ihre Equipage war die glänzendste, und sie bewohnte im Thiergarten ein mit großartigem Luxus eingerichtetes Gartenhaus. Unzählige Märchen wurden über sie und ihren Reichthum erzählt und selbst die Polizei bemühte sich lange vergeblich, der Sache auf den Grund zu kommen. Endlich ergab sich, daß das Mädchen einer alten reichen Dame in Charlottenburg, deren Gesellschafterin sie früher gewesen, durch die eigenthümlichsten Vorspiegelungen, besonders durch untergeschobene Briefe des Königs, nach und nach das ganze Vermögen abgeschwindelt hatte. Sie wurde damals zu 12 Jahren Strafarbeit verurtheilt. Seit sie entlassen ist, legte sie sich abermals auf Gaunereien und bei einer neulichen Verurtheilung kam ihre oben erzählte Geschichte an den Tag.

(Wien.) Seit längerer Zeit erregte eine Hausinhaberin aus der Leopoldstadt mit ihren Töchtern durch die schöne Toilette, um welche sie nicht wenig beneidet wurden, auf öffentlichen Bällen allgemeines Aufsehen. Ein Zufall entdeckte jedoch dieser Tage die Quelle dieser schönen Kleider. Die liebenswürdige Mama lieh nämlich auf eine großmüthige Weise Damen, die sich in momentaner Geldverlegenheit befanden, auf schöne Kleider Geld, ohne Zinsen zu nehmen. Um aber von ihrem Kapitale dennoch Nutzen zu ziehen, schmückte sie mit denselben ihre Töchter, wenn sie auf Bälle gingen. Sie pflegten aber nur solche zu besuchen, auf welchen die Eigenthümerinnen der Kleider nicht erschienen. Der Zufall jedoch wollte, daß das Stubenmädchen einer dieser Damen mit der Hausfrau und ihren Töchtern auf einem Balle zusammentraf. Sie erkannte die Kleider ihrer Frau und stellte die liebenswürdige Mama deßhalb zur Rede. Der Skandal wäre noch größer geworden, wenn sich die Familie nicht entfernt hätte, da sich das Stubenmädchen der Sache eifrig annahm und rief: „Wenn Sie meiner gnädigen Frau auch Geld leihen, so haben Sie doch nicht das Recht, ihre Kleider zu tragen."

(München, 13. Febr.) Noch war, — schreibt die „Neue Münchner Ztg." — der Landtag nicht eröffnet und schon war wieder eine Beschwerde des unvermeidlichen Benefiziaten Holzleithner eingelaufen. Derselbe verlangt bloß 10 Mill. Gulden Entschädigung vom Staate für erlittene Kränkungen und Zurücksetzungen, dann noch kleinere Summen bis zum Betrage von 60 Gulden herab, eine lebenslängliche Pension von 1000 Gulden jährlich, Entfernung des Ministeriums für Kirchen- und Schulangelegenheiten und der Ministerpräsidentschaft, Entfernung oder Unschädlichmachung des Grafen v. Reisach, den er als Erzbischof nicht kenne, Entfernung oder Unschädlichmachung des erzbischöfl. Ordinariats München-Freising u. s. w. Seit dem Jahre 1837 wiederholen sich diese Beschwerden mit stets gesteigerten Forderungen auf jedem Landtag.

(Frankfurt, 14. Febr.) Das hiesige Polizeiamt hat seiner Zeit eine Bekanntmachung gegen das schnelle Fahren beim Umbiegen um die Straßenecken erlassen, die aber von den Kutschern so wenig beachtet und von dem Polizeipersonale, welches den Straßendienst versieht, so wenig gehandhabt wird, daß man sich erstaunen muß, nicht von mehr durch das schnelle Fahren herbeigeführtes Unglück zu hören, als dieß bis jetzt der Fall. Denn die Kutscher, namentlich der Droschken, scheinen es sich gewissermaßen zum Gesetz gemacht zu haben, der polizeilichen Verordnung Hohn zu sprechen. Vielleicht bedarf es jedoch nur einer kleinen Andeutung, dem Unfug zu steuern, wozu das Polizeiamt gewiß gerne die Hand bietet. (H. Z.)

Die Königin von Spanien muß jedesmal am Dreikönigstage die Kirche besuchen, und zwar in einem ganz neuen prachtvollen Kleide. Nach einem alten Herkommen hat der Herzog von Hijar dann Anspruch auf dieses Kleid der Königin. Seit länger als drei Jahrhunderten besteht die seltsame Sitte und die Familie Hijar hat diese sämmtlichen Königinnenkleider als Familienschatz aufbewahrt, der den Fremden gezeigt wird. Auch in dem laufenden Jahre wurde der Sitte nachgegangen.

Ranke, der bekannte Historiker, hat kürzlich in einem Bündel Papiere in der Nationalbibliothek zu Paris einen Theil der Memoiren Richelieu's gefunden, der bis jetzt als unwiederbringlich verloren gegolten hatte.

Ein öffentliches Blatt scherzt, der „in Folge eines Mißverständnisses" bei Bronzell zerschossene Stiefelschaft des Gefreiten Mutzel sey von einem Engländer für eine Raritätensammlung angekauft worden.

(Italien.) In den ersten Tagen des Februar trat am südlichen Abhang der Alpen eine große atmosphärische Bewegung ein: Wirbelwinde, Schneefälle, Lawinen, Blitz und Donner, Brandungen und Stromschnellen, Erschütterungen des Erdbodens u. s. w. Der Verkehr war hin und wieder drei bis vier Tage unterbrochen.

Man sagt, General Haynau wolle protestantisch werden, wenigstens habe er sich in London auf das Bestimmteste gegen den englischen Gruß ausgesprochen.

Korrespondenz.

Leipzig, 16. Februar.

Erlauben Sie mir, heute einen der faulsten Flecke zu besprechen die an unserm gesellschaftlichen Leben krebsartig fressen; ich meine die

Disciplin in den Schulen. An wenigen verbürgten Thatsachen will ich Ihnen zeigen, wo zu bessern ist, damit nachhaltige Frucht gedeihe. Veranlassung gibt mir zunächst eine Annonce im hiesigen Tagblatte, in der ein sehr schwacher Vater sich entrüstet über einen Lehrer, dessen Namen zu nennen er sogar sich nicht scheut, ausspricht, daß dieser seinen Sohn derb gezüchtigt. Der gescholtene Lehrer ist ein Ehrenmann in jeder Beziehung; der Vater hat aber nicht bedacht, welchen Nachtheil er dem Lehrerstande zufügt. Diesem Stande, dem weitaus wichtigsten und schwersten im Staate, hätten die Väter und Mütter vor Allem kräftigst in die Hand zu arbeiten; statt dessen arbeiten sie ihm durch affenartige Vorliebe für die lieben Kleinen geradezu entgegen. Nun vor Allem einige Beispiele. Ein Herr wundert sich, daß seine Tochter auf seine mehrmaligen Fragen, ob sie nicht Arbeiten für's Haus aufbekommen habe, verneinend antwortet. Er erkundigt sich endlich selbst bei dem betreffenden Lehrer und erfährt von diesem, daß das allerdings geschehen, er auch die Tochter mehrmals gemahnt, daß er aber sich nicht getraut habe, bei dem Vater beschwerend aufzutreten, weil ihm das schon mehrmals übel gedeutet worden sey; zugleich erzählte er ihm, daß erst einige Tage vorher eine Dame in Sammt und Seide ihn in der Schulstube aufgesucht und ihn vor der ganz zahlreichen Mädchenklasse gescholten habe, daß er ihre Tochter nur ausgezankt, nicht etwa geschlagen habe. Solche Vorgänge raubten ihm den Muth! Ein zweites Beispiel: In der Handelsschule muß ein 13jähriger Bursche, weil er faul und grob gewesen, zur Strafe vortreten. Das fährt einem Kaufherrn in die Nase und er geht beschwerend bei verschiedenen Genossen herum, daß man nicht dulden dürfe, daß ein „junger Mann“ also behandelt werde! Dazu kommt noch, daß Lehrer, die ernst aufzutreten wagen, bei ihrem Direktor selten Schutz gegen die Vorwürfe der Eltern finden; ja daß Lehrer, die in der Beziehung fest sind, ihre Beförderung gefährdet sehen. Und da wundert man sich, daß aus der jungen verdorbenen Welt nichts Gescheidtes wird! Den jugendlichen Uebermuth, der so leicht in Flegelei bei den Knaben, in Eitelkeit und Dünkel bei den Mädchen ausartet, hegen und pflegen die Eltern und mißhandeln die Lehrer, die, eingedenk ihrer ersten Pflicht, ihr nachzukommen streben! Wahrlich, hier ist ein tiefer Riß zuzumachen, wenn wir bessere Zukunft sehen wollen.

Wiesbaden, 12. Februar.

Wenn schon unser Kurort durch seine warmen Quellen eine weltbekannte Anziehungskraft übt, die ihm ewig eigenthümlich bleiben wird, so konnte doch der Fortschritt der Heilkunst und die Mannichfaltigkeit des Bedürfnisses die Einrichtung auch einer Kaltwasserheilanstalt nur empfehlen, und es ist erfreulich, daß diesem Gedanken einer unserer Mitbürger seine Unternehmungskraft gewidmet und daß dem Unternehmer unsere Staatsregierung die Einrichtung einer Kaltwasseranstalt genehmigt und dieselbe unter medizinisch-polizeiliche Aufsicht gestellt hat. Die technische Herstellung derselben schreitet auch bereits rasch vorwärts und ihre Eröffnung findet dem Vernehmen nach schon mit dem Beginn dieses Frühlings statt. Dreierlei verschiedene reichhaltige und kristallisirte Bergwasser in bedeutendem Sturz in die praktisch und elegant eingerichteten Bäder garantiren eine kräftige Wirkung. Indem wir das Publikum nur vorläufig darauf aufmerksam machen, dürfte die Wahl des Ortes dieser neuen Heilanstalt eine zweckmäßige genannt zu werden verdienen. Denn welchem Reisenden, der je einmal in dem heiteren Wiesbaden war, ist das liebliche Wiesenthal in der Nähe der Tannusstraße am Fuße des Nerobergs mit dessen weitschweifenden reizenden Anschauungen und vielverzweigten Spaziergängen unbekannt geblieben? Und in diesem freundlichen Nerothale unterhalb eines schattigen Hochbuchwaldes und einer Reihe von Weinbergen, unfern des seiner Vollendung schon um ein Bedeutendes näher geschrittenen kunstreichen griechischen Tempels, und in der nächsten Nähe eines bunten Gemisches mannichfacher Wallnuß- und Obstbäume, findet der Leidende in einem mit dem Profil der Stadt zugewendeten geräumigen Gebäude auch die nöthige Wohnung und einen eigends für die Anstalt berufenen, in der Wasserheilkunde erfahrenen Arzt. Da der Gründer der Kaltwasserheilanstalt bereits ein großartiges Fabrikgeschäft treibt, das in der besten Blüthe steht, so erscheint auch sein neues Unternehmen Vertrauen erweckend, und wir können demselben den besten Erfolg befürworten.

Mainz, 12. Februar.

Die Unterhaltung des vor kurzem noch so aufgeregten Volkes ist nach wiederholten, schwächer und schwächer werdenden Fluthungen endlich wieder bei dem Stoffe angelangt, den selbst der neue preuß. Preßgesetzentwurf mit unbeschränkter Discussionsfreiheit begnadigt, und ohne den so Vielen die Anknüpfung eines Gespräches eine Unmöglichkeit dünkt. Das erste und letzte Wort ist wieder das Wetter, und man muß gestehen, daß dieses in gegenwärtigem Winter für solche Aufmerksamkeit sehr dankbar sich zeigt, unendlich dankbarer als die Politik, welche, trotz der fieberhaften Ovation, welche ihr alle Welt darbrachte, so herzlich schlecht geworden. Wie man vor zwei Jahren über den Fortbestand der französischen Republik Wetten einging, so jetzt über den Fortbestand des guten Wetters, das außer dem Annehmlichen für alle Klassen, für so viele arme Arbeiter fortdauernden Verdienst brachte. So wettete ein Mann im Rheingaue eine bedeutende Summe darauf, daß der Rhein bis zum 20. d. M. zu seyn werde. Sie sehen, die Menschen können das Gute nicht schnell genug wegwünschen. Wir hoffen übrigens, daß es dem auf Rheineis speculirenden Wetterpropheten eben so gehen möge, wie den ungeduldigen Politikern, die im Jahre 1848 wetteten, die französische Republik werde keine zwei Monate mehr bestehen. — Während Sie in Frankfurt, wo die Carnevalslust nie recht heimisch werden wollte, diesen Winter doch die großen Theatermaskenbälle haben, geht jetzt in dem sonst so carnevalslustigen Mainz die Zeit des Carnevals dieses Jahr fast spurlos vorüber. Der Ernst ist zu allgewaltig über die Völker hingeschritten, als daß der Scherz lebenskräftig gedeihen könnte; und frischen, lebendigen Scherz will man am Rhein, sonst lieber die kalte Prosa. Ob die eigentlichen drei Fastnachtstage eine Ausnahme bilden werden, zweifeln wir, wenn gleich die alte Gewohnheit ihr Recht auf Kopf und Beutel geltend zu machen auch dießmal nicht verfehlen wird. — Auf unserem Theater wurde vorgestern Abend „Robespierre“ von Griepenkerl als Benefizvorstellung bei gutbesetztem Hause (die Logen abgerechnet) gegeben, weßhalb das für die verfassungstreuen kurhessischen Beamten auf diesen Abend festgesetzte Konzert auf kommenden Freitag verlegt wurde. — Da wir von Konzerten reden, so müssen wir derjenigen gedenken, welche in diesem Winter der hiesige Kunstverein, der seit Neujahr wieder unter die thätige Leitung des Hrn. Obergerichtspräsidenten Pitschaft getreten ist, in dem großen Casinosaal gibt. Dieselben sind, da sie immer großen Kunstgenuß bieten, nicht allein von den Kunstvereinsmitgliedern und deren Familien, sondern auch von vielen Anderen, welche den Eintritt bezahlen, besucht. Möchte es uns vergönnt seyn, recht bald auch über die anderweitige Wirksamkeit dieses Vereins gleich günstig berichten zu können. Daß zu solcher Wirksamkeit Wille und reges Streben vielfach sich kundgibt, ist bereits jetzt nicht zu verkennen.

Den Betrag einer Sammlung, welcher in einer Abendunterhaltung des „Liederzweiges“ für die hinterlassene Familie des Componisten Albert Lortzing stattfand, mit fl. 41. 2 kr. durch Hrn. Jh. Baer erhalten zu haben, bescheinigt hiermit dankbar und werde ich denselben an das betreffende Comité nach Berlin senden.

Frankfurt, Febr. 1851. Philipp Reger,
Mitglied des hiesigen Stadttheaters.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 20. Febr. (Zum ersten Male wiederholt): Der Salzdirektor, Original-Lustspiel in 3 Akten. Hierauf: Der Schatzgräber, Operette in 1 Akt, Musik von Mehul.

Freitag, 21. Februar. König René's Tochter, lyrisches Drama in 1 Akt, von H. Hertz. Hierauf: Herr Hampelmann im Eilwagen, Hampelmanniade in 1 Akt und 6 Bildern.

Samstag, 22. Febr. (Letzte Gastdarstellung des Hrn. Grunert): Cromwell's Ende, Trauerspiel in 5 Akten von Raupach. Cromwell: Hr. Grunert.

Montag, 3. März. Letzter Maskenball im Stadttheater, verbunden mit einer Preisvertheilung von einem Jahres-Abonnement ins Parterre, für die schönste oder originellste Maske, mit einer Tombola, mit lebenden Bildern und Fastnachtsscherzen. — Von heute an werden Bestellungen auf Logen vom Cassier Peill entgegengenommen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 45. Freitag, den 21. Februar 1851.

Der Heimathlose.

Eine Erzählung aus der Neuzeit von G. Kaut.

(Fortsetzung.)

7.

Es war im Frühling des Jahres 1845. Arthur Beati war ein ausgezeichneter Maler geworden; er war bereits drei Jahre lang in Italien gewesen und hatte die reichen Kunstschätze dieses Landes bewundert und theilweise copirt, und seine Copien, die kaum von den Originalien zu unterscheiden waren, hatten in reichen Engländern und Deutschen gute Käufer gefunden. Unser Freund war jetzt nicht mehr der heimathlose Wanderer, der von der Willkür des Geschickes und der Menschen hin und her geworfen wurde, dessen man sich aus Barmherzigkeit annahm; nein, er war ein geachteter Künstler und hatte ein Atelier in seinem Domicile, einer rheinischen Hauptstadt, aufgeschlagen, in dem er fleißig an zwei ländlichen Stücken, „die überraschten Obstdiebe" und „die Familie des Pfarrers am Morgen im Garten", arbeitete. Eines Tages sprach er mit einem seiner Freunde über die Anlage und Ausführung dieser beiden Gemälde.

„Aber, Arthur," sagte da plötzlich sein Freund, den wir Eduard nennen wollen, „ich wüßte Dir ein herrliches Original zu einer recht marienhaften Pfarrerstochter."

„Du würdest mich zu Danke verpflichten," versetzte Beati, „wenn Du mir ein hübsches Geschöpfchen zeigtest."

„Das will ich," versprach Eduard; „ich bitt' mir aber aus, daß Du Dich nicht in das liebliche Ding vergaffst, denn sonst werd' ich eifersüchtig; ich bin nämlich selbst ein wenig in das Mädchen verliebt."

„Habe keine Sorgen, Eduard," lachte Arthur, „ich begehe keinen dummen Streich, es sey denn, daß Deine Schöne ein und dieselbe Person mit einer gewissen ehemals kleinen Anna, der Tochter eines reichen Mannes, wäre. In diesem Falle würd' ich freilich für nichts stehen."

„Nun, von Reichthum ist da keine Rede, mein Bester," versetzte Eduard. „Meine Göttin, die zwar auch Anna heißt, ist arm, sehr arm. Etwa vor einem Vierteljahre kamen sie und ihre Mutter, eine gelbe, häßliche Matrone, aus dem Elsaß und mietheten sich in meiner Nachbarschaft im vierten Stocke ein. Da arbeiten sie nun Tag und Nacht, um sich ihren Unterhalt zu erwerben. Erst vor drei Wochen hab' ich mir ein halb Dutzend Hemden von ihnen nähen lassen. Du sollst sehen, wie schön sich die Nadel in den niedlichen Fingerchen der holden Anna ausnimmt."

„Noch hast Du mir aber die äußeren Vorzüge Deiner Angebeteten nicht detaillirt, mein Freund," erwiederte Arthur gespannt.

„Auf der Stelle will ich's thun," sprach Eduard enthusiastisch. „Höre! Sechzehn bis siebzehn Jahre alt, schlanker üppiger Wuchs, dunkelbraunes, glänzendes Haar, große, bläulich schimmernde Augen, rosigen Teint, Korallenlippen und Perlenzähne und dabei Grübchen in Wangen und Händen."

„Du schwärmst wie ein Verliebter und übertreibst wie ein Romanschreiber," spottete Arthur.

„Ich will nicht hoffen, daß ich später von Dir dasselbe zu sagen Ursache habe," drohte Eduard, schalkhaft lächelnd.

„Werden sehen," meinte Arthur. „Wärst Du aber übrigens nicht so gütig, mich sogleich zu der Gepriesenen zu führen? Ich werde ihr ebenfalls einen Auftrag ertheilen."

„Mit Vergnügen erfülle ich Deine Bitte," erwiederte Eduard. Zehn Minuten später klopften die beiden Freunde an der Thüre im vierten Stocke eines düster aussehenden Hauses an. Eine wohlklingende, sanfte Mädchenstimme sagte: „Herein!"

Wie weit fand Arthur die Beschreibung hinter der Wirklichkeit, als sich die am Fenster sitzende und mit Nähen beschäftigte Feengestalt von ihrem Stuhle erhob und den Gruß der Eintretenden schüchtern erwiederte! Das war kein irdisches Wesen, das war ein Engel, zum Trost der Sterblichen vom Himmel gesendet. Gerechter Gott! wie ward es da plötzlich unserem Beati; er glaubte das Bild jener kleinen Anna, deren Liebling er gewesen, in vergrößertem Maßstabe vor sich zu sehen. Die Scene im Schlafzimmer, in das er einst gesperrt worden war, trat lebhaft vor seine Seele; er gerieth ganz außer Fassung, er wußte nicht mehr, was er wollte und warum er gekommen.

„Bist Du denn stumm geworden, Arthur?" fragte Eduard. „Gelt, Deine Stunde hat geschlagen?" setzte er flüsternd hinzu.

Bei Nennung des Namens „Arthur" fuhr das Mädchen sichtbar zusammen; doch faßte sie sich bald wieder und sagte, indem sie sich der Thüre eines Kämmerchens näherte:

„Verzeihen Sie, meine Herren, ich will sogleich meine Mutter rufen. Sie haben ohne Zweifel eine Bestellung zu machen."

Und bevor einer von den Beiden etwas antworten konnte, war die liebliche Anna drinnen bei ihrer Mutter, mit welcher sie einige Momente leise redete. Während dieser kurzen Zwischenzeit warf Eduard seinem Freunde triumphirende Blicke zu, da er dessen Bestürzung einzig und allein für eine Wirkung der Schönheit des Mädchens hielt. Die Alte trat mit ihrer Tochter gleichzeitig aus dem Kämmerchen. Arthur mußte seine ganze Selbstbeherrschung zu Hülfe nehmen, um nicht vor dieser gebeugten Gestalt und dem widerlich gelben Gesichte, in dem Alter, Krankheit und Kummer tiefe Furchen gezogen hatten, zurückzubeben; er erkannte ohne Mühe seine ehemalige Pflegemutter wieder. Die indessen schien nicht die leiseste Ahnung zu haben, wer eigentlich der vor ihr stehende, blühende junge Mann mit dem feinen Sammtrocke, den langen, dunkeln Haaren, dem dichten Barte und den bräunlichen Wangen wäre. Beati erklärte nun, daß er

sich Sacktücher säumen und ein halb Dutzend Hemden fertigen lassen wolle; er fragte nach dem Preise, bemerkte, daß er morgen schon die Stoffe senden werde, empfahl sich und rannte, ohne daß ihm sein Freund zu folgen im Stande war, zur Thüre hinaus. Eduard holte ihn erst nach mehreren Minuten wieder ein und machte ihm Vorwürfe über sein sonderbares Benehmen. Arthur schwieg, verabschiedete sich von seinem Freunde und suchte seine Wohnung auf, in welcher er seinen Gedanken und Gefühlen freien Spielraum ließ.

„Welche entsetzliche Ereignisse mögen diese Familie so weit gebracht haben!“ rief er aus. „Meine alte Pflegemutter hat's vielleicht verdient — — doch daran will ich nicht denken! Dieses liebe, gute Mädchen, diesen holden Engel darf, will und kann ich nicht verlassen. Das unschuldige Kind würde sich entweder für ihre kranke Mutter zu Tode arbeiten, oder aus Armuth der Verführung anheimfallen. Ha, welche Wonne, wenn mich Anna lieben lernte! Was mag aber aus dem geizigen Lauer und dem boshaften Elias geworden seyn? Nun, ich werd' es bald erfahren, ich will mich entdecken, ich hab' ein Recht, mich um ihr Schicksal zu bekümmern.“

Nachdem er dieß gesprochen, setzte er sich nieder und schrieb an Frau Lauer; er sagte in dem Briefchen, daß er sie sogleich als seine Pflegemutter erkannt, und daß er in dem schönen jungen Frauenzimmer auf der Stelle die kleine Anna von ehedem vermuthet, jenes holde Kind, dessen Liebling er gewesen und an das er so oft gedacht. Schließlich bat er Frau Lauer, sie möge ihn wieder in die Rechte eines Pflegesohnes einsetzen und ihm erlauben, ihre Wohnung öfters besuchen zu dürfen.

Er ließ das Briefchen sogleich an seine Adresse befördern.

Am andern Morgen erhielt er ein Billet folgenden Inhalts.

„Lieber Herr Beati!

Ihr gestriges Schreiben hat meiner Mutter eine Ohnmacht verursacht. Jetzt ist ihr wieder besser, und sie wünscht Sie dringend zu sprechen. Was mich anbelangt, so kann ich Sie versichern, daß ich mich stets Ihrer erinnerte, und daß ich die bittersten Thränen weinte, als wir damals ohne Sie abreisten. O, der Himmel hat uns schwer gezüchtigt! Kommen Sie bald!

Anna.“

„'S ist immer noch das liebe Kind!“ rief Arthur aus, kleidete sich an, kaufte eine Flasche Malaga und verfügte sich in den vierten Stock des bewußten, düsteren Hauses. Frau Lauer lag zu Bette und war sehr schwach, Anna saß bei ihr. Als der junge Mann eintrat, erhob sich die Letztere von ihrem Sitze und reichte ihm schweigend und eine Thräne im Auge zerdrückend die weiche Hand, während Erstere tief aufseufzte und ihm gleichfalls die brennend heiße und zitternde Hand entgegen hielt, die er kaum zu drücken wagte, so abgemagert war dieselbe. Arthur nöthigte hierauf die Kranke, ein Glas Wein zu trinken, was sie auch nicht ausschlug. Dann, als sie selbst versicherte, daß sie sich gestärkt fühle, lieh er seiner Verwunderung Worte und rief aus:

„Mein Gott! mein Gott! wie sind Sie in diese erbärmliche Lage gekommen?“

(Fortsetzung folgt.)

Die große Industrieausstellung in London.

(Aus der „Karlsruher Zeitung.“)

In wenig Wochen wird die Eröffnung der vielbesprochenen Ausstellung in London stattfinden. Schon ist der Krystallpalast fertig, welcher unter seinem Dache auf einem Raume von 24 englischen Morgen Alles in sich schließen wird, was der schöpferische Geist der Menschheit in Kunst und Wissen aus allen Theilen der Erde aufbieten kann. Das Dach und die Seitenwände des Gebäudes, zu dessen Erbauung von der englischen Regierung 50,000 Pf. Sterl. (600,000 fl.) bewilligt wurden, bestehen aus Glasscheiben, von denen der Quadratfuß nur 16 Unzen wiegt; die Dicke des Glases beträgt den neunten Theil eines Zolles; das Ganze wird von eisernen Säulen mit dem Durchmesser von 8 bis zu 1 Zoll getragen, welche 64 Fuß hoch und aus sieben Stücken zusammengesetzt sind. Eine eigens bestimmte Kommission von Ingenieuren ist gegenwärtig damit beschäftigt, die Festigkeit und Tragkraft der Gallerien und des Daches zu prüfen. Die Qualität des Glases wurde nach der im großen Treibhause zu Chatsworth gewählt, welches schon seit 12 Jahren steht, und weder durch Sturm noch Hagelschlag irgend an einer Glasscheibe Schaden gelitten hat.

Was die innere Anordnung bei Aufstellung der Kunstgegenstände anbetrifft, so ist England im westlichen Theile des Gebäudes repräsentirt, und zwar in 32 streng nach den Grafschaften getheilten Abtheilungen. Vom Eingang in der Mitte gegen Norden und Süden finden die Vereinigten Staaten von Amerika, und diesen zur Seite Rußland die Räume für ihre Kunstprodukte. Norwegen, Schweden, Norddeutschland, der Zollverein, Oesterreich, Holland, Belgien folgen der Reihe nach. Frankreich stellt auf einem Raum von 240 Fuß in der Länge und 200 Fuß in der Breite die Schöpfungen seiner Industrie zur Schau. Die Schweiz, Spanien, Portugal, Brasilien und Meriko werden dem schaulustigen Publikum zeigen, daß auch dort der ewig schaffende Geist nicht ruht; Egypten, Griechenland, die Türkei, das ferne China, Persien und das steinigte Arabien senden gleichfalls ihre Kunstwerke zur Ueberraschung der Europäer.

Im nordwestlichen Theile werden die sich bewegenden Maschinen und eine Dampfmaschine von 100 Pferdekraft außerhalb des Gebäudes aufgestellt. Britisch Indien, Ceylon und die übrigen Kolonien haben reichliche Sendungen ihres Kunstfleißes beigesteuert. Auch auf den zwei übereinander laufenden Gallerien sollen alle Räume mit feineren und leichteren Gegenständen, wie z. B. Bildhauerarbeit, Glaswaaren, Geweben aller Art, Spitzen und Shawls ꝛc. bedeckt werden, und die Mitte des Ganzen soll eine sehr schöne gläserne Fontaine mit einem 30 Fuß breiten Krystallbassin (aus einem Guße) zieren.

Der für das Publikum geöffnete mittlere Hauptgang ist 48 Fuß breit; die zur Seite der Gallerien befindlichen Tische sind in der vordern Reihe ganz nieder und gegen die äußere Seite hin immer höher, um selbst die entfernteren Gegenstände dem Auge so deutlich als möglich zu zeigen; der Seitengang hat die Breite von 10 Fuß; im Ganzen durchschneiden 8 solche Seitengänge parallel mit dem mittleren großen Wege die Länge des Krystallpalastes. Um sich eine richtige Vorstellung von der ungeheuern, noch nie gesehenen Räumlichkeit zu machen, bedenke man, daß der Schaulustige, welcher alle Tische im untern Stocke und auf den Gallerien besuchen will, einen Weg von zwanzig englischen Meilen oder neun deutschen Wegstunden zurücklegen muß.

Von Seiten der Zollvereinsstaaten sind bis jetzt 1600 Fabrikanten angemeldet. Davon kommen zunächst 894 auf Preußen, 234 auf Sachsen und 104 auf Bayern. Die Berliner Goldwaaren und die Hanauer Silber- und Juwelenarbeiten haben jetzt schon die Aufmerksamkeit der Engländer auf sich gezogen, die Eisen- und Stahlwaaren können hingegen mit den englischen nicht konkurriren. Auch deutsche Flügel und Wagen, Porzellan- und Bildhauerarbeiten werden gerühmt.

Wir wollen jetzt von den bereits eingesandten Meisterwerken der Technik einige anführen. Zunächst die Schlacht von Trafalgar mit 73 Schiffen dargestellt, aus Holz gearbeitet bis in das kleinste Detail der innern Schiffsbewaffnung und Einrichtung, Alles mechanisch beweglich, und selbst in der Art, wie Nelson die Schlachtordnung entwickeln ließ, täuschend nachgeahmt; sie bietet

einen überraschenden Anblick. Ein anderes Meisterwerk ist ein großer kupferner Adler, dessen Fittiche ganz genau nach der Natur gearbeitet sind. Noch ein anderes ist eine kleine Uhr, ungefähr von der Größe eines englischen Drei-Penny-Stückes (etwa wie ein Sechskreuzerstück).

Die prachtvollsten Gewehre, kostbare Säbel, Shawls und Schleier kommen aus dem Orient, namentlich aus der Türkei. Naturalienprodukte, wie Salz, Soda, Kohlen, Zink 2c. findet man in Vollendung dargestellt; sie dürften aber das große Publikum wohl weniger interessiren, als die mehr in das Auge fallenden Gegenstände. In diesen findet man wieder das Großartigste neben dem fast Unsichtbaren und Kleinsten ausgestellt; so z. B. nämlich einen Bündel Nägel, so klein, daß man sie kaum sieht, und einen Stoff aus Holzrinde, so dünn gefertigt, daß er kaum auf der Haut fühlbar ist. Diese beiden Gegenstände wurden von Hindu's verfertigt.

Von den französischen Gegenständen wird am meisten eine kolossale Krystallflasche bewundert. Sie hat nicht den kleinsten Fehler oder Flecken im Glase und ist so groß, daß drei Personen an einem eine Elle im Durchmesser großen Tische bequem darin sitzen können. Eine darin angebrachte Leiter dient als Kommunikationsmittel für Diejenigen, welche sich das Vergnügen machen wollen, hinunterzusteigen. Der Pfropfen dieser Riesenflasche wiegt 40 Pfund, die innere Höhe beträgt 3 Ellen, der äußere Umfang am Boden 9 Ellen.

Aus Meißen in Sachsen ist der größte Spiegel mit Porzellanrahmen gekommen. Eben so vollkommen in der Ausführung ist ein von dort übersendetes porzellanenes Bouquet von „camelia japonica“ mit weißen Knospen und Blüthen in allen Abstufungen.

Aus Süd-Wales (England) ist eine Steinkohle von länglicher Form aus einem Stücke, 7 Fuß lang, 4½ Fuß breit, und 3 Fuß dick oder 94½ Kubickfuß enthaltend zu sehen.

Der größte Wagenbauer in London, welcher 150 Arbeiter beschäftigt, stellt einen kleinen Phaeton zur Schau, welcher für die königlichen Prinzen bestimmt ist und an Pracht alles bisher Gesehene übertrifft.

Aber auch zarte Frauenhände haben ihren Tribut geliefert. Eine 3000 Quadratzoll enthaltende Stickerei stellt Abraham dar, wie er seinen Sohn Isaak zu opfern im Begriffe ist und ihm der Engel erscheint; dem Meisterwerke ähnlich ist die daran befindliche Rahme vom feinsten Schnitzwerk.

Der Reitsattel eines indischen Fürsten mit Gold und Edelsteinen verziert, wird zu 5000 L. St. geschätzt (60,000 fl.). Nicht minder kostbar ist ein Salzfaß, welches die englischen Truppen im Schatze des Fürsten von Lahore eroberten. Es stellt dasselbe einen Pfauen dar, dessen Schweif mit Edelsteinen übersäet und im Ganzen zu 6000 L. St. (72,000 fl.) taxirt ist.

Der Zudrang der Fremden nach der Weltstadt an der Themse wird überaus groß seyn. Ungefähr zwei Millionen Fremde werden vom Continent, aus den übrigen Colonien und Erdtheilen erwartet; mindestens fünf Millionen Besucher aber werden aus England, Wales, Schottland und Irland dahin strömen. Die Eisenbahnkassen werden dabei reiche Ernten machen; denn rechnet man durchschnittlich nur für den Kopf für die Hin- und Herreise in England selbst 4 Schilling (2 fl. 24 kr.), so werden allein diese Einkünfte sich in einem Jahre auf etwa 16 Millionen Gulden belaufen.

Ueber den Eintrittspreis ist zwar noch nichts festgesetzt, doch wird man wahrscheinlich folgenden Plan ausführen. Um nämlich die Kosten für den Krystallpalast zu decken, ohne dadurch die ärmeren Klassen des Volks bei Besichtigung desselben zu viel zahlen zu lassen, soll für die erste Woche der Eintrittspreis 5 L. St. (60 fl.) für die Person kosten, in der zweiten Woche 1 Guinee (12 fl.), in der dritten Woche 10 Schilling (6 fl.), und zuletzt nur 1 Schilling (36 kr.). Nach dem gemachten Ueberschlag würden etwa 5000 Personen gerne 5 Guineen — 60 fl. bezahlen, und etwa 10,000 jeder eine Guinee, was im Ganzen 35,000 Guineen (410,000 fl.) in den ersten 14 Tagen einbringen, und zugleich dem Wohlhabenden es möglich machen würde, mit Muße und Ruhe sich Alles zu betrachten. An Quartieren und Lebensmitteln wird es in London nicht fehlen; wer immer eine Summe von 25 Guineen (300 fl.) übrig hat, sollte es sich nicht gereuen lassen, London in diesem Sommer zu besuchen. Damit kann man bequem über Köln, Ostende und Dover nach London reisen; mit 100 fl. ist die Hin- und Herreise bezahlt; es bleiben dann noch zu einem zehntägigen Aufenthalt für jeden Tag 20 fl. übrig. Wie gesagt, wer diese Mittel hat, der versäume es nicht, eine Kunstausstellung zu besuchen, welche seit Erschaffung der Erde in diesem Maßstabe der Großartigkeit noch nicht zu sehen war, und vielleicht nie mehr zu sehen seyn wird.

Mannichfaltigkeiten.

(Braunschweig, im Febr.) In diesen Tagen wurde hier zum elften Male Griepenkerls Robespierre gegeben. Das Stück erhält sich bei uns vollkommen in der Gunst des Publikums. Während dasselbe in Frankfurt und Leipzig, in Köln und Düsseldorf bekanntlich kein Glück machte, wurde es auf unserer Bühne mit immer gleichem Beifalle gegeben, und auch dieses Mal war das in allen seinen Räumen gefüllte Haus und die lautlose Aufmerksamkeit, welche von der ersten Note der herrlichen Litolf'schen Ouverture bis zum letzten Worte Theresens herrschte, ein sprechender Beweis von der unwandelbaren Gunst, worin das Werk Griepenkerls bei den Theaterfreunden 2c. steht. Berücksichtigt man dabei, daß neuerdings auch in Oldenburg der Robespierre mit großem Erfolg gegeben worden ist, und daß Hr. Schlodtmann in Bremen schon die dritte Auflage der Dichtung vorbereitet: so wird man zugestehen müssen, daß in dem vielstimmigen Streite über den Werth oder Unwerth des Griepenkerl'schen Produkts auch die Lober auf Argumente hinweisen können, die mehr sind als kritisches Hin- und Hergerede. — Griepenkerl arbeitet jetzt an einem zweiten Trauerspiele („die Girondisten“ oder „Untergang der Girondisten“), dessen Beendigung nicht mehr fern seyn soll.

In Bonn hat sich in diesen Tagen der Fall wiederholt, daß eine Mutter die eben gefüllte Kaffeekanne wegen Anklopfens an der Thür auf einen Stuhl stellte, ein kleines Kind während des Oeffnens den Topf ergriff und den Schnabel desselben zum Munde führte. Der glühend heiße Kaffee verbrannte des Kindes Schlund und Herz, so daß dasselbe Tags darauf unter schrecklichen Schmerzen den Geist aufgab. Diene dieser neue Fall doch allen Müttern zur Warnung!

Korrespondenz.

Achern im Badischen, 13. Febr.

Die ganz in der Nähe hiesiger Stadt gelegene Heil- und Pflege-Anstalt Illenau hatte am Schlusse vorigen Jahres 396 Pfleglinge. Seit dem Bestehen dieser Anstalt vom Jahre 1842 an wurden 1103 Pfleglinge aufgenommen. Die Zahl der Gestorbenen beträgt während Illenau's Bestehen 220, die der Genesenen 360, die der Gebesser-

ten 259, die der ungebessert Entlassenen 161. Lebendig schieden also aus der Anstalt 780. Auswärtige wurden seit dem Bestehen der Anstalt aufgenommen 97. Von diesen gehören 49 zehn anderen deutschen Staaten, 48 aber nicht-deutschen Staaten an (England, Rußland, Frankreich, Schweiz, Holland). An Pensionen wurden in vorigem Jahre von den Nicht-Badenern 20,300 fl. erhoben, von Badenern 13,464 fl. Indem wir diese Angaben zuverlässigen Mittheilungen entnehmen, müssen wir zugleich des Siechenhauses in Pforzheim erwähnen. In diese Anstalt werden von Zeit zu Zeit von Illenau aus alle die Pfleglinge gebracht, welche dazu geeignet sind. Auf diese Art wird es der Anstalt Illenau möglich, Platz für andere Pfleglinge zu gewinnen, und so wirken denn beide Anstalten in schönem Vereine höchst wohlthätig. Die an beiden angestellten Beamten, Geistliche rc. erkennen die hohe Würde ihres Berufes und erfüllen denselben mit Freudigkeit und darum auch mit Segen. Die Leitung der Anstalt ist dem Hrn. Medizinalrath Dr. Roller und die der Siechenanstalt in Pforzheim dem Hrn. Medizinalrath Dr. Müller anvertraut.

Köln, 14. Februar.

Ob die Banquiers, Juristen und Kaufleute: v. Groote, W. Joest, Mayer, M. Morel, Sim. Oppenheim, E. Stein und H. v. Wittgenstein dadurch, daß sie mit dem Projecte, den Mittagstisch von 12 auf 5 Uhr zu verlegen, in die Oeffentlichkeit traten, den Carnevalfreunden Stoff in die Hände arbeiten wollten, oder ob es ihnen wirklich Ernst ist, lassen wir dahingestellt seyn. So viel ist aber gewiß, daß seit einigen Tagen Listen in Circulation gesetzt wurden, damit man sich überzeuge, ob die Theilnahme den gewünschten Erfolg hat. Am nächsten Sonntage schon beginnt der Kampf gegen die alte Gewohnheit und zwar versuchsweise auf sechs Monate. Es kann seyn, daß das Project aufrecht erhalten wird, weil unsere ersten Häuser für dasselbe in die Schranken treten, wahrscheinlich aber finden wir es nicht, jedenfalls problematisch, ob die Neuerung sich eine allgemeine Geltung verschaffen wird. Die städtischen Behörden haben sich zwar bereit erklärt, dem Beispiele zu folgen, wenn sich die Betheiligung als eine ziemlich allseitige erweisen sollte. Es kommt aber zum Theil bei der Ausführung auf die Post mit an; die Fahrten müßten auch einer Veränderung unterworfen werden und da ist Köln doch allein nicht maßgebend; Deutschland wird sich nicht nach der Grille einer Stadt richten. Was einen großen Theil unserer jüngeren Comptoristen anbelangt, so ist der Gedanke, um 5 Uhr arbeitfrei zu seyn, zu verlockend, als daß sie sich unzufrieden mit dem Vorhaben ihrer Prinzipale äußerten und die Herren haben recht, denn von 5 bis 12 Uhr ist ein großer Raum für den Flügelschlag einer freien Seele. Sie dürften sich aber zum Theil verrechnen, da in vielen Comptoiren, wo jetzt bis 8 oder 9 Uhr Beschäftigung ist, die Arbeiten unmöglich vor dem abendlichen Mittagessen alle beseitigt seyn können. Die betagteren Herren haben sich die Sache nach allen Richtungen überlegt und viele machen ein Regenwettergesicht, daß sie jetzt ihre Mittagspromenade verlieren sollen und daß ihnen ihre Kaffeestunde mit der Cigarre und dem Dominospiel gestrichen wird. — Das Vorhaben dürfte übrigens auf unerwartete Schwierigkeiten stoßen, wenn die Küsterfrage zur Erörterung kommt, wann zu Mittag geläutet werde, um 12 oder um 5 Uhr und bei der weiblichen Charakterfestigkeit unserer Marktfrauen läßt es sich kaum erwarten, daß sie ihre Sitzungen um 5 Stunden verlängern werden, wie es das neue Bedürfniß erheischt.

Leipzig, 17. Februar.

Vor kurzem kam hier ein Erstlingsprodukt eines jungen dramatischen Dichters, des Hrn. Heydrich, eine Tragödie: „Tiberius Gracchus", zur Aufführung und wurde, wenige Tage nach der ersten Darstellung wiederholt und von dem überaus zahlreich versammelten Publikum mit steigendem Beifalle und unter glänzender Anerkennung des jungen Dichters aufgenommen. Der Stoff ist der römischen Geschichte entlehnt, und der Held, dessen Namen das dramatische Gedicht trägt, der ältere jener berühmten Brüder (Tiberius und Cajus Sempronius Gracchus), die in dem edlen Streben, dem hartgedrückten Volke gegenüber den Reichen (Patriciern) Roms eine bessere materielle Lage zu erringen, ihren Untergang fanden. Die ganze Entwickelung der Tragödie, in der einzelne Stellen an die genialen Schöpfungen Shakespeare's erinnern, ist so meisterhaft, daß wir in Hrn. Heydrich mit Recht einen hochbegabten Dichter begrüßen können und ihm Glück wünschen, gerade einen Stoff gewählt zu haben, der ihm Gelegenheit bietet, auch auf die socialen Gebrechen unserer Tage hinzudeuten. Wir zweifeln nicht, daß diese neue dramatische Schöpfung in kurzem die Runde auf den deutschen Bühnen machen und überall dieselbe Anerkennung finden werde, die ihr hier zu Theil wurde.

Darmstadt, 16. Februar.

Der nun schon seit 6 Jahren in hiesiger Stadt bestehende „Verein der Freunde in der Noth", dessen Zweck ist, verschämte Arme hier und in Bessungen zu unterstützen, hat die Hauptresultate seines bisherigen Wirkens veröffentlicht. Hiernach war es ihm während dieses Zeitraumes möglich, die Summe von 7500 fl. in einzelnen Gaben von 10 bis 30 fl. zu Unterstützungen verwenden zu können. Der einfache jährliche Beitrag, wozu sich jeder Beitretende zu verpflichten hat, beträgt nicht mehr als 1 fl. 12 kr., und mittelst der Jahresbeiträge nebst den außerordentlichen Beiträgen, Geschenken und Vermächtnissen war es dem Vereine möglich, jene nicht unansehnlichen Verwendungen im Interesse der Humanität machen zu können. Der hochachtbare Verein spricht in seiner Veröffentlichung zugleich den Wunsch aus, sich durch eine noch größere Betheiligung von Seiten hiesiger Einwohner und in Bessungen in seinen wohlthätigen Bestrebungen für die Folge unterstützt zu sehen, ein Wunsch, der bei allen Confessionen um so mehr Beachtung verdient, als die Verabreichung von Unterstützungen an kein religiöses Bekenntniß geknüpft ist. — Mit Interesse hat man letzthin aus Ihrem Blatte ersehen, daß in Frankfurt ein „Verein zum Schutze der Thiere" besteht. Seine Thätigkeit findet ihre volle Rechtfertigung in den Geboten des Sittengesetzes und der Religion, welche die Thierwelt dem menschlichen Schutze empfehlen. Zu einem Vereine der Art ist, unseres Wissens, bis jetzt hier noch nicht angeregt worden, wohl aber besitzen wir einen Verein zum Schutze der Singvögel, der jedoch in langer Zeit nichts von sich hat hören lassen. Die praktische Bedeutung eines solchen Vereines ist gar nicht zu verkennen; es käme vorläufig bloß darauf an, sich über die zweckmäßigsten Mittel zur Beschützung des gefiederten Sängervolkes in unseren großen und schönen Waldungen zu verständigen. Auch darin erfreuen wir uns eines großen Vorzugs vor der heißen Zone, den wir dankbarer als bisher zu würdigen wissen sollten. — Vor kurzem hat sich hier ein seltener Unglücksfall zugetragen. Der Erstgeborene eines hiesigen jungen Arztes, ein Kind von etwa 10 Monaten, wird von seiner Trägerin in dem Moment auf dem Arme gehalten, als diese sich ein Stück Brod abschneidet und durch das Ausgleiten des Messers das Kleine an der einen Seite des Kopfes so verwundet, daß, wie man hört, die Erhaltung des dabei beschädigten Auges kaum möglich seyn dürfte.

Konzert-Anzeige.

Das in diesen Blättern bereits zur Anzeige gebrachte Abschieds-Konzert des Hrn. Kapellmeister Schindelmeisser findet heute im Saale des Weidenbusches statt und verweisen wir die Kunstfreunde auf das reichhaltige Programm, welches einen außergewöhnlichen Konzert-Abend in Aussicht stellt.

Theater-Anzeige.

Freitag, 21. Februar. König René's Tochter, lyrisches Drama in 1 Akt, von H. Hertz. Hierauf: Die Hochzeitsreise, Lustspiel in 2 Akten.

Samstag, 22. Febr. (Letzte Gastdarstellung des Hrn. Grunert): Cromwell's Ende, Trauerspiel in 5 Akten von Raupach. Cromwell: Hr. Grunert.

Montag, 3. März. Letzter Maskenball im Stadttheater, verbunden mit einer Preisvertheilung von einem Jahres-Abonnement ins Parterre, für die schönste oder originellste Maske, mit einer Tombola, mit lebenden Bildern und Fastnachtscherzen. — Bestellungen auf Logen werden vom Cassier Peill entgegengenommen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 46. Samstag, den 22. Februar 1851

Der Heimathlose.

Eine Erzählung aus der Neuzeit von G. Kaut.

(Fortsetzung.)

„Edler, junger Mann," begann Frau Lauer, „unsere Geschichte ist kurz, aber schrecklich. Als wir Sie an jenem Tage so freventlich zurückließen — o, wie viel tausendmal hab' ich Gott um deßwillen um Vergebung angefleht — reisten wir schnell durch Frankreich. Anna weinte drei Tage lang um Sie; wir Anderen aber waren so tief gesunken, daß wir das gute Kind darob öfters noch recht ausschalten."

Arthur warf dem erröthenden Mädchen einen Blick voll Liebe und Dank zu. Die Kranke fuhr fort:

„In Havre gingen wir nach Amerika unter Segel. Nach fünf Wochen erreichten wir die Gestade dieses Welttheils. Wir etablirten uns in Cincinnati. Drei Jahre lang ging Alles gut, ausgenommen, daß uns Elias durch seine Faulheit und seinen Hang zu Ausschweifungen und zur Verschwendung manche kummervolle Stunde bereitete. Zu Anfang des Jahres 1840 begab sich mein Mann in Geschäften nach Neworleans. Das Dampfboot, welches ihn an Ort und Stelle bringen sollte, verunglückte, hundert und fünfzig Menschen kamen ums Leben, und unter den Todten befand sich auch mein armer Gatte. Statt daß sich nun Elias hätte bestreben sollen, in unserer Handlung so viel wie möglich seinen Vater zu ersetzen, folgte er nur noch mehr seinen Lüsten, und ich, von jeher schwach gegen ihn, ließ ihn ruhig schalten und walten. Unser großes Vermögen nahm ungeheuer ab, und zuletzt verließen wir Amerika nur noch mit den Trümmern unserer Habe. In Colmar, wo wir uns wieder seßhaft machten, wandelte Elias abermals die alten Wege; ich gab, so lang ich hatte, und bald war der letzte Rest unseres Vermögens dahin. Eines Tages bekam mein eben so unglücklicher, als unwürdiger Sohn beim Spiele Streit und stieß seinem Gegner den Dolch in die Brust, daß er drei Tage darauf starb. Jetzt büßt Elias seine Verirrungen im Bagno zu Toulon. Wir aber verließen Colmar und zogen hierher. . . . . Alles kann ich Ihnen doch nicht sagen, junger Mann! . . ."

Aeußerst erschöpft, vermochte die arme Frau kein Wort mehr hervorzubringen. Anna reichte ihr einige Tropfen Wein, worauf sie sich wieder erholte, ohne jedoch weiter etwas zu sagen. Arthur schlich jetzt leise davon, um einen Arzt und eine Wärterin zu besorgen, und kam bald mit beiden zurück. Alle Hülfe und Pflege war indessen vergeblich. Nach vierzehn Tagen verschied Frau Barbara Lauer in den Armen ihrer Tochter, gerade in dem Augenblick, als ihr Pflegesohn zur Thüre eintrat, um seinen gewöhnlichen Besuch zu machen.

Weinend stand die Verwais'te vor der Leiche. Arthur ergriff des Mädchens rechte Hand und sagte mit feierlicher Rührung:

„Anna, geliebte Anna! Du stehst nun dem Anschein nach allein in dieser Welt! Willst Du Dich in meinen Schutz begeben? Willst Du mein seyn für immer?"

„Ja!" schluchzte das Mädchen.

Arthur schloß sie in seine Arme und küßte die Thränen von ihren bleichen Wangen.

Anna fand in einer mit ihrem Verlobten befreundeten Familie liebevolle Aufnahme.

8.

Sir Arthur Grougham vermählte sich im Jahre 1820, dem Wunsche seines sterbenden Vaters gemäß, mit Lucy Rodney, einer Dame aus einer der angesehensten Familien Englands. Mit vielen Reizen des Körpers ausgeschmückt, mangelten ihr aber gleichwohl alle Eigenschaften, die eine glückliche Ehe bedingen. Sie war eigensinnig, rechthaberisch und kalten Herzens. Und wie sehr hatte sich Sir Arthur nach Liebe und Hingebung, nach einem Wesen, das er so ganz sein eigen nennen könnte, gesehnt. Man denke sich sein Unglück! Ein Jahr nach seiner Vermählung ward er in politischen Angelegenheiten nach Italien gesendet. Er entledigte sich seiner Aufträge mit Glück und Geschick und begab sich dann einige Zeit in die Bäder von Nizza. Da war es, wo er sein Ideal weiblicher Schönheit in Floretta Beati verwirklicht fand. Wir wissen, wie gut es ihm gelang, das Herz des unerfahrenen Mädchens zu erobern; uns ist bekannt, daß sie thörichterweise mit ihm nach W. entfloh, weil er ihr vorgespiegelt, sich daselbst mit ihr zu verheirathen. Sir Arthur wollte um jeden Preis geliebt seyn, sey es auch mit Hintansetzung aller Sittlichkeit und Religion. Nachdem er sich einige Zeit in dem deutschen Badeorte aufgehalten, reis'te er nach England zurück. Die nebeligte Insel behagte ihm jedoch so wenig und die Sehnsucht nach dem Gegenstand seiner „Flamme" war so groß, daß er bereits nach zwei Monaten zur Freude Floretta's in W. wieder erschien. Auf diese Weise trieb er's eine geraume Zeit fort; er war fast beständig zwischen London und W. und zwischen W. und London unterwegs. Unterdessen schöpfte Lucy Verdacht. Sie theilte ihre Ansicht in Betreff der häufigen Reisen ihres Gemahls dem Sir William, ihrem Bruder, mit, und dieser beschloß, der Sache um jeden Preis auf den Grund zu kommen und seine Schwester nöthigenfalls zu rächen. Das Erstere gelang ihm, und das Letztere that er. In einem Weidengebüsche am Rhein jagte er seinem Schwager eine Kugel durch die Schulter und eilte nach England zurück. Noch nicht völlig genesen, erhielt Sir Arthur die Nachricht, daß sein älterer Bruder ohne Kinder gestorben sey, dessen Würden, wie dieß in England gebräuchlich, nun auf ihn übergingen. Sobald es daher die Aerzte erlaubten, fuhr er nach W. — Floretta war todt und begraben; sein

Schmerz war groß. Er ließ auf die Ruhestätte der Dahingeschiedenen eine Marmorplatte legen und begab sich mit seinem Söhnlein nach Frankfurt. Er wollte den kleinen Arthur nicht mit nach England nehmen, da er der Meinung war, ihm in Deutschland eine für seinen dereinstigen Stand bessere Erziehung geben lassen zu können, und damit des Knaben Zukunft, im Falle er, nämlich der nunmehrige Lord Grougham, allzufrühe Todes verbliche, dann gesichert sey, so faßte er den Entschluß, bei dem Banquier *** zu Frankfurt eine Summe zu deponiren, deren Zinsen zur Bestreitung der Erziehungskosten hinreichend wären.

Das Resultat der Unterredung, welche der Lord mit dem Banquier hatte, ist uns bereits bekannt.

In London angekommen, söhnte er sich oberflächlich mit seiner Gemahlin und seinem Schwager aus und nahm seinen Sitz als Pair im Oberhause des britischen Parlaments ein, in welchem er sich als glänzender Redner und geistreicher Politiker auszeichnete, so daß die Regierung auf ihn aufmerksam wurde und ihn mit einer wichtigen Mission nach Indien betraute. Das geschah im Jahre 1832. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er sich zuweilen nach seinem Sohne erkundigt und immer günstige Nachrichten erhalten. Von jetzt an aber vergaß er im Strudel des öffentlichen Lebens des armen Knaben fast ganz, wozu auch nicht wenig der Umstand beitragen mochte, daß er nach seiner Rückkehr aus Calcutta ein Töchterlein vorfand, welches ihm Lucy in seiner Abwesenheit geboren hatte. 1835 erhielt er die Stelle eines Gouverneurs der Capstadt, die er bis zu Anfang 1845 verwaltete, wo er sie niederlegte, um von nun an den Rest seines Lebens ruhig in Europa zuzubringen. In den stillen Räumen seines Hotels in London erinnerte er sich auch wieder seines Sohnes Arthur, der jetzt ein Alter von dreiundzwanzig Jahren haben mußte; es wandelte ihn die unwiderstehliche Lust an, denselben wieder zu sehen. Im Juli vorbemerkten Jahres trat er die Reise nach Deutschland an. Als er sich in F. nach Elias Lauer erkundigte, erfuhr er zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß selbiger schon vor neun Jahren mit seiner Familie spurlos verschwunden und der Waisenknabe Arthur Beati von ihm zurückgelassen worden sey. Der Lord forschte nun weiter, und man kann sich leicht denken, daß er bald seinem Sohne auf die Spur kommen mußte, da bekanntermaßen das Landgericht in Freisingen in Betreff des jungen Menschen nach F. geschrieben hatte.

(Schluß folgt.)

Das Wachsthum Amerika's.

Die amerikanische Volkszählung, oder der „Census", wie man sie dort nennt, ist noch nicht ganz vollendet, aber die Thatsachen, die sie bisher ans Licht gestellt hat, übertreffen alle Erwartungen und Hoffnungen. Man nehme z. B. Newyork. Im Jahre 1820 hatte diese Stadt eine Bevölkerung von 123,000, im Jahre 1830 von 203,000, im Jahre 1840 von 312,000 Seelen. Eine so rasche Zunahme war ohne Beispiel in der Geschichte der Statistik. Aber jetzt soll die Bevölkerung auf die erstaunenswerthe Anzahl von 750,000 Menschen gestiegen seyn! Es gibt nur zwei größere Städte in Europa, schreitet aber Newyork in demselben Verhältniß fort, so wird es in zehn Jahren Paris und in dreißig London hinter sich lassen. Wir bemerken dabei, daß die commerzielle Hauptstadt Amerika's sich nicht, wie einige große Städte in Europa, auf Kosten des Landes vergrößert, sondern daß sein Wachsthum mit dem des ganzen Kontinents Hand in Hand geht. Im Jahre 1810 zählte St. Louis 1600, im Jahre 1830 6600, im Jahre 1840 16,400 und im Jahre 1850 nicht weniger als 90,000 Einwohner. Nach den bereits vorliegenden Daten zu schließen, wird die Bevölkerung der Vereinigten Staaten im Ganzen etwa 25,000,000 Köpfe betragen. Von 1800 an, wo ihre Zahl sich auf etwas über 5,000,000 belief, bis 1840, wo sie auf 17,000,000 gestiegen war, stellte sich der zehnjährige Zuwachs im Durchschnitt auf 33 Prozent, was für 1850 erst 22,000,000 geben würde. In dem letzten Zeitraume hat sich also die Volkszahl noch rascher vermehrt, als früher. Mit gleicher Schnelligkeit haben sich die materiellen Kräfte des Landes entwickelt, deren Aeußerungen bald alle Traditionen der europäischen Staatskunst verrücken dürften. Amerika ist schon jetzt eine Macht ersten Ranges und wird in wenig Jahren, wenn keine Unruhen vorfallen, die erste von allen seyn. Sollte es in den nächsten fünfzig Jahren im gleichen Maße fortschretten, wie in dem letzten Decennium, so wird seine Bevölkerung bis dahin gegen 190,000,000 stark seyn, also beinahe der von ganz Europa gleichkommen. Ja, könnte man sich dieselbe Steigerung während noch fünzig Jahren denken, so würde der Census von 1950 die fabelhafte Zahl von 1,696,000,000 ergeben! Wie kleinlich müssen die europäischen Staatsactionen und Territorialstreitigkeiten einem Volke erscheinen, dem sich solche Aussichten öffnen, und wie erklärlich wird dadurch das „schallende Gelächter", mit welchem der amerikanische Senat unlängst die Drohungen Oesterreichs begrüßte! Als die Vereinigten Staaten das Joch Englands abschüttelten, zählte ihre Bevölkerung nicht mehr als 3,000,000 Seelen; als sie zuletzt einen Kampf gegen eine europäische Macht bestanden, waren sie nur 8,000,000. In zehn Jahren werden sie Frankreich und Oesterreich überflügelt haben. Man kann ihrem Wachsthum keine Gränze stecken. Das Mississippithal hätte allein Raum für alle Bewohner Europa's, und es leben in ihm schon 13,000,000 Menschen, während es zu Anfang des Jahrhunderts kaum so viele Tausende enthielt. So schreitet das angelsächsische Geschlecht von Eroberung zu Eroberung fort, indem es die weniger energischen Volksstämme absorbirt und seine freien Institutionen über den ganzen Kontinent fortpflanzt. Wie der Franzose, der Schwede und der Holländer ihm gewichen sind, so werden auch der Spanier und der Portugiese verschwinden, und in einem oder zwei Jahrhunderten wird die englische Sprache ohne Zweifel vom Kap Horn im Süden bis zum arktischen Meer im Norden die Alleinherrschaft behaupten.

Mannichfaltigkeiten.

Die amerikanischen Blätter erzählen folgende heldenmüthige That: Ungefähr zwei englische Meilen oberhalb des Niagarafalles sah man einen kleinen Knaben in einem Nachen mit furchtbarer Schnelligkeit den Strom hinabtreiben, gerade da, wo die reißenden Gewässer in wilde Brandungen hinabstürzen, die noch nie ein Boot überstanden hat. Drei junge Männer sprangen in ein zur Hand liegendes Boot, ruderten es muthig mitten in den tobenden Strom, faßten den Nachen gerade, als er in das sichere Verderben zu fluthen drohte, holten den kleinen Schiffer heraus und ruderten, während der Nachen im Nu verschwand, mit unvergleichlicher Kaltblütigkeit und Einsicht in einer Diagonale gegen die Strömung nach dem Ufer, das sie nach einer verzweifelten Anstrengung erreichten. Diese That steht in den Jahrbüchern des Niagara ohne Beispiel da, indem noch nie ein Boot von einem den Stromschnellen so nahen Punkte wohlbehalten ans Land zurückgekehrt ist.

Der Eingang eines gerichtlichen Protokolls aus neuester Zeit lautet wie folgt: „Vor drei Tagen durch einen unglücklichen Fall um's Leben gekommen, habe ich, der unterzeichnete Gerichtsdirektor, heute Vormittag mich zu G. begeben, um den entseelten Leichnam gerichtlich aufzuheben ic. Freiherrl. . . . . Gerichte. . .“

Die alte Fahrregel, immer rechts auszuweichen, wird auch von allen jetzt tagenden Land- und Reichstagen anerkannt und befolgt. Der hannover'sche Landtag hat zu Präsidenten Männer von der äußersten Rechten gewählt. In Bayern und Preußen sind alle Anträge, welche die Minister hätten incommodiren können, verworfen worden.

Ernst Kossak sagt in einer Betrachtung über das vielbesprochene, uns in Aussicht gestellte Tabaksmonopol: „Deutsche Diplomaten, ihr habt viel gethan, aber wenn ihr über die Leichen des ehrwürdigen Varinas, über den finstern Cuba, den blonden Portoriko, über den bemitleidenswerthen Domingo gegangen seyd, wenn das Flehen der unschuldigen La Fama, der stolzen Regalia, der liebenswürdigen Dos Amigos vergebens war — dann, wenn ihr diese heiligen Glieder zerrissen habt, wenn sie vereinigt mit dem Laub des Kirschbaums und der Eiche, ja mit profanem Stroh, zu Trugbildern und Popanzen von Cigarren verarbeitet sind, wenn ein grausamer Gestank durch Deutschlands Gauen geht — dann wundert euch nicht mehr, so Flüche auf eure Häupter geladen werden!“

(Frankfurt a. M.) Man schreibt uns aus London: „Unter so manchen musikalischen Notabilitäten, die seit einiger Zeit hier weilen, befindet sich auch die bekannte Sängerin Fräul. Rummel aus Wiesbaden. Sie hat in mehreren Konzerten mit dem entschiedensten Beifalle gesungen, und die Londoner Presse hat ihre Leistungen mit sehr warmer Theilnehmer besprochen. Fräul. Rummel findet in vielen höheren Kreisen eine Aufnahme, wie sie eben nicht vielen Künstlerinnen zu Theil wird. Obgleich vorzüglich italienische Bravoursängerin, zeigt Fräul. Rummel doch auch im deutschen Gesange so viel Gefühlsinnigkeit und tiefes Kunstverständniß, daß sie ihre Erfolge in London ohne Zweifel noch erhöhen würde, wenn sie ihr schönes Talent etwas mehr dem deutschen Liede zuwendete, das hier so wenig begabte Vertreter hat.“

(Aus Kurhessen.) Die Partei, welche gegenwärtig in unserem Lande die Macht in Händen hat, ist eifrig bemüht, sich wo möglich auch im Volke auszubreiten. In diesem Sinne wirkt schon seit drei Jahren Vilmars „Volksfreund“ als Organ einer pietistisch-kirchlichen und zugleich politisch-restauratorischen Richtung. Bis zur Gründung der „Kasseler Zeitung“ war er der Moniteur des Ministeriums Hassenpflug, und während des letzten Verfassungskampfes war er bestrebt, alle Ministerialmaßregeln zu rechtfertigen und die Bedenken, welche manchen Beamten ihr Gewissen in den Weg legte, von dem Standpunkte seiner eigenthümlichen Religiösität theils zu beseitigen, theils zu verspotten. Von derselben Seite aus ist nun, ungefähr gleichzeitig mit dem Vorrücken der Bayern gegen Kassel, der Versuch gemacht worden, einen hessischen Treubund mit Gott für Fürst und Vaterland, einen Abklatsch des großen preußischen Treubundes, zu begründen, dem schon seit längerer Zeit eine politisch-religiöse Studentenverbindung in Marburg, unter Vilmars Einfluß, vorgearbeitet hatte. Es war natürlich, daß es unter den gegebenen Umständen an Zufluß für den Treubund nicht fehlte, bei dem sich namentlich viele Geistliche eifrig betheiligt haben; doch scheinen die Erwartungen im Ganzen bis jetzt nicht erfüllt zu seyn, und von vielen Theilnehmern, besonders unter den Bauern, konnte man die Aeußerung hören: sie haben ihre Namen unterschrieben, vielleicht bekommen sie dann weniger Einquartierung.

In Bayern ist eine Generaldirektion der königl. Verkehrsanstalten errichtet worden, unter welcher Posten, Eisenbahn, Donaudampfschifffahrt, Telegraphen und Ludwigskanal stehen. Alle zusammen bilden eine Abtheilung des Handelsministeriums.

(Breslau, 11. Febr.) Die erste deutsche Doktordisputation hat glücklich stattgefunden und eine bedeutende Anzahl von Professoren und Dozenten sich an derselben betheiligt, so daß sie einen Zeitraum von 3½ Stunden einnahm. Somit wäre hier wieder ein alter Zopf abgeschnitten, die Wissenschaft dem Leben um einen Schritt näher gerückt, und die Doktordisputation wirklich zu einem Prüfstein des Wissens und der geistigen Befähigung gemacht worden. Die lateinischen Disputationen waren meist nur eine Farce, die Disputanten hatten sich Reden und Gegenreden eingeübt, weil ihnen der Zwang und die Beengung der lateinischen Sprache eine freie geistige Bewegung doch nicht gestattet. (Pädagogische Revue, Februarheft S. 34.)

Die preußischen Zeitungen klagen leise, daß die Herren in den Kammern sich nur noch mit Gehen und Uebergehen beschäftigten. Was auch geschehe und nicht geschehe, sie gingen über, nämlich zur Tagesordnung. Die Zeitungen verstehen aber die feine Opposition nicht, die darin liegt. Vincke z. B. beantragte, die Lage des Landes zu untersuchen; die Kammer aber dachte still, vergebliche Mühe! wozu noch? und ging zur Tagesordnung über. Noch feiner haben die Herren gegen die preußische Politik in Holstein Opposition gemacht. Hr. v. Arnim wollte die Dinge besprochen haben und machte den Anfang, Hr. v. Manteuffel antwortete, aber die feine Kammer ging zur Tagesordnung über, offenbar nur, um zu zeigen, daß die Dinge in Holstein nicht in der Ordnung wären. Hr. v. d. Pfordten erlebt Freude an den Revolutionären in Glacehandschuhen. — Die Zeitungen aber, die die Tagesordnung nicht lieben, sind in stiller Verzweiflung, sie schlügen gern Lärm über die Kammern, wenn nicht jedes Wort gegen sie für die Minister gesprochen wäre, denen man Schuld gibt, sie gingen über die Kammern gern ganz zur Tagesordnung über. (Dorfz.)

(Rottenburg a. N., 14. Febr.) Unsere ackerbautreibende Bevölkerung will vom nächsten Frühjahr an ihre Thätigkeit einem neuen Kulturzweige zuwenden, nämlich dem Tabakbau, wovon man sich kalifornischen Gewinn verspricht. Bereits sind mehrere Felder dazu bestimmt, auch hat der landwirthschaftliche Bezirksverein in seiner letzten Sitzung zwei Preise für den Tabakbau ausgesetzt.

Litteratur.

Jugend-Album. Blätter zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung im häuslichen Kreise. Mit Bildern und Musikbeilagen. Zweiter Jahrgang. Stuttgart, Hallberger. 1851.

Nicht eine flüchtige Christbescheerung, sondern ein in allen Jahreszeiten fortsprudelnder Quell des Ergötzens und der Belehrung wird in diesem schönen Unternehmen der Jugend geboten. Schon die ausgezeichnete Ausstattung des Textes und der farbigen Bilder zieht, wie mit festlichem Schimmer, den feineren Sinn der jugendlichen Leser an und weckt ihr Verlangen nach den „güldenen Aepfeln in silbernen Schalen.“ Im Verhältnisse zu dieser Ausstattung ist der Preis ungemein billig ge-

stellt, das Heft zu 24 kr. Der den ganzen Bildungskreis der Gegenwart umfassende Inhalt und die einfache, von kindischer Spielerei freigehaltene Form desselben werden dem Werke auch zahlreiche Leser jenseit des zunächst berücksichtigten Lebensalters erwerben und es zu einem **Familienbuche** machen. Die Mitarbeiter sind größtentheils bereits rühmlich bekannte Persönlichkeiten. Die beiden ersten Hefte enthalten u. a. eine interessante historische Skizze aus Nordamerika von G. Schwab, der leider nun geschieden ist; das vierte (noch unter der Presse befindliche) eine Erzählung von Nieritz. M. Rosenheyn gibt Schilderungen aus der griechischen Mythologie, unter welchen uns die Oedipus-Sage, obwohl delikat gehalten, minder passend gewählt erscheint. Die beigegebenen freundlichen Klaviercompositionen erfordern schon geübtere Hand, übersteigen indessen die jugendliche Kraft nicht.

Frankfurt a. M. Dr. **Lorenz Diefenbach.**

Der israelitische Volkslehrer. Von Leopold Stein, Rabbiner der israelitischen Gemeinde in Frankfurt a. M. — Frankfurt. Schmerber'sche Buchhandlung.

Von dieser Monatsschrift, die sich die Aufgabe gestellt, die religiösen Ideen, rein und geläutert, in anregender, volksthümlicher Darstellung, nach dem Bedürfnisse der Gegenwart, in alle Schichten des Volkes zu verbreiten, liegt uns das erste Heft vor, in dessen Einleitung der Herausgeber mit Recht beklagt, daß für den angedeuteten Zweck unter den Israeliten zu wenig geschehe. „Während bei andern Religionsgesellschaften", sagt er, „großartige Vereine bestehen und durch Ausstreuung einer zahllosen Menge von Schriften die Förderung der religiösen Angelegenheit eifrigst angestrebt wird, feiern bei uns, wo es der großen Sache der Erleuchtung und Aufklärung unserer Mitbrüder gilt, die Mittel und Kräfte, und, Jahr um Jahr, Jahrzehent um Jahrzehent verschwinden, und die mit so schönem Aufschwunge, unter dem Beifalle eines zum Lichte vorwärts schreitenden Jahrhunderts begonnene **Reform des Judenthums** senkt ihre Flügel nieder, so daß ihre Feinde jubeln, ihre und der Religion aufrichtige Freunde aber betrübt zur Erde blicken." Für die Beförderung dieser nothwendigen Reform hat der Herausgeber bisher mit den aufgeklärtesten und besten Bekennern des **einzigen** Gottes durch seine ausgezeichneten mündlichen Vorträge gewirkt. Durch die Veröffentlichung dieser Monatsschrift hofft er einen noch größeren Kreis von Anhängern und gleichgesinnten Freunden um sich zu schaaren. Und wir müßten seinen Glaubensgenossen sowohl das Verständniß ihrer Zeit als ihrer Interessen absprechen, wenn sie dieß verdienstvolle Unternehmen nicht mit allen Mitteln und Kräften unterstützten. Dr. M.

Korrespondenz.

Gießen, 20. Februar.

Nachdem auch in unserer Stadt nun längere Zeit hindurch eine förmliche Windstille in den öffentlichen Interessen geherrscht hatte, zeigt die nächstens bevorstehende Wahl von sieben neuen Gemeinderäthen, daß die Parteistellung aus dem Jahre 1848 noch keineswegs überwunden ist. Ehegestern fand nämlich eine öffentliche Bürgerversammlung statt, um sich über die Candidaten zu den Gemeinderathsstellen zu einigen. In einer Vorversammlung wurden nun auf 6 Listen 22 Candidaten genannt und über dieselben nach alphabetischer Folge abgestimmt. Aber schon vor Beendigung der Abstimmung verließ eine große Anzahl Bürger die Versammlung, und das gestrige Wochenblatt brachte nun zwei Candidatenlisten. Auf der einen, anscheinend der der demokratischen Partei, finden sich mehrere Namen, die früher entschieden zur demokratischen Partei gehörten, während die andere Proclamation warnt, wo es sich um die Verwaltung des Stadtvermögens handle, ja die Politik aus dem Spiele zu lassen. Und gewiß mit Recht! Man sieht darum dem Resultat der Wahlen mit großer Spannung entgegen.

Darmstadt, 16. Februar.

Von Stuttgart ist Hr. **Grunert** hier angekommen und hat auf unserer Bühne bereits mehrere Gastdarstellungen gegeben: die erste als Mephistopheles in Faust und die andere als Cromwell in dem Trauerspiel dieses Namens von Raupach. Der Eindruck der letztern Vorstellung war vielleicht minder tief als das Furcht und Schrecken erregende Intermezzo im zweiten Akt, welches, wiewohl ohne Schuld der Darstellenden, beinahe das ganze Stück in Gefahr gebracht hätte. Die Ursache war ein augenblicklicher schwerer Erkrankungsfall in einer Loge unter schauerlichen Symptomen, die Angst und Schrecken verbreiteten und selbst die beherztesten Männer aus der Fassung brachten. Einige Damen wurden sogar ohnmächtig und es gab eine Unterbrechung in der Vorstellung, ehe dieselbe mit der für die Darstellenden wie für die Zuschauer so nöthigen Gemüthsruhe wieder fortgesetzt werden konnte. — In verschiedenen Gesangvereinen wurde uns Gelegenheit geboten, die ausgezeichneten Leistungen der Herren Hofmusiker Gebrüder Ludwig und Georg Friedrich **Thomas** auf dem Ventilhorn wiederholt anzuerkennen. In gleicher Weise war dieß in einem unlängst im hiesigen Theater stattgehabten Konzerte der Fall, wo die genannten Virtuosen ein von Linepaintner componirtes Concertino trefflich und durch den lebhaftesten Beifall belohnt executirten. Der schöne volle Ton, sowie die Kraft, Präcision und Fertigkeit ihres Spieles waren geeignet, ihren bereits begründeten Ruf zu befestigen und sie als in jeder Hinsicht gediegene Musiker erscheinen zu lassen.

Uebersetzungen aus dem Spanischen. *)

3.

An Lesbia.

Madrigal von José Somoza.

Der Morgenröthe gleicht dein Angesicht,
Die lächelnd hold den jungen Tag verkündet,
Derweil des Abendsterns noch flackernd Licht
Gemach im Schooß der Waldesnacht verschwindet.
Und wie der sommerliche Strahl
Durch's grüne Laubdach stolzer Palmen funkelt,
Flammt deines Auges süßer Strahl,
Von seidner Wimpern zartem Flor umdunkelt.
Doch lieber als in solcher Gluth
Weil' ich im Schatten deiner Locken,
Rollt ihre üppig dunkle Fluth
Der Lüfte Hauch auf deinen Nacken nieder,
Der weißer als des Winters Flocken
Und als des Schwanes strahlendes Gefieder.
Und doch verwünsch' ich dieses Dunkel wieder,
Das mir verhüllt der Liebe schöne Wellen,
Die wonneathmend auf und nieder
Im Alabasterstrom des Busens schwellen.

Paris. **Otto Braun.**

---

*) Proben aus einer demnächst im Buchhandel erscheinenden Sammlung von Uebersetzungen aus den Werken neuerer spanischer Dichter. Cf. **Ochoa** Apuntes 1c. Paris, Baudry. 1840.

Theater-Anzeige.

Samstag, 22. Febr. (**Letzte Gastdarstellung des Hrn. Grunert**): **Cromwell's Ende**, Trauerspiel in 5 Akten von Raupach. Cromwell: Hr. Grunert.

Sonntag, 23. Februar. (Zweiter theatralischer Versuch der Fräul. Mathilde Strauch): **Don Juan**, große romant. Oper in 2 Abth., Musik von W. A. Mozart. Elvire: Fräul. M. **Strauch.**

Montag, 3. März. Letzter **Maskenball** im Stadttheater, verbunden mit einer Preisvertheilung von einem Jahres-Abonnement ins Parterre, für die schönste **oder** originellste Maske, mit einer Tombola, mit lebenden Bildern und Fastnachtsscherzen. — Bestellungen auf Logen werden vom Cassier Peill entgegengenommen.

Druck und Verlag von **Heller und Rohm.** — Verantwortlicher Redakteur: **J. A. Hammeran.**

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 47. Montag, den 24. Februar 1851.

Der Heimathlose.

Eine Erzählung aus der Neuzeit von G. Kaut.

(Schluß.)

§ 9.

Arthur Beati's Gemälde, „die überraschten Obstdiebe", war vollendet, und er stand eben im Begriffe, seinem zweiten Tableau die letzten Pinselstriche zu geben, als ihm sein Auslaufknabe einen Fremden anmeldete. Der Junge hatte sich kaum seines Auftrags entledigt, als auch der Angekündigte höflich grüßend ins Atelier trat. Es war ein hochgewachsener Mann von stolzer Haltung, der jedoch schon ziemlich bejahrt seyn mochte, da die Zeit in sein Gesicht Furchen gezogen und sein Haar theilweise grau gefärbt hatte.

„Entschuldigen Sie, Sir! daß ich Sie störe," begann der Engländer — denn daß er ein solcher war, bewies seine Sprache. „Ein Freund der Kunst, hab' ich erfahren, daß Sie eine ausgezeichnete Arbeit zu Ende gebracht hätten, und ich wollte Sie höflichst bitten, mir dieselbe zu zeigen."

Beati stotterte etwas von „allzugroßer Ehre" u. s. w., indeß ihn der Brite scharf, jedoch mit sehr wohlwollenden Blicken von Kopf bis zu Fuß musterte. Der Maler enthüllte, sonderbar bewegt, „die überraschten Obstdiebe" und drehte dann auch das andere Bild gegen das Licht.

„Sie leisten Vortreffliches, Sir!" rief der Fremde aus. „Wie hoch stellen Sie den Preis für eines dieser Stücke?"

„Unter tausend Gulden kann ich keines ablassen."

„Das ist viel zu wenig, Sir!" meinte der Insulaner. „Ueberlassen Sie mir die beiden Tableaux für tausend Pfund Sterling?"

„Mit Vergnügen, mein Herr!" sagte der höchlich erstaunte Arthur; „leider ist aber das eine, wie Sie sehen, noch nicht ganz fertig."

„Hat durchaus nichts zu bedeuten," versicherte der Engländer, indem er den Maler mit außerordentlicher Freundlichkeit betrachtete. „Ich gebe Ihnen Zeit. Und nun wollen wir unser Geschäft beenden."

Dieß sagend, zog er eine Brieftasche mit Banknoten und übergab Arthur tausend Pfund.

„Jetzt aber, Sir! hab' ich noch etwas Anderes mit Ihnen zu bereden, wozu wir längere Zeit brauchen dürften," sprach der Brite und seine Miene ward sehr ernst. „Haben Sie die Güte, mit mir in Ihr Sprechzimmer zu kommen."

Beati fühlte sich beschämt, daß er dem Fremden noch nicht einmal einen Sitz angeboten; man wird es ihm indessen nicht so sehr verübeln, wenn man bedenkt, wie auffallend ihm das Thun des Letzteren erscheinen mußte. In einem anderen Gemache angekommen, ließ dieser alle Möbel, die sich hier befanden, und alle Gemälde, welche die Wände schmückten, die Revue passiren. Zuletzt blieb sein Blick auf einem kleinen Brustbilde, das ein schönes Frauenzimmer darstellte, heften. Es war dieß das nämliche Bildchen, welches Sir Arthur vor ein und zwanzig Jahren dem Spezereihändler einhändigte und das dieser Letztere seinem Pflegesohn erst im Jahre 1836 in Kehl übergab, kurz zuvor, als er mit seiner Familie den armen Jungen auf so niederträchtige Weise im Stiche ließ. Der Brite seufzte ein paar Mal tief auf, und dann schien er das liebliche Bild der jungen, üppig schönen Frau mit seinem feurigen Auge verschlingen zu wollen. Dem Maler ward es ganz unheimlich zu Muthe. Endlich wandte sich der seltsame Mann von dem Gegenstande seines Beschauens weg, nahm Platz auf dem Sopha und lud den Künstler ein, dasselbe zu thun.

„Junger Mann," begann er hierauf, „ich hatte einen Freund — er fiel in einer Schlacht gegen die Afghanen an meiner Seite —, der sagte mir vor seinem Tode, daß er im Jahre 1824 den Sohn seiner Schwester in Deutschland bei einem Manne, Namens Elias Lauer, untergebracht, und daß er diesem Manne zum Behufe der Erziehung des Knaben sechs tausend Pfund Sterling übergeben habe. Dieser mein Freund bat mich nun, wenn ich jemals wieder glücklich nach Europa käme, mich nach seinem Neffen zu erkundigen, und im Falle derselbe noch am Leben sey und irgend einer Hülfe bedürfe, selbige ihm angedeihen zu lassen. Ich schwur meinem sterbenden Freunde die Erfüllung seiner Bitte zu. Jener Knabe hieß gleich Ihnen — ich hab' mir den Namen notirt — Arthur Beati, und Sie sind wahrscheinlich der geschickte Künstler, zu dem jenes Kind herangereift?"

„Mein Pflegevater hieß in der That Elias Lauer," antwortete der Gefragte, nachdem er sich ein wenig von seinem unbeschreiblichen Erstaunen erholt hatte.

„So sind Sie der Gesuchte, Sir!" rief der Insulaner aus, dem Maler die Hand drückend, „und da ich an der Stelle Ihres Onkels hier stehe, so werden Sie wohl die Güte haben, mir Ihre Lebensereignisse zu erzählen."

Beati gab eine kurze Uebersicht seiner Erlebnisse, die indessen dem Stellvertreter seines Oheims keineswegs genügte, vielmehr richtete derselbe noch mancherlei Fragen an ihn, die unser guter Arthur mit großer Aufrichtigkeit beantwortete.

„Und Sie haben nie erfahren, daß Ihr abscheulicher Pflegevater ein solches Kapital Ihretwegen in Händen hatte?" schloß der Engländer sein Examen.

„Niemals!"

Indem Beati dieses „Niemals" aussprach, fielen ihm die Worte ein, mit denen die kranke Mutter seiner Verlobten die kurze Erzählung ihres Unglücks geendigt hatte, und er dachte nun

darüber ernstlich nach, ob es wohl gerathen sey, Demjenigen, der sich für sein Schicksal so sehr zu interessiren schien, das Wiederzusammentreffen mit den Trümmern der Lauer'schen Familie und sein Verhältniß zu Anna zu entdecken. Das Resultat seines Nachsinnens lief darauf hinaus, vor der Hand schweigen zu wollen.

„Nunmehr aber, mein Herr!“ sagte der Maler, „werden Sie wohl meine Neugierde, etwas Näheres über meine Familie zu erfahren, ganz natürlich finden.“

„Gewiß, Sir,“ bestätigte der sonderbare Brite; „indeß bin ich leider gegenwärtig nicht in der Lage, Ihren Wunsch befriedigen zu können, aus Gründen, die sehr zarter Natur sind. Später werd' ich Ihnen Alles enthüllen. Für heute aber leben Sie wohl! Mein Logis ist im Hotel Haßlinger. Schenken Sie mir das Vergnügen, morgen zehn Uhr mit mir zu frühstücken.“

Arthur sagte zu, und der Freund seines Oheims ging, seine Karte zurücklassend, rasch davon.

Der Künstler las: „Lord A. Grougham“; er hatte den Namen noch nie gehört. —

Unsere Erzählung eilt nun rasch ihrem Ende entgegen. Arthur und der Lord sahen sich fast täglich, und Letzterer erfuhr nach und nach auch das Geschick der Lauer'schen Familie. Anna, die er sich vorstellen ließ, nahm er wie eine Tochter auf und beschenkte sie reichlich, drang aber darauf, daß die Hochzeit bald gefeiert werde, weil er derselben beiwohnen wolle. Es geschah.

An einem frischen Septembermorgen 1848 ging ein schönes Paar auf dem Friedhofe zu W. umher und las eifrig die Inschriften der Leichensteine.

„Anna, liebe Anna,“ rief plötzlich der Herr seiner anmuthigen Begleiterin zu. „Komm', da ist das Grab meiner Mutter!“

Die Gerufene eilte herbei. Auf Marmor waren die Worte eingegraben:

„Hier ruhet in Gott Floretta Beati aus Nizza. Sie starb am 20. Juli 1824. Friede ihrer Asche!“

„Schon ein und zwanzig Jahre ruhen also hier Deine Gebeine, gute Mutter!“ sagte der junge Mann mit bewegter Stimme. „O, schau' herab von Deinen lichten Höh'n auf Deine Kinder und segne sie! Wo aber weilt mein Vater? Ist er vielleicht auch schon geschieden aus dieser Welt?“

„Nein! Dein Vater lebt! Komm' in meine Arme, Sohn!“

Lord A. Grougham war's, der diese Worte gesprochen. Er war den jungen Gatten heimlich auf den Friedhof gefolgt und hatte Alles gesehen und gehört. Thränen rollten über seine Wangen, indem er Arthur und Anna an sein Herz drückte. Der Stolz dieses Mannes war gebrochen und das Vatergefühl hatte den Sieg davon getragen.

Unglücksfälle in Nordamerika.

Newyork, 28. Januar. In früheren Schreiben habe ich bereits Gelegenheit gehabt, Beispiele von der unverzeihlichen Nachlässigkeit mitzutheilen, mit welcher hier der Häuserbau und die Flußdampfschifffahrt betrieben wird und welche die Ursache der in diesem Lande so außerordentlich häufigen Unglücksfälle und Verluste an Menschenleben ist. Jetzt scheint es aber doch, als wenn man zur Besinnung kommen und dem strafbaren Leichtsinne einen wirksamen Damm entgegensetzen wolle. Denn während die Jurys früher bei Gelegenheit solcher Unglücksfälle die Veranlassung als „unbekannt“ anzugeben und die Schuld dem Fatum zuzuschreiben pflegten, haben wir ganz kürzlich doch zwei Fälle vom Gegentheil erlebt. Der eine derselben trug sich in hiesiger Stadt zu. Es stürzten nämlich am 15. Jan. sechs im Bau begriffene Häuser von fünf Stockwerken zusammen und begruben einen großen Theil der an ihnen beschäftigten Arbeiter unter ihren Ruinen. Sechs wurden todt, etwa 15 schwer verwundet hervorgezogen. Die Untersuchung ergab, daß die Häuser höchst leichtfertig aufgeführt, die Mauern viel zu dünn, der Mörtel zu schlecht sey u. s. w. und so sprach denn die Coroner-Jury vor ein paar Tagen das Verdikt aus, daß die durch den Unfall um's Leben gekommenen Personen durch die strafwürdige Nachlässigkeit der Bauunternehmer und Bauaufseher in Vollführung ihrer Funktionen ihr Leben verloren hätten. Die drei Gravirten, welche bereits Bürgschaft haben stellen müssen, kommen nun unter der Anklage des Todschlags vierten Grades vor die Grandjury. Ihre voraussichtlich stattfindende Verurtheilung zu einer strengen Strafe wird hoffentlich dem leichtfertigen Spiele, welches hier mit Menschenleben getrieben wird, eine Gränze setzen. Ein zweiter Fall kam in Neworleans vor. Dort war am 17. Dec. der Dampfer „Knorville“ explodirt, wobei viele Menschen um's Leben kamen. Die Klage gegen den Ingenieur, welcher durch eine verbrecherische Unachtsamkeit eine zu große Menge von Dampf entwickelt habe, so wie gegen den Capitän und Clerk des Schiffes liegt dort der Grandjury bereits vor und gegen alle Angeschuldigte sind Haftsbefehle erlassen. Auch hier wird also das Gesetz über die Strafbarkeit strenge richten. Möge nur hierin endlich das Mittel gefunden werden, um der Wiederholung dieser traurigen Ereignisse vorzubeugen, welche fast eine stehende Rubrik in unsern Zeitungen bilden. Zum Beweise der Häufigkeit jener Unfälle diene bloß die folgende Statistik, welche nur einen Theil des Bereichs unserer Binnenschiffahrt umfaßt und namentlich die in dem verflossenen Jahre auf den großen Seen so oft vorgekommenen Unglücksfälle nicht in sich begreift. Während des Jahres 1850 ereigneten sich auf dem Mississippi und seinen Nebenflüssen 124 Dampfschiff-Unglücksfälle. Von diesen sanken 49 Dampfschiffe, weil sie auf Senkhölzer oder andere Hindernisse stießen; bei 13 explodirten Dampfröhren; bei 9 die Kessel; 8 geriethen in Collision mit andern Fahrzeugen; 14 geriethen in Brand und 26 hatten anderweitige Unglücksfälle. Verloren gingen dabei 53 Boote und nach möglichst genauer Berechnung 324 Menschenleben.

Der Proletar.

Es zog der Knabe vom Vaterhaus
Hinaus in die Welt, in die weite;
Die Mutter sah mit Thränen heraus,
Der Vater gab ihm das Geleite,
Die Hoffnung gab ihm Vertrauen und Muth,
Und Arbeit, sie war sein einziges Gut.

Er reiste so in der Welt einher
Gar viele, gar viele Jahre,
Und Mühen und Arbeit und Sorgen schwer,
Die bleichten des Wanderers Haare;
Wohin er auch strebte, das falsche Glück
Wich immer und immer vor ihm zurück.

Vater und Mutter die waren längst todt
Und schliefen sanft unter Cypressen,
Doch den Knaben, blühend wie Rosen roth,
Den hatten sie Alle vergessen;

Kein Mensch erkannte den Proletar,
Der aus weiter Ferne gekommen war.

Ihn grüßte nur traurig der Lindenbaum,
Als einen alten Bekannten,
Der vor dem kleinen geliebten Raum
Des Vaterhauses gestanden,
Unter dem die Mutter den Säugling hielt,
Und froh der muntere Knabe gespielt.

Den Greis erfaßte es wunderbar,
Als er die Hütte erblickte,
Wo seine Wiege gestanden war,
An die Brust die Liebe ihn drückte,
Denn ach! keine Stimme rief ihn herein, —
Wer kann auf der Welt verlassener seyn!

Es drängt der Kummer den Pilger fort,
Die Zähre, sie netzt seine Wangen;
Still ist er und traurig durch den Ort
Der geliebten Heimath gegangen.
Zum letzten Mal zog er vom Vaterhaus,
Den Frieden zu suchen — das Lied ist aus.

Hermann von der Kinzig.

Mannichfaltigkeiten.

Ein magyarischer Flüchtling in Paris, der nach Amerika gehen will, ersuchte einen andern in London wohnenden magyarischen Emigranten, ihm zu schreiben, ob er dort Reisegeld bekommen könnte. Von diesem bekam er einen Brief, aus welchem das Magyar Hirlap Folgendes mittheilt: „Wenn du herkommst, so mußt du vor Allem uns meiden (der Schreiber gehört zur demokratischen Partei der in London sich aufhaltenden Magyaren), und wenn man dich nach uns fragt, so sage, daß du uns gar nicht kennst. So wird man dir helfen, sonst nicht, denn Hülfe wird hier je nach der politischen Meinung geleistet. Ich und einige andere Schlechtgesinnte glauben zwar, daß man mit den von fremden Völkern einfließenden Hülfsgeldern Dem helfen müsse, der wahrhaft bedürftig ist, und nicht Dem, der es zwar nicht so nothwendig braucht, aber ein Antidemokrat ist. Andere sind indessen anderer Meinung. Wenn du meinen Fingerzeig befolgst und dir Reisegeld versprochen wird, so gibt man dir plötzlich einen Menschen zur Seite, welcher dir einen Paß und ein Reisebillet löst, für dich die versprochene Summe nimmt, dich auf die Eisenbahn begleitet, dich aufsitzen läßt und dir erst, wenn die Locomotive sich in Bewegung setzt, dein Geld in die Hand gibt; ein paar Augenblicke sieht er noch deinem Train nach, ob du wirklich abgereist und nicht aus dem Fenster gesprungen seyst. Wenn Alles in Ordnung ist, macht der Emigrationsbarme die Anzeige, daß N. N. wirklich deportirt worden sey. Und jetzt komm, Kamerad, und sey glücklich."

In Berlin erscheinen gegenwärtig 87 Blätter. Darunter zunächst die folgenden 22 politischen und amtlichen Blätter: 1) Spener'sche Zeitung. 2) Vossische Zeitung. 3) Constitutionelle Zeitung. 4) Deutsche Reform. 5) Der Hahn. 6) Neue Preußische Zeitung. 7) National-Zeitung. 8) Neue Volks-Zeitung. 9) Preußischer Staats-Anzeiger. 10) Neues Preußisches Sonntagsblatt. 11) Urwähler-Zeitung. 12) Amtsblatt des Postdepartements. 13) Die Zeit. 14) Centralblatt für die Abgaben-, Gewerbe- und Handels-Gesetzgebung. 15) Gesetzsammlung. 16) Justiz-Ministerialblatt. 17) Militär-Wochenblatt. 18) Ministerialblatt für die innere Staatsverwaltung. 19) Mittheilungen zur Beförderung der Sicherheitspflege. 20) Mittheilungen des statistischen Bureaus. 21) Schulblatt für die Provinz Brandenburg. 22) Zeitschrift für Landes-Cultur-Gesetzgebung. Sodann 51 wissenschaftliche, kritische, Kunst- und Anzeigeblätter aller Art und 14 bloße Unterhaltungsblätter.

(Berdytschew, 1. Febr.) Keine Stadt im ganzen polnischen Rußland bietet ein so kolossales Bild merkantilischer Betriebsamkeit, industrieller Gewerbsucht dar, als unsere Distriktstadt Berdytschew (im Gouvernement Wolhynien). Es ist der Hauptort der Hebräer im russischen Polen. Mehr denn 20,000 Juden wohnen hier. Die unzähligen Buden des Städtchens sind mit einer bewunderungswürdigen Mannichfaltigkeit von Waaren und Fabrikaten aller Art gefüllt. Kaum berührt ein Reisender die Stadt, so wird er auch sogleich von allen Seiten angehalten; noch hatte er nicht Zeit gehabt zu sagen, was er wünscht, und schon läuft eine Menge von Faktoren herbei und belagert ihn in seinem Logis. In wenigen Minuten ist sein Zimmer überfüllt von allen möglichen Waaren. Nichts gleicht der Lebhaftigkeit, der Beweglichkeit, die in allen Quartieren der Stadt zur Zeit der Messe herrscht, ein fortwährendes Hin- und Herwogen auf den Straßen; mit lauter Stimme spricht man vom Gewinn des vorigen, von den Hoffnungen des nächsten Tages. Die Frauen prunken auf den Straßen in ihrem vollen Putz, die ganze Volksmasse bewegt sich auf ihnen langsam und ernst, wie auf einer Promenade. Am frühen Morgen sind alle Buden geöffnet, mit jeder Minute mehrt sich vor ihren Eingängen die Zahl der Käufer. Berdytschew besitzt einige bedeutende Handelscomptoirs, welche für mehrere Millionen Geschäfte in das Ausland machen. Es gibt in Rußland mehrere Messen, deren Umsatz viel bedeutender ist, als jener der Leipziger Messe, aber auf keiner findet man eine solche Thätigkeit und Beweglichkeit, nirgends kauft man billiger, wenn man Waarenkenner ist, als hier. Der jährliche Kapitalumsatz in Berdytschew beträgt 50 Millionen Silberrubel.

(Ein trauriger Abderitenstreich.) Im südlichen Frankreich herrscht die Sitte, daß Witwern oder Witwen, die sich wieder verheirathen, am Tage nach der Hochzeit eine Katzenmusik gebracht wird. Besonders stark und muthwillig sind diese Aeußerungen, wenn alte Personen auf den Einfall kommen, sich mit jungen zu verehelichen. Kürzlich ist man jedoch in einer Gemeinde des Departements der Nieder-Pyrenäen, zu Bidart, so weit gegangen, bei einer solchen Katzenmusik auch Schießgewehre in Anwendung zu bringen. Es erscheint kaum glaublich, aber durch die gerichtliche Untersuchung hat sich die für den Grad der dort herrschenden Einsicht eben nicht schmeichelhafte Thatsache herausgestellt, daß eine Anzahl junger Leute, die eben von der Jagd zurückgekehrt waren, vor dem Hause einer Tags vorher wieder verheiratheten Witwe sämmtlich ihre scharf geladenen Büchsen abschossen, wobei ein junges Mädchen, das aus Neugierde vor die Thür getreten war, durch zwei Kugeln getödtet wurde. Wenn das in Abdera passirt wäre, so würden die Franzosen auch heutzutage noch darin einen Beweis dafür finden, daß sie im Grunde viel klüger, als die alten Griechen, seyen.

(M. f. d. L. d. A.)

L. Es gibt eine Wahrheit, die nicht auf dem lauten Markte gepredigt oder entschieden wird, für welche die Edelsten aller Völker gekämpft und gelitten, und deren Sieg auch ohne Golgatha's und ohne Zerstörung der Menschenfreund so gerne hofft, da es der Sieg des Humanen und Göttlichen zugleich wäre.

(Die englische Presse von 1850.) Die Zahl der allein aus der Londoner Presse hervorgegangenen Novitäten oder Schriften mag auf 4400 geschätzt werden. Was die päpstliche Frage betrifft, so hat diese in dem einen Monat December 180 neu erschienene Schriften beigesteuert. Es sind glücklicherweise 40,000 Kanzeln im Lande, und wo so viel mündlich und allwöchentlich geäußert und gesagt werden kann, und zwar ohne Kosten, wird außerordentlich Vieles gespart, was sonst ganz gewiß im Druck erscheinen würde, zum Schaden einer großen Masse Papier und vielleicht zum Nachtheil des Rufs der Verständigkeit und Besonnenheit so manchen Schriftstellers. Die Zahl der Werke der Fiction in dem Jahr beträgt ungefähr 500. Ueber Rechtsgegenstände sind 1850 allein 250 geschrieben worden. Ferner 200 Bücher Reisen, und so fort den weiten Umfang geistiger Forschung und der Nützlichkeitsstudien hindurch auf jedem Weg und Gang menschlichen Fortschritts.

Frankfurter Theater.

Nach aller Erfahrung ist die Zuhörerschaft, welche der Aufführung klassischer Dramen beiwohnt, nur sehr klein und würden die Bühnendirektionen auf diesem klassischen Wege nicht im Stande seyn, den Bedürfnissen ihres Budgets zu genügen. Sollte es der Staat einmal so weit bringen, die Millionen, welche seine stehenden Heere und deren Zugehör alljährlich verschlingen, ersparen und auf andere Dinge, wie auf verbesserten Schulunterricht und Verbesserung so vieler Zustände verwenden zu können, so wird er hoffentlich auch der Bühne sich väterlich annehmen und ihr eine bedeutendere Stellung als seither anweisen können. Unsern Theaterinstituten, wie sie noch zur Zeit organisirt sind, kann nur Dasjenige zugemuthet werden, was mit ihrer materiellen Existenz vereinbar ist. Wir sind hier vorläufig auf fromme Wünsche angewiesen. Goethe's Egmont war auch dießmal nur wenig besucht und zwar von der kleinen Gemeinde Derjenigen, die an wahrer Poesie, an Fülle und Gedrungenheit des Gedankens, an Tiefe und Innigkeit der Empfindung, an ergreifenden und erhebenden Gemüthseindrücken sich gerne erfreuen mögen. Dieß in seiner Einfachheit so große, so ganz durchgeistigte Meisterwerk fand eine würdige Darstellung, von welcher wir nur die trefflichen Kunstgebilde des heitern, lebensfrischen und für sein Volk so warm empfindenden Egmont (Hr. Breuer), des mit dem ganzen Zauber der Poesie geschmückten Klärchens (Fräul. Janauschek) und des strengen aber gewaltigen Alba (Hr. Reger) andeuten wollen. Solche Vorstellungen treten immer gleich Feststunden aus dem gewöhnlichen Leben und Treiben der Bühne anregend und veredelnd hervor.

Zum Vortheile der Regisseure der Oper und des Schauspiels, der Herren Lincker und Haake, fand am 19. d. M. eine überaus zahlreich besuchte Benefizvorstellung statt. Bei der reichen Mannichfaltigkeit unseres Repertoirs und der unermüdlichen Wirksamkeit unseres Theaters kommt auf dessen Regisseure ein gutes Theil von Arbeit und Anstrengung und es hat uns gefreut, daß solche Thätigkeit Anerkennung und Aufmunterung findet. Das erste Auftreten der Fräul. Mathilde Strauch, unserer freistädtischen Landsmännin, hatte auch Manchen herbeigezogen, und es wurde dem Erstlingsversuch ein Beifall gespendet, der wohl geeignet war, an der Schwelle einer neu betretenen Laufbahn zu ermuntern und zu freudigem Fortstreben auf derselben, die der Dornen ungleich mehr als der Rosen bietet, zu ermuthigen. Eine sehr ansprechende Persönlichkeit, viel Anlage zur plastischen Gestaltung und theilweise recht gelungene Momente haben wir hervorzuheben. Ueber den eigentlichen Umfang der Stimmmittel, wie über die dramatische Befähigung der Fräul. Strauch läßt sich bei der mit einem ersten Versuche immer verknüpften Befangenheit noch kein sicheres Urtheil feststellen und glauben wir uns dieses bis auf weitere Leistungen vorbehalten zu müssen. — Die Oper Belisar, in welcher Fräul. Strauch die Irene sang, wird bei uns, wie bekannt, ausgezeichnet executirt und von allen Mitwirkenden trefflich unterstützt. Besonders geschah dieß heute durch Hrn. Clement (Belisar) und vor Allem durch Mad. Behrend-Brandt, welche in der Durchführung der Partie der Antonina einen so imposanten Stimmenfond, so gediegenen Gesangvortrag und so viel dramatische Kraft und Frische entfaltete, daß wir dem stürmischen Beifall, der ihr gespendet wurde, unbedingt beitreten und diese Sängerin als eine Zierde unserer Oper bezeichnen müssen.

Hr. Carl Grunert, eben in Darmstadt gastirend, hatte die Benefizvorstellung mit collegialischer Bereitwilligkeit und Freundlichkeit unterstützt. Er spielte den Dominik im „Essighändler" und brachte uns zum Schluß des Abends seinen Meistervortrag von Schiller's „Glocke." Der Name und die hervorragenden Kunstleistungen dieses eben so reich befähigten, als durch seine umfassenden und gediegenen Studien zur Geltung in ganz Deutschland gelangten Mimen machen eine Auseinandersetzung seiner künstlerischen Bedeutung überflüssig. Ueber Hrn. Grunert haben Kunstfreunde und Kritiker ihr Votum abgegeben und ihm eine erste Stelle unter den Darstellern der heutigen Bühne nach Verdienst zugesichert.

W.

Korrespondenz.

Leipzig, 20. Februar.

Unter den zahlreichen Vereinen unserer Stadt, die sich das Wohl der Armen zu befördern zur Aufgabe gemacht haben, haben wir auch den Verein zur Unterstützung hülfsbedürftiger verheiratheter Bürgerinnen zu nennen. Derselbe hat im letzten Jahre sich wieder besonderer Theilnahme zu erfreuen gehabt, und außer den regelmäßigen Spenden aller Art auch 110 Rthlr. von der königl. Familie, 50 Rthlr. vom Stadtrath, 20 Rthlr. vom Banquier Bucher, 30 Rthlr. von B. von Mangersdorf und 200 Rthlr. von den Vorsteherinnen des Vereins als Geschenk erhalten. — Selten hat ein Unglücksfall, der eine Stadt betroffen, noch zu so nachhaltiger Hülfe Veranlassung gegeben, als das Feuer, das den größten Theil des armen Gebirgsstädtchens Oberwiesenthal vernichtet hat. Noch heute macht die hiesige Kreisdirektion 45 Rthlr. als nacheingegangene Beiträge bekannt. — Die zweckmäßigen Anordnungen zur Sicherung und Verschönerung unserer Straßen nehmen immer weiteren Fortgang. So hat unser Stadtrath jetzt wieder bekannt gemacht, daß die an einzelnen Häusern in Straßen und an öffentlichen Plätzen angebrachten Verkaufsbuden bis zu einem bestimmten Termin sämmtlich entfernt seyn müssen. Es ist dabei freilich zu beklagen, daß mancher arme Kleinhändler in große Verlegenheit gerathen wird, einen neuen, billigen Verkaufsort wieder zu erlangen.

Mannheim, 18. Februar.

Während in dem hiesigen Publikum allmälig der religiöse Fanatismus gegen Andersglaubende schwindet, sucht ein Theil der römischkatholischen Geistlichkeit solchen nicht nur zu unterhalten, sondern auch für das kommende Geschlecht fortzupflanzen. So hat erst vor kurzem ein hiesiger Kaplan in der Schule den empfänglichen Gemüthern seiner Schüler vorgetragen, „daß die Deutschkatholiken Heiden und verdammt seyen." Der Vorstand der hiesigen deutschkatholischen Gemeinde lehnte einen deßfallsigen Beschwerdeantrag ab, bedauerte übrigens die Erscheinung einer solchen, aus gemeinem Interesse oder der grassesten Ignoranz hervorgegangenen Handlung, indem er sich auf Jeremias 5. 13 berief und die Thatsache anführte, daß ein hiesiger Deutschkatholik allwöchentlich dreien Römischkatholiken, künftigen Collegen des obigen geweihten Mannes, einen Freitisch gebe und fragte, ob dieß vielleicht das Kennzeichen des Heidenthums des Deutschkatholicismus sey oder ob solche Thaten nicht gerade das Gegentheil bewiesen, nämlich darthun, daß die Deutschkatholiken das höchste Gebot Christi — die Liebe — nicht bloß als wörtliche Grundlage ihres Glaubens haben, sondern solche auch in die That übergehen lassen und sich dadurch gerade von den Heiden, unter welcher Form sie immer erscheinen mögen, unterscheiden.

Theater-Anzeige.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 48. Dienstag, den 25. Februar 1851.

Mozart.

Unter den hervorragendsten Komponisten der Neuzeit hat wohl keiner das weite Gebiet der Tonkunst in seiner vielseitigen Richtung so ganz umfaßt und in jedem Zweige derselben so vollendete Produkte geschaffen, als Wolfgang Amadeus Mozart. Von der Schöpfung einer Oper bis zu dem einfachen Liede, von der Erhabenheit einer Symphonie bis zu dem leichten Tanzstücke herab, sowohl im Ernsten, als auch im Komischen, tragen seine Werke überall den Stempel der reichsten Phantasie, der eindringendsten Empfindung und des feinsten Geschmackes. Sie haben eine Neuheit und Originalität, die seinen Genius aufs unzweifelhafteste beurkunden. Mozart will nicht erklärt, nur im Fühlen will er verstanden seyn: er ist ein Wunder, welches, der Ahnung und dem Gefühle allein angehörend, von keinem seichten Verstande berührt werden darf. Seine Werke ziehen, ungeachtet ihres ganz neu erschaffenen und alle bis dahin betretenen Bahnen hinter sich lassenden Charakters, durch ihre innere, reiche und alle Mittel der Kunst erschöpfende und doch zugleich himmlisch klare Vollendung den Dilettanten, wie den eigentlichen Musiker gleich mächtig an. So ist namentlich sein Don Juan ein Werk, in dem Alles erschöpft ist, was die Seele des Menschen in ihrer tiefsten Tiefe ahnet und empfindet, aus welchem uns der ewige Weltengeist selbst in seinem Hauche von Glauben, Liebe und Hoffnung anweht, ein Werk, das selbst in seiner sittlichen Tendenz zu einem jüngsten Gerichte für alle Verruchtheit wird.

Bach, Händel und Gluck, drei Namen, welche kein deutscher Mund ohne Stolz aussprechen wird, bezeichnen den glorreichen Eintritt unseres Volkes in die Geschichte der Musik; Mozarts Schöpfungen aber haben Deutschland auf den Gipfel des musikalischen Ruhmes gehoben; sie waren ein Glanzpunkt des achtzehnten Jahrhunderts für Deutschland, eine ganze Welt voll innerer Lust und Glück, und Glanz und Freude ist in Deutschland durch sie aufgegangen.

Wo und von welcher Seite wir diesen unsterblichen Meister anschauen mögen, — der Grundzug seines Charakters, die Grundfarbe seines ganzen Bildes war Liebe, eine die zärtlichste Liebe athmende Gesinnung. Wie er in seiner Jugend mit wahrhaft kindlicher Naivität Jedermann zu fragen pflegte, ob er ihn auch lieb habe? so war sein eigenes ganzes Innerstes auch überfüllt gewissermaßen von dieser Zärtlichkeit, dieser Sehnsucht zur Menschheit. Wohl hatte er Händel und Bach, Joseph Haydn und Gluck als Vorbilder; er hatte sie studirt; als er aber selbstständig, mündig geworden war in der Kunst und selbst schaffend sich wegwandte von ihren Werken, da trat er auch nur auf mit jener seiner eigenen Gesinnung, und wie diese ganz Eigenthum des Herzens bloß ist, so erfüllte er natürlich am wahrhaftigsten und zunächst auch die Bedingung, welche das Herz, als erster Urquell des Schönen, stellt an Werke einer Kunst, die vorzugsweise die Kunst des Herzens, der Seele genannt zu werden pflegt.

Johann Chrysostomus Wolfgang Amadeus Mozart wurde am 27. Januar 1756 in Salzburg, der erzbischöflichen Residenzstadt, geboren. Er war das jüngste unter sieben Kindern, von denen er und eine um fünf Jahre ältere Schwester allein am Leben blieben. Haben wir bei Betrachtung großer Männer häufig Gelegenheit, der Verdienste ihrer trefflichen Mutter zu gedenken, so ist es bei Mozart insbesondere der Vater, welcher unsere Aufmerksamkeit zunächst in Anspruch nimmt. Leopold Mozart, der Vicekapellmeister des damaligen Erzbischofs von Salzburg war, zeichnete sich als Mensch und Künstler so sehr aus, daß er vermöge seines Charakters, seines Geistes, seiner Religiosität und seiner mannichfachen, für einen Musiker jener Zeit seltenen Kenntnisse eine Zierde jedes anderen Standes gewesen seyn würde. Seine Violinschule, nach welcher sich beinahe alle deutschen Virtuosen des vorigen Jahrhunderts gebildet haben, mehrere mit Recht geschätzte Kompositionen von Kirchenmusik und eine große Meisterschaft auf seinem Hauptinstrument, der Violine, bezeugen hinreichend den Umfang und die Gründlichkeit seines musikalischen Talents. Sein hauptsächlichstes Verdienst bestand aber in einer vorzüglichen Lehrmethode; denn sein Sohn hatte keinen anderen Lehrer auf dem Klaviere und in der Komposition, als ihn.

Wie bereits erwähnt, besaß Wolfgang eine ältere Schwester, deren eben so frühzeitige Talente weit mehr Aufsehen in der Welt erregt haben würden, wären sie nicht durch die des Bruders verdunkelt worden. Anna Marie, die man in der Familie Nannerl nannte, war sieben Jahre alt, als ihr Vater mit ihr den Klavierunterricht begann. Wolfgang zählte damals deren noch nicht drei. Bis dahin hatte man nur eine ungestüme Lebhaftigkeit und eine große Vorliebe für alle Spiele seines Alters bei ihm wahrgenommen. Von dem Tage an, an welchem Nannerls Unterricht anfing, wurde der Klei e ganz anders. Gespannt und aufmerksam wartete er, bis das Klavier frei wurde, um sogleich ebenfalls sich zu üben. Wenn man ihn ungestört ließ, so gewahrte man ihn ganze Stunden damit hinbringen, Terzen zu suchen, und sein Gesicht strahlte von Entzücken, sobald er einen übereinstimmenden Ton berührte. Der Vater beobachtete ihn und wußte nicht, ob er Gewicht darauf legen solle oder nicht. Doch wollte er einen Versuch machen. Man legte dem Kinde einen sehr kurzen Menuet vor. Nach einer halben Stunde spielte das Kind den Menuet so gerundet und im Takte, als man es nur erwarten konnte. Zu etwas längeren Musikstücken brauchte er eine Stunde, und kaum war ein Jahr verflossen, so diktirte Wolfgang seinem Lehrer Stücke, die er erdacht hatte. Er komponirte, ehe er eine Note schreiben konnte.

Unverkennbar groß war dabei der Einfluß der ganzen Umge-

bung auf den Wunderknaben. Harmonien und Töne waren die erste und die gewöhnlichste Sprache, die im Vaterhause sein Ohr vernahm; so lernte er auch den Sinn derselben eher finden und begreifen, als den der Worte des menschlichen Gesprächs; so erwachte denn auch in ihm frühzeitig der Trieb, in Tönen und Melodien das Wesen seiner Seele auszusprechen. Dem verständigen Vater entging diese Richtung nicht, welche die Natur mit seinem Sohne zu nehmen im Begriff war; er kam dem erwachenden Geiste, leitend und fördernd, nach musterhafter Methode musikalischer Unterrichtskunst überall zu Hülfe. Da er in seiner frommen Lebensansicht vollkommen überzeugt war, daß die Vorsehung ihn zum Werkzeuge einer außerordentlichen Erscheinung erkoren habe, so weihte er seine ganze Person der Pflege dieser Wunderblume, welche Gottes Gnade ihm hatte erblühen lassen.

Bis zur Selbstvergessenheit saß der kleine Wolfgang bei seinen musikalischen Uebungen oft in die tiefe Nacht hinein. Man mußte ihn vom Klaviere und vom Schreibtische abrufen, oft mit Ernst wegjagen, sonst hätte ihn vielleicht noch die aufgehende Sonne bei demselben angetroffen. Mit aller Innigkeit, Wärme und Kraft der Seele umfaßte er seinen Gegenstand; er ruhete und rastete nicht eher, bis er die Lösung der gegebenen Aufgabe gefunden, die eigene sich selbst vorgeschriebene vollendet hatte; — immer neue, immer schwierigere ersann sein selbstthätiger Geist, — und so war es denn natürlich, daß er in seiner Kunst riesenmäßige Fortschritte machte, — Fortschritte, welche die größten Erwartungen übertrafen und selbst den Vater, den täglichen Zeugen seiner erstarkenden Kraft, oft in das überraschendste, freudigste Erstaunen versetzten. Einst kam der Vater mit einem Freunde aus der Kapelle nach Hause. Sie trafen den kleinen sechsjährigen Tonkünstler mit der Feder emsig schreibend an. „Was machst Du denn da?“ fragte der Vater. „Ein Konzert für's Klavier; der erste Theil ist bald fertig.“ „Mag was Sauberes seyn! Lass' einmal sehen.“ „Nein, es ist noch nicht fertig.“ Der Vater nahm es ihm weg und zeigte nun seinem Freunde ein Geschreibe von Noten und ausgewischten Tintenflecken. Der Kleine wußte mit der Feder noch nicht recht umzugehen; er tauchte sie zu tief auf den Grund des Tintenfasses, machte natürlich viele Flecken auf's Papier, die er mit der Hand ausgewischt und zum Theil darauf fortgeschrieben hatte. Anfangs lachte man über diesen Galimathias von Noten; als der Vater aber die Komposition aufmerksamer betrachtete, blieb sein Blick lange starr auf das Blatt geheftet, bis endlich helle Thränen der Freude und Bewunderung seinen Augen entfielen. „Sehen Sie, Freund,“ sprach er gerührt, „wie dennoch Alles richtig und nach der Regel gesetzt ist! Nur Schade, daß sich's nicht spielen läßt, weil es zu schwierig ist.“ „Dafür,“ fiel Wolfgang ein, „ist es auch ein Konzert. Man muß es exerciren, bis man's herausbringt. Sehen Sie, so muß es gehen!“ Er fing nun an zu spielen, konnte aber nur so viel herausbringen, daß man erkennen konnte, welches seine Ideen gewesen.

Auf dem Klavier war Mozart schon in seinem sechsten Jahre Virtuos. Die bizarrsten Tonstücke von Seb. Bach, Händel und andern Meistern hatten für ihn keine Schwierigkeiten mehr.

Auf der Violine hatte er vor seinem siebenten Jahre noch keine eigentliche Anweisung erhalten, und es dennoch, durch eigene Uebungen, die er ohne Hülfe und Wissen seines Vaters angestellt, auf diesem Instrumente schon sehr weit gebracht. Einst, als Trios im väterlichen Hause geübt wurden, erbietet er sich, dabei die zweite Violine zu spielen. Der Vater verweis't ihm die kindische Bitte. Der Sohn fährt fort zu bitten. Der Herr, der die zweite Violine spielt, legt ein Vorwort für ihn ein. Unter der Bedingung, wenn er ganz leise accompagniren wolle, damit man ihn nicht höre, erhält er endlich die Erlaubniß dazu. Bald bemerkt indessen der Freund, daß er hier ganz überflüssig sey. Er läßt den Knaben allein spielen, legt seine Geige weg und blickt den Vater an, dem die Wonnethränen im Auge erglänzen. Wolfgang spielte bis ans Ende, und aufgemuntert durch den erhaltenen Beifall, behauptete er, auch die erste Violine spielen zu können. Man machte zum Scherze den Versuch und mußte herzlich lachen, als er auch diese, wiewohl mit lauter unregelmäßigen Applikaturen, doch aber so spielte, daß er nie völlig stecken blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Papiergeld.

(Aus dem Fränkischen Kurier.)

Geld regiert die Welt; ist ein altes Sprüchwort, in der That aber auch ein Wahrwort, weil Geld überall die meiste Geltung hat. Daß dieß wahr ist, beweisen unsere politischen und socialen Zustände und gewiß auch jener tyrolische Kapuziner, der, wie man in verschiedenen Blättern liest, das Geld zum Stoff einer Kanzelrede wählte und dafür „brummen“ mußte. Er nannte das österreichische Papiergeld Lumpengeld. In der Untersuchung gegen ihn sagte er: „Papiergeld ist aus Papier, Papier ist aus Lumpen, also ist Papiergeld „Lumpengeld“. Sr. Ehrw. dem Pater Kapuziner ist dieß Raisonement nicht zu verdenken, denn die Papiersechser klingeln nicht in der Terminirbüchse, sie modern im Opferstocke und sind ein schlechtes Aequivalent für Ablaßcourspapiere, Amuletten und „heilige Längen“. Mit einem Worte, Sr. Ehrwürden meinen, Papiergeld hätte, so wie die obigen Dinge und viele andere gesiegelte und nicht gesiegelte Papiere, keinen wirklichen, sondern nur einen eingebildeten Werth. Da man bei uns eben auch hört, daß unser gesegnetes Bayern noch mehr gesegnet werden soll, nämlich mit solchen Papierschnitzeln, genannt — Papiergeld, so ist die Sache eines reiferen Bedenkens würdig. Was ist Geld? Geld ist im gesellschaftlichen Körper, im Staate, was das Blut im thierischen Körper ist. Ist der Blutumlauf im letzteren gehemmt, oder sammelt es sich in Masse in einzelnen Körpertheilen, wo hingegen andere sich entleeren, oder löst sich das Blut auf, wird schlecht oder faul, so wird der Körper schwach, krank, zehrt ab und wird sterben, wie Beispiele lehren, wenn der Blutumlauf dieses Körpers, das Geld, gestört wird. Betrachten wir den Verlauf namentlich der beiden letzten Jahrhunderte, so finden wir ein Ausbeutungssystem organisirt welches geradezu darauf hinausläuft, den Blutumlauf im gesellschaftlichen Körper zu stören, einem Theil das Blut künstlich zu entziehen, das heißt zu schröpfen, um den andern Theil damit zu mästen. Das über die materiellen Kräfte gehende Besteuerungssystem ist dem Mittelstande sowie dem Proletariat in seiner aufzehrenden Gefräßigkeit nur zu bekannt, als daß wir viel darüber sagen sollten. Der römische Kaiser Augustus, der sogar — die Abtritte besteuerte und seinem Minister, der von dieser Besteuerung abgerathen hatte, ein Goldstück unter die Nase hielt, mit der Frage: „Stinkt es?“ auf dessen Antwort „ich rieche nichts“ — erwiderte: „Nun es kommt von jener von Dir angewiderten Steuer“, — dieser Kaiser würde sich bei uns nicht ganz fremd fühlen. Agiotage, Cours und Papiergeld, alle drei eng verwandt, wollen wir etwas näher betrachten, um zu sehen, welches Glück uns bei Einführung des Letzteren erwartet. Schon in frühern Zeiten bediente man sich, wenn Geldmangel einriß oder wenn die Regierungen Geld borgten, papierner Anweisungen, Kassenscheine, die, auf den Credit des Landes gestellt, im größeren Verkehr statt klingenden Geldes dienten. Dieses Mittel, den Verkehr nicht stocken zu lassen, war so lange zu entschuldigen, als der Verbrauch nicht Sache der Spekulation wurde. Allein bald zeigte es sich, daß man dieses Mittel der Abhülfe zum Mittel der Bereicherung umwandelte, durch die Agiotage,

d. h. den Handel mit Papiergeld, welches gekauft und verkauft wird, je nachdem der Geldkurs im Fallen oder Steigen ist. Dieser Papiergeldhandel berührte bisher nur die höheren reicheren Schichten der Gesellschaft; sobald man aber anfing, das Geld in Briefen auch auf den kleineren Verkehr auszudehnen, d. h. kleinere Münzsorten, als Thaler und Gulden, und endlich gar Scheidemünze in Papier auszugeben, da war der Grund zur Verarmung der unteren Volksschichten gelegt. Die Manipulation eines Süß, herz. wurtemb. Hofjuden und Finanzministers, der in Folge derselben gehenkt wurde, des Schotten Law, der in Frankreich vor dem Ausbruche der Revolution der neunziger Jahre der Finanzteufel des geplagten Landes war, so wie der christlichen und israelitischen Finanzspekulanten bis auf die neueste Zeit würden dem Forscher ein Getriebe im Geldschacher aufdecken, vor dem die Hölle schaudern müßte. Hierauf aber aufmerksam zu machen, ist Pflicht eines jeden Ehrenmannes, dem das Heil des Landes, das Wohl der arbeitenden Klassen am Herzen liegt, denn gerade die genannten Klassen, den Kleinbürger und den Arbeiter wird die allgemein werdende Cirkulation des Papiergeldes im Kleinen treffen. Das Papiergeld ist auf den Kredit gegründet, es hat gar keinen wirklichen Werth als den, welchen der Aussteller ihm andichtet; es ist eine Versicherung, daß der Inhaber eines solchen Papierschnitzels wirkliches Geld gut habe. Wer aber, fragen wir, lös't diese Versicherung, wenn der Aussteller keinen Kredit mehr hat? oder sind die politischen Verhältnisse der Jetztzeit geeignet, dem gegenwärtigen Staatensysteme Kredit zuzumessen?! — Abgesehen aber hiervon, so ist der Werth dieser Papierfetzen vom Cours und der Agiotage abhängig, und den Cours machen die großen Finanzmänner und ihre Mäckler gewiß zu ihrem und nicht des Arbeiters Vortheile, denn sie haben die Macht dazu. Das Telegraphenwesen, für jetzt dem Willen der Regierungen und ihrer Anhänger gehorsam, bietet die Hand dazu. Falsche Nachrichten, Lügen aller Art, erzeugen Unsicherheit im Werthe dieser Papiere, und der Kleinbürger oder Arbeiter, der am Samstage Abend 6 fl. Papier in der Tasche hat, kann dasselbe am andern Morgen auf zwei Drittel, die Hälfte oder am Ende auf gar nichts reduzirt sehen. Betrachten wir aber das Verhältniß Bayerns insbesondere zum Auslande, namentlich in Oesterreich, wo das Papiergeld schon länger im Kleinverkehr ist, so muß es einleuchten, daß wir in Kurzem über diese Gränze her von Papierzetteln überschwemmt seyn werden. Wir glauben dargethan zu haben, daß man von gewisser Seite absichtlich und mit System das Metall aus den Händen des Volkes schaffen will, um es für Eventualitäten auf fremden Banken anzulegen, und läßt dem armen Volke ein Geldsurrogat, das jener Kapuziner in jeder Hinsicht richtig bezeichnete, das, zu schlecht zu Fidibus, bei nassem Wetter in der Tasche verweicht und schließlich nicht einmal zum Abputzen der Fenster gebraucht werden kann.

Aphorismen.

Die prunkende Federzierde unserer Damenhüte wird dem ursprünglichen Besitzer, Vogel Strauß, abgejagt. Das schnellfüßige Thier wird von den Nubiern auf den schnellsten Rennern verfolgt, bis es ermüdet den betäubenden Schlag auf den Kopf erhält und ihm unter dem Zurufe: „Im Namen Allah's, des Allerbarmers!" die Kehle abgeschnitten wird. Wie gut stünde es mit uns, hätten wir von keinen Opfern menschlicher Eitelkeit und Verfolgung weiter Act zu nehmen, die auch im Namen des „Allerbarmers" gefällt werden, als von dem scheuen Vogel Nubiens!

„Gebt mir vier Zeilen eines Menschen, und ich werde ihn dadurch an den Galgen bringen" — pflegte Cardinal Richelieu zu sagen, und man weiß, wie er Wort zu halten wußte. Ob der neue preuß. Preßgesetzentwurf nicht noch mehr leistet? Er braucht nur e i n e Zeile, um nicht allein den Schreiber, auch den Redakteur, den Verleger, den Drucker, ja mit Hülfe moderner Interpretation, wohl auch den Papierfabrikanten zur „Ruhe und Ordnung" zu bringen.

Wer möchte immer schaffen oder immer ruhen! Warst du je auf einem Gipfel der Alpen und sahst die glühende Sonnenscheibe hinter rosigen Kuppen hinabsinken, tröstete dich da nicht, vielleicht unbewußt, der Gedanke, daß die leuchtende Kugel morgen wieder heraufsteigen werde, und wäre es dir nicht schauerlich gewesen, sie für immer s t i l l e s t e h e n zu denken?

Sind Glanz und Aufwand denn wirklich die würdigste Repräsentation einer großen Nation, oder auch nur dazu nothwendig? Dann müßten alle unsere Herrscher sich jedenfalls vor den Kaisern von China und Japan schämen. Um von Nordamerika zu schweigen, Bonaparte regierte als erster Consul die prunkliebende Gesellschaft des Direktoriums mit 500,000 Frs. Gehalt, und das deutsche Reich antichambrirte bei ihm lange, ehe der Purpur die Schultern des Corsen umfloß.

Die „N. Pr. Z." beschäftigt sich mit dem „Denken der Gedanken Gottes". Wie gut ist es — um menschlich zu reden — daß Gott nicht genöthigt ist, die Gedanken der „Neuen Preußischen" zu denken. L.

Mannichfaltigkeiten.

Die galvano-elektrischen Ketten von J. T. Goldberger sind gewiß jedem unserer Leser bekannt, wenn auch nicht durch den Gebrauch, so doch wenigstens durch die Anzeige derselben, welche in wahrhaft großartiger Weise durch in- und ausländische Blätter betrieben werden. Diese Betriebsamkeit erweitert Hr. Goldberger noch dadurch, daß er umfassende Jahresberichte über die durch seine Ketten erzielten Erfolge veröffentlicht, von welchen unlängst der dritte im Druck erschienen und ausgegeben worden ist. Dieser ist an Umfang einem starken Bande in groß Oktav gleich und vereinigt auf 160 eng- und zweispaltig gedruckten Seiten eine Masse von, nach den verschiedenen Ländern geordneten und mit jedesmaliger Namens- und Standesunterschrift versehenen Zeugnissen. Durch diese Anordnung ist dem Leidenden, der vielleicht über das Heilergebniß in einem speziellen Krankheitsfalle weiteren Aufschluß zu haben wünscht, bequeme Gelegenheit dazu verschafft, indem die ganze Sammlung leicht übersichtlich gemacht ist. Die beigegebenen Abhandlungen des Hrn. Sanitätsrath Dr. Strahl und des Hrn. Communalarzt Dr. Arnold enthalten ausführliche sachgemäße und lehrreiche Erläuterungen. Was nun schließlich die Heilkraft der genannten Ketten anbelangt, so bemerkt Hr. Goldberger im Beiworte zu diesem dritten Jahresbericht, daß es ihm nicht zustehe, als ihr Lobredner aufzutreten. Auch uns steht solches nicht zu und wir wollen den Bericht und die Atteste, deren Aechtheit durch den k. preußischen Polizei-Kommissarius Herrmann in Berlin beglaubigt ist, für sich selber sprechen lassen, indem wir uns auf die Anzeige der genannten Vorlage beschränken.

In der letzten Zeit hat Jenny Lind in Havanna gesungen, aber — oder vielmehr Barnum — Fiasco gemacht. Dieser Barnum zahlt ihr bekanntlich 150,000 Dollars, wofür sie sich zwei Jahre lang von ihm überall herumführen lassen und singen muß. Um recht viel zu verdienen, hatte er nun in Havanna die Eintrittspreise zu den Konzerten so unverschämt hoch gestellt, daß allgemeine Entrüstung die Folge davon war und die Havaneser sich verschworen, von der Sängerin so wenig Notiz zu nehmen als möglich. So ist es gekommen, daß Barnum bei der Reise nach Havanna einen Schaden von 15,000 Dollars haben soll. Auch dürfte, wie man sagt, sein Schaden noch größer werden, weil das Beispiel von Havanna den Amerikanern die Augen über ihre Thorheit geöffnet und sie von dem Lindfieber so ziemlich geheilt hat. Es wird demnach nicht unmöglich, daß zuletzt die Spekulation, bei welcher die Schwedin als halbe Sklavin eine eigenthümliche Rolle spielt, doch fehlschlägt.

Die ausgezeichnetste unter den jetzigen Sängerinnen soll eine junge Italienerin seyn, die Gräfin Alaimo, die in Florenz mit beispiellosem Erfolge aufgetreten ist und in der beginnenden Saison in London singen wird.

Für die Hinterlassenen Lortzings ist in Leipzig in drei Konzerten die ansehnliche Summe von 870 Thlrn. eingenommen worden.

Korrespondenz.

Mainz, im Februar.

Man hat dem hiesigen Publikum vielfach den Vorwurf gemacht, es habe nur Interesse an der Oper, nicht am Drama; man hat diesen Vorwurf bei Gelegenheit der Aufführung des Mosenthal'schen Drama's: „Ein deutsches Dichterleben“, von verschiedenen Seiten wiederholt; aber man hat Unrecht. Das Publikum ist hier, wie anderwärts kein für die Poesie begeistertes, wie zu Athen, sondern ein modernes, das der Gegenwart und ihren Bedürfnissen Rechnung getragen haben will, das urtheilt, ohne sich der kritischen Gründe klar bewußt zu seyn, das aber allerdings Gefühl hat für poetische Wahrheit und Schönheit, wenn sie anders in entsprechender Form geboten wird. Shakespeare's kolossale Schöpfungen sind der Form nach im Allgemeinen nicht den Anforderungen der Gegenwart entsprechend; sie können nur durch mimische Meister dem Publikum in ihrer Herrlichkeit vorgeführt werden. Aber wo sind diese Meister zu finden? Die modernen Dramatiker müssen darauf Rücksicht nehmen und die Wirksamkeit ihrer Produktionen nicht bloß von der Schönheit der Diction und consequenten Haltung der Charaktere, sondern mehr noch von der Totalität der poetischen Anlage und von der scenischen Anordnung erwarten. Eine Dichtung, die auch nur einigermaßen in dieser doppelten Beziehung Bedeutung gewinnt, wird, wie an deren Orten, so auch hier in Mainz freudig begrüßt. Wir erinnern hierbei an Griseldis, Sohn der Wildniß, Uriel Acosta u. a. Mosenthal's Drama gehört in diese Kategorie. Es wurde bei der ersten Aufführung und nicht weniger bei der Wiederholung am 6. Febr. beifällig aufgenommen, wozu die Bekanntschaft mit dem Dichter Bürger und seinen Schicksalen das Ihrige beigetragen haben mag. Es herrschte eine ungetheilte Aufmerksamkeit, daß man selbst Molly's hingehauchten Worte: „Hurre, hurre — graut Liebchen nicht vor Todten“, deutlich verstand. Mitunter folgte der gelungenen Darstellung großer Applaus. Daß dieser indessen kein das Haus erschütternder war, daß kein donnerndes Bravo, kein Hervorrufen stattfand und stattfinden wird, da trägt die Dichtung die Schuld. Sie ist allzu sehr auf Thränen und Rührung berechnet. Eine langsam sich abwickelnde Sterbescene ist nicht mehr nach unserm Geschmack und dürfte auch vor dem Forum eines Shakespeare'schen Publikums wenig Gnade gefunden haben. Um solche Situationen ihrer Schwächlichkeit zu entkleiden, dazu gehört eine Energie der Motive und der Dichtung überhaupt, wie sie in „Romeo und Julie“ die Grabesscene entwickelt. — Uebrigens verdient unsere strebsame Theaterdirektion den Dank des Publikums für Vorführung und würdige Ausstattung des besprochenen Drama's. Es gehört trotz einzelner Ausstellungen den besseren und neuen Erzeugnissen der gegenwärtigen dramatischen Poesie an. Auch die Vorstellung selbst war durch den Fleiß und die Tüchtigkeit des darin wirkenden Personals wohl abgerundet und in allen Theilen gut ausgeführt.

Frankfurt, im Februar.

Die Rechenschafts- und Jahresberichte unserer milden Stiftungen und Wohlthätigkeitsanstalten über ihre Einnahmen und Ausgaben im vorigen Jahre wollen wir in ihren Hauptresultaten auch hier kurz erwähnen. Während die Einnahme der Spendesection des allgemeinen Almosenkastens sich im vorigen Jahre auf fl. 56,039 20 kr. belaufen, ist der Gesammtbetrag der durch die Spendesection verwilligten Unterstützungen fl. 83.925. 34 kr. stark. — Der allgemeine Almosenkasten, aus welchem die Armen aller christlichen Confessionen bisher reichlich unterstützt wurden, klagt in einer Ansprache an die Bürgerschaft über die Abnahme der früher so reichlich geflossenen Gaben. Bei den im vorigen Jahr von hier nach außen verwendeten großen Summen ist es bemerkenswerth, daß dem allgemeinen Almosenkasten außer einem Legat der Frau Grunelius von fl. 7000 und einem andern des Freiherrn Firnhaber von Eberstein von fl. 407 20 kr., im Ganzen nicht fl. 300 zugewiesen worden sind. — Das Pflegamt des Versorgungshauses zeigt eine Jahreseinnahme von Geschenken und Vermächtnissen im Betrage von fl. 4908 39 kr an, worunter wir als das bedeutendste Geschenk dasjenige von fl. 1000 von unserem Mitbürger Hrn. A. Grunelius beim Ableben der Frau A. E. Grunelius bemerken, sowie auch ein Legat von Hrn. Alexander Goullet sel. im Betrag von fl. 500. — Aus dem vom evangelisch-lutherischen Almosenkasten veröffentlichten 23. Jahresbericht über das Wachsthum und die Wirksamkeit dieser Stiftung entnehmen wir, daß die Zahl der Hülfesuchenden immer mehr wächst, während die jährlichen Beiträge stets abnehmen. Letztere hatten im Jahre 1834 fl. 10,641. 18 kr. betragen; bis zum 31. März 1850 sind sie auf fl. 6601. 39 kr. herabgesunken. Dennoch war die Anstalt in den Stand gesetzt, in dem letzten Rechnungsjahre, vom 1. April 1849 bis eben dahin 1850 fl. 13,117. 39 kr. (im vorhergehenden Jahre über fl. 14 000 und im Jahre 1847–48 über fl. 17,000) unter die Dürftigen zu vertheilen. Ihr Kapitalvermögen betrug am 31. März 1850 fl. 81,792 35 kr. — Während die genannten Anstalten den Betrag ihrer Rechenschaftsberichte dem Publikum nicht nur vollständig summirt vorführen, sondern auch ihr Kapitalvermögen, den dermaligen Kassenbestand und ihre sämmtlichen Ausgaben umfassend angeben, unterlassen solches dagegen die katholische Armenanstalt und das Waisenhaus, wodurch ein Ueberblick ihres Zustandes und ihrer Wirksamkeit unmöglich gemacht wird. Es wäre demnach zu wünschen, daß diese mangelhafte Berichterstattung hinfort beseitigt, wohl aber so detaillirt und umfassend, wie bei den anderen unserer hiesigen Wohlthätigkeitsanstalten eingerichtet würde. — Es ist im Interesse der hiesigen Armen zu wünschen, daß Frankfurts wohlthätige Einwohner zunächst der Heimath und der nahen Noth gedenken. Es wäre ferner sehr an der Zeit, wenn sich bald ein Comité bildete, das sich zur Hauptaufgabe machte, für die Linderung der Armuth in der Vaterstadt Sorge zu tragen.

B.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 25. Febr. **Alessandro Stradella**, Oper in 3 Abth., Musik von Flotow. Stradella: Hr. **Wachtel**, vom Stadttheater zu Würzburg. Vorher geht: **Der Verräther**, Lustspiel in 1 Akt. Klärchen: Fräulein **Auguste Hoffmann**.

Mittwoch, 26. Febr. **Der Taubstumme**, oder: Der Abbe de l'Epee, historisches Drama in 5 Abth., von Kotzebue, bearbeitet nach dem Französischen des Bouilly. Hierauf: **Herrn Hampelmanns Landpartie nach Königstein**, Lokalposse in 1 Akt und 5 Bildern.

Montag, 3. März. Letzter **Maskenball** im Stadttheater, verbunden mit einer Preisvertheilung von einem Jahres-Abonnement ins Parterre, für die schönste oder originellste Maske, mit einer Tombola mit lebenden Bildern und Fastnachtsscherzen. — Bestellungen auf Logen werden vom Cassier Peill entgegengenommen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 49. Mittwoch, den 26. Februar 1851.

Mozart.

(Fortsetzung.)

Nicht allein in der Musik, sondern in Allem, was man den kleinen Wolfgang lehrte, zeichnete er sich aus. Ein ganz besonderes Talent entwickelte er insbesondere für Arithmetik, die der Musik so nahe verwandte Wissenschaft; er wurde auch in der Folge ein gewandter Rechner, der die verwickeltsten Aufgaben mit Leichtigkeit zu lösen verstand. Sein Gedächtniß, von dem er ganz merkwürdige Proben ablegte, war in der That eben so außerordentlich, als sein schaffender Genius.

Mozart ging in sein sechstes Jahr, als der Vater die beiden Geschwister für weit genug in der Kunst vorgeschritten hielt, um mit ihnen in der Welt aufzutreten, und zwar in einer glänzenderen Welt, als Stadt und Hof von Salzburg in sich schlossen.

Nach einigem Aufenthalte in München, wo die beiden jungen Virtuosen den rauschendsten Beifall einernteten, begab sich die ganze Familie nach Wien, wo ihr mehrere einflußreiche Gönner bald Zutritt nach Hofe verschafften. Kaiser Franz I., ein Freund und Förderer der Kunst, unterhielt sich mehrmals mit dem kleinen Wolfgang, den er mit Gunstbezeugungen überhäufte, indem er ihn unter Andern auch mit einem Galakleide nach französischem Geschmacke beschenkte, das für einen Erzherzog angefertigt worden war. Man kann sich nichts Drolligeres denken, als das Bild unseres kleinen Helden in diesem glänzenden Kostüme, das in einem mit Borten besetzten Rocke, mit breiten, weit nach hinten abstehenden Schößen, einer ebenfalls galonirten, bis auf die Knie herabfallenden Weste, gepuderten, in einen Beutel zusammengefaßten Haaren, Aermelverzierungen, größer als der Kopf Dessen, der sie trug, kleinem dreieckigen Hütchen und einem Degen an der Seite bestand. Eines Tages sagte der Kaiser zu dem Knaben: „Es ist keine große Kunst, mit allen Fingern zu spielen; aber nur mit einem Finger und auf einem verdeckten Klaviere zu spielen, das würde erst Bewunderung verdienen." Statt einer Antwort spielte das Kind mehrere sehr schwierige Passagen mit einem Finger, dann ließ es sich auch die Klaviatur bedecken und spielte dennoch so gut, daß seine Zuhörer hätten glauben können, der Knabe habe sich durch lange Uebungen auf diese Art von Prüfung vorbereitet. Es war aber das erste Mal, daß er es versucht hatte.

Wolfgangs Talente und originelle Laune machte ihn auch zum Liebling der Erzherzoginnen, der Töchter Maria Theresiens. Zwei derselben führten ihn zur Unterhaltung in den Gemächern des Schlosses umher; weil aber der Knabe nicht gewöhnt war, sich auf den glatten Parketböden zu bewegen, so fiel er hin. Die ältere der beiden Prinzessinnen beachtete den Unfall nicht; die andere dagegen, welche ungefähr so alt wie Mozart war, hob ihn liebkosend auf. „Sie sind brav," sagte er zu ihr, „ich will Sie heirathen." Die Prinzessin theilte pflichtschuldigst diese Erklärung ihrer erhabenen Mutter mit, worauf die Kaiserin Wolfgang zu sich rufen ließ und ihn fragte, was ihn zu diesem, für ihre Tochter so schmeichelhaften Entschluß bewogen habe. „Die Dankbarkeit," erwiederte der Kleine, ohne sich zu besinnen, „sie war gut gegen mich, während ihre Schwester sich nichts um mich bekümmerte." Diese junge Erzherzogin, welche Mozart hatte heirathen wollen, war Maria Antoinette, die nachmalige Königin von Frankreich.

Nach der Rückkehr ins Vaterhaus ereignete sich die bereits geschilderte Scene mit der Violine.

Deutschland, in seiner damaligen Lage, war ein viel zu enger Schauplatz für ein so außerordentliches Talent, wie das unseres Helden. Der Vater, der dieß erkannte, beschloß, das Kinderpaar nach Paris zu geleiten. Doch schlug er nicht den nächsten Weg dahin ein, sondern reiste über München, Augsburg, Stuttgart, Frankfurt, Mainz, Koblenz, Aachen und Brüssel. In der französischen Hauptstadt gaben die Reisenden Konzerte, erhielten Einladungen in die ersten Gesellschaften, wurden dem Könige, der ganzen königlichen Familie und auch der Frau von Pompadour vorgestellt. Alle drei fanden ihre Rechnung dabei. Mozart, der Vater, schien mit den Louisd'ors, die er einnahm, zufrieden zu seyn; Nannerl erhielt hübsche Geschenke und Wolfgang durfte Leckerbissen von dem Teller der Königin nehmen und Ihrer Majestät auf Deutsch Alles sagen, was ihm durch den Kopf ging. Sein Geplauder, welches die Königin Ludwig XV. übersetzte, unterhielt selbst diesen blasirten Monarchen. Als Frau von Pompadour ihn nicht küssen wollte, sagte der Knabe: „Wer ist denn die da, daß sie mich nicht küssen will? Hat mich doch die Kaiserin geküßt!" Durch die vielfachsten Huldigungen ermuntert, entschloß sich auch Leopold Mozart, die ersten Versuche des jungen Komponisten zu veröffentlichen. Es erschienen in Paris von dem achtjährigen Knaben vier Klavier-Sonaten mit Violinbegleitung.

Nach einem Aufenthalte von fünf Monaten in Frankreich wandten sich die Reisenden dem Lande der Guineen und der alten Musik zu. Der Ruf war ihnen bereits vorangeeilt. England zollte dem kindlichen Genius den ehrenvollsten Tribut, und der Umgang mit den bedeutendsten Tonkünstlern, verbunden mit dem angelegentlichsten Studium ihrer Werke, äußerten den nachhaltigsten Einfluß auf Mozart. Den Sommer des Jahres 1765 brachte die Familie in Belgien und Holland zu, ging dann wieder nach Frankreich, über Paris, Lyon, durch die Schweiz nach Deutschland, verweilte in Donaueschingen bei dem Fürsten von Fürstenberg einige Zeit, und traf zu Ende des Jahres 1765, nach einer dreijährigen Abwesenheit, wieder in Salzburg ein. Die beiden folgenden Jahre — sein elftes und zwölftes Lebensjahr — verbrachte der Knabe theils in der Vaterstadt, theils zu Wien

im eifrigsten Studium. In letzterer Stadt dirigirte er unter Anderem an der Spitze der ganzen kaiserlichen Kapelle und in Gegenwart des Hofes die selbst komponirte Musik zur Einweihung einer Kirche. Nachdem der dreizehnjährige Künstler vom Salzburger Hofe zum Konzertmeister ernannt worden war, trat er seine wichtigste Reise an, die in das Heimathland der klassischen Musik, nach Italien. Er kam, um zu lernen, um die Blüthe der Tonkunst, den Gesang, auf seinem vaterländischen Boden zu beobachten, zeigte sich überall schon so reif, so vorbereitet und als einen so vollendeten Künstler, daß die für Musik enthusiastisch begeisterten, dabei abergläubigen Italiener der seltenen Erscheinung oft mißtrauten und irgend einen Zauberer, oder sonst ein höheres, über die Tonkunst gebietendes Wesen in ihm zu sehen wähnten. Wir übergehen die einzelnen Triumphe Mozarts in Mailand, Bologna, Florenz rc., und gedenken des auffallenden Beweises seiner vollendeten Künstlerfertigkeit, die er in Rom gab. In der Charwoche traf er daselbst ein. Das erste Musterstück des erhabenen feierlichen Kirchengesanges — jenes berühmte Miserere von Allegri, von welchem Abschrift zu nehmen den päpstlichen Musikern bei Strafe der Exkommunikation verboten, wurde in der Sixtinischen Kapelle gegeben. Mozart verschafft sich Zutritt. Was sein Ohr gehört, schreibt er zu Hause nieder. Zwei Tage nachher, am Charfreitage, an welchem das Miserere wiederholt ward, ist er wieder zugegen. Sein Manuscript im Hute haltend, bringt er nöthige Verbesserungen an, ergänzt das Fehlende, vollendet in seiner Wohnung die Arbeit und — wie erstaunt man, wie ertönt überall sein Lob, als er einige Tage darauf in einer Akademie auf dem Klaviere die ganze kritische Choralmusik des Miserere im Auszuge wiedergibt und die anwesenden Mitglieder der Sixtinischen Kapelle die Kopie dem Originale gleichlautend erklären müssen.

In Neapel glaubten die Schüler des Conservatoriums das Geheimniß von Mozarts Kunstfertigkeit (im Klavierspielen) in einem Ringe gefunden zu haben, den er am Finger der linken Hand trug. Die Eleven gaben ihrem Gaste zu verstehen, daß sie sich nicht mehr länger täuschen ließen, indem sie wohl errathen hätten, daß der magische Ring ihm über alle Schwierigkeiten weghelfe. Mozart legte hierauf den Talisman ab und fuhr fort zu spielen. Jetzt kannte die Bewunderung der Ungläubigen keine Gränzen mehr.

In Italien entstand auch Mozarts erste Oper, Mithridates, die in Mailand in ununterbrochener Reihenfolge 26 mal aufgeführt wurde.

Im folgenden Jahre, 1771, besuchte Mozart Italien zum zweiten Male. Er verdankte diesem Lande geläuterten Geschmack und einen reichen Schatz neuer Ideen und Kenntnisse. Nach der Rückkehr wurden seine Kompositionen immer abgerundeter, immer voller, immer mächtiger und geschmackvoller.

An deutsche Gründlichkeit und an die Anmuth italienischer Musik gewöhnt, überdieß zu einer hohen Selbstständigkeit erwachsen, in welcher beides wunderbar sich vereinigt fand, die Tiefe mit der Leichtigkeit, die Stärke mit der Zartheit, die ernste Erhabenheit mit der anmuthigsten Schönheit — so gereift und gebildet, war es natürlich, daß ihm die einseitige Musik der Franzosen nicht zusagen wollte. Bald kehrte er daher von seiner zweiten Wanderung, die er im Jahre 1777 in das Land der Moden unternommen, in sein Vaterland mit der Ueberzeugung zurück: er passe nicht für den oberflächlichen, französischen Dilettantismus. (Und in der That erkannte man jenseit des Rheins erst ein Vierteljahrhundert später Mozarts große Verdienste; seine Opern kamen dort erst 1805 oder 1806 — also 15 Jahre nach des Komponisten Tode — zur Ausführung.) Die Tiefe und Stärke der herrlichen Symphonie, die er für das Concert spirituel in Paris gesetzt, ahnete man dort kaum.

Im Jahre 1781 ließ sich der fünfundzwanzigjährige Künstler in der Kaiserstadt Wien nieder und widmete derselben von nun an vorzugsweise sein hohes Talent.

(Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen.

Nach der großen politischen Bewegung des Jahres 1830 erlangte die Reaction ihren Höhepunkt, als etwa 3 bis 4 Jahre verflossen waren. Die berüchtigten Wiener Conferenzbeschlüsse datiren bekanntlich von 1834. Die verschiedenen Landtage in Deutschland zeigten sich am reactionärsten in den Jahren 1833 und 1834. In jener Zeit war namentlich in der bayerischen Kammer die Opposition auf 6, 8 bis (höchstens) 10 Stimmen zusammengeschmolzen. Und doch waren es sogar die nämlichen Mitglieder wie auf dem stürmischen Landtage von 1831, einige wenige, die man entfernt hatte, ausgenommen. Schon auf dem nächstfolgenden Landtage besaß die Opposition eine dreimal größere Stärke.

Nach dem erwähnten Maßstabe der Entwickelung der vorletzten Reactionsherrschaft dürfen wir annehmen, daß dießmal die Rückschrittspartei der Zeit nach ihren Culminationspunkt bald erreicht haben wird. Schon sind drei Jahre seit dem Februar 1848 verflossen. Allen Bemühungen zum Trotze, wird freilich die Opposition nicht mehr zu so ganz winzigen Häuflein zusammenschmelzen, als damals, — wie denn überhaupt gar Manches nicht mehr möglich ist, was früher in Wirklichkeit hervortrat, wenngleich selbst in jenen Zeiten wenigstens ohne dauernden Erfolg. Man erinnere sich, wie 1828 in Baden Petitionen aus vielen Theilen des Landes an den Großherzog gerichtet wurden, des Inhalts: Er möge die Verfassung ganz aufheben! Freilich währte es nicht lange, bis das Jahr 1830 eintrat, und im Gegentheile eine Wiederherstellung der zuvor verschlechterten Verfassung, und überdieß eine Reihe tiefeingreifender freisinniger Gesetze brachte. Bei dem dießmaligen Siege der Reaction aber wagte es in Baden, trotz Kriegszustand und Standrecht, kein Mensch mit einem Vorschlage auf förmelle Vernichtung der Constitution aufzutreten.

Es ist eine gewöhnliche Erscheinung, daß, wenn eine politische Strömung einmal in einer Zeit zur siegenden geworden, fast Jedermann, von den Eindrücken des Moments beherrscht, deren Fortdauer auf lange hinaus annimmt. Wie sich indessen auch die schlauesten Köpfe dabei oft verrechnen, hat nicht nur das Jahr 1830, sondern eben so 1848 gezeigt. Vier Wochen vor der Februarrevolution schrieb bekanntlich Radowitz von Paris aus, Ludwig Philipp's Herrschaft habe nie so fest gestanden, deren Zukunft sey nie so unerschütterlich befestigt gewesen, als eben in dieser Zeit. Und wer hatte die Märztage in Wien, die Märztage in Berlin auch nur geahnet?

Freilich, die Reaction ist klüger, ist vorsichtiger geworden, sagt man. Nirgendwo hat man einen Umschwung der politischen Zustände öfter erlebt, als in Frankreich; nirgendwo hat man die Polizeieinrichtungen, überhaupt die Vorsichtsmaßregeln dagegen sorgsamer ausgedacht und angewendet als dort; und doch — was half es? Wie viele Umgestaltungen seit 1789 trotz aller Polizei, trotz aller Vorsichtsmaßregeln! Die Ereignisse kehren eben nie vollständig in der früheren Form wieder; was das vorige Mal am Platze gewesen wäre, ist es nicht mehr das nächste Mal. Und dann treten Momente ein, in denen jede reactionäre Macht fast wie durch einen electrischen Schlag gelähmt ist. Dagegen gibt es, zum Heile der Menschheit, kein Mittel.

Hätte die Reaction nach der großen Niederlage der Democratie sich zu mäßigen verstanden, so hätte sie den Wiederauf-

schwung der besiegten Partei noch einmal auf lange Zeit hinaus vereiteln können. Sage man nicht, es hätte neue Aufstände gegeben ohne die seitdem allenthalben ergriffenen Maßregeln der Strenge und der Verfolgung. Dieß wäre nicht möglich gewesen, weil bei dem ganzen Volke der Zeitpunkt der Erschlaffung auf die vorausgegangene Bewegung schon eingetreten war. Es galt, ehrlich alle gemachten Versprechungen zu erfüllen, und insbesondere auch das materielle Wohl des Volkes zu befördern. Die Reaction aber ist dahin gelangt, daß Niemand in der Welt mehr im Stande ist, sie von Innen heraus zu einem Halte zu bringen. Sie muß ihr Geschick erfüllen, hinabrollend bis zur tiefsten Stelle des Abgrundes. Ob wir dieses, und was damit zusammenhängt, wünschen oder nicht, — es ändert nichts an der Sache, wir müssen das Factum hinnehmen, wie es eben kömmt, wie es die Reaction in ihrem Siegesrausche selbst herbeiführt!

(Sp. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

Die Wiener Lustspielpreiscommission hat nach Abschluß der Concurrenz noch ein Lustspiel von Hackländer: „Der geheime Agent", erhalten. Laube und Halm, die es gelesen haben, halten es nicht nur für das relativ, sondern für das absolut beste, da es durchaus originell und höchst geistvoll ist. Laube wird es am Burgtheater zur Aufführung bringen.

Bei der großen Feuersbrunst, die in Francisco auf Californien wüthete, brannte auch ein großes Restaurationslocal ab. Während dasselbe noch brannte, konnte man beim Lichte der Flamme ein Placat vom Besitzer dieser Restauration lesen, worauf stand: „Geschäft verlegt nach der Montgomerystraße; Table d'hote täglich 2 Uhr; Speisen à la Karte zu allen Stunden, wie in dem gegenwärtig brennenden Hotel."

Hr. Pfarrer Röllin in Menzingen in der Schweiz, bekannt durch die Geschichte der Theresia Städelin, ist durch den Bischof von Basel als Vorsteher eines weiblichen Ordens aufgestellt, der sich der Jugendbildung widmen will und in seiner Pfarre und unter seiner Leitung dafür vorbereitet wird. Werden kluge Jungfrauen mit der Fackel der Wahrheit, oder thörichte mit dem ausgelöschten Lichte und dem stinkenden Qualm des Aberglaubens aus diesem Seminarium ausgehen und sich über die Schweiz verbreiten?

Mehrere ärgerliche Cölibatsgeschichten ereigneten sich seit kurzer Zeit in verschiedenen Kantonen der Schweiz. Auf der Bühne des Skandals lös'ten sich nacheinander ab: ein zelotischer Pfarrer im Kanton Freiburg, Kaplan Walser von Niederwyl, Kantons Zug, Pfarrer Kümmin von Wollerau, und der Vorsteher der spezifisch katholischen Schule zu Disentis, der Jesuit Päder. Die Unsittlichkeit und Unnatur dieser Frommen bestätigt ein altes Wort: „Ein Schalk kann unter der Treppe liegen, wenn ein Frommer darüber geht, ein böser Geist im Herzen seyn, während die Zunge nur Frommes spricht." Dem Laster gebührt der Abscheu. Dem unnatürlichen Zwangsgebote sprechen die Thaten den Fluch.

(Zürch. Z.)

In Danzig ereignete sich ein spaßhafter Justizakt. Ein diebisches Weib hatte einem Landmanne auf dem Langenmarkt ein Pfund Butter gestohlen. Der Bestohlene setzte der Diebin nach, erwischte sie und strafte sie damit ab, daß er das ganze Pfund Butter ihr ins Haar und Gesicht einrieb. Während diese nun bemüht war, die gesalzene Seife aus Mund und Augen zu wischen, faßte sie ein Gensd'arm beim Schopf und brachte sie ins Loch.

(Warschau, 19. Febr.) Das Institut der Kinderbewahranstalten nimmt auch hier zu Lande einen recht erfreulichen Fortgang. Vor Kurzem wurde auf den Gütern des Grafen Severin Lubinski, und zwar im Dorfe Gensie in Podlachien, die dritte Anstalt dieser Art feierlich eröffnet. Am folgenden Tage befanden sich in dem zu diesem Zwecke aufgeführten Gebäude 140 Kinder der dortigen Dorfbewohner; am dritten Tage steigerte sich die Anzahl der anwesenden Kinder auf 203.

(Dresden.) Eine romantische oder besser romanhafte Begebenheit, die sich hier ereignet hat, gibt noch immer Stoff zu epigrammatischen und lyrischen Bemerkungen und wird wahrscheinlich eine Fundgrube und ein Kreuz der Juristen. Ein vornehmer Fremder kommt in eines der hiesigen Krankenpflegehäuser, fragt an, ob eine Unverheirathete sich da befände, die unrettbar einem nahen Tode verfallen sey, und als sich eine solche in einem armen Bürgermädchen vorgefunden, läßt er sich mit ihr auf dem Mantel trauen, unter der Bedingung, daß sie ein auf mysteriöse Weise vorhandenes Kind legitimiren helfe, und setzt ihr dafür ein ansehnliches Jahrgeld aus. Nachdem das Alles geschehen, wird die neuvermählte junge Gräfin von Tag zu Tag wohler und ein Wunder scheint die Spekulation auf ihren baldigen Tod wenigstens zu nichte machen zu wollen.

Die Verwandten Nikolaus Lenau's lassen im Frühjahr auf dessen Grabstätte in Weidling bei Klosterneuburg eine granitene Pyramide errichten; sie wird mit dem in Erz gegossenen Brustbilde des Dichters, das der Verfertiger der Statuette, Hr. Hirschhäuter, vollendet hat, geschmückt seyn.

In der „Allg. Ztg." wird die Nothwendigkeit einer deutschen Kriegsflotte discutirt. Zur Bildung einer Nordseeflotte ist schon ein hübscher Anfang gemacht. Es besteht nämlich diese zur Zeit aus der Dampffregatte Hansa von 2000 Tonnen, der Segelfregatte Eckernförde von 1500, den Dampffregatten Barbarossa und Erzherzog Johann jede von 1200, der Dampfcorvette Ernst August von 850, den Dampfcorvetten Großherzog von Oldenburg, Frankfurt, Lübeck, Hamburg und Bremen jede von 550, der Segelcorvette Deutschland von 650 Tonnen und 27 Kanonenbooten, sämmtlich armirt und soweit bemannt, daß eine vollständige Completirung keine Schwierigkeit bieten kann. Die Offiziere und die Mannschaft sind im Kriegsdienste den Umständen nach soweit eingeübt, daß die ehrendsten Zeugnisse fremder Marineoffiziere darüber vorliegen. Wäre es da nicht in der That ein ewiger Schandfleck in der Geschichte Deutschlands, wenn, Angesichts der in Dresden stattfindenden Conferenzen über die Entwickelung des deutschen Handelslebens und über die Kräftigung des Bundes, beschlossen würde, die Schiffe und das bedeutende Kriegsmaterial zu verkaufen, die Matrosen zu entlassen, und die nur kriegsgerichtlich absetzbaren Offiziere auf Landgehalt zur Disposition zu stellen?

Korrespondenz.

Mannheim, 20. Februar.

Im Jahre 1847 den 10. August wurde in unserer Stadt eine s. g. Handwerker-Bank gegründet. Die Actionäre dieser Bank haben den Beweis geliefert, was die uneigennützige Association vermag. Sie haben der Bank eine Summe von 11,975 fl. ohne Zinsen übergeben, in der Absicht, den hiesigen Gewerbsleuten zu billigem Zinsfuße Darlehen und zwar von 10 bis zu 200 fl. zu verschaffen. Diese Darlehen können in zwanzig, und wenn es der Anleiher vorzieht, auch in weniger Theilzahlungen zurückgegeben werden. Der Zins wird zu Fünf vom Hundert berechnet und von der Woche an, in der eine Zahlung geleistet wird, hört auch der Zins für den zurückgegebenen Betrag auf. Beim Empfange des Darlehens wird eine Schreibgebühr von 1/2 prCt. berechnet. — Nach dem Rechnungsabschlusse pro 31. Dec. 1850 ist das eigne Vermögen der Bank durch Zinszahlungen ꝛc. für Darlehen auf 1405 fl. 16 kr. angewachsen. Seit dem Beginne der Anstalt wurden nämlich in 907 Darlehen 59,142 fl. ausgeliehen und davon 700 Darlehen nach und nach ganz und von den übrigen viele zu einem Theile, zusammen mit 49,014 fl. 45 kr. heimgezahlt. Rückständig, sind noch 207 Darlehen mit 10,127 fl. Jeder hiesige Bürger oder Bürgerswittwe, welche ein selbstständiges Gewerbe treibt, kann bei dem Geschäftsführer der Bank die Summe angeben, die er zu haben wünscht, und bezeichnet zugleich den Bürgen, der sich für die richtige Heimzahlung sammtverbindlich erklärt. Die Prüfungscommission entscheidet sodann, ob das Darlehen überhaupt und bis zu welchem Betrage es gegeben werden soll. Möchten nach dem Beispiele der hiesigen Handwerker-Bank bald ähnliche Institute in andern Städten gegründet und dadurch verhütet werden, daß der redliche Bürger, welcher durch Zufall oder Unglück in Geldverlegenheit gerathen, nicht Zuflucht bei Wucherern zu suchen habe, oder selbst in Leihhäusern, wo ebenfalls ein ungleich höherer Zins gezahlt werden muß, als bei einem Anlehen aus der Handwerker-Bank; denn nur dadurch, daß man von den socialistischen Ideen möglichst viel gute und zeitgemäße ins Leben ruft, steuert man einer Ueberwucherung der verderblichen.

Köln, 23. Februar.

Die Freunde des Löwe'schen Theaters und die des Hrn. Stollwerk geriethen in einen Conflict, in dem es sich um die Entscheidung handelte, ob das Drama: „Bajazzo und seine Familie“, von Marr, in ein Vaudeville-Theater gehöre oder nicht. Die Polizei war anfänglich negativer Ansicht und ertheilte dem Direktor des Vaudeville-Theaters die Weisung, das Stück im Repertoire zu streichen; gestern aber wurde das Drama wieder erlaubt und das finden wir ganz in der Ordnung, weil dasselbe auch in andern Vaudeville-Anstalten unangefochten gegeben wird; wir erinnern nur an Amsterdam und Paris und an folgende Volkstheater: an das Friedrich-Wilhelmstädtische und an das Königstädtische in Berlin, an das Thalia-Theater in Hamburg, an Breslau, Stettin, Leipzig und andere Städte. Es möchte übrigens auch schwer seyn, zu beweisen, daß manche Dramen nicht in ein Vaudeville gehörten, weil der Titel dazu nicht ausdrücklich berechtigt. Wie weit der Begriff geht, dazu führen wir ein eclatantes Beispiel an: Es kamen uns zwei Uebersetzungen der „Erzählungen der Königin von Navarra“ zu Gesicht, von denen eine als Lustspiel und die andere als Drama bezeichnet wurde. Wenn man sich also strenge an die Aufschrift eines Stückes hielte, so wäre die eine Uebersetzung desselben im Vaudeville zulässig, wo die andere verpönt ist. — Was den Gehalt des „Bajazzo“ anbelangt, so werden wir demnächst in einem ausführlichen Bericht über unsere Theaterverhältnisse auf denselben zurückkommen; hier erlauben wir uns für jetzt nur anzuführen, daß seit Jahresfrist keine Novität über unsere Bretter ging, die sich eines solchen Erfolges erfreut hätte.

Frankfurt, 20. Februar.

In der kürzlich stattgehabten alljährlichen Generalversammlung des alten Bürgervereins schilderte der Präsident, Dr. Spieß, in seiner einleitenden Rede das Gedeihen des Vereins mit glänzenden Farben. Er hält den Verein für eine Errungenschaft des März, für die einzige, die uns unverkümmert geblieben sey und bleiben werde. Die gesellschaftliche Verbindung der Stände — ja, die ist allerdings eine werthvolle Sache. Wer bürgt aber dafür, daß, wenn das frühere Bedürfniß der engern Verbindung aufhört, dieselbe nicht loser wird? — Aus dem von dem Vorstande erstatteten Bericht ergibt sich, daß der Verein zu Anfang dieses Jahres 1158 Mitglieder zählte, sich sohin im verwichenen Jahre um 44 Mitglieder vergrößert hat. Erfreulich ist, was der Präsident von den Verwendungen für die literarische und wissenschaftliche Abtheilung des Bürgervereins sagte. Der Verein hält jetzt ungefähr 60—70 Zeitungen und hat im vergangenen Jahre nicht weniger als 260 Schriften, lauter neueste Erzeugnisse der Zeitgeschichte, angeschafft. — Wegen käuflicher Erwerbung des am Ausgange der Eschenheimerstraße belegenen vormaligen Mühlens'schen Hauses (zeitweilige Stadtwohnung des Erzherzogs Reichsverwesers) waren, wie der Versammlung angezeigt wurde, Unterhandlungen mit dem Eigenthümer angeknüpft worden. Wie man aber heute wissen will, sollen dieselben von dem Letztern wieder abgebrochen seyn. B.

Einladung.

Unterzeichneter erlaubt sich, Freunde und Freundinnen der Pflanzenwelt — und wer wäre das nicht? — zu fünf populären Vorträgen

über den inneren Bau und das Leben der Gewächse

ergebenst einzuladen. Dabei dürfte der Gedanke neu und ihm eigenthümlich seyn, durch große transparente Tableaux die Wirksamkeit des Mikroscopes nach Möglichkeit zu ersetzen, dessen Vortheile zu benutzen und dessen Mangelhaftigkeit zu vermeiden. Dadurch wird es möglich, einen geordneten Blick in diese verhüllte Zauberwelt der zierlichsten Formen und des geheimnißvollen Waltens des Pflanzenlebens zu thun, wohin bisher fast nur das mit den schärfsten Waffen der Optik bewehrte Auge des Naturforschers drang.

Vielleicht darf der Unterzeichnete hoffen, daß sein Streben, die Naturwissenschaft zum Gemeingut Aller machen zu helfen, auch hier denselben Anklang finden werde, wie es in Magdeburg, Halberstadt, Ascherleben und Leipzig der Fall gewesen ist.

Die Vorträge finden statt: Donnerstag, den 27. d. M., Montag, den 3. März, Donnerstag, den 6. März, Montag, den 10. März und Donnerstag, den 13. März, Abends 5 1/2 — 6 1/2 Uhr im größeren Hörsaale des Senckenbergischen Stiftes. — Abonnementskarten zu 2 fl. und Einzelkarten zu 30 kr. sind bei Hrn. Gustav Oehler (Zeil) und in der Wohnung des Unterzeichneten (schöne Aussicht Nro. 6 eine Stiege hoch) bis 10 Uhr Vormittags und Abends am Eingange des Saales zu entnehmen.

Frankfurt, 24. Febr. 1851. Professor E. A. Roßmäßler.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 26. Febr. Der Taubstumme, oder: Der Abbe de l'Epee, historisches Drama in 5 Abth., von Kotzebue, bearbeitet nach dem Französischen des Bouilly. Hierauf: Herrn Hampelmanns Landpartie nach Königstein, Lokalposse in 1 Akt und 5 Bildern.

Montag, 3. März. Letzter diesjähriger Maskenball im Stadttheater. 1) Preisvertheilung von einem Jahres-Abonnement für die schönste oder originellste Maske. 2) Tombola (Glücksurne). 3) Einführung des Prinzen Carneval in Frankfurt a. M., arrangirt und ausgeführt von einer Gesellschaft hiesiger Künstler. 4) Lebende Bilder und Fastnachtsscherze. — Die geehrten Abonnenten wollen sich gefälligst über die Beibehaltung ihrer Plätze bis Freitag, den 28. d., Mittags 12 Uhr entscheiden.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 50. Donnerstag, den 27. Februar 1851.

M o z a r t.

(Fortsetzung.)

Der Erzbischof von Salzburg, der sich damals in Wien aufhielt, hatte Mozart dahin gerufen und Kaiser Joseph II. nahm dann seine Dienste in Anspruch. Wie dieser Regent in so vielen Stücken, auch in Sachen des verderblichen Geschmacks, für Deutschland sich als Radikalreformer ankündigte, so ging er unter Anderm auch damit um, die italienische Oper vom deutschen Theater zu verdrängen, und an ihre Stelle die des Vaterlandes zu setzen. Mozart traute er Arbeiten zu, über deren Werth das Publikum die Werke des Auslandes vergessen werde. Das erste Stück, welches Mozart für diesen Zweck ausarbeitete, „die Entführung aus dem Serail“ (1782), entsprach ganz den gefaßten Erwartungen, und wer vergißt nicht noch jetzt über dem Festgenusse, den die originelle Harmonie dieses geistvollen Singspiels bereitet, gern alles italienische Geklingel? „Zu schön für unsere Ohren und gewaltig viel Noten, lieber Mozart,“ sagte der Kaiser, der von der neuen tiefeindringenden Musik entzückt war, aber doch auch dabei den Einflüsterungen des Neides und der Kabale, mit welcher die italienischen Sänger und Komponisten den ihrem Interesse so gefährlichen deutschen Künstler im Stillen unablässig verfolgten, Gehör gegeben haben mochte. „Gerade so viel, Ew. Majestät, als nöthig ist,“ antwortete mit edlem Anstande der freimüthige Mozart. — Zeitlebens hatte er zu kämpfen gegen die Angriffe dieser Boshaften, die, in ihm ihren Unterdrücker fürchtend, sich alle ersinnliche Mühe gaben, entweder sein Künstlerverdienst zu verkleinern, oder sonst durch üble Nachrede seinem Charakter allerlei Makel anzuhängen. Ihr Haß ging so weit, daß sie seine Theaterstücke, bei der öffentlichen Aufführung derselben, durch vorsetzliche Fehler entstellten, um sie nach und nach außer Kredit zu bringen. Bei der ersten Vorstellung der Opera buffa: „La Nozze de Figaro“ (1786) — das bekannte französische Lustspiel von Beaumarchais, durch Metastasio in ein italienisches Singspiel umgegossen, dem, nach dem Plane des Kaisers, Mozart durch seine Musik auch auf dem italienischen Operntheater Eingang verschaffen sollte — sah sich Mozart genöthigt, weil aus ihrem allzuschlechten Spiele und Gesange unverkennbar die feindselige Absicht, das Stück auf einmal zu stürzen, hervorleuchtete, deßhalb beim Kaiser Beschwerde zu führen, der sie darauf in einer ernsten Warnung zu ihrer Pflicht zurückwies. Sein Talent war indeß zu überwiegend, sein Verdienst glänzte zu hell, als daß es der Kabale hätte gelingen können, mit Erfolg an der Verdunkelung seines Ruhmes zu arbeiten. Die Wiener hingen an ihrem Mozart mit inniger Liebe und Verehrung. Er genoß die Huld des kaiserlichen Hofes, die Gunst des hohen Adels, die Hochachtung und Freundschaft des viel vermögenden van der Swieten, anderer Männer von hoher Bedeutung nicht zu gedenken, und, was als das Vornehmste gerühmt werden muß, die ungeheuchelte Werthschätzung und Liebe der Tonkünstler, die als gleich verehrungswürdige Geister in ihrer Art ihm damals zur Seite standen. Das freundschaftliche Verhältniß, in dem er zu dem berühmten Schöpfer der „Alceste“ und „Iphigenie“, dem Ritter von Gluck, und zu dem noch berühmtern, unerschöpflichen Jean Paul in der Musik — Joseph Haydn stand, ist in der That einzig und beispiellos zu nennen. Beide verstanden am Ersten sein großes musikalisches Verdienst zu würdigen, so wie auf der andern Seite auch Mozart ihren Werken die größte Gerechtigkeit widerfahren ließ, und von ihnen gelernt, sehr viel gelernt zu haben unverholen gestand. Ihre Freundschaft war demnach auf gegenseitiger Hochachtung fest gegründet. „Könnte ich — so schrieb Haydn an einen seiner Freunde in Prag —, könnte ich jedem Musikfreunde, besonders aber den Großen, die unnachahmlichen Arbeiten Mozarts so tief und mit einem solchen musikalischen Verstande, mit einer so großen Empfindung in die Seele prägen, als ich sie begreife und empfinde: so würden die Nationen wetteifern, ein solches Kleinod in ihren Ringmauern zu besitzen. Prag sollte den theuern Mann festhalten u. s. w.“ — „Ich allein — sprach derselbe einstens in einer Gesellschaft, die über Mozarts Werke manch' absprechendes Urtheil fällte und begierig Haydns Endurtheil in der Sache abwartete —, „ich werde den Streit nicht ausmachen können, aber das weiß ich, daß Mozart der größte Komponist ist, den jetzt die Welt hat.“ Nicht anders handelte Mozart gegen Haydn, dem er eine Sammlung seiner schönsten Quartetts widmete. Sie gehören unter das Vorzüglichste, was Mozart je schrieb und was in dieser Gattung überall existirt. Jede Note ist in ihnen gedacht, keine Figur ohne Absicht angebracht. Seine Dedikation ist ein schöner Beweis von Mozarts Bescheidenheit und inniger Verehrung des großen Haydn. — „Das war Schuldigkeit — sagte er — denn ich habe von Haydn erst gelernt, wie man Quartetts schreiben müsse.“ Ein andermal bemerkte er einem nicht unrühmlichen Komponisten, der ihn auf allerlei kleine Nachlässigkeiten im Styl Haydnscher Kompositionen aufmerksam zu machen sich bemühte: „Nein, mein Lieber, hier ist der Tadel am unrechten Orte, denn wenn man uns beide zusammen schmelzt, wird doch kein Haydn daraus.“

Die feurigsten Bewunderer hatte Mozart an den tonkundigen und für wahre Schönheiten in der Musik so empfänglichen Böhmen. Die Prager trugen ihn fast auf den Händen. Seine seligsten Tage verlebte er in dieser Stadt. Häufig kam er dahin. Bei dem edlen Grafen Johann Thun, einem großen Kenner der Musik und der selbst eine vortreffliche Kapelle unterhielt, fand er Wohnung, Kost und Bequemlichkeiten aller Art.

Einer öffentlichen Anstellung und eines sichern Gehalts hatte sich Mozart zeither noch nicht zu erfreuen. Er lebte von den

unsichern, oft unordentlich eingehenden Belohnungen seiner Arbeit und Kunst, und von Geschenken, die seine Gönner ihm dann und wann zufließen ließen. Oft litt er daher Noth. Das Sparen hatte der Geniale nicht gelernt; auch ließ sich wohl nicht sparen in einer Stadt wie Wien, bei so unbestimmten Einkünften. Man kann indeß sagen, daß er sich selbst ein günstigeres Loos aus Gutmüthigkeit verscherzt habe.

Im Frühlinge des Jahres 1789 machte Mozart eine Kunstreise nach Berlin. Bei seiner Ankunft, gerade um die Stunde, in der das Theater seinen Anfang nimmt, erfährt er, daß eine seiner Opern, Belmonte und Constanze, gegeben werde. Ohne sich zum Umkleiden Zeit zu nehmen, eilt er ins Opernhaus. Er lauscht, er horcht, und zwar so aufmerksam, daß er nach einigen Minuten Alles um sich vergißt und laut zu denken anfängt. Bald freut er sich zu sehr über den Vortrag einzelner Stellen, bald wird er wieder unzufrieden mit dem Tempo, bald machen ihm die Sänger und Sängerinnen zu viele Schnörkeleien. Sein Beifall und Tadel spricht sich Anfangs nur in Geberden und durch eine Art von Brummen aus; bald aber übermannt ihn das musikalische Fieber. Er drängt sich, ohne es zu wissen, immer näher und näher dem Orchester zu, stößt seine Nachbarn, vergißt sich zu entschuldigen, brummt und summt die Melodien des Werkes vor sich hin, das er in Gedanken selbst leitet, und läßt bei jedem Fehler ein kräftiges Wort ertönen, oder spricht sein Mißfallen aus. Alle Augen folgen dem kleinen, unscheinbaren Männchen im schlechten Oberrocke, das sich während der Darstellung so auffallende Freiheiten herausnimmt. Einige lachen ihm ins Gesicht, Andere, die er im Genusse störte, werden ärgerlich. Schon spricht man davon, den Störenfried zum Theater hinauszuwerfen, der es wagt, in der Vorstellung einer Oper Mozarts einen solchen Lärmen zu machen. Er merkt's nicht, hört nichts, als die Sänger und das Orchester. Endlich kommt es zu Pedrillo's Arie: „Frisch zum Kampfe, frisch zum Streite ꝛc." Die Direktion hatte entweder eine unrichtige Partitur, oder fehlten die Musiker, genug, die zweiten Violinen griffen bei den Worten: „Nur ein feiger Tropf verzagt," jedes Mal dis statt d. Hier konnte Mozart sich nicht länger halten; er rief in seiner, freilich nicht sehr verzierten Sprache aus Leibeskräften: „Verflucht! wollt Ihr d greifen?" Alles sah sich um, und mehrere aus dem Orchester wollten wissen, wer sie so schonungslos angeredet hatte. Einige Musiker erkannten den Mann in dem alten Ueberrocke. Die Nachricht von seiner Anwesenheit verbreitet sich wie ein Lauffeuer durch das ganze Theater, und vom Orchester auf die Bühne, wo sie große Unruhe verbreitet. Die Sängerin, welche die Rolle Blondinens hat, erklärt, daß sie nicht weiter singe, indem sie eine plötzliche Unpäßlichkeit vorschützt. Als die Nachricht an den Musikdirektor gelangt, weiß dieser sich nicht anders mehr aus seiner Verlegenheit zu helfen, als daß er sich an den Urheber der ganzen Unordnung wendet, welcher unterdessen bis in seine Nähe vorgedrungen ist. In einem Augenblicke ist Mozart hinter den Coulissen und tritt mit den Worten zu der eingeschüchterten Sängerin: „Madame, was treiben Sie für Zeug! Sie haben herrlich, vortrefflich gesungen, und damit Sie's ein andermal noch besser singen, will ich die Rolle mit Ihnen einstudiren." Dieses Kompliment sammt dem Versprechen befreite die Musikfreunde aus der Gefahr, die ihnen drohte.

Den folgenden Tag sprach man in Berlin von nichts, als von der Veranlassung, welche beinahe die Vorstellung unterbrochen hätte. Mozart ist hier, hieß es überall. Er wurde bei Hofe vorgestellt und von dem Könige Friedrich Wilhelm II. äußerst gnädig aufgenommen. Der Monarch bot ihm die Stelle eines Kapellmeisters mit 3000 Thalern Jahresgehalt an. 3000 Thaler für Einen, der nicht mehr als 800 Gulden sicheres Einkommen hatte! Endlich sollte er die seiner würdige Stellung erlangen, um die er sich so lange und stets vergeblich bemüht hatte. Man kann es fast nicht begreifen, wie Mozart auf ein eben so verführerisches, als ehrenvolles Anerbieten mit Rührung zu erwiedern vermochte: „Kann ich meinen guten Kaiser verlassen?" Der König, welcher seine Verhältnisse in Wien wohl kannte, wurde bei dieser Antwort ebenfalls gerührt und setzte nach einer Pause hinzu: „Ueberlegen Sie sich die Sache; ich halte mein Wort, auch wenn Sie in Jahr und Tag erst kommen sollten."

(Fortsetzung folgt.)

Bei'm Antritt der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Ein trefflicher Aufsatz im „Morgenblatt" enthält, gegenüber der Influenza der politischen Entmuthigung, folgende beherzigungswerthe Trostesworte: „Die Weltgeschichte kennt keinen Rhein, der im Sande verläuft. Die Bewegung setzt nur aus, geht etwa unterirdisch fort und sucht nur festern Grund und Boden, um darauf das Haus zu gründen, das, wenn auch die Stürme kommen, keinen Fall thut. Was für eine Bahn will der Geist der Freiheit sich nun brechen? Was bedürfen die abgelaufenen religiösen und politischen Verwicklungen für eine Ergänzung? Was ist das Zeichen des Zeitlaufes, der nun von diesem Wendepunkte des Jahrhunderts seinen Gang gehen zu sollen scheint? Ein Blick auf die Eisenbahnen, die mit tausend Kräften und Händen von Meile zu Meile wachsen, auf die Dampfschiffe, die so eben Amerika auf vier bis fünf Tage dem alten Europa zu nähern im Begriff sind und bereits Amerika und Asien verbinden, ein Blick auf die ungezählten Klafter Kupferdrahts, die gelegt werden durch Länder und selbst durch Meere; ein Blick auf die Maschinen, die in stürmischer und gemessener Hast ohne Rast ihre Waaren zum Londoner Weltgang rüsten, zeigt hinreichend, daß es mit dem Weltuntergang heute und morgen noch gute Weile hat. Und da steht nun am Eingang der neuen zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts das gläserne Weltwaarenhaus am Hydepark der Weltstadt, um in kurzer Frist die Weltgewebe-Ausstellung in sich aufzunehmen. Ist's nicht deutlich vorgezeichnet, was geschehen soll, geschehen muß, damit die beiden vorigen Entwickelungsbahnen der neuen Zeit ihre endliche Erfüllung und Begründung erhalten? Wirkliche weltgeschichtliche Vorgänge und Entwickelungen bekunden sich dadurch, daß sie in die Tiefe des Volkes gehen. Erst hat die Religion alles Volk bis tief hinunter ergriffen, mußte aber ihr Bestehen noch im werdenden Staat suchen. Dann hat das Staatsleben alle Schichten durchwühlt, kann aber in sich selbst noch nicht die Unterlage finden. Jetzt muß alle Welt sich in die Wucht des Gewerb-Lebens werfen, damit dieses endlich Mittel und Weg, Grund und Boden für die zwei Mächte schaffe, die vor ihm waren und nach ihm kommen. Erst die Freiheit des Glaubens, aber noch nicht geformt und ohne Leib, dann die Freiheit des Staats, aber noch unerfüllt, unentwickelt und ohne Unterlage, nun die Freiheit des Gewerbes und des Handels, um den Boden für eine nicht bloß einseitige und abgezogene, sondern innerlich gediegene, äußerlich gefestete, verkörperte Freiheit zu erobern. Von diesem Gesichtspunkt aus begrüßen wir dankbar die bisher schon genug gescholtene, aber unvermeidliche Gewerbsamkeit, die mit ihren Maschinen der Menschheit noch gar manches Leid mehr anthun wird als sie schon gethan hat, und fassen mit fester, freudiger Hand an den Pfortenring, um Einlaß zu begehren in diese zweite Hälfte, in diesen neuen Anfangspunkt der schneckenförmig in sich kreisenden Weltgeschichte. Wir sehen den dunkeln Mächten und Geschicken, durch welche das Gute, das da kommen wird, sich hindurchkäm-

pfen muß, vertrauensvoll entgegen, aber nur weil wir des Zauberers sicher sind, der jene finstern Gewalten und Titanenkräfte, welche der sinnende, suchende, nach Glück und Geld jagende Menschengeist entfesselt, so zu bannen, ja zu überwinden vermag, daß über alle Zerstörungen, Einbußen und Schrecken hinüber das ewige Licht und das göttliche Recht und gesetzliche Freiheit das Ende der Tage krönt. Nach den ungeheuern Fortschritten der letzten zehn und zwanzig Jahre erscheint der mit Riesenkraft und Schnelligkeit sich entfaltenden Kunst der Maschine und der Gewerbsamkeit kein Hinderniß mehr zu groß: und das große Wort, das gleich am Ende der Schöpfung als unzerstörbarer Denkstein steht: „Seyd fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch unterthan und herrschet über Alles auf Erden", erhält zusehends seine vollkommene menschliche Verwirklichung. Bereits ist es der Phantasie erlaubt, mit der Weisheit und dem Ernst des Propheten zu verkünden, was vor drei Jahrzehnten noch wahnsinnigster Wahn gescholten worden wäre. Gewiß, die Masse todter, ruhender Völker und Länder wird von Tag zu Tag näher in den electrischen Strom des menschlichen Verkehrs und der menschlichen Bildung gezogen. Kein todter Fleck soll mehr auf Erden bleiben, den jener Strom nicht zu beleben vermöchte."

Ein Theaterskandal in Oran.

Im Theater von Oran ist, wie ein dortiges Blatt, „l'Echo d'Oran", schreibt, ein unerhörter Skandal vorgefallen. Es war Sonntag, gegen halb 10 Uhr, man befand sich mitten im zweiten Akt des Vie de Café, als der Knall eines Gewehres plötzlich die Augen nach der zweiten Galerie richtete. In demselben Augenblick vernahm man einen gräßlichen Schrei, ausgestoßen von einer jungen Frau, deren Kopf nur in momentaner Beleuchtung erschien, und ein brennender Pfropf, der auf die Bühne fiel, bezeichnete dem überraschten und bestürzten Publikum eine Loge der Vorbühne als den Schauplatz eines Mordversuchs. Der Ruf: „Au meurtre! à l'assassin!" erschallt von allen Seiten. Inmitten eines entsetzlichen Tumults und allgemeiner Verwirrung rennen Polizeidiener, Soldaten, Zuschauer auf die Loge zu, deren Thür sorgfältig verschlossen ist. Während man dran ist, sie einzustoßen, kommt der Mörder, der bisher den Augen des Publikums verborgen ist, zum Vorschein, er tritt an den Rand der Loge, steigt hinauf, sey es um zu entfliehen oder um sich hinabzustürzen, aber in demselben Augenblick klettert ein Soldat über die backsteinerne Zwischenwand, welche die zweite Galerie von der Loge der Vorbühne trennt, blitzschnell hinweg, packt den Flüchtling und man sieht zwei Männer in der Höhe von 36 Fuß in der Luft schweben, von denen der eine die äußerste Anstrengung macht, den andern mit sich hinabzureißen, der sich an die schwachen Säulen und das Gesimse der Loge mühsam anklammert. Inzwischen hat man die Logenthüre eingesprengt, und während das Opfer, schwer verwundet, jedoch mehr durch die heftigen Schläge mit dem Degenknopf, als durch die Kugel, die nur leicht gestreift hat, in ein benachbartes Kaffeehaus gebracht wird, um die erste Pflege zu empfangen, sucht man den Mörder zu halten, dessen zur Hälfte über die Galerie hinaushängender Körper die Uniform eines Offiziers der afrikanischen Jäger zeigt. Jede Erschütterung, jeder Stoß, jede Bewegung des Unglücklichen sind so heftig, daß man ihn bald nur noch an einem Fuß hat. Sein Rock ist halb zerrissen, seine Hosen hängen in Fetzen, und bei der umgekehrten Lage, in der er sich befindet, ist der obere Theil seines Körpers vollkommen nackt. Endlich ein letzter kräftiger Ruck und die letzten beiden Hände, die ihn noch halten, lassen los, und dumpf erdröhnt sein Sturz vom Boden des Orchesters. Ein Schrei des Entsetzens erhebt sich im Saal, Alles stürzt nach der Stelle, wo der Unglückliche, jedoch nur betäubt und mit starker Kopfquetschung, liegt, dann schleppt man ihn auf die Bühne und der Vorhang fällt. Mittlerweile sind die Polizeikommissäre, der dienstthuende Hauptmann, Soldaten, Gensdarmen und einige Zuschauer auf die Bühne gedrungen und umgaben den Mörder, der noch eine zweite geladene Pistole bei sich trägt. Einige Personen wollen ihm diese Waffe entreißen. „Bei Allem, was es Heiligstes in der Welt gibt, aus Mitleid", ruft er, „laßt mir diese Pistole. Ich gehöre einer ehrenwerthen Familie an, und will sie von der Schande retten." — Endlich schickt man sich an, ihn nach dem Polizeibureau zu führen, unterwegs entkommt er, versucht mehrmals, sich zu ertränken, und flüchtet sich zuletzt zu einem Freund, schreibt einen langen Brief an seine Familie, legt sich in ein Bett und schießt sich eine Kugel durchs Herz. Offenbar hatte man ihn entkommen lassen, um der Armee das Schauspiel eines für sie peinlichen Prozesses zu ersparen. Dieser junge Offizier hatte vor einigen Monaten eine Geliebte gehabt, eine gewesene Schauspielerin vom Theater zu Mostaganem, die unterdessen ein neues Verhältniß angesponnen. Eifersucht und Wahnsinn trieb ihn in die Loge, wo sie sich mit einer Bonne und einem kleinen Mädchen einer andern Schauspielerin befand. Diese beiden ließ er hinausgehen, verschloß dann die Thüre und der gräuliche Auftritt erfolgte. Der Zustand der Verwundeten soll keine ernste Besorgniß einflößen. Aber solche rohe Thaten sind ein nicht eben erbaulicher Sittenspiegel des französischen Afrika. Welche Verwilderung muß in dieser Isolirung von der gebildeten Welt allmälig einreißen?

Mannichfaltigkeiten.

(Stettin, 19. Febr.) Der hiesige General-Anzeiger enthält folgende Anzeige: „Am 15. d. M. hatte mein Sohn Louis — 5½ Jahr alt — das Unglück, auf einer über 6 Fuß tiefen Stelle mit dem Eise durchzubrechen. Während seine übrigen Gefährten bei diesem schrecklichen Anblicke davonliefen, ergriff ihn der 3¾ Jahre alte Sohn des Bauerhofsbesitzer Fr. Dittmer, Namens Wilhelm, bei den Haaren, doch entsank er seinen schwachen Händen; als derselbe aber aufs neue auftauchte, faßte ihn der kleine Held an einem Arm und hielt ihn so lange fest, bis seine 10 Jahre alte Schwester hinzukam, mit deren Hülfe es ihm gelang, meinen Sohn aus dem Wasser zu ziehen. Das Seltene dieser That, verbunden mit dem Gefühle der Dankbarkeit, veranlassen mich, dieß zu veröffentlichen. M. Glaser, Stolzenhagen."

Mieroslawsky schloß seine neulich am Grabe Sznaide's auf dem Kirchhofe Montmartre zu Paris gehaltene Trauerrede folgendermaßen: „Mögest Du, unser Gesandter an Gott, diesem unsere Klagen vortragen über unsere Qualen, Martern und Seufzer. Schon wieder bist Du auf dem Vorposten, dort, wo der Streit über unser Vaterland in letzter Instanz entschieden wird. Trete vor den Richter der Völker als Parlamentär, mit dem Schwert, das mit Deiner Heldenfaust zusammen gewachsen ist; laß ihn hören, wie viel Leiden uns die Ausführung seiner Befehle bringt; sag' ihm, wie seine Pilatus' uns kein Gehör schenken. Du glaubtest ja an Gott, als Du bei Waghäusel, das Gebrüll der preußischen Kanonen vernehmend, die Division auf die Knie fallen ließest, um Gottes Beistand für mich zu erflehen. Auch er wird an Dich glauben. Zeige ihm die Narben aus den Napoleonischen Kriegen; laß ihn mit dem Finger berühren die Lanzenstiche von Dembe; zeige ihm die Wunden, die Dir die

Jäger bei Wrokrzewnica geschossen, die Runzeln, die Dir die Qualen der Verbannung gefaltet, auch die durch deutsche Treulosigkeit zerbrochenen Rippen, decke ihm die Brust auf, die wie eine Granate zerplatzt ist, von den Schlägen eines polnischen Herzens. Wie ein Weiser die Hieroglyphen eines Obelisken, so möge der Herr der Gerechtigkeit Deinen Körper antasten, um auf ihm Deine Legende, die unseres Elends, die unzerbrechliche Ausdauer der Polen zu lesen. Führer der Carabiniers, die den Engpaß von Dembe mitten unter dem Hagel der Kartätschen durchbrachen, erbitte vom Allmächtigen eine letzte Charge auf unsere Unterdrücker; denn wir stehen abermals unthätig wie Reiterei dem Feuer gegenüber. Sollen wir bis zum letzten Mann sterben, ohne das Feuer erwiedert zu haben? Mit diesem Auftrage nehmen wir Abschied von Dir."

(St. Gallen.) Nachstehende Anekdote kann ich Ihnen verbürgen: Als das Dampfschiff „Delphin" das letzte Mal von Wallenstadt abfuhr, wollte ein armer Handwerksgeselle mit nach Zürich fahren; da er aber 2 Kreuzer zu wenig Geld hatte, nahm ihn der Kapitän nicht mit. Hätte nun der Handwerksgeselle 2 Kreuzer mehr Geld bei sich gehabt, so wäre er in jener unglücklichen Nacht ebenfalls ums Leben gekommen. Von 2 Kreuzern hing also hier ein Menschenleben ab.

(Berlin, 23. Febr.) Unter einer Anzahl Knaben war es vor kurzem in der Holzmarktstraße dadurch zu offenem Kampfe gekommen, daß einige unter ihnen, die preußische Kokarden an ihren Mützen trugen, von den andern als Treubündler aufgezogen wurden. Der Knabe Winter war hierüber so in Wuth gerathen, daß er ein ihm von einem Kameraden gereichtes Messer ergriff und damit einem seiner Gegner einen Stich in die Hand versetzte. Die hierdurch verursachte Blutung war ungewöhnlich stark, und der Verletzte in Folge dessen sehr geschwächt. Die Wunde heilte indeß bald, und der Knabe Winter wurde daher, weil nachtheilige Folgen nicht zurückgeblieben waren, nur der leichten vorsätzlichen Körperbeschädigung angeklagt und vorgestern vom Einzelrichter zu 20 Ruthenhieben verurtheilt. Die Zeugen waren meist Knaben.

(Heilbronn, 15. Febr.) Nach dem Schw. M. soll der regelmäßige Dienst unserer Dampfschifffahrt am 2. März wieder beginnen. Am 10. März wird ein drittes Dampfschiff in Dienst gesetzt werden, welches an jedem geraden Tage von hier nach Mannheim direkt fahren, außer dem Personentransport vorzugsweise dem Transport der Güter bestimmt seyn und am anderen Tag zurückkehren soll.

Für Freunde des Carnevals.

Am 2. März wird in den weiten Räumen des Darmstädter Hoftheaters ein großartiger Maskenball, zu dessen würdiger Ausstattung keine Kosten gespart worden sind und bei welchem alle dortigen künstlerischen Kräfte mitwirken, stattfinden. Unter den mancherlei Darbietungen der Kunst und der Unterhaltung haben wir als den Mittelpunkt des Ganzen die Veranstaltung eines großen Maskenfestes in 11 Bildern hervorzuheben. Aus dem hierüber im Druck erschienenen Programm ist zu ersehen, daß eine wahrhaft poetische Idee zu Grunde gelegt und in gleicher Weise nuancirt ist. Held Carneval, über die Alpen nach Deutschland gekommen, fühlt sich in den rheinischen Landen heimisch und will deßhalb dem alten Vater Rhein durch ein heiteres Fest seinen Dank bezeugen. Zu diesem Zweck erscheinen nun in den buntesten Gruppirungen und Mischungen Götter und Menschen, Nymphen und Feen, Ritter und Edelfrauen, der ganze Hofstaat des Rheines, seine Nebenflüsse u. s. w. In vorüberziehenden Bildern entfaltet sich ein Panorama der schönsten Gegenden des Odenwaldes, der Bergstraße, der Pfalz und des Rheingaues mit deren Städten und Dörfern, Klöstern und Kapellen, Kirchen und Burgruinen. Ferner entrollen sich die poetischen Erinnerungen der Vergangenheit, die sich an den Rhein knüpfen, namentlich die des Nibelungenliedes und der schönsten Rheinsagen. Mit einem großen, dem Altvater Rhein huldigenden Maskenzuge schließt Held Carneval das von ihm veranstaltete Fest. Bei der so geeigneten Räumlichkeit der Darmstädter Hofbühne und den vielseitigen ihr zu Gebote stehenden Mitteln, wie bei dem Fleiß und der Sorgfalt, die bevorstehendem Maskenball und dessen brillanter Ausstattung zugewendet werden, läßt sich nicht nur Ausgezeichnetes, sondern auch jedem Besucher eine höchst anziehende Unterhaltung Bereitendes erwarten.

Programm des Museums.

Freitag, 28. Februar.

1) Symphonie eroica von L. van Beethoven.
2) Ueber Natur- und Menschenleben auf den Carolinen von Hrn. von Kittlitz, vorgetragen von Hrn. Breuer.
3) Konzert für das Pianoforte in G dur von L. van Beethoven, vorgetragen von Hrn. Ernst Pauer.
4) Arie für Sopran aus: „Das Paradies und die Peri", von Robert Schumann, gesungen von Fräul. Jenny Hoffmann.
5) a. Nocturne von E. Pauer; b. la Campanella von W. Taubert; vorgetragen von Hrn. Ernst Pauer.
6) Fest-Ouverture in D dur von Eduard Kunz.

Der Anfang ist um 6½ Uhr; der Saal (im Weidenbusch) wird um 5½ Uhr geöffnet. Der Eingang ist nur vom Roßmarkt und von der Töpfergasse aus. Ohne Karte kann Niemanden der Eintritt gestattet und auf Damenkarten können auch nur Damen zugelassen werden. Eintrittskarten à 1 fl. 45 kr. sind bei Hrn. André (Haus Mozart) zu haben. Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 27. Febr. 1) Der Kaiser und die Müllerin, Lustspiel in 1 Akt. 2) Ouverture aus der Zauberflöte. 3) Arie des Tamino aus der Zauberflöte. 4) Komm her! Lustspiel in 1 Akt. 5) Scenen aus der Oper Norma (Arie und Duett). 6) Zwei Worte, Oper in 1 Akt. Tamino: — Sever: Hr. Wachtel (letzte Gastrolle).

Freitag, 28. Febr. bleibt das Theater geschlossen.

Samstag, 1. März. (Gastspiel der Kinder Ferdinand, Amalie und Cäcilie Wolfrabe und zum ersten Male): Nur Ruhe, Posse mit Gesang in 1 Akt. Vorher geht (neu einstudirt): Des Königs Befehl, Lustspiel in 4 Akten von Carl Töpfer.

Montag, 3. März. Letzter diesjähriger Maskenball im Stadttheater. 1) Preisvertheilung von einem Jahres-Abonnement für die schönste oder originellste Maske. 2) Tombola (Glücksurne). 3) Einführung des Prinzen Carneval in Frankfurt a. M., arrangirt und ausgeführt von einer Gesellschaft hiesiger Künstler. 4) Lebende Bilder und Fastnachtsscherze. — Die geehrten Abonnenten wollen sich gefälligst über die Beibehaltung ihrer Plätze bis Freitag, den 28. d., Mittags 12 Uhr entscheiden.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 51. Freitag, den 28. Februar 1851.

Mozart.

(Fortsetzung.)

Voll von dem ihm gemachten Vorschlage reis'te Mozart nach Wien zurück. Seine Freunde dringen in ihn, den ehrenvollen Ruf anzunehmen und ungesäumt seine Entlassung zu fordern. Lange schwankte er; endlich ließ er sich bestimmen. Er ging zum Kaiser und bat um seine Verabschiedung. Nachdem er sein Gesuch vorgetragen, entgegnete der Monarch bewegt: „Lieber Mozart, Sie wissen, wie ich von den Italienern denke, und Sie wollen mich dennoch verlassen?“ Mozart konnte der bittenden Sprache seines von ihm enthusiastisch geliebten Gebieters nicht widerstehen. „Ew. Majestät, ich empfehle mich zu Gnaden — ich bleibe!“ war seine Antwort und damit ging er nach Hause, ohne den günstigen Augenblick benutzt und ausreichenden Gehalt gefordert zu haben. „Der Teufel denke in solcher Stunde daran!“ sagte er seinen Freunden, die ihm den Vorwurf der Unklugheit machten.

Es lebte um diese Zeit in Wien ein Original mit Namen Schickaneder, Theaterunternehmer, Schauspieler, Dichter in gebundener und ungebundener Sprache, Librettomacher, Dekorateur und sehr häufig auch Komponist für die tragisch-komisch-lyrisch-tanzende Gesellschaft, deren Direktor er war; ein Mensch, unerschöpflich an Hülfsmitteln jeder Art, der sowohl auf der Bühne, als auch außerhalb derselben Geniestreiche machte, und weder in Geschäften, noch in der Wahl seiner dramatischen Combinationen zuverlässig, sonst aber, wie man sich auszudrücken pflegt, ein guter Kerl war. Ich vergaß zu sagen, daß dieser Zögling sämmtlicher Musen, dieses Universalgenie, auch sang, und daß seine Stimme, nach den Zeugnissen der Musikfreunde seiner Zeit, die Mitte zwischen dem Knarren einer Wetterfahne und der eines Bratenwenders hielt. Trotz seiner seltenen Talente behandelte ihn Dame Fortuna eben so, wie er selbst sich zuweilen erlaubte, Andere zu behandeln. Die blinde Göttin betrog ihn so, daß er eines Tages seine Kasse völlig leer sah. Es blieb ihm nichts übrig, als sein Haus zu schließen und die Rechnungen zu ordnen, welche das Gefängniß sicher liquidirt hätte. Unser Mann schien verloren. Allein noch ist nicht Alles verloren! Er ist Dichter, und zwar ein Dichter, dem es eben so wenig Mühe macht, die außer-dramatischen Ereignisse zu lenken, als die Stücke auf dem Theater. Die Katastrophe, die ihn bedroht, soll eine bewundernswürdige Entwickelung erhalten, die ihn in bessere Umstände, als je zuvor, und ihn, Schickaneder, unsterblich machen soll. Dazu bedurfte es aber der Beihülfe eines intimen und ganz ergebenen Freundes. Das ist kein Hinderniß. Schickaneder war der Pylades aller Oreste, bei denen es etwas zu schmausen und zu trinken gab. Seit vielen Jahren konnte er das eine oder das andere bei Mozart finden. Er hat den Charakter desselben gründlich studirt; er kennt ihn also genau und sieht sich folglich gerettet, denn das Publikum wird ihm wieder zuströmen, ihm Beifall zollen, und dabei kann es nicht fehlen, daß er, halb im Rausche, seinen Namen auf die Nachwelt vererbt. Er geht zu Mozart, und stellt diesem in passendem Pathos seine verzweiflungsvolle Lage vor und schließt mit der Erklärung, daß er auf ihn seine letzte Hoffnung setze.

„Womit kann ich Ihnen helfen?“ — „Schreiben Sie eine Oper für mich, ganz im Geschmacke des heutigen Wiener Publikums; Sie können dabei den Kennern und Ihrem Ruhme immer auch das Ihrige geben, aber sorgen Sie vorzüglich auch für die niedrigen Menschen aller Stände. Ich will Ihnen den Text besorgen, will Dekorationen schaffen u. s. w. Alles, wie man's jetzt haben will.“ — „Gut, ich will's übernehmen.“ — „Was verlangen Sie zum Honorar?“ — „Sie haben ja nichts! Nun, wir wollen die Sache so machen, damit Ihnen geholfen und mir doch auch nicht aller Nutzen entzogen werde. Ich gebe Ihnen einzig und allein meine Partitur, geben Sie mir dafür, was Sie wollen, aber unter der Bedingung, daß Sie mir dafür stehen, daß sie nicht abgeschrieben werde. Macht die Oper Aufsehen, so verkaufe ich sie an andere Direktionen, und das soll meine Bezahlung seyn.“ — Man kann sich denken, mit welcher Freude und unter welchen Betheuerungen unverbrüchlichen Einhaltens dieser edelmüthigen Bedingungen der Handel von dem bedrängten Theaterunternehmer eingegangen wurde. — Mozart machte sich an's Werk; er arbeitete Tag und Nacht, wobei er seine Gefälligkeit so weit trieb, daß er sogar einige Nummern mehrmals umarbeitete, die diesem schwer zu befriedigenden Richter nicht zusagten. Es blieb ihm übrigens keine andere Wahl, weil er sonst zu befürchten gehabt hätte, daß Schickaneder, wie es einmal seine unsaubere Art war, seine Partitur durch Einflicken von Stücken nach eigenem Geschmacke verdorben hätte. Die Zauberflöte erntete einen beispiellosen Beifall, der immer mehr zunahm, und den auch bald andere Städte theilten, denn in kurzer Zeit wurde sie schon auf mehreren auswärtigen Theatern gegeben, ohne daß eine Direktion sich deßhalb wegen der Partitur an Mozart gewendet hätte! Ein Werk, das lange Zeit beinahe Allen, die von Musik in Deutschland lebten, bis auf den unbedeutendsten Kopisten, Geld genug einbrachte, trug seinem Komponisten nichts, oder fast so viel als nichts! — Was that aber Mozart, als er den Streich erfuhr, den ihm sein Pylades gespielt hatte? „Der Lump!“ rief er aus, und den folgenden Tag setzte sich Schickaneder, wie früher, an seinen Tisch.

Mozart arbeitete noch an der Zauberflöte, als er einen anonymen Brief erhielt, welcher den Auftrag in sich schloß, eine Todtenmesse zu komponiren und die Anfrage, um welchen Preis und binnen welcher Zeit er sie liefern könne. Da er nicht den geringsten Schritt ohne seine Frau zu thun pflegte, erzählte er

ihr den sonderbaren Auftrag und äußerte dabei seinen Wunsch, sich in dieser Gattung auch einmal zu versuchen, um so mehr, da der höhere pathetische Styl der Kirchenmusik immer sein Lieblingsstudium war. Seine Frau rieth ihm zur Annahme des Auftrags, und Mozart schrieb dem unbekannten Besteller zurück, daß er das Requiem für ein gewisses Honorar verfertigen werde. Die Zeit der Vollendung könne er nicht genau bestimmen, doch wünsche er den Ort zu wissen, wohin er das vollendete Werk abzuliefern habe. Nach einiger Zeit erschien ein Bote, brachte nicht nur das bedungene Honorar mit, sondern auch das Versprechen einer beträchtlichen Zulage bei Uebergabe der Partitur, da er mit seiner Forderung so billig gewesen sey. Uebrigens möge er ganz nach Laune arbeiten. Doch solle er sich gar keine Mühe geben, den Besteller zu erfahren, indem es gewiß umsonst seyn werde. — Während dem erhielt Mozart den ehrenvollen Antrag, für die Prager zur Krönung des Kaisers Leopold die Oper: „La Clemenza di Tito“ zu schreiben, welchen er auch annahm. — Eben als er mit seiner Frau in den Reisewagen stieg, stand der Bote, gleich einem Geiste, wieder da, zupfte die Frau am Kleide und fragte: „Wie wird es nun mit dem Requiem aussehen?“ Mozart entschuldigte sich mit der Nothwendigkeit der Reise und der Unmöglichkeit, seinem unbekannten Gebieter davon Nachricht geben zu können; übrigens werde es bei seiner Zurückkunft seine erste Arbeit seyn, es käme nur auf den Unbekannten an, ob er so lange warten wolle, und damit war der Bote gänzlich befriedigt. — Nach der Rückkehr arbeitete Mozart Tag und Nacht mit unermüdlichem Eifer und einem Interesse, welches keines seiner früheren Werke ihm einzuflößen vermocht hätte. Es sollte sein letztes seyn. Die Ohnmachten, welche sich öfters eingestellt hatten, während er an der Partitur der Zauberflöte schrieb, erneuerten sich wieder, ohne daß er aber durch sie von seiner Arbeit sich hätte abhalten lassen. Seine Anstrengungen nahmen mit seiner Schwäche zu und jeden Tag wurden die Zufälle häufiger und schwerer. Seine Frau, durch diese Symptome, sowie durch die auffallende Schwermuth des Kranken beunruhigt, gab sich alle Mühe, ihn aufzuheitern und zu zerstreuen, und begleitete ihn an einem schönen Herbsttage im Wagen in den Prater. Hier sprach sich Mozart aus ahnender Seele über das Geheimniß des Requiems gegen sie aus: „Ich schreibe es für mich selbst.“ — Rastlos arbeitete er nun fort an diesem Werke, seinem eigenen Denkmale, oft bis zu gänzlicher Erschöpfung. Ja, noch am Tage seines Todes — den 5. Dec. 1791 — beschäftigte dasselbe seine Seele. Er ließ sich die bis auf Weniges vollendete Partitur an sein Bette bringen, überblickte das Ganze noch einmal mit aufmerksamen, von inniger Wehmuth getrübten Blicken und schied, Thränen im Auge, von seiner heißgeliebten Kunst und unmittelbar darauf vom Leben.

Bis auf die neueste Zeit deckte kein Stein des Künstlers Grab; doch blieb sein Andenken nicht ungeehrt. Sein Name wird unsterblich fortleben in den Herzen aller Derer, die dem Genius ächter klassischer Musik huldigen.

Die Umrisse von Mozarts Gesicht waren so eigenthümlich, seine Züge so marquirt, daß sie, wie die Umrisse der Köpfe von Friedrich dem Großen, oder von Sokrates, fast gar nicht verfehlt werden können. Seine Körperbildung hatte dagegen nichts Hervorstechendes. Er war klein, und sein Anblick mochte im ersten Augenblick die geniale Größe des Mannes nicht errathen lassen. Das Auge war mehr matt als feurig, ziemlich groß, mit schönen Braunen und Wimpern. Der Blick schien unstät und zerstreut, außer, wenn er am Klaviere saß, da änderte sich sein ganzes Antlitz! Ernst und gesammelt ruhte dann sein Auge, jede Muskelbewegung bezeichnete die Empfindung, die er durch sein Spiel ausdrückte und in dem Zuhörer so mächtig wieder zu erwecken vermochte. Zu bewundern war die außerordentliche Gewandtheit seiner niedlichen schönen Hände, welche er bei dem Klavierspielen so sanft und natürlich zu bewegen verstand, daß sich das Auge daran nicht minder als das Ohr an den Tönen ergötzen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Herr von Grenus in Genf.

Ein sehr gut unterrichteter Freund dieses reichen, aber wohlgesinnten Genfer Sonderlings, der jüngst mit Hinterlassung eines sehr bedeutenden Vermögens in Genf starb, erzählt folgende Einzelnheiten über diesen Baron von Grenus, der die Eidgenossenschaft zum Erben seines großen Vermögens eingesetzt hat, und dessen Persönlichkeit näher kennen zu lernen Jedermann interessant genug seyn mag:

Herr Grenus war einer der originellsten Menschen der Welt. Damit Du Dir eine Vorstellung von ihm machen kannst, sende ich Dir die ihm 1829 anonym zugeschickte Karikatur, die er dann selbst lithographiren und an seine Bekannte austheilen ließ. Er wohnte in seinem ungeheuren Hause, das mehr als 40 Zimmer zählt, durchaus allein. Dasselbe wurde, mit Ausnahme seiner Bibliothek, niemals gekehrt, eben weil Niemand es betreten durfte. Das Haus hatte vier verschiedene Ausgänge, wovon einer auf dem Dache angebracht war, um die Flucht zu erleichtern: denn Hr. Grenus wurde in dieser Abgeschlossenheit bisweilen von Furcht befallen. Er schlief und starb in einem der dunkelsten und unansehnlichsten Zimmer. Auf einem Tische bei seinem Bette lag stets eine geladene Pistole und ein Säbel. Noch sieht man in diesem Zimmer seine altmodischen Hüte und eine sehr merkwürdige Mütze, ein Bild unwandelbarer Treue, die den Kopf ihres Herrn während 53 Jahren bedeckte. Zu oberst im Hause befindet sich ein Zimmer mit einer Fallthüre, zu dem man nur durch eine Leiter gelangen kann. Hier brachte Hr. Grenus ganze Tage zu, wenn ihn Melancholie befiel. Von Wunderwitz getrieben, stieg ich hinauf, sah aber nichts als vier Wände und auf dem Boden eine große Seegrasmatrazze, das war das ganze Mobilar bei Lebzeiten des Hrn. Grenus.

Im Uebrigen ist sein Haus mit einer Menge merkwürdiger alter Waffen, prachtvoller mathematischer Instrumente und aller Arten von Kuriositäten angefüllt. Die Bibliothek ist reich an alten Werken. Auf Anordnung des Bundesrathes wurde ein Katalog angefertigt; das Beste wird er aber zurückbehalten. Hr. Grenus hinterließ auch viele Manuscripte über die Geschichte von Genf. Um der Versteigerung derselben vorzubeugen, soll der Bundesrath, wie mir versichert wird, einen Vertrag mit der Stadt Genf abzuschließen im Begriffe seyn, wonach diese Manuscripte der Stadtbibliothek überlassen würden. Man bedauert, daß Hr. Grenus seine Bibliothek nicht der Stadt Genf vermachte, wodurch die Versteigerung derselben und seines ganzen Mobiliars (die den 10. Febr. begann) hätte vermieden werden können. Es fand sich eine zahlreiche Menge ein und das Haus schien erstaunt über die vielen Leute. Die Gant wird unter der Aufsicht des Hrn. Generals Dufour, als Bevollmächtigter der Eidgenossenschaft, und des Notars Demole, gewesenen ersten Syndics der Republik Genf zur Zeit des 7. Octobers, abgehalten. Der Zufall führte hier zwei Männer zusammen, welche auf verschiedenen und oft conträren Wegen einen Namen in unserer Geschichte erlangt haben. Dieser Hr. Demole fand nun, was ich beinahe anzuführen vergessen hätte, in einem alten Kasten hinter einer schlecht verschlossenen Zwischenwand zwei Säcke an einem Nagel aufgehängt. Sie enthielten Fr. 30,000 in Gold und befinden sich muthmaßlich schon seit 1837 an dieser Stelle. Sollten noch mehr solche Funde gemacht werden, so müßte man

sich fragen, wo will man mit dem Golde hin? Die ganze Erbschaft steigt wohl auf 1,800,000 Fr., so daß der Eidgenossenschaft nach Abzug der Legate mindestens 1,200,000 Fr. übrig bleiben werden. (Korr. d. Bundes).

L. Schindelmeissers Abschiedskonzert.

Herr Kapellmeister Schindelmeisser hat nun die Leitung der Frankfurter Oper und den Direktionsstab ihres Orchesters niedergelegt und wird sich demnächst nach dem Orte seiner ferneren Wirksamkeit, nach Wiesbaden, für dessen Bühne er engagirt ist, begeben. So wechselt Alles im Leben, Minister und Volksvertreter, Herrscher und Beherrschte, Günstlinge des Glückes und Auserwählte des Mißgeschicks, — warum nicht auch Kapellmeister? Glücklich sind indessen Die zu preisen, welche aus solchem Wechsel das Bewußtseyn retten, ihren Beruf treulich erfüllt und die Achtung ihrer Umgebung verdient zu haben. Zu ihnen gehört Schindelmeisser. So ungern er einen Wirkungskreis verlassen mag, der ihm liebgeworden war, weil er seinem Talente eine würdige Arena bot, eben so ungern sehen wir ihn scheiden, weil er unserer Oper ein strebsamer und tüchtiger Lenker, unserm Orchester ein befähigter Meister gewesen. Für die Ungunst äußerlicher Verhältnisse, die ihn aus unserer Mitte entfernen, mag ihn die Anerkennung, die man dem Scheidenden zollt, entschädigen. Diese hat sich bei seinem Abschiedskonzert bewährt, indem die weiten Räume des Saales überfüllt und die Zeichen der Achtung und des Beifalls eben so einstimmig, als lebhaft waren. Nach Guhrs Hinscheiden an dessen Stelle berufen, war es für den Nachfolger keine leichte Aufgabe, sich bei unserm Publikum zu akkreditiren. Nicht nur dieß gelang Hrn. Schindelmeisser, sondern er entfaltete auch so viel Eifer und Thätigkeit, daß das Repertoire und die Vorstellungen an Mannichfaltigkeit und Gehalt nicht verloren und eine Anzahl neuer Tonwerke, unter diesen ganz besonders Meyerbeers Prophet, einstudirt und in einer Weise ausgeführt wurden, welche der musikalischen Einsicht des Dirigenten zur Ehre gereichten. Sein hier besprochenes Abschiedskonzert war in jeder Hinsicht anziehend und reichhaltig. Ohne in die Einzelheiten desselben einzugehen, sey hier nur berichtet, daß zwei größere Tonwerke Schindelmeissers, nämlich eine Symphonie in B dur und die Bearbeitung der Sonate pathetique von L. van Beethoven für großes Orchester executirt wurden. Der letzteren haben wir schon früher anerkennend gedacht, und die erstere ist eine Komposition, welche sich eben so sehr durch die Schönheit und Mannichfaltigkeit des melodischen und des harmonischen Elementes auszeichnet, als sie die gediegenen Kunststudien und die rühmliche Kunstrichtung ihres Meisters bekundet. Der wissenschaftlichen Kritik unserer Organe für musikalische Literatur die spezielle Würdigung der genannten Tonwerke überlassend, sey hier nur erwähnt, daß beide Kompositionen sich einer entschieden beifälligen Aufnahme zu erfreuen hatten und den Musikfreunden einen ungetrübten Genuß bereiteten. — Wenn wir nun Hrn. Schindelmeisser unsern aufrichtigen Dank für seine mehrjährige Wirksamkeit bei der hiesigen Oper und unsern herzlichen Scheidegruß aussprechen, wünschen wir zugleich, daß beim Austausch ihrer Kapellmeister, der HH. Schindelmeisser und G. Schmidt, beide Theaterinstitute gleich gut versorgt werden möchten. Doch was frommen Wünsche? Die Zeit wird entscheiden und nicht Parteiungen nicht Protektionen, nicht Anpreisungen, sondern nur wahres Verdienst, nur innerer Beruf und gediegene Leistungen können des Mannes Werth bekunden und seiner Wirksamkeit Anerkennung und dauernde Würdigung zuwenden! M.

Mannichfaltigkeiten.

(Heilbronn, 23. Febr.) Die Nachricht, daß nun auch das würtemb. Militär die deutschen Kokarden abzulegen hat, mag hie und da einen wehmüthigen Eindruck gemacht haben, doch ist den Heilbronnern noch ein Trost geblieben: sein Gemeinderath ist gegenwärtig mit der Sorge dafür beschäftigt, daß die Heilbronner Polizeisoldaten auch fernerhin an ihren Kopfbedeckungen den deutschen Farben getreu bleiben, und es soll die Entdeckung, daß dieselben an die Stelle der dreifarbigen Kokarden andere aufgesteckt haben, selbst noch ehe die Aenderung beim Militär angeordnet war, großen Unwillen, wenigstens gegen den noch unbekannten Urheber dieser eigenmächtigen Veränderung im Gemeinderath erregt haben.

(Heilbronn.) Das zweite Liederfest des schwäbischen Sängerbundes soll am Pfingstmontag, den 2. Juni d. J., in unseren Mauern abgehalten werden.

Die Gesammtzahl der Juden in der preußischen Monarchi betrug mit Einschluß von 962 im stehenden Heere dienenden am Ende des Jahres 1849: 218,773. Am Ende des Jahres 1846 betrug dieselbe 214,432. Also Vermehrung in diesen drei Jahren 4341. Von den obigen 218,773 lebten: 173,199 oder 79,17 pCt. in den Städten und 45,574 (20,83 pCt.) auf dem Lande, während bei den Christen das umgekehrte Verhältniß stattfand, nämlich 4,443,713 (27,58 pCt.) in den Städten und 11,668,701 (72,42 pCt.) auf dem Lande lebten. (C. C.)

Hoffnungslose Bürger sind gefährlich, denn sie sind auch furchtlos.

Wo das lebendige Wort gefürchtet wird, da bringt auch dessen Tod der unruhigen Seele keinen Frieden.

Die Elberfelder Pastoren müssen von Dr. Luther keine Ader haben, sonst glaubten sie nicht, daß die edle Musika, wie er sie nannte, des Teufels wäre. Sie haben die ganze Stadt in Aufruhr gebracht, weil ihr College Schröter ein Konzert besucht hatte. Nächsten Tages setzten ihm in öffentlichen Blättern eine Menge verfänglicher Fragen zu, z. B. ob Jesus ein Konzert besucht habe. Die Gemeinde, eine streng kirchliche, entschied den Streit. Kein Mitglied fehlte, als nächsten Sonntag der Pfarrer die Kanzel betrat und kräftig und trefflich sprach, wie gewöhnlich, und nicht wie die Schriftgelehrten. (Dorfz.)

In Prag ist ein deutsch-czechisches Wörterbuch, enthaltend 33,000 Wörter, zum Gebrauche für Wirthschafts- und Forstbeamte rc. von Fr. Spatny erschienen.

Auf den englischen Eisenbahnen wurden im verflossenen Jahr $31^3/_4$ Millionen Reisende befördert. Davon verunglückten nur 30 Personen und 3 kamen ums Leben.

In Würzburg ist der Ordensgeneral der Karmeliter aus Rom eingetroffen, um die bayerischen Klöster zu visitiren und den Mönchen neue römische Verhaltungsregeln zu geben.

Ich habe immer geglaubt, einem ächten Franzosen würde die Zeit leicht lang. Der Vicomte von Gardinville aber hat's 113 Jahre auf dieser Welt ausgehalten, nachdem er einem Dutzend französischer Regenten, der erste war Ludwig der Fünfzehnte, gedient hatte. Zuletzt hatte er sich freilich nach Deutschland in die Badeeinsamkeit zurückgezogen und starb in Homburg vor der Höhe.

Die Länge der gegenwärtig arbeitenden Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten beträgt 8797 Miles. Die Baukosten derselben beliefen sich auf reichlich 286 Mill. Dollars oder nahe an 61 Mill. L. St.

Die Miliz der Vereinigten Staaten besteht jetzt aus 2,006,090 Mann.

Die Gesammtzahl der im Jahre 1850 in den Vereinigten Staaten gebauten Schiffe und Fahrzeuge jeder Größe und Klasse betrug 1360 von 272,218 Tons Gesammtträchtigkeit.

Korrespondenz.

Köln, 23. Februar.

Köln verlegt sich, nachdem es zur Einsicht gelangte, daß auf dem politischen Gebiete wenig auszurichten ist, auf Projecte unschuldiger Natur. Kaum hat man in ein paar Häusern begonnen, um 5 Uhr zu Mittag zu essen; kaum ließ man einigen Spätessern Zeit, wieder zurückzukehren in das Geleise der Gewohnheit, da taucht die Gesellschaft „Germania" auf, den Leuten Gelegenheit zu bieten, ihr Leben zu versichern. Am andern Tage folgt dieser Versicherungsgesellschaft eine andere, „die Allgemeine". Wir werden also demnächst außer der Feuer- und Viehversicherung auch zwei Menschenversicherungen besitzen, wenn letztere Anstalten die Vorsicht haben, sich erst selbst gegenseitig zu versichern, denn beide würden sonst wohl mit ihrer Concurrenz nicht weit kommen. — Unser Carnevalfest wird in diesem Jahre einen Hauptreiz vermissen lassen, denn der Casino-Gesellschaft wurde von Seiten der Polizei schon die Weisung ertheilt, daß andere, als musikalische Vorstellungen, nicht zulässig seyen. Diese Maßregel trifft auch das neueste Schauspiel von F. Raveaux, das das im vorigen Jahre aufgeführte an Werth noch übertreffen soll, wiewohl es so harmloser Natur ist, daß keine Revolution nach der Aufführung zu befürchten war. — Der Wasserstand des Rheines, der wahrscheinlich im Frühjahre derselbe bleiben wird, da in der Schweiz zu wenig Schnee fiel und nicht genug Wasser zu Eis gefror, ist ein so niedriger, daß die Schiffahrtsgesellschaft die Güterfracht um 50 proCt. erhöhte. — Die Militär-Pferdeversteigerung schreitet hier unten ihrem Ende zu. Durchschnittlich wurden 40 Thaler für ein Pferd gezahlt, das vielleicht 100 kostete.

Frankfurt, 24. Februar.

Der von uns schon erwähnten Denkschrift des Verwaltungsraths der Taunuseisenbahn-Gesellschaft in Betreff der, der Gesellschaft von der großh. hessischen und von der herzogl. nassauischen Regierung, dann von dem Senate der freien Stadt Frankfurt angesonnenen Herabsetzung der Transport-Tarife dritter und vierter Klasse, entnehmen wir in Betreff der Taunusbahn folgende statistische Notizen, die mit Hinsicht auf den über ganz Deutschland nach allen Richtungen hin sich erstreckenden Betrieb der Eisenbahnen wohl von allgemeinem Interesse seyn dürften. Der Gesammtbelauf der während der zehnjährigen mit dem Jahre 1849 schließenden Betriebsperiode an die Actionäre vertheilten Dividenden berechnet sich zu fl. 1,752,000, von denen sohin durchschnittlich per Jahr fl. 14. 36 kr. auf die Actie zu fl. 250. Einzahlungskapital kommen. Die herz. nassauische Regierung bezog während dieser Periode an Gewerbsteuer von der Taunusbahn fl. 83,520. 55 kr. Das Erträgniß der dritten Wagenklasse in den Jahren 1841 — 1850 einschließlich ist gleich fl. 1,674,586. 6 kr., der vierten Wagenklasse fl. 1,655,357. 37 kr. Den Personentransport anbelangend, so war solcher in dem genannten Jahrzehent für die dritte Wagenklasse 1,735,635 Erwachsene und 68,119 Kinder, und für die vierte 4,425,381 Erwachsene und 194,751 Kinder. — Werden nun nach dem Ansinnen der befragten Regierungen die Transporttarife für die dritte Wagenklasse auf 11¼ kr., und für die vierte Wagenklasse incl. der Traglast auf 7 kr. per Meile herabgesetzt, so würde sich daraus für diese beiden Wagenklassen ein jährlicher Minderertrag von fl. 60,379. 19½ kr. ergeben. Erklärt sich gleichwohl der Verwaltungsrath bereit, der Gesellschaft in der nächst stattfindenden Generalversammlung vorzuschlagen: statt der bisherigen vierten Wagenklasse eine Stehklasse einzuführen und die Transporttarife 3. und 4. Wagenklasse nach dem Wunsche der genannten Staatsregierungen auf 14¼ kr. einschließlich des Freigewichts von 40 Pfd. und 7 kr. einschließlich einer Traglast dergestalt herabzusetzen, daß in der dritten Klasse die größten Entfernungen (Frankfurt, Biebrich, Wiesbaden) um 9 kr., die mittlere (Frankfurt, Kastel) um 6 kr. und die Zwischenstationen durchschnittlich um 3 kr. niedriger werden als bisher, der Tarif vierter Wagenklasse aber noch bedeutendere Ermäßigungen erleidet, im Uebrigen die sonstigen Transporttarife beibehalten und nach erfolgter Genehmigung der Generalversammlung die neuen Tarife 3. und 4. Klasse mit dem 1. Jan. 1852 ins Leben treten zu lassen, — so geschah dieß unter der ausdrücklichen Voraussetzung und Bedingung, daß die Gesellschaft von andern Lasten und Leistungen, durch gemeinsame Verständigung der hohen Staatsregierungen, ein für alle Mal befreit werde. Nur wenn dieß geschieht, können die der Generalversammlung vorzuschlagenden Ermäßigungen möglich gemacht werden. B.

Samstag, 1. März. Siebente Quartett-Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Waldhauser, Posch und Siedentopf im „Holländischen Hof". Programm: 1) Quartett aus F dur von Mozart. 2) Quartett aus A moll von Schubert. 3) Quartett aus B dur (Op 18) von Beethoven. — Billets zu fl. 1. 45 kr. sind in der Musikalienhandlung des Hrn. André und Abends an der Kasse zu haben.

Konzert-Anzeige.

(Frankfurt a. M.) Das nach Angabe der Subscriptionsliste auf den 27. d. M. bestimmt gewesene Konzert von Fritz Gernsheim mußte eingetretener Hindernisse wegen verschoben werden und wird den zahlreichen Unterzeichnern auf dasselbe eine deßfallsige weitere Anzeige durch die öffentlichen Blätter gemacht werden. — Die Harfenspielerin Fräul. Peters, die auf ihrer Kunstreise durch Bayern so lebhafte Anerkennung und überall freundliche Aufnahme gefunden hat, ist hier eingetroffen und beabsichtigt ein Konzert zu veranstalten, welches wir der wohlwollenden Beachtung der Musikfreunde zu empfehlen nicht unterlassen wollen.

Theater-Anzeige.

Freitag, 28. Febr. bleibt das Theater geschlossen.

Samstag, 1. März. (Gastspiel der Kinder Ferdinand, Amalie und Cäcilie Wollrabe und zum ersten Male): Nur Ruhe, Posse mit Gesang in 1 Akt. Vorher geht (neu einstudirt): Des Königs Befehl, Lustspiel in 4 Akten von Carl Töpfer.

Sonntag, 2. März. Die Entführung vom Maskenball, Posse mit Gesang in 3 Akten. Hierauf (neu einstudirt): Das Fest der Handwerker, komisches Gemälde in 1 Akt.

Montag, 3. März. Letzter dießjähriger Maskenball im Stadttheater. 1) Preisvertheilung von einem Jahres-Abonnement für die schönste oder originellste Maske. 2) Tombola (Glücksurne). 3) Einführung des Prinzen Carneval in Frankfurt a. M., arrangirt und ausgeführt von einer Gesellschaft hiesiger Künstler. 4) Lebende Bilder und Fastnachtsscherze. — Die geehrten Abonnenten wollen sich gefälligst über die Beibehaltung ihrer Plätze bis Freitag, den 28. d., Mittags 12 Uhr entscheiden.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 52. Samstag, den 1. März 1851.

Glaubensschwäche.

(Von Ludwig Hub.)

An einer Kraft, so hochgepriesen,
Es mir von jeher schon gebrach:
Im Zweifeln gleich' ich einem Riesen,
Jedoch im Glauben bin ich schwach;
Was ich nicht mit den Händen fassen,
Nicht mit den Augen sehen kann,
Muß ich zu glauben unterlassen,
Darin bin ich ein sond'rer Mann.

Beneiden möcht' ich jene Seelen,
Die immer glaubensmuthig sind,
Ob ihnen auch Beweise fehlen,
Die ihrem Führer folgen blind.
Von Zweifeln werd' ich stets beschlichen,
Der Glaube räumt dann rasch das Feld,
Mit meiner Wenigkeit verglichen,
War Thomas selbst ein Glaubensheld.

Nicht glauben kann ich zum Exempel —
Sagt's auch ein ganzes Priesterchor —
Der Ew'ge zöge einen Tempel
Dem andern als sein Wohnhaus vor;
Es will mir nimmermehr gelingen
Mit aller Aufwand meiner Kraft
Mich zu dem Glauben aufzuschwingen,
Der Drei aus einmal Eins sich schafft.

Daß Hunderte sich müssen schinden,
Nur einem Einz'gen zum Gewinn,
Mag Mancher in der Ordnung finden,
Mir will's durchaus nicht in den Sinn.
Mein Glaube kann es nimmer fassen,
Bringt man es mir auch noch so nah:
Das Elend sey nur für die Massen,
Das Glück nur für die Reichen da.

Mir fehlt's für Das noch an Beweisen,
Was kühn behauptet manches Blatt:
Es sey am glücklichsten zu preisen
Das Land, das viele Kronen hat.
Mich lassen kalt die besten Gründe;
Ich würde d'rin kein Unglück seh'n,
Wenn Einer auf der Stelle stünde,
Auf der jetzt Vierunddreißig steh'n.

Ich kann es bei dem besten Willen
Nicht glauben, daß es rathsam sey,
Der Völker Freiheitsdurst zu stillen
Kurzweg mit Pulver und mit Blei,
Und mögen es selbst Fürsten glauben,
Es sey des Staates erste Pflicht,
Zu mehren stets die Pickelhauben, —
Für meinen Theil, ich glaub' es nicht.

„Die Dresd'ner Konferenzen bringen
Die wahre Freiheit uns zurück;
Das Einheitsband wird uns umschlingen
Und mehren sich des Volkes Glück"; —
So mag der Staats-Anzeiger melden
Und uns weissagen großes Heil,
Zum Trost für alle Glaubenshelden, —
Ich glaube grad' das Gegentheil.

Jüngst hat man irgendwo gelesen,
Das letzte „Vivat Hassenpflug!"
In Kassel sey so laut gewesen,
Daß es der Wind nach Fulda trug.
Mag, wer da will, dieß immer glauben;
Es fällt mir ja im Traum nicht ein,
Die Meinung irgend wem zu rauben:
Fragt Ihr, ob ich es glaube? Nein!

Daß es — will's gleich vielleicht so scheinen —
Schon aller Tage Abend ist,
Und daß, wie uns're Schwarzen meinen,
Die Sonn' die Wiederkehr vergißt,
Dieß glaub' ich nicht, und wenn von Siegen
Zu Siegen eilt die Reaction;
Sie muß doch endlich unterliegen,
Ein Rächerblitz stürzt sie vom Thron.

So gibt es noch gar viele Dinge,
Von Tausenden mit Lust geglaubt,
Die ich, weil ich nicht rund sie bringe,
Mir zu bezweifeln hab' erlaubt.
So wird es fernerhin auch bleiben;
Und ändern wird sich nie mein Sinn:
Nicht meiner Schuld ist's zuzuschreiben,
Daß ich so schwach im Glauben bin.

Die Goldsucher am Sakramento-Flusse.

(Erinnerungen einer Reise in Californien im Jahre 1848. Nach dem Französischen mitgetheilt von August Marckhoff.)

I.

Ich landete, von Vera-Cruz kommend, am 22. Mai 1848 zu Neu-Orleans, wohin mich kaufmännische Geschäfte riefen. Ich erkundigte mich alsbald nach dem am Hafen zunächst gelegenen Boarding-House, und ließ mich mit meinem Gepäcke dahin bringen. Das Boarding-House ist bekanntlich ein Etablissement, das die Mitte hält zwischen dem Gasthofe und der bürgerlichen Wohnung; man findet dort häufig, fast immer — ohne von dem Comfort zu reden, den die bewundernswerthen amerikanischen Hotels bieten —, ein angenehmes Familienleben. Als ich, so gut es ging, mein Gepäck untergebracht hatte, ging ich in das Sprachzimmer hinab; das Frühstück war aufgetragen und man wollte sich zu Tische setzen. Drei Personen — unter den Gästen, die ich noch nicht kannte — erregten besonders meine Aufmerksamkeit. Die erste, ein junges Mädchen von 18—20 Jahren, gehörte unbestreitbar zu jenem schönen und kräftigen amerikanischen Geschlechte, welches die Ausschweifungen der Civilisation noch nicht zu Grunde zu richten Zeit gehabt. Die regelmäßigen Züge ihres frischen Antlitzes, ihre großen blauen Augen, ihr prächtiges kastanienbraunes Haar, ihre glänzende Gesichtsfarbe — obgleich ein wenig von der Luft gebräunt — bildeten ein, wenn auch nicht poetisches, so doch wenigstens sehr angenehmes Ensemble. Später erfuhr ich, daß sie die Tochter der Besitzerin des Boarding-House sey und Miß Annette B . . . . heiße. Die zweite Person war ein kolossaler Amerikaner, wahrscheinlich ein Kentuckier. Ich saß neben ihm. Sein Rock und seine Beinkleider von schwarzer Farbe, seine weiße Halsbinde, seine bis an's Ohr reichenden Vatermörder, sein frisch rasirtes Gesicht, seine frostige Miene, die er offenbar imposant zu machen suchte, gaben ihm so ziemlich das Ansehen eines Dorfarztes, der auf das benachbarte Schloß zu einer Consultation beschieden wird. Sein für die Morgenzeit zu strenges Kostüm kontrastirte eben so auf merkwürdige Weise mit den athletischen Formen und kolossalen Gliedern des Mannes. Kaum hatte er sich gesetzt — was er früher als Jedermann that —, so begann er mit wunderbarer Schnelligkeit die vor ihm befindlichen Schüsseln zu leeren. Gekochte und geröstete Fleischstücke, gesottene Fische, Eier, Gemüse, Früchte und Confitüren, Alles erhob sich bald pyramidenförmig auf seinem Teller. Die dritte Person endlich, welche nebst dem großen Kentuckier und der hübschen Miß Annette meine Aufmerksamkeit auf sich zog, befand sich am andern Ende der Tafel, mir fast gerade gegenüber. Es war ein Mann, dessen Alter sein durch die Sonne gebräuntes, knochiges und mageres Gesicht genau zwischen 20—30 Jahre zu bestimmen nicht gestattete. Seine dünnen Arme, seine schmächtigen Schultern, sowie seine schlanke Gestalt deuteten an, daß er keine solche Körperkraft besaß, wie mein Nachbar, der Kentuckier; doch glaubte ich in ihm eine jener kräftigen und aushaltenden Organisationen zu errathen, die wir Spanier mit dem Worte aguante (Widerstand) bezeichnen, und die, dem Rosenstrauch vergleichbar, leicht den Sturm aushalten, während die Eiche gebrochen und besiegt fällt. Dieser Mann mußte erst seit Kurzem — nach seiner glänzenden, aber von schlechtem Geschmack zeugenden Toilette zu urtheilen — zu Dem gehören, was man gewöhnlich „Welt" zu nennen pflegt. Seine Halsbinde wurde auf einem Hemde von gesticktem Battist von zwei großen Edelsteinen in reicher goldener Einfassung gehalten, welche letztere selbst mit kleinen Rubinen und Topasen besetzt war. Eine enorme Kette, von massivem Golde, umgab seinen Hals und schlängelte sich in die Tasche seiner Brokatweste herab; an dieser Kette befand sich eine ziemlich große und altmodische Uhr, deren Gehäuse mit kleinen Diamanten und kostbaren Edelsteinen übersäet war. Die Finger seiner feinen und schön geformten Hände verschwanden fast unter einer Bedeckung von Ringen jeglicher Art. In demselben Maße indifferent gegen das vor ihm stehende Frühstück, als der Kentuckier es zu schätzen schien, wandte sich diese merkwürdige Person von Zeit zu Zeit zu einem hinter ihrem Stuhle stehenden Diener, und forderte in fremdartigem Accente irgend einen kostbaren europäischen Wein, an welchem sie dann verächtlich nippte und den Rest der Flasche den Uebrigen anbot. Während der ganzen Mahlzeit genoß sie nur ein Ei und eine Orange. Dieser Mann hatte außer seiner übertriebenen Toilette und seines bizarren Aussehens auch noch durch den eigenthümlichen Ausdruck seines Blickes die Aufmerksamkeit eines Beobachters erregt. Obgleich seine Augen von Natur glänzend waren, so lag doch etwas Starres in denselben, was im ersten Augenblick von geringerer Intelligenz als gewöhnlich zu zeugen schien; doch belehrten mich einige verhaltene Blitze, die aus seinen Augen schossen, wenn diese sich auf die schöne Miß Annette wandten, Blitze, welche Jemand, der nicht, wie ich, mit den wilden Rothhäuten der Prairie verkehrt hatte, nicht bemerkt hätte, daß die beinahe idiotische Gleichgültigkeit meines vis-à-vis an der Tafel bloß eine täuschende Maske war, die seine Willenskraft seinem Gesichte auferlegte. Während man uns nun den Thee servirte, beschäftigte sich der Kentuckier, nachdem er sorgfältig seine Finger gereinigt, damit, das amerikanische Journal „The Daily-News" zu lesen. Zwei stark accentuirte und von tiefem Erstaunen zeugende „Oh! Oh!", die aus seinem Munde erschallten, machten alle Gäste aufmerksam.

„Wichtige Neuigkeit, Sir?" fragte ihn ein anderer Amerikaner.

„Ja, sehr wichtig."

„Können Sie uns dieselbe nicht mittheilen?"

„No," erwiederte der Kentuckier, nach augenblicklichem Nachdenken. „Diese Neuigkeit ist etwas Gutes, und je weniger sie bekannt wird, desto besser ist es."

„Dann durften Sie nicht Ihr Erstaunen so laut werden lassen. . . Ich werde sorgfältig die Daily-News lesen."

Der Kentuckier dachte von Neuem einige Augenblicke nach, bevor er antwortete.

„Ja, ich hatte Unrecht, oh! oh! zu rufen," sagte er endlich. „Doch vielleicht finden Sie diese Entdeckung nicht einmal mehr in dem Journal wieder."

„Es handelt sich also um eine Entdeckung?"

Der amerikanische Riese bemerkte wahrscheinlich, daß einer von seinen Fingernägeln nicht völlig rein sey, denn er begann mit seinem Tafelmesser daran zu schaben, statt zu antworten.

Nach beendigtem Frühstücke gingen die Bewohner des Boarding-House aus dem Sprachzimmer, mit Ausnahme jedoch des Kentuckiers, des Amerikaners, der ihn mit so wenig Erfolg gefragt, und des Mannes mit dem gebräunten Gesichte und der Masse von Ringen an den Fingern.

Dieser Letztere zündete nun — gegen den Gebrauch, der verbietet, in den Vereinigten Staaten in Gegenwart von Damen zu rauchen — eine dünne Cigarre von weißem Papier an. Der fragende Amerikaner nahm die Daily-News, um die von dem Kentuckier erwähnte Entdeckung zu suchen, während dieser, eine alte silberne Uhr hervorziehend, zu Miß Annette sagte:

„Ich habe fünf Minuten Zeit, mit denen ich nichts anzufangen weiß. . . Lassen Sie mich dieselben dazu verwenden, Miß, Ihnen die achtungsvolle Liebe, die ich für Sie hege, darzulegen."

Bei diesem so galanten Komplimente erröthete Miß Annette vor Vergnügen, während ihre Mutter mit einer Miene offenbarer Zufriedenheit lächelte. Der Kentuckier blieb auch nun während der fünf Minuten gerade vor dem Mädchen stehen, wobei

er sie mit eben so viel Aufmerksamkeit, als Kaltblütigkeit ansah, dann nahm er seinen Hut, setzte ihn auf den Kopf und ging hinaus, indem er zu seiner Braut sagte:

„Miß Annette, rechnen Sie stets auf mich . . . ich liebe Sie immer. . . . Uebrigens ist die Baumwolle um 10½ Prozent gefallen. . . . Auf Wiedersehen."

Kaum hatte sich der galante Kentuckier entfernt, als der Amerikaner, der immer noch die Daily-News las, einen Schrei des Erstaunens ausstieß, wobei er rief:

„Ha, by God! wenn die Nachricht wahr ist . . . das ist ja eine herrliche Sache!"

Da Mistreß B . . . . mich bei meiner Ankunft ihren Gästen vorgestellt hatte, so konnte ich ohne Furcht, für zudringlich zu gelten, den Amerikaner anreden.

„Sie scheinen es gefunden zu haben?" sagte ich zu ihm, mit dem Finger auf das Journal zeigend.

„Oh! es ist wunderbar," antwortete er mir, „wunderbar! so ungewöhnlich sogar, daß ich versucht bin, das Ganze für einen Puff zu halten . . ."

„Lassen Sie doch den Puff hören. . . ."

„Aus Californien schreibt man dem Redakteur der Daily-News, daß man an den Ufern des Sakramentoflusses kürzlich eine solche Masse Goldstaub entdeckt habe, daß ein Mann täglich leicht ein Pfund sammeln könne. . . . Unglaublich, nicht wahr? . . . Doch, lesen Sie selbst!"

Ich nahm das Journal, das der Amerikaner mir bot, als der Mann mit der braunen Gesichtsfarbe wie ein Tieger aus der Kaminecke, wo er gesessen, heraussprang und in einem Sprunge vor mir stand.

„Was sagt man vom Sakramento?" fragte er mich auf spanisch in dumpfem Tone.

Sein Benehmen überraschte mich so sehr, daß ich ihn einen Augenblick ohne Antwort ließ.

(Fortsetzung folgt.)

M o z a r t.

(Fortsetzung.)

Mozart war immer bei guter Laune, aber selbst in der besten sehr nachdenkend, Denen, die ihn umgaben, dabei scharf ins Auge blickend, auf Alles, er mochte heiter oder traurig seyn, überlegt antwortend, und doch schien er dabei an ganz etwas Anderem tiefdenkend zu arbeiten. Selbst wenn er sich in der Frühe die Hände wusch, ging er dabei im Zimmer auf und ab, blieb nie ruhig stehen, schlug dabei eine Ferse an die andere und war immer nachdenkend. Bei Tische nahm er oft eine Ecke seiner Serviette, drehte sie fest zusammen, fuhr sich damit in der unteren Partie des Gesichts herum und schien in seinem Nachdenken nichts davon zu wissen, und öfters machte er dabei noch eine Grimasse mit dem Munde. In seinen Unterhaltungen war er für eine jede neue sehr passionirt, wie z. B. für das Reiten und auch für Billard. Seine Hände und Füße waren beständig in Bewegung, er spielte immer mit etwas, z. B. mit seinem Hute, in seiner Tasche, mit seinem Uhrbande, mit Tischen und Stühlen gleichsam Klavier. War er allein, oder mit seiner Frau und solchen Leuten zusammen, deren Gegenwart ihnen keinen Zwang auferlegte, so hatte er die Gewohnheit zu trällern und selbst mit lauter Stimme zu singen, ohne daß er es wußte. Sein Gesicht bedeckte sich dann mit brennender Röthe und er duldete nicht, daß man ihn in diesem Momente störte.

Unter guten Freunden war Mozart vertraulich wie ein Kind, voll munterer Laune. Diese ergoß sich dann meistentheils in die drolligsten Einfälle. Er hatte eine reiche Gabe von Witz aus der Hand der Natur empfangen. Daß er diesen Schatz oft auf seltsame, nicht eben ausgewählte Weise an den Tag legte, konnte nicht anders kommen, da er, außer seiner Kunst und Dem, was mit derselben verwandt war, zu wenig verschiedenartige Ideen, also zu wenig Stoff besaß, an dessen Gestaltung sein Witz sich hätte ergehen können. Aber wie reich floß ihm die fröhliche Quelle in seiner Kunst! Der Leporello im Don Juan ist der vollendetste Ausdruck dieses musikalischen Humors.

Wahrhaft erstaunenswürdig war Mozart's Thätigkeit, besonders in seinen letzten Lebensjahren. Der Katalog seiner Werke enthält 800 Nummern. Achthundert Compositionen — von denen einige Hefte von 600 Seiten füllen — in einem Leben von 35 Jahren, deren erste acht nicht zählen, von denen die Reisen zwei Drittheile in Anspruch nahmen und in die sich auch noch die Geschäfte des Unterrichts und die weltlichen Zerstreuungen theilten; ein Leben, in welchem kaum mehr Raum übrig zu seyn schien, als selbst der unermüdlichste Mensch zu seiner Ruhe unumgänglich nöthig hat! Wie soll man die materielle Möglichkeit dieses wundersam fruchtbaren Schaffens mit der Lebensweise Mozart's, der nichts weniger als viel zu Hause war und mit seinen vielen verschiedenartigen Beschäftigungen in Einklang bringen? Die Morgen gehörten den Schülern, die Abende den Einladungen, dem Theater, den Konzerten und Gesellschaften von Freunden. Für die Compositionen blieben demnach nur die frühesten Morgenstunden und die Nacht. Mozart stand sehr frühzeitig auf und doch arbeitete er aus Gewohnheit und mit besonderer Vorliebe Nachts, wenigstens sah man ihn zu dieser Zeit am häufigsten an seinem Schreibtische oder an seinem Piano. Wie Schiller, fand auch er, daß die äußere Ruhe, die Einsamkeit, das Verschwinden der sichtbaren Welt und der Zustand nervöser Begeisterung, welche das Entbehren des Schlafes hervorbringt, mächtige Beförderungsmittel einer schöpferischen Thätigkeit seyen. Er wendete überdieß, gleich dem genannten Dichter, andere Reizmittel an, die der Gesundheit nicht weniger verderblich waren, und so lassen sich auch auf ihn Goethe's Worte in Anwendung bringen:

> „Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
> Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens."

Nichts destoweniger würde die ungeheuere Zahl von 800 Werken, die in so wenigen Jahren geschaffen wurden, stets unerklärbar bleiben, hätte Mozart nur an seinem Piano, oder mit der Feder in der Hand, oder dann gearbeitet, wenn er von allen andern Geschäften frei war. Allein die Auflösung des Räthsels liegt darin, daß er Tag und Nacht, Morgens und Abends, bei Tisch und im Wagen, allein oder in Gesellschaft, bei der Flasche und während der Pein des Lehrens der Tonleiter componirte und stets componirte. So wurde ein großer Theil der Oper Clemenza di Tito auf dem Wege nach Prag im Reisewagen vollendet, mehrere Partien des Don Juan entstanden beim Kegelspiel, ein Quintett in der Zauberflöte sogar am Billard unter Begleitung von Carambolagen. Selbst die geräuschvollsten Zerstreuungen vermochten also den Faden seiner Ideen nur selten zu unterbrechen. Dabei beschränkte sich Mozart in solchem Falle nicht etwa darauf, die Motive oder die Hauptgedanken des beabsichtigten Werkes zu suchen und die eigentliche Arbeit der Entwickelung und Instrumentirung derselben auf gelegenere Zeit aufzusparen. Nein, er trennte beim Componiren nie die Details von dem Ganzen. Er arbeitete Alles im Großen aus. Sobald ein Gedanke in ihm aufstieg, erfaßte er ihn sogleich in allen seinen Folgerungen und in seinem ganzen harmonischen Geleite. Der Gesang, der Baß, die Mittelstimmen, Alles ertönte in seinem Kopfe, zuerst verwirrt, dann mit zunehmender Genauigkeit, je mehr die Seele Ohr wurde. Alles entstand zu gleicher Zeit, componirte

und entwickelte sich ohne Verwirrung, ordnete sich nach den Regeln der Modulation und des Contrapunktes, und theilte sich zwischen den Gesangs- und Orchesterstimmen, wie vermöge einer ästhetischen Nothwendigkeit, eines außerordentlichen Instinktes, der sich aber nie über das Schöne täuschte.

(Schluß folgt.)

Professor Roßmäßler.

Folgendes ist das Urtheil eines Sachverständigen über die Vorlesungen des Prof. Roßmäßler, welches die „Magdeb. Ztg." vom 12. Febr. enthält: „Die eigene Anschauung hat uns ein Urtheil über Stoff und Behandlung desselben bilden lassen; wir brauchen also nicht mehr bloß auf Urtheile von Halberstadt und Aschersleben her, die, von Fachmännern gefällt, für den Vortragenden höchst günstig sprachen, vertrauen. Die Naturgeschichte hat das Stadium der Kindheit durchlaufen; man begnügt sich nicht mehr mit einer Revue des bunten Allerlei, um aus demselben am Ende das äußerlich uniformirte Einerlei herauszuziehen und zu gruppiren, sondern man dringt in die Elementarorgane, sucht hier den Lebensnerv zu erfassen, der uns durch das Gewordene führt und das Werden aufschließt. So der Prof. Roßmäßler. In die dem unbewaffneten Auge verborgene transparente Werkstatt der Pflanze, in die Zelle, führt den Kenner sowohl, wie den Nichtkenner sein Vortrag ein, indem dieser bei einer allgemein verständlichen Sprache durch große transparente Tableaux anschaulich unterstützt wird, und zeigt in den Elementarorganen den Ort und das Mittel des werdenden Individuums. Diese Tableaux sind keine Phantasiegebilde, sie enthalten Thatsachen, wie sie freilich nur mit Hülfe der besten Mikroskope beobachtet werden und wie sie sich den Beobachtungen des Vortragenden ergeben haben. Solche Abbildungen können und müssen einer zahlreichen Zuhörerschaft genügen, sie werden außerdem auch die Einzelnen befriedigen, die Trieb, Beruf und Gelegenheit haben, jene Thatsachen im ureigenen Wesen, statt im Bilde zu sehen, indem sie für diese eine Norm hinstellen, was mit dem Mikroskope gesehen werden kann und muß. (Menzel in Zürich liefert gute Mikroskope mit 24 Präparaten zu 10 Thlr.) Durch Vorführung der Elementarorgane gelangen wir nicht allein zu der Einsicht in den inneren Bau der Pflanze, sondern auch zu der Kenntniß der inneren und äußeren Veränderungen der Pflanze während ihres Lebens; wir sehen und hören ihre Geschichte, die Prof. R. mit höchst sinnigen Betrachtungen auszuschmücken versteht. — Ich bin daher der Ueberzeugung, daß unter den zahlreichen Zuhörern Keiner, weder Alt noch Jung, weder Dame noch Herr, bei der ersten Vorlesung unbefriedigt geblieben ist; das Interesse muß sich in den folgenden Vorträgen noch steigern, da an die Stelle der Form das Leben tritt. Mit den geheimnißvoll wirkenden Kräften in den Organen müssen die Organe wieder berührt werden, und so wird auch Der, welcher bei dem ersten Vortrage nicht gegenwärtig seyn konnte, die übrigen vier Vorträge mit Nutzen hören. — Die Natur ist eine große Künstlerin; wir sind gewohnt, ihre Produktionen alltäglich vor uns ausgebreitet zu sehen und gehen daher gar oft stumpf und kalt an ihnen vorüber. Einfach und wenig sind ihre Mittel; dieß aber macht ihre Werke so erhaben, so bewunderungswürdig. Benutzen wir daher die gebotene Gelegenheit, uns in die stille Werkstatt der Pflanze einzuführen; der schlichte Verstand, wie das sinnige Gemüth wird sich angezogen fühlen, und die geheimnißvoll wirkenden Kräfte, die auch in der Pflanze walten, ahnen und bewundern, und der Praktiker wird manche gute Regel fürs Leben heimtragen. F. Reuling."

Mannichfaltigkeiten.

Zur Zeit der großen Industrieausstellung in London wird der unternehmende Direktor Lumley dort eine Oper vereinigen, die Alles, was bisher dagewesen, an Glanz übertrifft. Er hat eine deutsche und eine italienische Operngesellschaft, jede singt drei Mal in der Woche. Die deutsche Oper zählt unter ihre Mitglieder u. A. Johanna Wagner und Anna Zerr, Ander und Draxler, sowie Staudigl als Gast. In der italienischen Operngesellschaft sind die hervorragendsten Mitglieder: die Sonntag, die Alboni, die Fiorentini, die Calzolari, die junge Duprez, ferner Coletti und Lablache. Aubers neue Oper, mit der Altpartie für die Alboni, ferner eine Oper von Thalberg und sogar von Meyerbeer sind angekündigt.

Frankfurt, 26. Februar.

Die Verwaltung der Hülfs-Kasse zu Frankfurt a. M. hat ihren Jahresbericht durch den Druck so eben veröffentlicht, aus welchem man ersieht, daß sie auch im verwichenen Jahre ihre Wirksamkeit zur Unterstützung von manchem braven Familienvater durch einen rechtzeitigen Vorschuß fortgesetzt und ihn dadurch in Thätigkeit und in der Möglichkeit, sich selbst zu ernähren, erhalten hat, während er ohne diese Hülfe vielleicht zu Grunde gegangen und den Armenanstalten zur Last gefallen wäre. In dem abgelaufenen Jahre haben wieder 41 Personen unverzinsliche Vorschüsse erhalten, welche zusammen die Summe von fl. 7645. ergeben. Einschließlich der noch aus früheren Jahren herrührenden Ausstände betrug am Schlusse des Jahres 1850 die Anzahl der Schuldner 168 und die Summe der Ausstände fl. 18,957 57 kr. — Hieraus läßt sich der große Vortheil dieser Anstalt erkennen, welche darauf berechnet ist, unsern aus Mangel an Betriebskapital bedrängten Mitbürgern unter die Arme zu greifen, sie in Thätigkeit zu erhalten und vor gänzlicher Verarmung zu bewahren. — Leider war aber auch die Verwaltung in dem vergangenen Jahre genöthigt, gegen mehrere über alles Maß säumige Schuldner gerichtlich einschreiten zu lassen. — Der Betrag, der im Jahre 1850 bei der Hülfskasse eingegangenen Geschenke und Gottespfennige beläuft sich, einschließlich der aus Staatsmitteln bewilligten Unterstützung von fl. 1000. jährlich, auf fl. 1658. 35 kr. (im Jahre 1849 fl. 1492. 39 kr). Möge auch fernerhin die so oft erprobte Menschenfreundlichkeit unserer Mitbürger sich zu besagtem Zwecke bethätigen! D.

Theater-Anzeige.

Samstag, 1. März. (Gastspiel der Kinder Ferdinand, Amalie und Cäcilie Wollrabe und zum ersten Male): Nur Ruhe, Posse mit Gesang in 1 Akt. Vorher geht (neu einstudirt): Des Königs Befehl, Lustspiel in 4 Akten von Carl Töpfer.

Sonntag, 2. März. Die Entführung vom Maskenball, Posse mit Gesang in 3 Akten. Hierauf (neu einstudirt): Das Fest der Handwerker, komisches Gemälde in 1 Akt.

Montag, 3. März. Letzter diesjähriger Maskenball im Stadttheater. 1) Preisvertheilung von einem Jahres-Abonnement für die schönste oder originellste Maske. 2) Tombola (Glücksurne). 3) Einführung des Prinzen Carneval in Frankfurt a. M., arrangirt und ausgeführt von einer Gesellschaft hiesiger Künstler. 4) Lebende Bilder und Fastnachtsscherze.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 53. Montag, den 3. März 1851.

Die Goldsucher am Sakramento-Flusse.

(Erinnerungen einer Reise in Californien im Jahre 1848. Nach dem Französischen mitgetheilt von August Marckhoff)

(Fortsetzung.)

„So antworten Sie mir doch!" fuhr der Mann mit der braunen Gesichtsfarbe mit großer Heftigkeit fort, „was sagt man vom Sakramento?"

„Man sagt, es seyen dort kürzlich reichhaltige Goldminen entdeckt worden. . . ."

„Ein Placer oder Goldminen?" *)

„Ein Placer, wie wir Spanier sagen, Minen, wie die Engländer sagen."

Meine Antwort brachte eine schreckliche Wirkung auf meinen Gesellschafter hervor; er ward todtenbleich, seine Zähne preßten sich krampfhaft zusammen seine Augen blitzten unheimlich, so daß ich glaubte, er sey unwohl.

„Welches Interesse haben Sie denn bei dieser Entdeckung, Caballero?" fragte ich ihn.

„Welches Interesse!" wiederholte er mit Erstaunen, worin sich Zorn mischte, „das Interesse, welches der Besitzer an seinem Eigenthum nimmt. . . . Dieser Placer gehörte mir."

Ich sah ihn mitleidig an, da ich mit einem Wahnsinnigen zu thun zu haben glaubte.

„Oh, ich begreife recht wohl die Sprache Ihrer Augen," erwiederte er traurig, „Sie glauben mit einem Wahnsinnigen zu reden. Mein Name wird Sie indeß wieder beruhigen, hoffe ich, und wird Ihnen meine Verzweiflung erklären: ich heiße Rafael Quirino."

„Ah! Sie sind Rafael Quirino?" wiederholte ich maschinenartig.

In der Wirklichkeit indeß war mir dieser Name völlig unbekannt.

„Sie sind ohne Zweifel Mexikaner?" fuhr ich kurz darauf fort, um dieses Gespräch, das mich zu interessiren begann, nicht fallen zu lassen.

Der Besitzer der Goldminen am Sakramento schien über meine Frage sehr erstaunt.

„Wer soll ich denn sonst seyn, wenn nicht Mexikaner?" sagte er zu mir; „Jedermann weiß, daß Rafael Quirino der König der Goldsucher, in Californien in der Nähe des Hafens von San-Francisco geboren ist."

Diese Antwort erklärte mir die Emphase, mit der Quirino mir seinen Namen genannt; auch erinnerte ich mich jetzt dieses Namens, den ich im Jahre 1845 während meines letzten Aufenthaltes zu Monterey oft hatte aussprechen hören.

Der Mann, den ich vor mir hatte, war also nicht nur kein Wahnsinniger, sondern im Gegentheil ein seltener und merkwürdiger Typus jener kühnen Gambusinos, *) welche unbekümmert die großen Einöden Neu-Mexikos durchstreifen, dem skalpirenden Indianer, den Schrecknissen des Hungers und Durstes, den Zähnen der Tiger und Jaguare trotzend.

Die Verzweiflung, welche er gezeigt, als er von der Entdeckung des Placer am Sakramento hörte, bewies mir ebenfalls, daß die Existenz dieses Ortes eine Thatsache sey, und regte das lebendigste Verlangen in mir an, tiefer in diese Sache einzudringen. Ich schlug ihm vor, eine Cigarre in meinem Zimmer zu rauchen, was er ohne weiteres annahm. Daß er Jemand angetroffen, der die nämliche Sprache redete wie er, schien ihm ein wahres Vergnügen zu machen.

„Verzeihen Sie mir, Sennor Quirino, die Frage, die ich an Sie richte," sagte ich zu ihm, als wir uns in meinem Zimmer befanden, „und glauben Sie, daß nur Interesse und nicht Neugier sie veranlaßt. Wie kommt es, daß Sie sich zu Neu-Orleans befinden?"

„Wenn Sie es wünschen, so sollen Sie den Grund davon in wenigen Worten erfahren."

„Sie würden mir viel Vergnügen machen."

„So hören Sie. Vor sechs Monaten traf ich in Californien bei einer Gesellschaft Amerikaner die Sennorita Annette und ihre Mutter. Ich verliebte mich auf der Stelle gänzlich in die Tochter unserer jetzigen Wirthin. Ich war zu dieser Zeit so trunken vor Freude, denn ich hatte gerade den Placer am Sakramento entdeckt, daß ich ohne Bedenken der schönen Amerikanerin 500 Unzen Gold **) bot, d. h. Alles, was ich besaß, wenn sie mir ein Rendezvous bewilligte . . . sie schlug es aus. Durch diese Weigerung, die zu erwarten ich weit entfernt war, erbittert, wuchs meine Liebe mit aller Heftigkeit der Verzweiflung, welche mir dieser Unfall verursachte, und wandelte sich bald zu einer der schrecklichsten und unwiderstehlichsten Leidenschaften, die bloß wir Gambusinos allein empfinden können, wenn wir auf einen Augenblick in das gewöhnliche Leben zurückkehren. Ich warf mich ihr zu Füßen; ich bat sie flehentlich, in Californien zu bleiben, indem ich ihr bei Gott schwur, sie noch vor Ablauf von sechs Monaten zu heirathen und ihr als Hochzeitsgeschenk für eine halbe Mil-

---

*) Die Orte, wo man ohne Mühe im metallischen und nicht im mineralischen Zustande das Gold auf der Erdoberfläche findet, heißen in Mexico Placeres oder Bonanzas und gleichen durchaus nicht den Minen. Placeres, eben so reichhaltig, als der am Sakramento, wurden schon früher in diesem Lande entdeckt.

*) Gambusino, eine Benamung, womit man in Kalifornien und Sonora den Goldsucher bezeichnet.

**) Ungefähr 11,000 Thaler.

lion Goldstaub zu bringen . . . sie erklärte mich für einen Narren. Was soll ich Ihnen noch weiter sagen? Am folgenden Morgen reis'te die Karavane ab und ich folgte ihr. Zwei Monate später befand ich mich in Neu-Orleans."

„Was haben Sie seitdem gemacht?"

„Ich habe geliebt und gelitten, denn ich bemerkte, daß die Gleichgültigkeit der Sennorita Annette von einer Neigung herrührte, die ihr Herz erfüllte. . . . . Ich schäme mich, es Ihnen zu gestehen . . . sie liebt diesen abscheulichen Amerikaner, neben dem Sie soeben zu Tische saßen. . . . . Dieser Kentuckier, John Bell genannt, wird sie in Kurzem heirathen . . . was habe ich nicht Alles gethan, um dieser Annette zu gefallen? Ich habe unsinnigerweise in vier Monaten fast den größten Theil meiner 500 Unzen Gold, ohne Genuß davon zu haben, vergeudet, um ihr zu zeigen, daß sie mit einem Caballero zu thun habe! Ich habe meine Gambusino-Kleidung abgelegt, um mich mit den schönsten Kleidern von der Welt zu schmücken, um die Livree der Pflastertreter in den Städten anzulegen . . . sie hat nicht darauf geachtet . . . und nun der Gedanke, daß ich dieser albernen Begünstigung des John Bell noch den Verlust des Placer am Sakramento verdanke! Doch wer weiß? Vielleicht wird noch das Schicksal dieses John Bell so unglücklich seyn, daß ich Veranlassung habe, ihn zu beklagen, statt mich über ihn zu beklagen. . . ."

Die spöttische Bitterkeit, mit welcher der Gambusino diese letzten Worte aussprach, machten mich nachdenkend. Ich kannte die Gewohnheiten und den Charakter dieser unzähmbaren Bewohner der Wüste zu genau, um nicht zu wissen, daß auf den Gedanken auch die That folge. Nur waren die Reflexionen, welche ich machte, der Art, daß es mir unmöglich war, sie dem Sennor Quirino mitzutheilen. — Ich nahm die Unterhaltung wieder auf

„Es scheint mir aber doch, Don Rafael," sagte ich, „daß Sie ein herrliches Mittel besitzen, die Hand Annettens zu erhalten. . . . Sie brauchten ihr bloß die Existenz des Placer del Sakramento zu enthüllen. Zahlreiche und berühmte Beispiele von Entdeckungen, unter andern die der Bonanza von Nabogama, hätten, ohne von Ihrem Rufe zu reden, Ihren Worten großes Gewicht verliehen. Ich wundere mich, daß Ihnen dieser Gedanke nicht einfiel."

„Die Entdeckung eines Placer enthüllen!" wiederholte Quirino in tiefem Erstaunen. „Wissen Sie denn, was ein Gambusino ist? Der wahre Gambusino ist kein gewöhnlicher Mensch, für ihn existirt kein Interesse. Habsucht ist ihm unbekannt. Das Gold, welches er durch so gefährliche Anstrengungen und Mühen gewinnt, daß deren Schilderung die Gränzen des Glaublichen übersteigen würde, verschwendet er leichtsinnig, ohne Bedenken und ohne Reue, um seine geringste Laune zu befriedigen. Bieten Sie einem Gambusino eine Million Revenüen, unter der Bedingung, auf sein Handwerk zu verzichten, er wird sich unbedenklich weigern."

„Dann arbeiten Sie für den Ruhm?"

„Ruhm! Was kümmert uns dieses bedeutungslose Wort. Warum bekämpft der Vogel Uaco die Schlange? Warum empfindet der größte Theil der Geschöpfe gewisse unerklärliche Abneigungen und Sympathien? Niemand weiß es. So verhält es sich auch mit dem Gambusino. Was ist es für eine unwiderstehliche Macht, die ihn mitten in die Wüste treibt? Woher kommt der brennende Golddurst, der ihn verzehrt, den der Besitz unermeßlicher Reichthümer nicht löschen könnte? Niemand kann es sagen. Wir gehorchen einem unerbittlichen Verhängnisse, einem Instinkte, der stärker ist als unser Wille. Sie nannten vorhin den Placer von Nabogama," fuhr Quirino immer eifriger fort. „Ich habe ihn ebenfalls entdeckt. Sie können nicht vergessen haben, obgleich fast zwölf Jahre vergangen sind, welch' unglaubliches Aufsehen die Nachricht hervorbrachte, daß die Sandwüsten des Departements von Sonoro-y-Cinaloa einen Goldozean einschlössen! . . . Auf welche Weise mein Geheimniß verrathen ward, ist mir unbekannt. Das geht einmal so. Uebrigens enthielt dieser Placer von Nabogama mehr Reichthümer, als jemals der des Sakramento der Raubgier der Amerikaner bieten wird. In weniger als drei Monaten eilten über 20,000 habgierige Menschen dorthin, und erfüllten die Wüste mit ihrem wahnsinnigen Freudengeschrei und ihren wüthenden Leidenschaften. Die Einen, in einem einzigen Tage und durch eine einzige Fundstelle reich geworden, fielen unter dem Messer eines unbekannten Meuchelmörders; Andere, elend und hülflos, starben aus Mangel an etwas Wasser, um ihren glühenden Gaumen zu netzen, aus Mangel an etwas Mais, um ihren Hunger zu stillen, einige Schritte von einem großen Stück Gold, dessen Entdeckung sie für immer reich gemacht hätte."

„Was mich, den dem Anscheine nach an aller dieser Freude und an allen diesen Leiden theilnahmlosen Zuschauer anlangte, ich litt unsäglich. . ."

Rafael Quirino, lebhaft bewegt, hielt einen Augenblick inne.

(Fortsetzung folgt.)

M o z a r t.

(Schluß.)

Merkwürdig ist in dieser Beziehung die Entstehung der Ouverture seines Don Juan. Der Tag der Aufführung war herangekommen und Mozart schien diesen wichtigen Theil der Oper vergessen zu haben. Den Abend zuvor sah Mozart eine heitere Gesellschaft von Freunden um sich, in der auf den glücklichen Erfolg des Don Juan getrunken wurde. Einer derselben erinnerte ihn daran, daß die Oper ohne Ouverture nicht gegeben werden könne. Diese ganz richtige, obgleich etwas späte Bemerkung versetzte Alle in Unruhe; Mozart selbst wurde bedenklich und sah auf die Uhr, die auf Mitternacht zeigte. Es war keine Zeit mehr zu verlieren. Er zieht sich in sein Zimmer zurück und bittet seine Gattin, ihm Punsch zu bereiten und bei ihm zu bleiben, um ihn munter zu erhalten. Sie that's, erzählte ihm nach seinem Wunsche leichte und muntere Sachen, z. B. von Alladius Lampe, Aschenbrödel u. s. w., die ihn Thränen lachen machten. Der Punsch machte ihn aber so schläfrig, daß er nickte, wenn sie pausirte, und nur arbeitete, wenn sie erzählte. Da aber die Anstrengung, die Schläfrigkeit und das öftere Nicken und Zusammenfahren ihm die Arbeit gar zu sehr erschwerten, ermahnte seine Frau ihn, auf dem Canapee zu schlafen, mit dem Versprechen, ihn über eine Stunde zu wecken. Er schlief aber so stark, daß sie es nicht über's Herz brachte, und ihn erst nach **zwei** Stunden aufweckte. Dieß war um 5 Uhr früh. Um 7 Uhr war der Copist bestellt und um 7 Uhr war die Ouverture fertig. Die Copisten beendeten ihre Arbeit bis zur Vorstellung nur mit Mühe, und das Opernorchester, dessen Geschicklichkeit Mozart schon kannte, führte sie prima vista vortrefflich aus.

Von der allzugewöhnlichen Virtuosengrille, sich nur nach überschwenglichen Bitten und Flehen hören zu lassen, war wohl kein Virtuos der Welt mehr frei als Mozart; im Gegentheil machten es, besonders viele gnädige Herren in Wien, ihm zum Vorwurf, daß er vor Jedem, der ihn gern hörte, eben so gern spielte. Nur war dabei sein größtes und oft von ihm selbst beklagtes Leiden, daß man gewöhnlich von ihm nur mechanische Hexereien und gaukelhafte Seiltänzerkünste auf dem Instrumente erwartete und zu sehen wünschte, aber dem hohen Fluge seiner Phantasie und seinen gewaltigen Ideen nicht folgen konnte oder nicht folgen wollte. Als er nach N— kam, lud der kunstliebende X— eine

zahlreiche Gesellschaft der Honoratioren der Stadt zusammen, um ihnen das Vergnügen zu machen, Mozart zu hören, der versprochen hatte, in die Gesellschaft zu kommen und dort zu spielen. Mozart hielt natürlicherweise die versammelten Herren und Damen, von denen er kaum zwei kannte, für Kenner oder doch gebildete Liebhaber, fing also, wie gewöhnlich, im langsamen Tempo, einfacher Melodie, noch einfacherer Harmonie, die nur nach und nach interessanter wurde — theils um sich selbst erst zu erheben, theils um den Geist der Zuhörer mit sich empor zu tragen —, an. Die Leutchen saßen im Halbzirkel des prachtvollen Zimmers und fanden das alltäglich. Mozart wurde nun feuriger; das fand man ganz hübsch. Jetzt wurde er ernst und feierlich, besonders seine Harmonie frappant, groß und etwas schwer: das däuchte den Meisten langweilig, verschiedene Damen fingen an, einander etwas — wahrscheinlich eine kurze Kritik — zuzuflüstern, mehrere nahmen Theil, am Ende sprach vielleicht die halbe Gesellschaft leise; der wirklich kunstliebende Wirth kam immer mehr in Verlegenheit. Jetzt bemerkte Mozart die Wirkung seiner Musik auf sein Auditorium. Er, der stets leicht gereizt und jetzt durch das Spiel selbst noch viel mehr reizbar war, ließ seinen auf dem Fortepiano bisher ausgeführten Hauptgedanken nicht fahren, bearbeitrte ihn aber jetzt mit der Heftigkeit, mit welcher sein Blut durch die Adern fluthen mochte. Als darauf nicht gemerkt wurde, fing er an, erst ganz leise, dann immer lauter auf das Unbarmherzigste auf sein Auditorium loszuziehen und fast zu schmähen. Zum Glück war die Sprache, welche ihm zuerst in den Mund kam (aus anderer Ursache gewiß nicht) die italienische, und nur wenig Mitglieder der Gesellschaft verstanden diese so fertig, daß sie des noch immer fort Spielenden polternde Apostrophen verstanden haben sollten. Man merkte jedoch, was vorgehe und schwieg beschämt. Mozart, der immer noch ununterbrochen fortphantasirte, mußte, sobald der Zorn hinweggepoltert war, heimlich über sich selbst lachen, gab seinen Ideen eine galantere Wendung und fiel endlich ein in die damals auf allen Straßen gangbare Melodie des Liedchens: Ich klage dir u. s. w. Dieß trug er niedlich vor, variirte sie zehn oder zwölf Mal abwechselnd mit Fingerhexerei oder affektirter Süßlichkeit und beschloß hiermit. Alles war nun voll Entzücken und nur Wenige hatten errathen, wie grausam er seine Leutchen zum Besten hatte. Er selbst aber ging bald weg, ließ seinen Gastwirth und einige alte Musiker der Stadt kommen, behielt sie beim Abendessen und phantasirte den Alten, auf deren schüchternes Wünschen, mit Vergnügen bis nach Mitternacht vor.

Fragen wir schließlich nach der Stellung, welche Mozart in der Geschichte der Musik überhaupt einnimmt, so dürfte die kürzeste und doch zugleich bündigste und umfassendste Antwort etwa folgende seyn. Mozart versöhnte die streitenden Schulen, indem er ihre Farben und Devisen unter einer Fahne sammelte; er begründete die Zukunft der Musik durch Vereinigung ihrer Vergangenheit und ihrer Gegenwart; er vermehrte die Macht und Ausdehnung dieser Kunst durch gleichmäßige und genau abgewogene Mitwirkung aller ihrer Elemente, so wie die gleichzeitige Entwickelung aller ihrer Hülfsmittel und die wohl überdachte Combination aller Kräfte zum Hervorbringen von Effekten; er beseitigte, so viel wie möglich, aus den musikalischen Produktionen die lokalen und temporären Einflüsse, die conventionellen und verschiedenen Schulen angehörigen Formen, und setzte an deren Stelle die reinen Analogien der Gefühle und Gedanken, welchen die Musik entsprechen muß; er machte die Musik zu einer Einheit und universel, wie das Gesetz des harmonischen Dreiklangs, aus welchem sie fließt, und wie die Poesie der Seele, deren vertrauteste und vollständigste Dolmetscherin sie ist; er schrieb endlich Werke, welche sich der Vollkommenheit näherten, so weit es überhaupt einem Menschen möglich ist, derselben nahe zu kommen, Musterwerke für jeden Styl, jede Gattung, jeden Gebrauch, ob öffentlich oder privatim, religiös oder profan, wo überhaupt die Musik angewendet werden kann, der Art, daß die genannten Werke sämmtliche Beispiele in sich schlössen, welche die Tonsetzkunst nöthig hat, in technischer sowohl, als in ästhetischer Beziehung.

Und so schließen wir denn diese Notizen über den gefeierten Künstler mit den Worten des Dichters:

Ja, Schaaren seelenvoller Lieder,
Sie flogen mit ihm himmelan.
Wer seiner Töne Zauber hörte,
Beklagt, daß sein Geschick ihn rief,
Und eine heit're Welt zerstörte,
Die noch in seinem Busen schlief.

Ihm prangt kein Denkmal, starr bewundert,
Ihn zeigt kein Standbild, hoch und hehr;
Doch von Jahrhundert zu Jahrhundert,
Lebt er unsterblich wie Homer.
Wenn Tausend gleichen Flug auch wagen,
Sie holen seinen Flug nicht ein.
Er wird, so lange Herzen schlagen,
Der Liebling jedes Herzens seyn.

Mannichfaltigkeiten.

„Ein hübsches Land, das Schlesien," sagte ein österreichischer Hauptmann zur gnädigen Frau. „Schleswig, wollen Sie sagen," erwiederte sie. „Schau'ns, bei uns heißt man's halter Schlesien, und dem Kaiser ist's eens, ob er Schleswig kriegt oder Schlesien oder Schleusingen da draußen in Hessen, Alles gute Leut."

Das Meininger Land wird in London durch die gewerbfleißige Stadt Sonneberg vertreten werden. Die Arbeiter in Steinpappe schicken ein ganzes Volksfest nach London. Es sind 400 Figuren in Nationaltracht, jede ungefähr 4 Fuß hoch. Der Schauplatz des Festes ist die Rosenau bei Coburg und wird den Prinzen Albert und seine Gemahlin an den Besuch und das Fest, das sie vor Jahren dort gefeiert haben, angenehm erinnern. (Dorfz.)

In England hat man wiederholt und mit dem besten Erfolg Versuche gemacht, den Flachs in Baumwolle umzuwandeln. Man hat denselben auf Baumwollmaschienen versponnen und zwar bis Nr. 20, und auch die Färbung des Stoffs ergab sehr befriedigende Resultate. Hoffentlich ist dadurch den armen Webern und Spinnern in Deutschland eine neue und ergiebige Erwerbsquelle aufgethan.

Seine Soldaten läßt Kaiser Franz Joseph nicht ungestraft beleidigen. Auf dem letzten Hofballe bemerkte er, daß eine Dame vom ältesten Adel einem jungen, ausgezeichneten, aber nicht adligen Offizier hochmüthig einen Tanz abschlug. Der Offizier zog sich verletzt zurück. Der Kaiser trat rasch zu seiner Mutter, der Erzherzogin Sophie, wechselte einige Worte mit ihr und brachte dem Offizier selber die Aufforderung: „Meine Mutter wünscht mit Ihnen zu tanzen."

Die kleineren, weniger reich als ihre vornehmen Schwestern ausgestatteten Universitäten haben einen schweren Stand. Tausende wenden dem Staats- und Kirchendienst den Rücken zu

und wenden sich zu dem täglich sich erweiternden Felde der Industrie und der Naturwissenschaften und der Zug der Studirenden selbst geht augenscheinlich zu den größeren Universitäten der Residenzen. Innerhalb weniger Jahre hat z. B. die sonst so lebenskräftige Universität Jena auffallend abgenommen und zählt jetzt nur 358 Studenten, 78 Theologen, 87 Juristen, 61 Mediziner und 132 Philosophie und Landwirthschaft Studirende. Und doch birgt gerade Jena eine nicht unbedeutende Anzahl ausgezeichneter Gelehrter und Lehrkräfte.

Korrespondenz

Gotha, 28 Februar.

Gestern Abend bereitete der als Chemiker auch in weitern Kreisen bekannte Professor Hassenstein der hiesigen Bevölkerung einen Genuß ganz origineller Art. Er ließ nämlich die im „Propheten" angewendete electrische Sonne von einem Fenster des hiesigen Rathhauses aus auf den Markt herableuchten. Der ziemlich weitläufige, ziemlich hochansteigende Marktplatz war gedrängt voll von Menschen und es gewährte einen reizenden Anblick, wenn der elektrische Strahl mit seinem blendend hellen Streiflicht einen Theil dieser Volksschichte beleuchtete. Wenn dieser Strahl auf die am äußersten Ende des Marktes gelegenen Häuser gerichtet war, vermochte man die Gesichtszüge der an den Fenstern befindlichen Zuschauer zu erkennen. Die Einwirkung des elektrischen Strahles auf die Augen ist der Einwirkung der Sonnenstrahlen zu vergleichen und man ist nicht im Stande, in diesen Lichtstrom hineinzusehen. Dieß gab dem Professor Hassenstein Veranlassung zu manchem Scherze, indem er zu mehreren Malen den elektrischen Strahl auf einen mit Damen bevölkerten Balkon eines Gasthauses richtete und dadurch unter denselben zur großen Heiterkeit des Publikums eine allerdings komische Bewegung hervorbrachte. Hassenstein hat, wie ich schon in einem früheren Berichte erwähnte, über diese elektrische Sonne einige Andeutungen gegeben, von welchen ich zur Vervollständigung jener Mittheilung noch Folgendes nachtragen will. Hassenstein fährt nach der Beschreibung des zur Darstellung nöthigen Apparates fort: Zu dieser Darstellung werden nun weiter die zwei von den Polen der Batterie ausgehenden Metallleitungen nach dem zweiten Theile der Vorrichtung geleitet. Diese besteht im Wesentlichen aus zwei eisernen beweglichen Stäben, an deren einander zugekehrten Enden cylinderförmig gestaltete Stäbchen von Coaks befestigt sind. In dem Augenblicke, wo die Verbindung dieser Stäbe mit den Polen der Batterie hergestellt ist, geht der elektrische Strom durch diese und die Kohlenstücken hindurch, letztere verbrennen und es bildet sich dabei durch die losgerissenen Kohlentheilchen ein Lichtbogen, welcher das prachtvollste Licht ausstrahlt, wie es auf keine andere Weise hervorzubringen ist. Da die Kohlenstückchen ungleich schnell verbrennen, das mit dem positiven Pol verbundene nämlich vier Mal schneller als das mit dem negativen Pol in Verbindung stehende, so ist die Einrichtung so getroffen, daß bei der fortgesetzten Verbrennung der Kohlenstücke die dieselben tragenden Eisenstäbe sich in einem passenden Verhältniß gegen einander bewegen. Die Bewegung selbst wird durch einen Elektromagnet regulirt; derselbe ist nämlich so lange thätig, als der Strom ohne Unterbrechung von einem Kohlenstücke zum andern übergehen kann und so lange diese Thätigkeit dauert, bleiben die Kohlenstücke in unveränderter Stellung. Die Entfernung der Kohlenstücke von einander kann ungefähr $^1/_4 - ^1/_2$ Zoll betragen, indem nämlich der Strom durch die losgerissenen Kohlentheilchen von einem Stück zum anderen fortgeführt wird. Wird die Entfernung durch das Verbrennen größer, so wird der Strom unterbrochen, der Electromagnet hört auf zu wirken und die Kohlenstücke bewegen sich durch ein nun nicht mehr gehemmtes Uhrwerk gegen einander, bis der Strom wieder übergehen kann. Ich erwähne nur noch, daß hinter dem elektrischen Lichtbogen, etwa 7 Zoll entfernt, ein Hohlspiegel aufgestellt ist, welcher das Licht nach dem Zuschauerraum hinwirft und so von dort aus eine intensiv leuchtende Fläche von der scheinbaren Größe der Sonne erblicken läßt.

Mainz, 1. März.

Wie bei der Blüthenzeit im Frühjahr selbst der Wein in dem dunkeln Keller des Fasses sich regt und gährt, so erwacht trotz Finsterniß und Trostlosigkeit ringsum beim Herannahen der Fastnacht, dieser Blüthezeit des Vergnügens und des Scherzes, in den Herzen der Mainzer der alte Trieb zu jovialer Lust und tollem Humor. So wird denn auch unsere heurige Fastnacht keineswegs öd' und düster seyn, wie man selbst hier glaubte, sondern außer vielen kleineren Maskenzügen auf den Straßen wird am Montag von Morgens 9 Uhr in der geräumigen Fruchthalle ein großer Jahrmarkt gehalten werden, bei welchem das ganze frühere Musikcorps des Carnevalvereins nebst einer großen Anzahl Accordion-Dilettanten thätig seyn, Glücksspiel, Theater (mit Coulissen des hiesigen Theaters) und Darstellung lebender Bilder à la Quirin Müller, Seiltanz und viele andere Kurzweil die Besucher erfreuen wird.

Frankfurt a. M.

Am 28. Februar versammelten sich im Theatersaal die ersten Mitglieder der hiesigen Oper und des Schauspiels, sowie das ganze Orchesterpersonal und überreichten dem scheidenden Kapellmeister Hrn. Schindelmeisser als Zeichen ihrer Achtung und Liebe einen sehr schön gearbeiteten silbernen Pokal. Bei dieser Veranlassung sprach Hr Dettmer im Namen der Versammelten die nachstehenden Worte:

„Verehrtester Herr Kapellmeister!

Obgleich Sie im Allgemeinen dem ganzen Institute angehörten, so war es doch im Besondern die Oper, der Sie vorstanden, und deßhalb nur erlaube ich mir mit der Zustimmung meiner lieben Collegen, das Wort hier zu ergreifen Gestatten Sie mir daher, daß ich in diesem Augenblicke der Dollmetscher all der Herzen werde, die sich gedrungen fühlen, bei dem Herannahen der Scheidestunde Ihnen die Gefühle der Verehrung und Liebe auszudrücken

Bei dem Beginn Ihrer Wirksamkeit an der hiesigen Bühne waren Sie nicht auf Rosen gebettet; denn außer den vorgefaßten Meinungen, die jeder in eine neu übernommene Stellung Tretende zu bekämpfen hat, mußten Sie nach einem Vorgänger folgen, der, man kann es in Wahrheit sagen, als Kapellmeister einen fast europäischen Ruf genoß und welcher im ersten Augenblick unersetzlich schien. Die Anforderungen von allen Seiten waren groß und die Mittelmäßigkeit hätte Ihrer Aufgabe erliegen müssen. Sie aber, verehrter Herr Kapellmeister, haben es verstanden, Ihre Stelle zur allgemeinen Zufriedenheit auszufüllen. Ihre Schöpfungen im Gebiete der Töne lehrten Ihren Künstlerwerth schätzen und die gewandte Führung Ihres Direktionsstabes ließ Sie als einen würdigen Nachfolger Ihres berühmten Vorgängers erkennen und erwarb Ihnen die Anerkennung des Publikums sowohl als Derjenigen, die mitwirkend Ihnen zur Seite standen.

Darum erregt die Trennungsstunde schmerzliche Gefühle in uns, sie läßt uns aber auch die Hoffnung, daß Sie auch in der Ferne sich liebend unserer erinnern werden.

Empfangen Sie, verehrter Herr Kapellmeister, zum Abschied dieses kleine Angedenken, das mehr seinen Werth erhält durch die freundliche Gesinnung, mit der es gegeben wird, als durch die Größe der Gabe selbst.

Möge dieser Pokal Ihnen stets ein Symbol dafür seyn, daß Ihr Andenken in unseren Herzen nie erlöschen wird und daß unsere heißesten Segenswünsche Sie auf Ihrem künftigen Lebenspfade begleiten. Stets gehe es Ihnen wohl und der Himmel schenke Ihnen eine dauernde Gesundheit! Das ist der herzinnigste Wunsch Aller, welche Sie liebend hier umstehen.

Herr Kapellmeister Schindelmeisser soll leben!"

Es wurde dem Scheidenden hierauf von der Versammlung ein dreimaliges Hoch ausgebracht. — In herzlichen Worten sprach Hr. Schindelmeisser seinen tiefgefühlten Dank für eine ihn eben so ehrende, als seinem Herzen wohlthuende Anerkennung aus.

Theater-Anzeige.

Montag, 3. März. Letzter dießjähriger Maskenball im Stadttheater. 1) Preisvertheilung von einem Jahres-Abonnement für die schönste oder originellste Maske. 2) Tombola (Glücksurne). 3) Einführung des Prinzen Carneval in Frankfurt a. M., arrangirt und ausgeführt von einer Gesellschaft hiesiger Künstler. 4) Lebende Bilder und Fastnachtsscherze.

Dienstag, 4. März. Quodlibet, oder: Scherz und Ernst, ein Fastnachtsschwank in 1 Akt. Vorher geht (zum ersten Male): Rothe Haare, Lustspiel in 1 Akt. Zum Schluß: Abenteuer des Herrn Hampelmann, oder: Der Ehemann wider Willen, Hampelmanniade in 8 Bildern.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 54. Dienstag, den 4. März 1851.

Die Goldsucher am Sakramento-Flusse.

(Erinnerungen einer Reise in Californien im Jahre 1848. Nach dem Französischen mitgetheilt von August Marckhoff.)

(Fortsetzung.)

„O Nabogama! Nabogama!“ rief Quirino nach einer Weile aus, „zu welchen schrecklichen Auftritten gabst du nicht den Schauplatz her! Wie oft ist nicht dein mit den Gebeinen verdursteter Maulthiere bedeckter Sand durch die Habsucht entweiht und mit Blut besudelt worden, das Neid und Rache vergoß! . . .“

„Ich begreife, daß die Habsucht zu Nabogama den Arm einiger Elenden bewaffnen konnte, Sennor Quirino, doch nicht die Rache.“

Ein befremdendes Lächeln glitt über die Züge des Gambusino.

„Ich erkläre nicht,“ erwiederte er, „sondern erzähle. Stets ist es gewiß, daß die glücklichsten Sucher zu Nabogama fast alle einem geheimnißvollen Stahle unterlagen.“

„In der That?“

Ich fixirte Quirino; seine Züge hatten wieder ihre frühere Unbeweglichkeit und sein Blick den gewöhnlichen gleichgültigen Ausdruck angenommen.

„Haben denn die Gambusinos die Gewohnheit, sich untereinander zu erwürgen?“ fragte ich ihn, wobei ich einen Gedanken laut werden ließ, der in mir aufgetaucht war.

„Die Gambusinos,“ erwiederte er mir, „sind verfluchte Wesen, die Gott in seinem Zorn dazu ausersehen zu haben scheint, blutige Traditionen fortzupflanzen; doch morden sie nicht aus Interesse oder Habsucht Was jene Elenden anlangt, die sich wie Zopiloten *) zu Tausenden auf den neu entdeckten Placeres todtschlagen, so sind das Rascadores (Schaufler) und keine Gambusinos.“

„Glauben Sir denn, Don Rafael, daß es wahr ist, wie man behauptet, daß das obere Californien, Neu-Mexiko, und das Departement von Sonora y-Cinaloa noch fabelhafte und unbekannte Reichthümer enthalten?“

„Ja.“

„So schenken Sie mir etwas Vertrauen . . . ich bin kein Rival . . . Sie können offen zu mir reden.“

„Was wollen Sie?“

„Daß Sie mir eine Episode aus Ihrem Wüstenleben erzählen. . . . Es ist unmöglich, daß Sie, Quirino, Sie, der König der Gambusinos, nicht der Held irgend eines wunderbaren Abenteuers gewesen seyn sollten.“

„Sie irren sich nicht. Ich habe Reichthümer gesehen und berührt, welche wohl Niemand in der Christenheit vor mir gesehen und berührt hat. Meine Genossen wissen das wohl, und wenn ich noch lebe, so liegt wohl nur der Grund darin, daß die Eifersucht bei ihnen von der Hoffnung niedergehalten wird . . . sie haben es noch nicht aufgegeben, hinter mein Geheimniß zu kommen.“

„Aber ich . . . ich bin doch kein Rival . . .“

„Nein; doch könnten Sie ein Echo werden, und in diesem Falle sähe ich mich genöthigt, Ihnen eines Tages mein Messer in's Herz zu stoßen . . . doch, lassen Sie uns abbrechen.“

Es fiel mir schwer, so ohne Weiteres auf die so barsch abgebrochenen Mittheilungen des Gambusino zu verzichten; ich versuchte daher, die Schwierigkeiten zu überwinden.

„Lassen wir denn,“ sagte ich zu ihm, „den Theil des Gespräches bei Seite, der sich auf die Messerstiche bezieht, und reden wir lieber vom Sakramento . . . das wird Sie doch nicht erzürnen?“

„Nein; ich bin's zufrieden. Fragen Sie, ich werde antworten.“

„Wie hoch schätzen Sie das Gold, das sich dort befindet?“

„Sie beginnen mit einer schwierigen Frage. . . . Das Gold des Sakramento — ich rede nur von der Gegend des Sakramento, welche **bekannt** ist, — muß sich, nach der Farbe und dem Gehalt des Bodens zu urtheilen, auf fünfzig Millionen belaufen.“

„Fünfzig Millionen! Glücklich, wer zuerst dorthin gelangt!“

„Ja, Sie haben Recht . . . die Ersten, aber auch nur die Ersten . . .“

„Fünfzig Millionen machen aber doch manches einzelne Vermögen aus.“

„Erlauben Sie, ich habe gesagt, daß der Placer am Sakramento fünfzig Millionen enthalten kann . . . aber nicht, daß er diese nämliche Summe **liefern wird**. . . . Die Aufsuchung des Goldes würde wenigstens eben so viel Kosten verursachen, als der Gewinn betrüge. . . . Es ist vortheilhafter, ein Maisfeld, als einen Placer zu bearbeiten.“

„So ist also Ihre Meinung, daß die Entdeckung dieser Bozanza keinen Einfluß auf die Macht der Vereinigten Staaten ausüben wird?“

„Nein, durchaus nicht.“

„Glauben Sie auch, daß es wirklich Goldmeere gibt — um mich des Ausdruckes zu bedienen, den Sie gebraucht, als Sie Nabogama's erwähnten —, deren Entdeckung den Zustand einer ganzen Nation umgestalten würde?“

„Ja, sie existiren,“ erwiederte mir Quirino, „doch, wozu diese Frage?“

*) Die Zopilote ist ein häßlicher Raubvogel, der sich von Aas nährt und in Mexico sehr häufig ist.

„Es ist ja wahr . . . eine Messerstich-Frage . . . nicht wahr? Nun denn, zum Sakramento zurück. Kennen Sie nicht den Zufall, der wohl die Existenz dieses Placer andern Personen verrathen haben mag?"

„Ja, ich errathe es nur zu gut. Ich hatte schon ein Vorgefühl dieses Unglücks und wollte demgemäß handeln, als meine unselige Leidenschaft für Sennorita Annette mich eine kostbare Zeit verlieren ließ. Das verwünschte Rad einer von einem Amerikaner meiner Bekanntschaft, Namens Marschall, neu angelegten Holzschneide-Mühle wird ohne Zweifel die unschuldige Ursache dieser Katastrophe gewesen seyn. Mehreremale schon war ich genöthigt, mit frischer Erde eine abgespülte Sandstelle zu bedecken, welche dieses Rad durch seine drehende Bewegung hervorgebracht, und auf welcher zahlreiche Goldkörner glänzten."

„Was gedenken Sie jetzt zu thun?"

„Können Sie mich im Ernste danach fragen?" rief Quirino. „Ich bin entschlossen, so bald als möglich nach Californien zu den Ufern des Sakramento mich zu begeben."

Diese Worte des Gambusino setzten mich durchaus nicht in Verwunderung. Ich erwiederte:

„Gut. Doch was werden Sie beginnen, wenn Sie Zeuge der Plünderung Ihres Placer gewesen?"

Bei dieser Frage nahm das gewöhnlich so bedeutungslose und ruhige Antlitz des Gambusino eine Färbung tiefer Melancholie, ernsten, fast feierlichen Ausdrucks an.

„Dann befehle ich meinen Geist in die Hände des Höchsten," erwiederte er bewegt.

„Ein Selbstmord! Gehen Sie doch!"

„Oh, das nicht. Sie haben mich nicht verstanden . . . ich wollte sagen, daß ich dann einen großen Entschluß ausführen werde, den ich seit Jahren gefaßt. Ich werde dann wiederum in die Einöden gehen, und das Gold wieder aufsuchen, das kein menschliches Auge, ich wiederhole es Ihnen, vor mir geschaut hat, jenes Gold, auf das ich mich hingeworfen, fast sterbend vor Durst und schon so schwach und kraftlos, daß es mir Mühe kostete, mich gegen die Angriffe der Raubvögel zu vertheidigen, die sich auf mich herabstürzten, da sie mich für einen Leichnam hielten. . . . . Doch, ich fühle es . . . . es wird mir nicht gelingen! . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Oesterreichische Truppen an der Ostsee.

(Aus den „Gränzboten".)

An wundersame Dinge muß sich der Mensch gewöhnen, und man sieht, was man nimmer für möglich gehalten hätte. Diese weisen Reflexionen machte Ihr Freund, als er in diesen Tagen durch die mecklenburgischen und lauenburgischen Lande nach Hamburg und Lübeck fuhr. Wohin mein Auge nur blickte, österreichische Soldaten; jedes Wirthshaus, Landgut, ja selbst das kleinste Bauerngehöft war besetzt mit den weißröckigen, ungebetenen Gästen. Seit jener Zeit, wo der 30jährige Krieg über Deutschland tobte, hatte man österreichische Heerhaufen in diesen nördlichen Marken nicht mehr gesehen. Ich glaube, Wallenstein, der das mecklenburger Land als Herzogthum geschenkt erhalten hatte, war der letzte kaiserliche Feldherr, der hier hauste. Jetzt, in der Zeit des tiefsten Friedens, kommen urplötzlich 20,000 Mann Ungarn, Polen, Italiener, nehmen die Städte und Dorfschaften, die ihnen am besten behagen, als Garnisonsorte in Besitz, schalten durchaus als unumschränkte Herren, und richten sich ein, als wollten sie wenigstens noch Gevatter stehen bei der Generation des nächsten Jahres. Nun, man wird in Jahren viele schwarzköpfige feueräugige Buben und Mädchen hier herumlaufen sehen, denen man italienische und ungarische Race nur zu deutlich anmerkt. Diese Verbindung des südlichen heißen Blutes mit dem phlegmatischen mecklenburgischen wird späteren Gelehrten interessanter seyn, als uns.

Merkwürdig ist, wie kurz mit den Souverainitätsrechten der kleinen Staaten von den Oesterreichern umgesprungen wird; mit denselben Rechten, von denen sonst in den Kleinstaaten oft der unterste Polizeischreiber wie der oberste „Geheimerath" so voll sind. Der Großherzog von Mecklenburg protestirte gegen die Belegung seines Landes mit österreichischen Truppen; es half ihm gar nichts. Trotz mehrmaligen Protestirens ließ der hier befehligende Feldmarschalllieutenant Legeditsch seine Truppen einrücken, wohin es ihm gerade gutdünkte; ja er soll, wie man mir erzählt, dem Großherzog geantwortet haben, „er würde die Gränze überschreiten, wenn auch der Großherzog sich selbst zum Schutze derselben mit seiner ganzen Streitmacht aufstellte." Noch weniger Umstände hat man mit der guten Stadt Lübeck gemacht, die einst allein vermochte, was jetzt ganz Deutschland nicht kann, die dänischen Könige zu besiegen. Man hielt hier gar nicht einmal für nöthig, die gewöhnlichen Formen der Höflichkeit zu beobachten und die Einquartierung vorher anzuzeigen; ohne Weiteres kamen zwei kaiserliche Offiziere als Quartiermacher angeritten und verlangten vom weisen Senat, der vor Erstaunen gar nicht wußte, was er für Miene machen sollte, umgehend Quartier für so und so viel tausend Mann. „Es geht nicht, es geht nicht," riefen einstimmig in kläglichem Chor die Rathsherren, wie der zu Hülfe geholte Stadtkommandant und Platzmajor. „Schauns, Herr Kamerad, es muß gehen; der Oberst hat es halt besohlen", antwortete ruhig der Oesterreicher, ließ wie absichtslos die Hand an den Säbel klirren, und siehe da, es ging; echte Söhne der Lombardei halten noch heute die Wachen der Lübeck'schen Thore besetzt. Auch der noch würdevollere Senat von Hamburg, der so viel von seiner freireichsstaatlichen Selbstständigkeit hielt, wollte erst die Miene annehmen, sich der Einquartierung der Oesterreicher zu widersetzen. Unnützer Einfall! Mit klingender Musik sind dieselben eingezogen, haben die Wachen, die ihnen am bequemsten erschienen, besetzt, haben die Forderung gestellt, daß sie allein und nicht der Befehlshaber des Hamburgischen Militärs die Parole ausgeben müßten, und lassen es sich jetzt recht gut in der reichen Stadt schmecken, wofür der Senat pro Mann täglich 12 Schillinge vergütet, während er selbst nur 2 Schillinge wiedererhält. Man rechnet, daß diese k. k. Einquartierung Hamburg allein wöchentlich an 13,000 Thaler kosten wird. — Ein gutes Bild unserer Geschichte der drei letzten Jahre liefern — nebenbei bemerkt — die Einquartierungen fremder Truppen, die Hamburg in diesem Zeitraum gehabt hat. Von dem unermeßlichen Jubel der Bevölkerung begrüßt, zogen im April 1848 die zwei preußischen Garderegimenter hier ein, die ersten nicht Hamburgischen Soldaten, die man seit 1815 gesehen, den Kampf Schleswig-Holsteins mit schlagen zu helfen; andere preußische, hannoversche, oldenburgische, mecklenburgische Truppen folgten bald, und man mußte glauben, es seyen genug Soldaten da, um die kleine dänische Armee mit leichter Mühe zu vernichten. Der Sturm auf das Dannevirke ward heldenmüthig von den Preußen gemacht, und viele dänische Gefangene kamen durch Hamburg, um nach der hannoverschen Festung Stade gebracht zu werden; mißmuthig kehrten die Truppen im Herbst wieder zurück. Im Frühling 1849 ging der Durchmarsch von neuem an; von 28 verschiedenen deutschen Landestheilen kamen Soldaten, wieder für Schleswig-Holstein zu fechten. Bayern sandte Regimenter vom Inn und aus der Rheinpfalz, Würtemberg aus der schwäbischen Alp, Baden aus den Breisgauer Thälern, Sachsen vom Erzgebirge, Preußen polnische Landwehren, selbst der Fürst von Hessen-Homburg mußte 40 Mann von der Ehrenwache seiner Spielbank entsenden. Der Hamburger glaubte, die dänische Armee werde mit Haut und Haar gefressen werden; beschämt kehr-

ten die Truppen im Herbst wieder unverrichteter Sache nach Hause zurück. Jetzt, wo die Schleswig-Holsteiner allein unternommen hatten, den Krieg zu beendigen, rücken wieder österreichische, ja selbst preußische Truppen hier durch, dasselbe schleswigholsteinische Heer entwaffnen zu helfen. Diesen traurigen Auftrag erhielt das achte preußische Regiment, das ich unter dem Spott der Hamburger Bevölkerung so eben über die Wälle um die Stadt herum nach Holstein marschiren sah, escortirt von k. k. österreichischen Offizieren.

Eine andere recht trübselige Rolle sah ich die armen preußischen Pioniere spielen, welche unweit des mecklenburgischen Städtchens Boitzenburg den Oesterreichern eine Pontonbrücke aufschlagen sollten, damit diese bequemer die Elbe passiren könnten. Preußische Soldaten mußten ungarischen Regimentern Oesterreichs den Weg ebnen, damit diese sich bequem in die Ostseeländer hineinsetzen können! Was wohl der alte Fritz zu solcher Verwendung seiner Soldaten gesagt hätte? Die Preußen, welche hierzu beordert waren, schienen das Unwürdige ihres Auftrages auch recht zu fühlen; sie sahen verzweifelt mürrisch und niedergeschlagen aus, vielen Spott, sogar der mecklenburgischen Bauern, ertragen zu müssen. Aber der Boitzenburger Fährpächter, der eine Beeinträchtigung seines Gewerbes in dieser Uebersetzung durch die Preußen sah, wollte diesen Dienst der Preußen nicht dulden, und hat theilweise seinen Willen durchgesetzt. So weit ist es jetzt mit dem preußischen Einfluß hier oben in Norddeutschland gediehen!

Die Anwesenheit unserer österreichischen Gäste ist übrigens unterhaltend genug, wenn man es über sich gewinnen kann, auch diesem Unglück, wie der ganzen deutschen Politik, die komische Seite abzugewinnen. Unzählige Anekdoten laufen über die österreichische Einquartierung von Mund zu Mund. Am kläglichsten benimmt sich der größte Theil des mecklenburgischen Landadels. Als diese Junker im Sommer 1848 fürchteten, nur einen Theil ihrer Privilegien, mit denen sie auf Kosten der allgemeinen Wohlfahrt so überreichlich bedacht sind, aufgeben zu müssen, waren sie im Geheimen — denn öffentlich wagten sie oft vor kläglicher Furcht kaum die Augen aufzuschlagen — voll der reactionärsten Wünsche. „Wenn nur die Kosacken erst im Lande wären; hundert Flaschen Champagner soll der erste haben." Jetzt, wo sie theilweise starke österreichische Einquartierung auf ihren Gütern erhalten, und oft an 20—30 hungerige czechische Mägen füllen und eben so viel k. k. Pferde ausfüttern müssen, wollen sie von fremder Soldatenherrschaft nichts mehr wissen. Die politischen Gesinnungen Oesterreichs lieben sie wohl noch, die Mägen seiner Soldaten mögen sie aber nicht mehr. Trotz des beständigen Geschreies von Ritterlichkeit und adeliger Gesinnung, das sie so laut im Munde führen, sind die meisten doch, wenn es auf das Interesse ihrer Geldbeutel ankommt, eben so plebejisch, wie die oft verhöhnten „Krämerseelen". Auch sind manchen unserer Edelfrauen die österreichischen Offiziere nicht vornehm genug und nicht für den Salon gebildet, und sie beklagen sich bitter, jetzt mit Bürgerlichen an einem Tische essen zu müssen, ein Fall, der sonst unerhört bei ihnen war. Eine charakteristische Geschichte dieser Art ist bei einer sehr ahnenstolzen Frau von — (der Großvater ihres Mannes war ein reicher Lieferant im Kriege, der sich den Adel für 2000 Thlr. kaufte) vorgekommen. Ein österreichischer Offizier, ein schon bejahrter Mann, war nebst 20 Soldaten als Einquartierung auf dem Gute und daher auch zur Tafel gezogen, obschon das ungezwungene, nichts weniger als vornehme Wesen desselben der gnädigen Frau nicht sonderlich behagen wollte. „Andere Sitten als bei uns," dachte sie, „ein preußischer Gardeoffizier würde mehr Tournure haben; doch der süddeutsche Adel soll sich ja leider über Manches hinwegsetzen." Bei Tische kommt das Gespräch auch auf die Stockschläge, die im österreichischen Heer noch herrschen, und die Gouvernante des Hauses, eine Schweizerin aus Genf, erklärt sich mit Lebhaftigkeit gegen solche Herabwürdigung des Menschen, obgleich sowohl der gnädige Herr wie die Frau es ganz natürlich finden, daß das gemeine Pack mit Schlägen traktirt werde. „Schau'ns, meine Gnädige," sagt der Oesterreicher zur Schweizerin ganz naiv, „i hoab oach schon früher manche 25 mit dem Haslinger auf das Gesäß aufgezählt bekommen, und bin doch noch ein ganzer Kerl geworden." Die Damen errötheten, und die Hausfrau ruft erstaunt aus: „Aber wie geht denn das zu? Was sagte Ihr Herr Vater dazu?" „Ja schau'ns, mein Vater der ist halt nit viel gefragt worden; der war so ein armer Holzhacker in Böhmen, und hat wohl selbst oft welche aufladen müssen. Ich hoab un 8 Jahre als Gemeiner und 10 Jahr als Korporal gedient und bin Anno 1848, als an Offizieren viel Mangel war, da die Ungarn und Welschen fast Alle pfutsch gingen, Lieutenant geworden," und damit schenkte er sich ein neues Glas Bordeauxwein ein und trank es wohlgefällig aus. Die Edelfrau soll, empört darüber, mit einem so gemeinen Plebejer an einem Tisch sitzen zu müssen, sich bittweise an den österreichischen General gewandt haben, sie wolle nöthigenfalls gern auch zwei Offiziere ins Quartier nehmen, wenn diese nur von gutem Adel wären. Ob ihre Bitte gewährt worden, wissen wir nicht. Ueberhaupt spöttelt der mecklenburgische Adel viel über die große Zahl bürgerlicher Offiziere, besonders bei der Artillerie und Infanterie, und findet es seltsam, daß diese ihre Kameraden, die Grafen und Barone sind, so ohne Weiteres mit „Du" anreden dürfen. Ein echter preußischer Gardeoffizier, wo möglich vom ersten Garderegiment, das keine Bürgerlichen unter sich duldet, ist in seinen Augen das Ideal eines deutschen Kriegers.

(Schluß folgt.)

Der Verein für deutsche Reinsprache.

Immer weiter dehnt sich der Wirkungskreis unseres Vereines aus, der sich allmälig der runden Zahl von 1000 Mitgliedern nähert, welche in 168 Ortschaften Deutschlands wohnen. Er könnte freilich noch einmal, ja noch zehnmal so viel Theilnehmer zählen, wenn alle Jene, welche diese Richtung billigen und die Zweckmäßigkeit unserer Bestrebungen einsehen, sich öffentlich und entschieden dazu bekännten. Allein nach der jetzigen Lage und Stimmung in Deutschland ist so etwas nicht zu erwarten. Daher muß man es noch als ein großes Glück ansehen, daß so viele Männer, Frauen, Jünglinge und Jungfrauen diesem vaterländischen Verbande angehören. Vielseitig wahrnehmen wir, daß in Bezug auf unsere Zeitschrift, „die deutsche Eiche", unrichtige Vorstellungen herrschen, indem Manche glauben, diese Zeitschrift sey für Niemand geschrieben, als für Mitglieder des Vereins, da selbe jedoch für alle Deutsche von Bildung und Vaterlandssinn bestimmt ist, und sie auch von vielen andern Sprach- und Volksfreunden gehalten wird. Das erste Heft des zweiten Jahrganges ist bereits erschienen und bei allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben. Eben so irrig wähnen Viele, als begäben sie sich durch Unterschrift ihres Namens unter einen drückenden Zwang, der ihnen ganz und gar jedes Fremdwort verbiete, da doch nach unsern Satzungen selbst „den zahllosen Abstufungen von Mehr und Weniger Rechnung getragen und freier Spielraum gelassen werden muß", indem deutsche Wörter statt der fremden, wo möglich, gebraucht werden sollen. Wir laden somit aufs Neue die biederen Deutschen zum Beitritte ein, und bitten, ihre Erklärung in freien Briefen an den Unterzeichneten zu senden.

Heidelberg. Der Vorstand: Mr. Brugger.

Mannichfaltigkeiten.

(Zwei kostbare Kleider.) Letzthin wurde in diesem Blatte erwähnt, daß in Brüssel für eine polnische Gräfin ein Kleid zu dem Preise von 40,000 Francs verfertigt wird. Diese Dame, so bezaubernd sie auch an ihrem Hochzeitstage darin erscheinen mag, wird sich gleichwohl nicht rühmen können, nur allein im Besitze eines kostbaren Kleides zu seyn. Es ist uns eine deutsche Fürstin bekannt, die ein seidenes Kleid besitzt, dessen Stoffwerth nicht weniger als 7000 Gulden rheinisch beträgt. Ein Stück Seidenzeug wurde dazu verwendet, welches ein Seidenbauverein, als einziges Erträgniß seiner Industrie, mit einem Verluste von 7000 Gulden produzirt hatte!!

(Köln, 1. März.) Unverhofft kommt oft, und so ist es auch etwas Unverhofftes, das uns in diesem Jahre unser Carneval, der unter so schlechten Auspicien herannahte, da er selbst die Aufmerksamkeit der Polizei in seit 1830 ungewohnter Weise auf sich gezogen hatte, mehr verspricht, als man erwarten durfte. An ächt carnevalistischen Ueberraschungen wird es nicht fehlen, und nicht minder an drastischer Nieswurz für große und kleine, grobe und feine Nasen, diplomatische und staatsökonomische. Wir dürfen nicht aus der Schule plaudern, sondern nur so viel sagen, daß die Ausstattung des Gürzenichs, der in diesem Jahre mehr denn je der Brennpunkt unseres Faschingslebens seyn wird, an Komik und Heiterkeit und wahrhaft schlagenden Momenten alles bis dahin Dagewesene bei Weitem übertrifft. Man darf den Operngucker nicht vergessen, übrigens sich im Voraus der heilsamsten Zwergfell-Erschütterungen versichert halten. Declamiren und theatralisiren dürfen wir nicht, aber das Lachen ist noch nicht verboten, — wer weiß indeß, was noch geschieht? Doch wer zuletzt lacht, lacht am besten!

(Schätzbarer Fund zu Heddernheim für Freunde des Alterthums.) Derselbe besteht in einem römischen Gedenksteine mit vollständig und gut erhaltener Schrift, und ist bei Hrn. Gasthalter Momberger daselbst aufgestellt.

Korrespondenz.

Mainz, 26. Februar.

Mehrere Ereignisse, die sich in der jüngsten Zeit hier zutrugen und von denen zwei, nämlich die Verbreitung eines Flugblattes und die vorgebliche Insultirung des hiesigen Bischofs, auch in Ihrem Blatte mehrfach besprochen wurden, geben den Organen der ultramontanen Partei willkommene Veranlassung, wider ihre Gegner mit allen Waffen heiliger und unheiliger Entrüstung zu Felde zu ziehen. Das Ausbeuten derartiger Anlässe zu ihren Zwecken hat diese Partei bekanntlich nicht erst aus der Affaire Sefeloge gelernt und wir wunderten uns daher nicht, in den hiesigen „katholischen Sonntagsblättern" die Besprechung jener Ereignisse zu einer salbungs- und nebenbei schimpfwörterreichen Philippika gegen „Unglauben" und die „Aufhetzungen" der Presse angewachsen zu sehen. Das erwähnte, hier in zahlreichen Exemplaren verbreitete Flugblatt, dessen Verfasser (allerdings auf eine nicht geschickte Weise) gegen gewisse Uebergriffe des Clerus eifern und dabei des anstößigen Ausdrucks „römischkatholischer Aberglaube" sich bedienen, wird als eine Aufforderung zum Deutschkatholicismus charakterisirt, und der Umstand, daß dasselbe mit „Mehrere Demokraten" unterzeichnet ist, dazu benutzt, die katholischen Demokraten zu einer Manifestation gegen diese Flugschrift und gegen den Deutschkatholicismus aufzufordern, um die aus jener Unterschrift gezogene sehr logische Schlußfolgerung von sich abzuwälzen, „daß demokratisch und deutschkatholisch eines und dasselbe sey." Wenn dieß nicht geschehe, „dann — heißt es drohend weiter — könnten wir die Demokratien immer für eine freie politische Partei sondern lediglich für eine ungläubige Secte halten, deren Anhänger jammervoll betrogen sind und dem sicheren Verderben entgegengehen, welches noch Alle getroffen hat, die sich gegen Gott empört haben." — Daß ferner jenes Flugblatt auf Einführung von Communalschulen in unserer Stadt dringt, ist dem frommen Blatte der klarste Beweis für die Vortrefflichkeit der Pfarrschulen, für oder gegen welche sich zu entscheiden, nach solcher Aufforderung dem Gemeinderathe und den Lehrern selbst, falls es ihnen nicht darum zu thun sey, die Schulen „in Pflanzstätten des Unglaubens zu verwandeln" und „entschieden Partei zu ergreifen gegen die katholische Religion", nicht schwer fallen könne. Es gibt eben für diese Leute — wie es sich gerade für ihre Zwecke paßt — nur die zwei Extreme: Jesuitismus und Unglaube; wer nicht für sie ist, ist gegen sie und darum — „Empörer gegen Gott." Daß hier alle Welt über Unthaten und Rohheiten, wie sie dasselbe Sonntagsblatt der Wahrheit gemäß mittheilt (über die verabscheuungswürdige Verunreinigung des Weihwasserkessels im Dom und über die Zertrümmerung eines Kruzifixes bei Finthen und Aufhängung des davon abgerissenen Christusbildes an einen Baum) — empört ist und es im höchsten Grade auch bei der Nachricht von der nun mindestens sehr zweifelhaften rohen Insultirung des Bischofs durch die von dem Gerichte freigegebenen zwei Schneidergesellen war, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Jedermann erkennt in solchen Handlungen Bubenstreiche trotz der Verwarnung der Sonntagsblätter, die da ausrufen: „Sage man ja nicht: das haben böse Buben gethan; nein, das hat der Geist (!!!) gethan, der bösen Buben solche Schandthaten einhauchte!" — Zum Schluß und als Commentar will ich Ihnen noch mittheilen, daß es mehr als wahrscheinlich ist, daß die bereits seit drei Jahren beschlossene Reorganisation unserer städtischen Volksschulen (Siebenklassensystem nach sieben Altersstufen, weltlicher Schulinspektor u. s. w.) auf sich beruhen und der Plan der clericalen Partei, wornach mit Beibehaltung der Pfarrschulen das Dreiklassensystem durchgeführt werden soll, zur Geltung kommen wird!

Mainz, 3. März.

Morgen, auf Fastnacht-Dienstag, wird nach früherem Brauch große „Kaffeevisite" in dem großen Carnevalssaale dahier, mit Musik und Gesang carnevalistischer Lieder stattfinden. Die Erträge beider Tage sind für die Armen bestimmt, was das Hauptanregungsmittel für die Carnevalslust war. Als der Bürgermeister zum heute stattfindenden Jahrmarkte die Fruchthalle überließ, knüpfte derselbe in dem deßfallsigen Schreiben an diese Bewilligung die Bedingung, daß die Carnevalsgesellschaft wegen des Reinertrags der Einnahmen bei dem Jahrmarkte mit der Central-Armencommission sich benehme. Diese Gesellschaft hatte jedoch (im Hinblick darauf, daß der Empfang selbst einer einmaligen Unterstützung nach unserm octroyirten Wahlgesetze den Bürger seines ersten Bürgerrechtes, des Wahlrechtes, beraube) in ihrer neulichen Generalversammlung beschlossen, jenen Ertrag durch eine eigene Commission, ohne Rechenschaftsverpflichtung, selbst zu vertheilen. Nun steht nach gepflogener Unterhandlung die Sache so, daß ein Viertel der reinen Einnahme der Stadt überliefert wird, indem der Stadtrath in seiner nächsten Sitzung darüber entscheiden soll, ob auch dieses Viertheil der Gesellschaft zur freien Disposition, oder aber der Central-Armencommission übergeben werden soll.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 4. März. Quodlibet, oder: Scherz und Ernst, ein Fastnachtsschwank in 1 Akt. Vorher geht (zum ersten Male): Rothe Haare, Lustspiel in 1 Akt. Zum Schluß: Abenteuer des Herrn Hampelmann, oder: Der Ehemann wider Willen, Hampelmanniade in 3 Bildern.

Mittwoch, 5. März. (Gastspiel der Kinder Ferdinand, Amalie und Cäcilie Wollrabe): 1) S' letzte Fensterln, Alpenscene in 1 Akt von Seidl, Musik von mehreren Componisten. 2) Große Scene und Arie aus dem „Freischütz", gesungen von Amalie. Dazu: Das Salz der Ehe, dramatischer Scherz in 1 Akt von Görner und: Die vornehmen Dilettanten, oder: Die Opernprobe, komische Oper in 1 Akt, nach Jünger frei bearbeitet, Musik von Lortzing. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Hellier und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 55. Mittwoch, den 5. März 1851.

Die Goldsucher am Sakramento-Flusse.

(Erinnerungen einer Reise in Californien im Jahre 1848. Nach dem Französischen mitgetheilt von August Marckhoff.)

(Fortsetzung.)

„Nun, und dann?" fragte ich weiter.

„Mein Name wird dann die lange Todtenliste der geheimnißvoll in der Wüste verschwundenen Gambusinos verlängern; nach zwanzig Jahren werde ich nur noch eine dunkle Tradition seyn. . . ."

„Wenn Sie dieses unheilvolle Vorgefühl haben, warum geben Sie denn nicht Ihr Vorhaben auf?"

„Ich wollte wohl, aber ich kann nicht. . . . Jene unwiderstehliche Macht, jener unerklärliche Instinkt, wovon ich gegen Sie bereits erwähnt, treiben mich wider meinen Willen meinem Verderben zu. . . Ich weiß, daß ich meinem Tode entgegen gehe, und doch gehe ich . . . was wollen Sie auch? man ist seinem Verhängniß unterworfen, man gehorcht seinem Naturtriebe."

Dieser Quirino, den ich zum erstenmal in meinem Leben sah, bot eine so eigenthümliche Mischung von tiefer Trauer und muthvoller Resignation dar, daß ich mich wider meinen Willen zu ihm hingezogen fühlte. Ohne an die finstern und blutigen Punkte zu denken, die vielleicht seine Vergangenheit befleckten, bot ich ihm aufrichtig meine Hand.

„Don Rafael," sagte ich zu ihm, „erlauben Sie mir als Spanier, Sie wie einen Landsmann zu betrachten und Ihnen meine Freundschaft anzubieten . . . vielleicht kann diese Freundschaft Ihnen nicht ohne Nutzen seyn . . . denn ich gebe noch keineswegs die Hoffnung auf, Ihr Vorhaben zu ändern."

Der Gambusino nahm meine Rechte mit einem herzlichen Händedruck und erwiederte nur mit einem ungläubigen Lächeln, welches eine leichte Verneinung mit dem Kopfe begleitete.

Ich nahm darauf Abschied von ihm, um meinen Geschäften nachzugehen. Wir kamen überein, uns zum Diner wiederzusehen. Der Rest des Tages verfloß für mich in einer Reihe von Unannehmlichkeiten. Die ernsten Ereignisse, die in Frankreich geschehen, der beklagenswerthe Zustand, in dem sich der mexikanische Handel befand, das geringe Zutrauen, welches dieses der Anarchie verfallene Mexiko einflößte, Alles das machte, daß man sich in allen Häusern, wo ich mich vorstellte, um Waaren, die ich mit mir nach Vera-Cruz nehmen wollte, auf Kredit zu erhalten, förmlich weigerte. In übler Laune kehrte ich daher zum Boarding-House zurück, wo ich bereits Jedermann an der Tafel fand, da das Diner begann.

Nachdem ich meinen neuen Freund, den Gambusino, bewillkommnet, nahm ich meinen Platz neben dem großen Kentuckier John Bell wieder ein. Der amerikanische Goliath hatte bereits, seiner Gewohnheit getreu, auf seinem Teller eine furchtbare Pyramide von sämmtlichen Gerichten, die sich auf dem Tische befanden, durcheinander aufgehäuft; doch, unerhört! die Spitze seines gastronomischen Gebäudes war noch unberührt.

John Bell, ganz in Nachdenken versunken, vergaß zu essen; vielleicht hatte er nicht einmal Hunger! Ich konnte, ungeachtet meiner Stimmung, nicht umhin, dieß zu bemerken.

„Fühlen Sie sich heute unwohl?" fragte ich ihn.

„Nein," erwiederte er nach einem Momente Nachdenkens, „mein Geist ist krank."

„Ihr Geist? nicht möglich."

„Oh yes! mein Geist. Ich denke seit diesem Morgen an den Artikel, den ich in den Daily-News gelesen."

„Ueber die Entdeckung der Minen am Sakramento?"

„Sakramento! Sakramento! Oh, oh! Sie haben es errathen. Es ist in der That außerordentlich!"

„Nun, inwiefern betrifft denn Sie diese Entdeckung?"

„Wie? Was?" rief der Kentuckier. „Wenn diese Nachricht wahr ist, so reise ich auf der Stelle dahin. In drei Monaten werde ich 40,000 Dollars gewinnen."

„Dann reisen Sie, die Nachricht ist wahr."

John Bell gebrauchte einige Minuten, um sich von seiner Gemüthsbewegung zu erholen.

„Ich nehme an, daß Sie im Ernste reden?" fragte er mich endlich.

„Ihre Annahme ist richtig. Ich rede um so mehr die Wahrheit, als ich die Person kenne, welche die Minen am Sakramento entdeckt hat."

„Wirklich! Wirklich!" rief der Kentuckier, wobei er in dem Eifer seiner Geberden seinen Teller mit der Pyramide von sich stieß. „Kann ich den Namen dieser Person erfahren?"

„Diese Person ist kein Anderer, als der hier gegenwärtige Sennor Rafael Quirino."

„Der Sennor Rafael!" rief Miß Annette, wobei sie auf liebenswürdige Weise erröthete.

„Er selbst, Miß, er hat mir über diese Sache Details mitgetheilt, die mir nicht den geringsten Zweifel über seine Worte übrig lassen."

„Que diren (was sagt man)?" fragte mich der Gambusino, der des Englischen nicht sehr mächtig war. „Sie reden von mir, nicht wahr?"

„Dieser Herr," beeilte sich Miß Annette auf spanisch zu ihm zu sagen, „behauptet, Sie seyen der Entdecker der Goldminen."

„Der Sennor redet die Wahrheit," erwiederte Quirino kalt.

„So war also doch," erwiederte Miß Annette mit gewisser Bewegung in der Stimme, „diese halbe Million, wovon Sie mir sagten, kein Scherz, um mich zu täuschen?"

„Ich hatte Ihnen nur von einer halben Million gesagt, um

in Ihren Augen nicht als ein Verrückter zu gelten . . . aber ich hätte zwei Millionen erwähnen sollen."

„Warum haben Sie es nicht gethan?" rief John Bell mit dem Ausdruck der Verzweiflung; Sie hätten Miß Annette geheirathet, und Sie und ich, wir hätten uns associirt, um die Minen des Sakramento auszubeuten. . . . So waren wir Alle glücklich!"

„Ja wohl, Alle glücklich!" wiederholte sanft die junge und schöne Amerikanerin.

Rafael Quirino begann statt aller Antwort die Melodie eines merikanischen Fandango zu pfeifen.

Nach Aufhebung der Tafel schlug mir der Gambusino einen Spaziergang vor, was ich annahm.

„Was halten Sie von den Amerikanerinnen?" fragte er mich, als wir auf der Straße waren.

„Sie sind Töchter und Schwestern von Kaufleuten."

„Ihre Antwort gefällt mir, sie ist richtig. Sprechen Sie nie mehr von meiner Schwachheit; ich schäme mich ihrer."

„Bah! Sie gehorchten einem Instinkte, das ist Alles."

„Und Sie?" fragte mich Rafael lächelnd, „sind Sie mit Ihrem Tagewerke zufrieden?"

„Nein. Ich befürchte sehr, meine Zeit und mein Geld geopfert zu haben, indem ich nach den Vereinigten Staaten kam; das Geschäft, welches ich zu machen hoffte, wird wahrscheinlich nicht zu Stande kommen."

„Desto besser!"

„Wie, desto besser? Ich danke für Ihre Theilnahme."

„Hören Sie," sagte Quirino mit ernster Miene, „reden wir vernünftig. Ich schließe mich in zwei bis drei Tagen einer Karavane an, die sich nach Monterey begibt. Wollen Sie mit mir gehen?"

„Eine drollige Idee, die Sie da haben, mich die Prairie durchziehen und nach Californien gehen zu lassen."

„Es ist ganz gewiß ein Glück, das ich Ihnen biete. Bedenken Sie es reiflich, bevor Sie sich weigern."

„Ich danke Ihnen recht sehr . . . doch sehen Sie wohl ein, daß ich mich schwerlich im Augenblick entscheiden kann."

„Ich habe Ihnen ja auch gesagt, es zu überlegen."

„Ich werde nicht ermangeln. Darf ich Sie nun auch fragen, Sennor Quirino, woher dieß große Interesse kommt, das Sie mir beweisen, mir, den Sie kaum kennen, der ich fast noch ein Fremder für Sie bin?"

Ein trübes Lächeln glitt über das Antlitz des Gambusino.

(Fortsetzung folgt.)

Oesterreichische Truppen an der Ostsee.

(Schluß.)

Mit der übrigen Bevölkerung kommen die österr. Offiziere im Allgemeinen gut durch. Sie sind großentheils genügsam, nicht verwöhnt, und wenn man sie nicht auf Politik bringt, umgängliche Leute. Auf Oesterreichs Macht halten sie viel, und behaupten gern, kein Staat könne ihnen widerstehen, und Preußen, das nicht einmal wisse, was es wolle, am allerwenigsten. Ein österreichischer Hauptmann, mit dem ich eine Strecke auf der Eisenbahn zusammen fuhr, sprach sich sehr aufrichtig darüber aus. „Bei uns in Wien", sagte er, „da wissen die Leut, was sie wollen, und darum geht es auch;' in Berlin aber wollen's heute so und morgen so, und darum geht Alles bei Ihnen zurück. Im Jahr 1849, da stand es schlimm mit uns, und Preußen hätte viel machen können; jetzt aber haben wir halt das Obermesser, und unser Kaiser kann thun, was er will. In Bologna haben wir Truppen und in Florenz, und Krakau gehört uns, und aus Rastatt und Kassel haben die Herren Preußen mit langer Nase abziehen müssen, und wir sind hineingezogen; und jetzt gehen wir nach Rendsburg, und bleiben dort, so lange der Kaiser befiehlt. Schauns, das kommt halt Alles vom Willen." — Die österreichischen Offiziere kümmern sich sonst nicht viel um Politik, haben oft eine seltsame Unwissenheit selbst über die gewöhnlichsten Fragen derselben; und beurtheilen Alles von ihrem Standpunkte, d. h. dem guten oder schlechten Avancement aus. Sehr naiv äußerte sich z. B. ein österreichischer Offizier, als er ein Zimmer als Quartier bekam, in dem das Bildniß von Klapka hing, das man in Hamburg sehr häufig findet. „Das war früher mein Special (genauer Freund); der hat viel los im Kopf und war ein Mordkerl, was das Wissen anbelangt; aber was hat's ihm geholfen? Wäre der Talkert bei uns geblieben, könnt' er all lang Hauptmann seyn, und nu is er a D—. Na, aber ein tüchtiger Kerl, der's Handwerk versteht, bleibt er und der Görgei doch immer; und wenn wir viele solcher Generäle hätten, könnt's uns nicht schaden."

Ueber die schleswig-holsteinische Sache sind selbst die meisten Offiziere gänzlich im Unklaren; doch äußern sie gutmüthig und artig, daß sie lieber den Holsteinern als den Dänen zur Hülfe ziehen möchten, wenn es auf ihren Willen ankäme. Uebrigens soll denselben verboten seyn, sich an öffentlichen Orten in politische Gespräche zu mischen.

Eben so gut wie mit den Offizieren kommt man mit der Mannschaft aus, obgleich hier und da einige Excesse vorfielen, die aber sehr streng bestraft wurden. Da die Mehrzahl der Soldaten der deutschen Sprache nicht mächtig ist, so ist ihre Unterhaltung mit den Quartiergebern sehr mangelhaft. Die Zeichensprache muß das Meiste thun. So sah ich, wie zwei Italiener vom Regiment Erzherzog Albrecht sich mit einer dicken mecklenburgischen Bauerfrau herumzankten. Die Italiener wollten Milch haben, und konnten dieß der Frau nur durch Pantominen begreiflich machen, welche diese aber durchaus nicht verstand. „Nee wat Kierls, könnt dee nich mal düütsch schnacken?" rief die Frau immer einmal über das andere ganz verwundert aus, und lachte dabei über die Grimassen und Bewegungen der beweglichen Italiener, daß sie oedentlich schütterte. Nachdem die Italiener alle ihre Pantominen vergeblich erschöpft und dabei manches „bestia tedesca" ausgestoßen hatten, verfielen sie endlich auf ein verzweifeltes Auskunftsmittel. Der eine der Soldaten warf sich auf Hände und Füße nieder und brüllte dabei laut: „Muh, Muh!" während der andere seinen Cschakko nahm und die Bewegungen des Melkens an dem in eine Kuh verwandelten Kameraden machte. Dazu das dumme Gesicht der Bauerfrau, die diese Scene verwundert anglotzte und ausrief: „Nu sind dee Kierls ganz verückt worden, see frårt mir am Ende noch up." Endlich, als die Pantominen der Schauspieler anfingen, die Tugend der ehrbaren Frau sehr auffallend zu beleidigen, trat ich vor, der Mecklenburgerin das Verlangen der Italiener zu verdollmetschen. „Dat hawwen dee Kierls man glick seggen künnt", meinte sie, ging in die Milchkammer und holte denselben gutmüthig einen großen Topf voll Milch. „Mille grazie, Signora", lautete der erfreute Dank der Soldaten. — Trotz der Unverständlichkeit der Sprache, sollen übrigens die Italiener, unter denen auch freilich viele bildsaubere Burschen sind, bei dem weiblichen Geschlecht sowohl auf dem Lande wie in den Städten vorzugsweise Glück machen; freilich die Sprache der Liebe wird überall verstanden.

Die hier an der Elbe und Ostsee liegende österreichische Heeresabtheilung gibt Gelegenheit, die verschiedenen Nationalitäten der Armee kennen zu lernen. Wie zum Hohn für unsere deutsche Sache, hat man uns lauter nicht deutsche Regimenter hierher geschickt. Vielleicht fürchtete man auch in Wien, daß deutsch sprechende Soldaten hier zu viel von den liberalen Ideen, die in

Norddeutschland durchweg im Mittelstande herrschen, einsaugen möchten. Thörichte Furcht, als ob es bei den andern Truppen nicht eben so der Fall wäre! Die Demokratie wird von London aus sich nicht nehmen lassen, aufreizende Schriften in ihrer Landessprache unter die ungarischen und italienischen Regimenter zu vertheilen, und die Quartiergeber hier würden willig die Hand dazu bieten. Das Regiment Erzherzog Albrecht besteht größtentheils aus Italienern, besonders Lombarden, hübsche, gewandte Leute, obgleich verwöhnt und schwächlich aussehend. Den glühenden Haß, den sie Alle gegen die österreichische Herrschaft hegen, verhehlen die Soldaten ihren Quartiergebern gar nicht. Viele derselben haben 48 und 49 in Italien gegen die Truppen des Kaisers gekämpft, und würden, wie sie geradezu sagen, mit Freuden dieß auch wieder thun, hätten sie nur passende Gelegenheit dazu. Große Sehnsucht haben diese armen Leute nach dem wohlfeilen Wein, den sie hier schmerzlich entbehren müssen. Das Regiment Schwarzenberg, unbestritten das stattlichste, besteht aus lauter Ungarn, prächtigen Leuten, denen das kriegerische Feuer aus den Augen blitzt. Viele von ihnen sind ehemalige Honveds, die beim Erblicken eines Bildes von Kossuth im Quartier stets in ein begeistertes „Eljen Kossuth, eljen!“ ausgebrochen sind. Das Regiment Nugent hat lauter Galizier, feste, stämmige, wenn auch nicht schöne Leute, die gewiß tüchtige Soldaten sind. In politischer Beziehung sind diese vollständig indifferent, und schlagen darauf los, wohin man ihnen befiehlt. Obgleich diese Burschen nicht im Mindesten verwöhnt sind und Speisen mit großer Begierde verschlingen, die in Mecklenburg jeder Bettler verschmähen würde, so hat man sie wegen ihres Schmutzes und rohen Betragens doch am wenigsten gern zur Einquartierung. — Das Regiment Wellington besteht aus Böhmen, unter denen Manche deutsch sprechen; auffallend viel häßliche, kleine, verkümmert aussehende Menschen. Ein Bataillon Kaiserjäger, großentheils aus Welschtyrol, hübsche, lustige, frische Burschen, die sehr gefallen, zumal sie meist auch deutsch sprechen und oft wunderhübsch jodeln. Auch ihre graue und grüne Uniform mit den kecken Jägerhüten findet den Beifall schöner Augen. Die Ausrüstung der Infanterie ist gut und tüchtig, und in militärischer Hinsicht machen die Regimenter einen vortheilhaften Eindruck. Ganz ausgezeichnet sind auch die trefflich eingeübten und sehr vollzähligen Musikchöre derselben. Viel weniger wie die Infanterie gefällt ihrer äußern Erscheinung nach die Artillerie, deren Material auch nur mäßig ist. Von Kavallerie liegt das 8 Schwadronen starke Regiment Windischgrätz-Chevauxlegers hier, das wegen früherer Verdienste einen bekannten Namen in der Armee hat. Die Ausrüstung desselben ist nur mäßig, und können besonders die Pferde derselben keinen Vergleich mit denen der hannover'schen, mecklenburgischen und schleswig-holsteinischen Reiterei aushalten. Die Leute des Regiments sind ächte Böhmen, die nur wenig deutsch verstehen, und die Offiziere, die sich durch sehr aristokratische Gesinnung auszeichnen sollen, großentheils Ausländer aus allen Theilen der Welt. Im Ganzen ist man mit der Kavallerie als Einquartierung nicht zufrieden.

Dieß die kurze Schilderung der österreichischen Einquartierung, mit der wir wohl noch lange beglückt seyn werden. Eine Folge hat dieselbe entschieden gehabt. Preußens Einfluß bei uns ist auf das Stärkste erschüttert. In allen Kreisen ohne Ausnahme hört man leider nichts als Spott, ja noch Stärkeres gegen die Regierung dieses Staates, deren Wankelmuth wir unsere fremden Gäste allein zu verdanken haben. Gott bessere es!

Mannichfaltigkeiten.

(Aus der deutschen Colonie Buchsfelde in Süd-Australien, 10. Oct.) Die Getreidefelder sehen bei uns noch gar kümmerlich aus, und die Fruchtpreise sind auf eine bedeutende Höhe getrieben. Mit dem Weinbau müssen wir bis nächstes Jahr einhalten, da die jetzt fast steinhart gewordene Erde drei Fuß tief umgearbeitet werden muß. Wir haben indeß schon so ein schönes Stück Land fertig und vortreffliche Aussichten für Wein, welcher in einigen Jahren den Hauptausfuhrartikel für Süd-Australien bilden wird. Schon jetzt gibt es hier Weinanlagen von 6—8 Morgen Ausdehnung und das Produzirte ist ausgezeichnet an Qualität und Quantität. Ich sah bis 17 Pfund schwere Trauben. Ueberhaupt ist die Vegetation eine solche, von der wir in Europa keine Ahnung hatten; Blumenkohl 2 Fuß im Durchmesser, Mohrrüben würden Sie kaum für Das halten, was sie sind, Kartoffeln bei schönem Geschmack 3¼ Pfund vor dem Kochen. Ich aß deren im fruchtbarsten Thal Süd-Australiens, im Thal des Juman in der Nähe der Encounter Bai. Seit einem Jahre hat man Lager von Edelsteinen gefunden. Es existirt eine mineralogische Gesellschaft, an deren Spitze Deutsche stehen, und von welcher jetzt schon geschliffene Steine als erste Ausbeute nach London zur Ausstellung gesandt werden. Für 10 bis 12 Familien bietet sich gegenwärtig eine gute Gelegenheit zur Ansiedelung. Der Gouverneur besitzt als Privateigenthum 11 Sectionen Land von circa 1300 Magdeburger Morgen, welches er unter billigen Bedingungen vorzugsweise an deutsche Pächter auf 21 Jahre verpachten will. Das Land liegt an der jetzt im Bau begriffenen Eisenbahn, welche von Murray nach Encounter-Bay, durch den schönsten Theil Süd-Australiens läuft. Die in Port Adelaide wöchentlich zweimal erscheinende deutsche Zeitung macht sich ganz gut bezahlt; nur wünscht man, es möchte ein ordentlicher Drucker mit tüchtigen Pressen und den neuesten Typen herüberkommen; er würde die besten Geschäfte machen können.— In wenigen Wochen erwarten wir unsere Constitution. Die Regierung findet zuweilen heftige Opposition. So mußte neulich eine auferlegte Wagensteuer sofort wieder zurückgenommen werden, obgleich man ihren Ertrag für Wegbau und andere nützliche Dinge bestimmt hatte. Der Gouverneur übt sein schwieriges Amt mit vielem Geschicke. Er weiß so vortrefflich seinen politischen und Privatcharakter auseinander zu halten, daß oftmals, wer ihn am Morgen öffentlich der Ungerechtigkeit anklagt, am Nachmittag freundschaftlich bei ihm zu Tisch sitzt.

In den Neu-England-Staaten (Maine, New-Hampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode-Island und Connecticut) gibt es 2,475,700 Baumwollen-Webstühle, wovon gegenwärtig 715,300 still stehen.

Die Kohlenminen Pennsylvaniens lieferten im Jahre 1850 3,127,633 Tons Kohlen.

(Rom, 20. Februar.) Von hier wird Folgendes über die Feigheit eines Gensdarmerie-Offiziers gemeldet: In voriger Woche machte der Fährmann am Flusse Ranco, unweit Forli, beim Einbrechen der Abenddämmerung einem päpstlichen Gensdarmerie-Offizier die Anzeige, er sey beauftragt, noch am nämlichen Abend um 10 Uhr eine Abtheilung Räuber über den Fluß zu setzen. Der Offizier setzte sich mit 30 Gensdarmen, an der Stelle, wo die Fähre anlanden mußte, in ein Versteck. Die Fähre landete in der That, war zu seinem Schrecken aber mit 19 bis an die Zähne bewaffneten Menschen befrachtet. Es fehlte

ihm an Muth, sie anzugreifen, wie sehr seine Untergeordneten auch darauf dringen mochten. So waren also 30 gegen 19 in der Minderheit. Der Offizier entschuldigte sich dann nachher, er habe nur aus Kriegslist nicht angegriffen, um die Räuber auf dem Raube zu ertappen, habe aber leider ihre Spur verloren.

Nach dem Census von 1850 beträgt die Volkszahl des Staats Pennsylvania 1,267,762 Seelen. Sie hat sich im letzten Jahrzehend um 382,481 Seelen vermehrt.

Korrespondenz.

Köln, 2. März.

Unser Carnevalsfest, das bekanntlich in früheren Jahren an Bedeutung alle derartigen Feste in Deutschland übertraf, das selbst mit Italien in dieser Beziehung concurriren konnte, ist fast zur Gewöhnlichkeit herabgesunken und es dürfte leicht eine Reihe von Jahren dahingehen, ehe dasselbe die frühere Höhe wieder erreichte; denn der Grund zu jener Erscheinung liegt in den Zeitverhältnissen. Diesen ist es zuzuschreiben, daß der Zug am Dienstage unterbleibt, da unsere Narren zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß es sich nicht gezieme, zu lachen, wenn die Herzen von Millionen weinen. Dieser Entschluß verdient um so mehr Anerkennung, weil seine Ausführung mit großen Opfern verbunden ist, da die öffentlichen Aufzüge es gerade waren, die die Fremden angezogen; diese aber bleiben das Jahr daheim und auch die Gelder, die sonst der Stadt von allen Seiten zuflossen. Sonst nahm das Fest am letzten Donnerstage vor der ersten Fastenwoche seinen Anfang auf dem Altenmarkte, wo die Marktfrauen den Reigen mit drolligen Scenen eröffneten und dann der Fabrik- und Schuljugend das Feld räumten, die oft den größten Unfug trieben. In diesem Jahre wurde nicht eine Fensterscheibe eingeworfen und nicht ein Hut todtgeschlagen, — auf dem Markte herrschte Grabesruhe. Gestern war es im Damen-Comité, das sonst so launiger Natur ist, auch nicht sehr lustig; es erging den Menschen, wie den sehr zahlreich aufgehängten Caricaturen, Bildern und Büsten, an deren Munde, Schiller nicht ausgenommen, ein Schloß hing; nur Mozart hatte kein Hängeschloß erhalten. Das galt der Polizei, die nur musikalische Aufführungen gestatten wollte. Der Besuch war so schwach, daß die Ausgaben von der Einnahme nicht einmal über 20 Thlr. überstiegen wurden. Der lange Kappenzug, den es sonst stets am Sonntage absetzte, ist auch gänzlich ausgefallen und in den Straßen ist die Bewegung eine ganz gewöhnliche. Morgen und am folgenden Tage wird sich das Leben indeß doch bewegter gestalten. — Demnächst werden wir auch einen Glas- oder Krystallpalast in Köln besitzen; denn der durch das Modell der Kettenbrücke und durch andere Kunstgegenstände rühmlichst bekannte Techniker Wigand ist damit beschäftigt, den Londoner Palast in verjüngtem Maßstabe für die Tonger'sche Kunstausstellung anzufertigen. In dem Gebäude werden sich 3230 Säulchen befinden und 2600 Fuß Glasstreifen werden verwendet.

Salzungen, im Großherzogthum Meiningen, 1. März.

In diesen Tagen hat sich hier ein Soolbad-Actienverein gebildet, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, das hiesige Soolbad zu fördern und zu heben. Der Verein wird die Soolbad-Anstalt übernehmen und ein Kurhaus gründen, welches mit einer hinreichenden Anzahl bequem und elegant eingerichteter Logierzimmer, sowie mit einer tüchtigen, allen Anforderungen entsprechenden Wirthschaft versehen werden wird. Das Kurhaus erhält seinen Platz am See, nahe dem weitbekannten reizenden Seeberg, in der schönsten Umgebung der Stadt, inmitten freundlicher Gartenanlagen und schattiger Promenaden. Die Arbeiten haben rüstig begonnen und hofft man bis Mitte Julius dieses Jahres zur theilweisen Eröffnung des neuen Kurhauses schreiten zu können. Es wird durch dieses Unternehmen einem dringenden Bedürfnisse abgeholfen und dasselbe um so mehr als gesichert angesehen werden können, als die vortreffliche Wirksamkeit der Badeanstalten bereits allgemein anerkannt sind, und als es bisher nur dem Mangel an entsprechenden Einrichtungen für Wohnungen, Beköstigung und Unterhaltung der Badegäste zuzuschreiben war, daß sich der Besuch des Bades in den letzten Jahren nicht mehr vermehrt hatte. Dieses Unternehmen eröffnet dem Soolbad eine schöne Aussicht in die Zukunft und sichert den Bewohnern der Stadt die damit verbundenen Vortheile

---

Dresden, 27. Februar.

Unter den vielen Schaustellungen und Kunstgenüssen (der Begriff „Kunst" paßt allerdings nur auf wenige), die unsere Residenz diesen Winter bietet, nehmen die Vorstellungen des Professor Bils in der „egyptischen Zauberei" einen nicht unbedeutenden Rang ein, wie dieß aus dem zahlreichen Besuche deutlich hervorgeht. Ganz abgesehen von der frei in der Luft schlafenden Griechin, die der Neuheit der Sache wegen vorzugsweise das Publikum anzieht, verdienen die Leistungen des Hrn. Bils volle Empfehlung, da derselbe seine Produktionen mit seltener Meisterschaft ausführt, wenngleich manche Piece der Art hier schon gesehen worden ist. — Das Hoftheater, das nächstens zum Besten der Hinterlassenen Lortzing's „Czaar und Zimmermann" aufführen wird, brachte zwei Neuigkeiten: ein aus dem Französischen übertragenes Lustspiel: „Schach und matt", das sich nur in Folge der überaus trefflichen Darstellung Seitens des Hrn. Emil Devrient halten wird, und eine Posse von A. Berla: „Der Dumme hat's Glück", in welcher Hr. Räder excellirte. Das zweite Theater gibt noch immer vor gefülltem Hause den „Propheten" von G. Räder, und es hat diese travestirende Posse besonders dadurch gewonnen, daß jetzt Hr. Neumann, ein sehr begabter junger Komiker, den Muckebold spielt. Für die Abgebrannten in Oberwiesenthal hielt der frühere Direktor dieser Bühne, Hr Ferd. Vogt, eine humoristische Vorlesung, die am Schluß beifällig aufgenommen wurde. — Das dreiaktige Schauspiel (Ort: Dresden) von Fr. Lubojatzki, das in diesen Tagen hier zur Aufführung kommt, heißt: „Handschuh-Gustchen", oder: Zwei Familien". Es ist dieß derselbe Verfasser, der früher schon diesem Theater in dem „Religjungen von Dresden" ein sehr wirksames Stück geschrieben. — Zum Besten der Lehrerwittwen und Waisen wird im Laufe nächster Woche eine große geistliche Musik in der Frauenkirche stattfinden, bei welcher auch Frau Krebs-Michalesi, Fräul. Schwarzbach u. A. mitwirken werden, und es verdient namentlich hierbei die Hoftheaterdirektion besondern Dank, welche das Werk so bereitwillig fördern hilft. — Das neulich von dem bekannten Klaviervirtuosen Charles Mayer veranstaltete Konzert war sehr zahlreich besucht und bot vieles Treffliche. Fräul. Antonie Wilhelmi gastirt jetzt am Burgtheater in Wien mit außergewöhnlichem Erfolge. — Schließlich wollen wir noch eines Werkes der Plastik gedenken, das mit Recht große Anerkennung findet: es ist eine Madonna in dem Atelier des Bildhauers Karl Beyer, eines Künstlers von hervorragendem Talente.

Drittes Abonnements-Konzert des Cäcilienvereins.

Freitag, den 7. d. M., im Saale des Weidenbusches.

1) „Requiem, Missa pro defunctis" von Mozart.
2) „Lauda Sion Salvatorem", componirt von Mendelssohn-Bartholdy für die Kirche St. Martin in Lüttich.

Beide Werke mit Orchesterbegleitung.
Anfang 7 Uhr.
Eintrittskarten zu fl. 1. 30 kr. bei Hrn. André, Haus Mozart, Zeil.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 5. März. (Gastspiel der Kinder Ferdinand, Amalie und Cäcilie Wollrabe): 1) S' letzte Fensterln, Alpenscene in 1 Akt von Seidl, Musik von mehreren Componisten. 2) Große Scene und Arie aus dem „Freischütz", gesungen von Amalie. Dazu: Das Salz der Ehe, dramatischer Scherz in 1 Akt von Görner und: Der lustige Rath, Lustspiel in 2 Akten. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 6. März. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 56. Donnerstag, den 6. März 1851.

Die Goldsucher am Sakramento-Flusse.

(Erinnerungen einer Reise in Californien im Jahre 1848. Nach dem Französischen mitgetheilt von August Marckhoff.)

(Fortsetzung.)

„Ich nehme Interesse an Ihnen," erwiederte Quirino mir, „gerade weil Sie, ohne mich zu kennen, mir Ihre Freundschaft angeboten haben . . . weil ich in Ihren Augen wirkliche Sympathien wahrnahm . . . die einzige Freundschaft, die erste Sympathie, welche mir ein menschliches Wesen gezeigt. . . ."

„Sie übertreiben, Sennor Quirino."

„Nein, ich übertreibe nicht. Wir Gambusinos, wir wissen in dem Blicke der Menschen eben so sicher zu lesen, als in dem Sande der Wüste. Von stetem Mißtrauen beseelt, errathen wir leicht unter dem Scheine des Wohlwollens List und Verrath.... Ja, Sie sind der Erste, ich wiederhole es Ihnen, dessen Blick bis in mein Herz gedrungen. . . . Sie brauchen sich daher nicht zu wundern, daß ich Sie mit dem Geschenke eines Glückes dafür belohnen will, — das mich übrigens nichts kostet. Glauben Sie mir, und weigern Sie sich nicht."

„Ich nehme es mit Dank an," rief ich, beinahe hingerissen wider meinen Willen von dem Ausdrucke unbeschreiblichen Vertrauens und tiefer Ueberzeugung, der in der Antwort des Gambusino herrschte.

„Also ist es abgemacht," sagte er, „in drei Tagen reisen wir."

„Drei Tage! das ist sehr wenig Zeit, um meine Vorbereitungen zu treffen."

„Was für Vorbereitungen?"

„Die Waaren, welche ich mit mir nehmen will, um Sie den Goldsuchern zu verkaufen."

„Das ist unnöthig; kaufen Sie eine Büchse voll Chinin, eine Hacke und einen Dolch . . . das genügt Ihnen."

Drei Tage später reisten wir von Neu-Orleans nach Monterey. Die erste Person, welche uns begegnete, als wir an dem zur Vereinigung der Karavane bestimmten Orte anlangten, war der Kentuckier John Bell. Sein Wagen war mit sorgfältig verschlossenen Kisten beladen, während derjenige, den ich für meinen Freund Rafael und mich gemiethet hatte, außer unserm Mundvorrathe und einem kleinen Reisezelte die Büchse mit Chinin und die Hacke enthielt, wie mir der Gambusino anempfohlen hatte.

Den Dolch trug ich an meinem kupfernen Gürtel befestigt.

Ich will mich in keine Aufzählung der Beschwerden und Mühen einlassen, die wir zu ertragen hatten, bevor wir Monterey erreichten, wo wir nach 47 Tagen anlangten. Der Weg, den wir zurückgelegt, betrug mehr als 400 Meilen.

Der Hafen von Monterey war damals, in Folge der Auswanderung seiner Bewohner nach dem Sakramento, so entvölkert, daß es Rafael und mir unmöglich wurde, uns Maulthiere und Diener zu verschaffen.

John Bell, den die Habsucht erfinderisch machte, fand indeß Mittel, eine kleine Goelette zu miethen, um uns nach San-Francisco zu bringen. Dort erklärte es Rafael für ein Leichtes, Diener und Thiere, deren wir benöthigt, zu erhalten.

Dank der Thätigkeit des Amerikaners reisten wir daher noch an demselben Tage unserer Ankunft nach dem Hafen von San-Francisco ab, wo wir am folgenden Morgen Anker warfen. Die Entfernung beider Häfen von einander ist in direkter Linie 25 Meilen.

Niemals werde ich das erhabene und bewundernswerthe Tableau vergessen, das mir zu Gesichte kam, als die Sonne, welche plötzlich aus dem Meere aufzutauchen schien, ihre glänzenden Strahlen in den Raum sandte. Ich stieß einen Ruf des Entzückens und der Ueberraschung aus. Niemals hatte ich ein so herrliches Panorama geträumt.

„Ja, ich verstehe Sie. Sie finden, daß mein Vaterlan schön ist," sagte Rafael zu mir. „Könnte man dort nicht glücklich leben?"

Der Gambusino stieß einen Seufzer aus, fuhr jedoch gleich wieder mit ruhiger Stimme und ohne Bewegung zu verrathen fort:

„Der Hafen von San-Francisco ist, wie man sagt, der schönste und größte in der Welt. Sehr oft habe ich gesehen, wie an das Wunderbare gewöhnte Seeleute in Extase vor diesem großartigen Anblicke stehen blieben. Wollen Sie mir erlauben, Ihnen einige Erläuterungen zu geben? . . . Der Hafen ist, wie Sie sehen, von zwei Buchten eingeschlossen; die zu Ihrer Rechten nach Norden hin heißt San-Rafael; die andere gegen Süden ist unter dem Namen Buena-Yerba *) bekannt, wegen der reichen Weideplätze, die dort liegen. Jene drei Spiegellinien, die Sie sehen, sind drei Flüsse, die sich in die Bucht San-Rafael ergießen. Der erste derselben, der uns zunächst gelegene, heißt San-Joaquin, der zweite Jesus-Maria, der dritte endlich ist der Sakramento."

„Wie? dieser kleine Wasserstrich ist der Sakramento?" rief John Bell erstaunt aus; „ich sehe aber doch kein Gold!"

Als wir an's Land stiegen, erlangten wir die traurige Ueberzeugung, daß Quirino etwas voreilig gewesen in seiner Versicherung, daß wir hier Maulthiere und Diener erhalten würden. Die Stadt San-Francisco, sonst so volkreich und lebhaft, bot jetzt

---

*) Gutes Kraut.

den Anblick einer vollständigen Wüste dar; kaum sah man von Zeit zu Zeit eine alte Frau, ein kleines Kind oder einen vom Alter gekrümmten Greis in den Straßen. Uebrigens bemerkte ich, daß Jedermann achtungsvoll das Haupt entblößte, sobald man den Gambusino sah. Don Rafael empfing diese Ehrenbezeugungen mit der Gleichgültigkeit eines Mannes, der daran gewöhnt ist.

Wir beriethen noch über einen zu fassenden Entschluß, als eine Hülfe, an die wir nicht dachten, uns sehr gelegen kam. Es war die Mannschaft der Goelette — fünf Männer in Allem —, welche desertirte und uns ihre Dienste anbot. Diese braven Matrosen — die sich übrigens um ihren allein an Bord gebliebenen Kapitän wenig kümmerten — wollten ihr Glück am Sakramento versuchen. Wir beeilten uns, sie anzunehmen. Endlich gelang es uns auch, Maulthiere zu erhalten.

Das obere Californien, vor Kurzem *) noch das größte Departement von Mexiko, war auch ohne Widerrede das reichste und fruchtbarste. Es lieferte Getreide, Kupfer, Mehl und Tasajo, oder an der Sonne gedörrtes Fleisch. In dem Augenblicke jedoch, wo wir es durchreis'ten, waren die Hariendas (Pflanzungen) verlassen und überall herrschte Todtenstille.

Am sechsten Tage nach unserer Abreise von Monterey erreichten wir mit einbrechender Nacht ein kleines, von amerikanischen Truppen besetztes Fort.

Einige unbedeutende Gebäude, welche an das Fort stießen, schienen uns sehr passend zu einem Nachtlager; ich trat also in eines derselben, welches sehr klein und schlecht war, und bat um Beherbergung für die Nacht.

„Für Geld, recht gern," erwiederte mir der Besitzer.

„Ich will gern bezahlen. . . Das ist also abgemacht."

„Nein, noch nicht. Wie viel zahlen Sie?"

„Zum Teufel, den üblichen Preis."

„Dann können Sie kommen. Es ist Ihnen wohl bekannt, daß der gewöhnliche Preis für eine Nacht 12 Piaster die Person beträgt (16 Thaler).

„Sehr verbunden . . . der Handel ist nicht ganz geschlossen. Ohne Ihnen zu sagen: Auf Wiedersehen."

Der Kentuckier John Bell, welchem ich den Vorfall mittheilte, bezeigte eine außerordentliche Freude darüber. Die Einsamkeit und Verlassenheit des Landes, das wir durchzogen, hatten wahres Entzücken in ihm hervorgebracht, da es in seinen Augen ein sicherer Beweis war, daß der Placer des Sakramento noch mehr Gold enthielt, als der Korrespondent der Daily-News angegeben hatte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es wurde im letzten Kriege von Mexico an die Vereinigten Staaten abgetreten.

Allgemeine vergleichende Finanzstatistik.

Von Freiherrn Friedr. von Reden, d. R. Dr. Darmstadt, 1851 Jonghaus.

II.

Von dem vorstehenden trefflichen Werke, dem wir bereits (Nro. 305 d. B. vom v. J.) eine allgemeine Besprechung gewidmet, sind bis jetzt drei Hefte erschienen, welche den Haushalt und das Abgabenwesen Bayerns, Würtembergs, Badens und des Großherzogthums Hessen bringen. Wenn wir bei dem allgemeinen Interesse, das die sorgfältige Arbeit eines so gründlichen, wie umfassenden Statistikers in Anspruch nehmen muß, hier einzelne Details und Specialitäten hervorheben, so brauchen wir uns wohl nicht deßhalb, sondern eher darüber zu entschuldigen, daß wir nicht früher dazu geschritten.

Im Allgemeinen kommen wir bei den vier bis jetzt abgehandelten Ländern fast gleichmäßig zu der nicht eben erfreulichen Bemerkung, daß eine lange Friedenszeit, von der Privatthätigkeit und Industrie meist vortrefflich benutzt, keineswegs für den Haushalt der Staaten dieselben erfreulichen Früchte getragen; ja daß dieser Zeitraum nicht einmal dazu hat dienen können, eine constitutionelle Theorie und Praxis festzustellen, welche für die Zukunft die unerquicklichsten Kämpfe und Zerwürfnisse ersparen könnte. Die Verfassungen dieser Staaten enthalten meist mehr oder weniger zweifelhafte, einer willkürlichen Interpretation, wenn auch nicht Recht, doch faktisch Raum gebende Bestimmungen über den Antheil der Stände bei Regelung desjenigen Theils der Staatsverwaltung, welcher am unmittelbarsten die Interessen der Staatsbürger berührt; und leider läßt sich, gegenüber den Erfahrungen der letzten Jahre, kaum die gegründete Hoffnung aussprechen, daß es hierin besser werde, oder daß Das, was man von einer Seite dafür ausgeben möchte, auch von der andern, zunächst und zumeist dabei betheiligten dafür gehalten werden dürfte. Deutschland ist in derartigen Versuchen bis jetzt nicht sehr glücklich gewesen, und so finden wir denn auch bei Bayern vom Jahr 1843, nach einer 25jährigen Periode, in der sich die Staatsverwaltung jeder einigermaßen wirksamen ständischen Einwirkung zu entziehen wußte, ein sogenanntes Verfassungs-Verständniß, das, ohnedieß nur bedingt von der Abgeordnetenkammer anerkannt, keineswegs die Zweifel abschneidet. Da die eben versammelten bayerischen Stände den durch die Thätigkeit Bayerns nach Außen in der letzten Zeit ganz besonders in Anspruch genommenen Finanzen eine vorzügliche Aufmerksamkeit werden schenken müssen, so wird ein Blick auf diese Verhältnisse nach Reden hier um so mehr am Platze seyn. Wir werden dabei uns meist runder Zahlen für Summen bedienen, die selbstverständlich bei Reden genau detaillirt auftreten, da dieß für unsern Zweck genügt. — Bayern zählte Ende 1849 $4^1/_2$ Millionen Einwohner und nimmt in der Volksdichtigkeit (3230 auf die Quadrat-Meile) erst die 29. Stelle unter den deutschen Staaten ein. Seine Staatseinnahmen zeigen die unangenehme Erfahrung, daß sie jetzt fast auf den Betrag zurückgegangen sind, den sie vor 30 Jahren (bei fast 1 Mill. weniger Einwohner) lieferten, während sie eine Reihe von Jahren (1837—1849) in starker Zunahme waren. Während die erste Finanzperiode von 1819—25 $32^1/_3$ Mill. fl. zeigt, ist der Voranschlag für die sechste Periode (1849—55) auf $33^1/_2$ Mill. berechnet. Dagegen sind die Ausgaben der bayerischen Centralstaatskasse, namentlich mit Hinzurechnung der außerordentlichen, sehr bedeutend gestiegen. Im Jahr 1819 $31^1/_3$ Mill., ist der letzte Anschlag $38^1/_2$ Mill. Zudem enthält das außerordentliche Budget großentheils Ausgaben, welche ohne Zweifel als dauernd betrachtet werden müssen. So spricht denn ein Bericht des Finanzausschusses der Kammer über die Jahre 1845—47, im Januar 1850 erstattet, im Allgemeinen „von den traurigen Folgen kleinlicher engherziger Sparsamkeit auf der einen, und maßloser Verschwendung auf der andern Seite, von der Aufzehrung der anscheinend unerschöpflichen Erübrigungen des Jahrs 1843", die, wie man sich noch erinnern wird, ihrer Zeit so viel zu reden gemacht haben. Ein in der nächsten Zeit zu erwartender Bericht dürfte voraussichtlich noch minder erfreuliche Schilderungen enthalten. Am meisten Anstoß wird der Militäretat finden, dessen außerordentliche Höhe das Ministerium durch die Zeitverhältnisse und die größern nothwendigen Bedürfnisse zu rechtfertigen sucht, über welche Nothwendigkeit eben nun freilich die Ansichten sehr verschieden sind. Der Gesammtbedarf jenes Etats erscheint in der ersten Finanzperiode mit jährlich $6^1/_4$ Mill., in der sechsten mit $8^1/_2$ Mill. fl. und $1^1/_4$ im außerordentlichen Budget. Der Landtagsabschied

vom Juli 1850 behält sich aber bereits, dieser Bewilligung gegenüber, Vorlagen wegen Mehrbedarfs vor. Und dieser ist denn auch seitdem in erhöhtem Maße eingetreten, so daß der ganze Ansatz für den Militäretat 1850—51 auf etwa $15^{1}/_{4}$ Mill., d. h. fast 40 Proc. der Gesammtausgaben, anwachsen wird, wobei nicht einmal so manche Ausgabe der letzten Zeit mit einbegriffen seyn möchte. Man wird danach es wohl für begründet halten müssen, wenn man davon las, daß der Kriegsminister auf ein Militärbudget von 14 Mill. für die Zukunft antragen wolle. Das Mißverhältniß zwischen Einnahmen und Ausgaben würde noch steigen, wenn Bayern aus politischen Rücksichten sich verleiten lassen sollte, seine bedeutende Einnahme aus den Erträgnissen des Zollvereins (über 5 Mill. jährlich) aufs Spiel zu setzen. — Entsprechend den vorstehenden Verhältnissen mußte natürlich auch Bayerns Staatsschuld bedeutend wachsen. Schon bei dem früheren Erwerb mancher schönen Gebiete war der gehoffte finanzielle Vortheil, durch Uebernahme mancher Schulden rc, nicht so bedeutend, als man sich vorgestellt hatte. Im Laufe der Zeit ergab sich dadurch manche Verwirrung und manche Finanzspekulation. 1840 war der Kapitalbetrag der Staatsschuld 128 Mill. fl., wozu dann beträchtliche Eisenbahnanlehen kamen. Bis Ende 1848/9 betrugen die für den Eisenbahnbau angewiesenen Summen 45 Mill., und die Ausführung und Vollendung der Schienenwege soll im Ganzen $80^{1}/_{2}$ Mill. gekostet haben oder noch erfordern. Für die außerordentlichen Bedürfnisse der Staatskasse folgten sich außerdem seit 1848 rasch mehrere Anleihen, im Mai 1848 7 Mill., im Sept. 1849 abermals 7 Mill., im Mai 1850 wieder 7 Mill., und im Juni desselben Jahres 10 Mill. für den Eisenbahnbau. Der Umstand, daß allmälig eine Art schwebender Schuld entstanden ist, läßt gar nicht zu einem klaren Abschlusse über die Höhe der Staatsschuld gelangen. Den fundirten Theil derselben berechnet Reden am Schlusse des J. 1850 auf 153 Mill. Wenn er aber, bei Bayerns großen Hülfsquellen, weder in dem jetzigen Ausgabebudget, noch in der Staatsschuld für den Augenblick etwas Bedenkliches findet, so ist dabei wohl zu bemerken, daß er wesentliche Reformen im Staatsschuldenwesen, wie im System der Abgaben, und namentlich vom Landtage mit der Revision des Verfassungsgesetzes eine gründliche Verbesserung des Staatshaushaltes erwartet. Ueber den Erfolg dieser und ähnlicher Erwartungen werden schon die nächsten Monate Auskunft geben können.

Theatermaskenbälle in Frankfurt a. M.

Jede Lebens- und Jahreszeit hat ihr Eigenthümliches, das man genießen und dessen man sich freuen soll. Laßt der Kindheit ihre heitern Spiele, ihre bunten Seifenblasen, Weihnachtskerzen und ihre Mährchenwelt, laßt der Jugend ihre goldenen Ideale, ihre schwärmerische Begeisterung für alles Große und Schöne und ihre Ueberschätzung von Welt und Menschen! Es ist unbillig, von einem Lebensalter zu verlangen, daß es seyn soll, wie ein anderes, und daß es entfalten und gestalten soll, was ihm nicht angehört. Die erwachenden Knospen des Frühlings, seine ersten Blätter und Blüthen rufen uns hinaus auf Fluren und Höhen und des Sommers üppige Fülle erweckt die Lust, den Wanderstab zur Hand zu nehmen und dem Gewühl der Städte zu enteilen. Auch der ernste, strenge Winter hat seine Freuden, unter denen die des Carnevals in erster Reihe stehen. Faschingsbelustigungen, Mummerei und Maskenball sind von jeher beliebt und werden es bleiben. In unserer Mainstadt glaubte man in früheren Jahren diese letzteren als der Sittlichkeit verderblich, befürchten und daher möglichst beschränken zu müssen, weßhalb die Erlaubniß zu einem Maskenball mit 100 Thalern erkauft werden mußte. Das hat aufgehört und darum sind wir nicht unsittlicher geworden, wohl aber um ein paar vergnügt verlebte Abende und lustig durchschwärmte Nächte reicher. Die dießjährige Wintersaison war mit Maskenbällen überaus reich gesegnet. Je unerquicklicher und schlechter die Zeit, desto lebhafter wird das Bedürfniß, sie in Zerstreuung und Belustigung zu vergessen und die üble Laune zu verscheuchen. So war auch der letzte Maskenball überfüllt und außergewöhnlich belebt. Eine Anzahl hier lebender Künstler hatte als geistigen Mittelpunkt desselben einen großen Maskenzug veranstaltet, den festlichen Einzug des Prinzen Carneval darstellend. Ein recht glücklicher Gedanke, denn trotz der vielen Maskenbälle, die hier stattfanden, ist doch Prinz Carneval mit seinem lustigen Hofstaat und mit seinen Schalksnarren hier noch nicht heimisch, sondern nur ein Fremdling, dem noch zur Zeit das Bürgerrecht fehlt, das er aber hoffentlich erhalten wird. Wir bedauern, daß diesem schön arrangirten und wirklich mit viel Witz und Humor ausgestatteten Festspiel kein so freudiger und jubelnder Empfang bereitet wurde, wie er ihn verdient hätte, was auch den hochgebornen und erlauchten Prinzen Carneval sichtlich verstimmte und ihn veranlaßte, seinen schwerfälligen und undankbaren Unterthanen ziemlich derb den Text zu lesen. Wenn wir auch die Art und Weise einer solchen Strafpredigt nicht ganz billigen und ihr eine pikantere und galantere Form gewünscht hätten, so entbehrte sie doch nicht der Berechtigung und war nicht unverdient. Von allen Seiten vernimmt man den Wunsch, daß unsere Maskenbälle lebensfrischer und von Humor durchdrungener seyn möchten; aber wie kann dieß geschehen, wenn wir aus dem Schlendrian nicht herauswollen, jede Bewegung abmessen und jedes Wort abwägen zu müssen glauben, wenn wir unserer Bedenklichkeiten, unserer kalten Berechnung nicht los werden, uns dem Genuß des Momentes nicht hingeben können, wenn wir Philosophen seyn wollen, wo wir Narren seyn sollten, wenn wir kaum zu lächeln wagen, wo wir laut auflachen müßten, wenn wir unsere guten Einfälle unter Censur und unsere Lustigkeit unter die Vormundschaft des Großvaters Verstand stellen? Prinz Carneval verlangt unbedingte Hingebung und ungeheure Heiterkeit; er mag es gerne leiden, wenn der Becher auch überschäumt; sein Gesetzbuch ist auf Freiheit und Gleichheit begründet und seine Behaglichkeit hört auf, wenn man ihn mit engen Schranken der Convenienz umziehen will. Wir wollen hier unseren Frankfurtern keine Strafpredigt halten und wissen deren gute Eigenschaften wohl zu würdigen; was aber die Faschingslust und die vielgewünschte Heimischwerdung des Prinzen Carneval betrifft, so muß es hier noch anders und besser werden. Die Veranstalter der Theatermaskenbälle haben hierzu mit dankenswerther Bereitwilligkeit und freilich auch in ihrem Interesse die Bahn gebrochen. Wenn wir auf dieser nicht fortschreiten, wenn wir nur zuschauen und nicht mitspielen wollen, so ist es doch wohl unsere Schuld, wenn aus der ganzen Geschichte nichts wird und der Anlauf ein vergeblicher gewesen ist. — Und nun die Preisvertheilung für die schönste oder originellste Maske! — Zwar waren einige sehr schöne Damenmasken, eines Preises nicht unwürdig, vorhanden, aber die Preisrichter waren nicht galant genug, sich für eine derselben zu entscheiden. Also der originellsten? Diesen Preis erhielt ein Hampelmann. Was aber in Frankfurt, wo der Herr und Meister, das Muster und Vorbild aller Hampelmänner kaum noch ein Dutzend Zuschauer ins Theater zu locken vermag, was bei uns ein solcher noch Originelles hat, wodurch er noch überraschen und des Lorbeers würdig werden kann, das begreifen wir nicht und gar Vielen ist es wie uns ergangen, um so mehr, als wir von dem absonderlichen Witz und den pikanten Eigenthümlichkeiten des dießmal Gekrönten nichts zu bemerken Gelegenheit fanden. Wahrscheinlich wollte man dem Prinzen Carneval gegenüber eine Demonstration machen und darthun, daß der Frank-

furter seinen Hampelmann vorschiebt, wenn man seinem Patriotismus zu nahe tritt. Und nun schließlich noch die Frage; wie haben wir uns amüsirt? Hierauf so viel Antworten als Köpfe, und das Facit, daß nichts in der Welt ein relativerer Begriff ist, als das Amüsement. Hier wenigstens ist unser Hampelmann glorreich, wenn er seinen bekannten Trumpf ausspielt, seinen Wahlspruch nämlich: „Ich amüsir' mich doch". M.

Mannichfaltigkeiten.

Bei einem Festmahle, das kürzlich in Paris zu Ehren Lamartine's von dessen Verlegern gegeben wurde, und dem alle Notabilitäten des Buchhandels, der Buchdruckerei und der Schriftsteller beiwohnten, hielt der gefeierte Ehrengast eine glänzende Lobrede auf die Buchhändler unserer Zeit. Er sagte unter Anderm: „Bei der gegenwärtigen reichlichen und ehrenhaften Belohnung der Arbeiten des Geistes durch den Buchhandel würden knechtischer Sinn und Liebedienerei, wie sie im schönsten Zeitalter der Literatur allgemein waren, nicht mehr zu entschuldigen seyn. Der Geist war leibeigen; Ihr habt ihn emanzipirt; Ihr habt ihn emanzipirt nicht bloß von den Wohldienereien gegen die Mächtigen und Glücklichen der Welt, sondern auch von der Noth, dem Elend und Mangel des Schriftstellerlebens. Wenn der Buchhandel, so wie er ist, vor dem Ende des letzten Jahrhunderts existirt hätte, würden Cervantes in Spanien, Camoens in Portugal, Tasso in Italien und der unglückliche Gilbert in Frankreich nicht das Brod des Genies gebettelt haben, sie würden nicht auf dem faulen Stroh der Spitäler und Gefängnisse gestorben seyn; ihre letzten Seufzer, oft in ihren schönen Versen verewigt, wären nicht eine bittere Klage über die Vorsehung, nicht ein Vorwurf gegen ihr Vaterland."

Der bei J. J. Weber in Leipzig erschienene „Volkskalender für 1851" zeichnet sich durch seinen eben so mannichfaltigen, als praktischen Inhalt aus. Außer den zahlreichen und als trefflich anerkannten Illustrationen umfaßt dieß, dem Gelehrten wie dem Geschäftsmann gleich brauchbare und nützliche Handbuch eine Masse des Wissenswürdigen und Belehrenden. So findet man hier einen umfassenden Adreßkalender der Universitäten, Handels- und Gewerbschulen, Bäder, Heilquellen und Heilanstalten, Eisenbahnen und Dampfschiffe, Gasthöfe, Zeitschriften rc.; ferner einen vollständigen Jahres- und Geschichtskalender der wichtigsten Ereignisse von 1849 und 50, dann einen volks- und hauswissenschaftlichen, sowie einen statistischen Kalender, und endlich einen Anhang über die Industrieausstellung aller Nationen. Diese Andeutungen des Inhaltes werden genügen, um an ein Werk zu erinnern, dessen Werth und praktische Brauchbarkeit ihm eine so weite Verbreitung verschafft haben.

Korrespondenz.

Heidelberg, 28. Februar.

Gestern Morgen um 5 Uhr wurden die hiesigen Einwohner durch Feuerlärm in Unruhe versetzt. In dem Hause eines hiesigen Kaufmannes war Feuer ausgebrochen, das sich sehr schnell auch in das zunächst gelegene Haus, das ebenfalls einem Kaufmann gehört, verbreitete. Die Gefahr war augenblicklich sehr groß, da ein weiteres Umsichgreifen des Feuers sehr zu befürchten war. Doch bald wurde man desselben Meister. Dieses hat man vorzüglich der vor kurzem erst neu und zweckmäßig organisirten Feuerwehrmannschaft zu verdanken, welche in der kürzesten Zeit bei der Brandstätte sich einfand. — Da einige Zeit hindurch die Hausdiedstähle in hiesiger Stadt immer häufiger wurden, so bemühte sich unsere Polizeibehörde, diesem Uebelstande zu steuern und suchte alle Gelegenheiten abzuschneiden, durch welche solche Diedstähle ermöglicht werden. Dahin gehört das Verbot des Hausirens mit Lebensmitteln rc. Da aber auch oft Handwerksbursche von Zünften, bei welchen das sogenannte Geschenkeholen noch üblich ist, unter diesem Vorwande in andere Häuser sich einschleichen und Gelegenheiten zu Diebereien suchen, so wurde das Geschenkeholen bei den einzelnen Meistern verboten und die Zünfte angewiesen, die Geschenke auf den Herbergen zu verabreichen. — Wie in neurster Zeit Freiburg und Mannheim statt der bisherigen Oelbeleuchtung eine solche mit Steinkohlengas erhalten haben, so wird dieses auch in Heidelberg in nächster Zeit seyn. Um diese Sache für die Stadt sowohl als für die einzelnen Häuserbesitzer so vortheilhaft als möglich zu machen, sind die letzteren von dem Gemeinderath aufgefordert, anzugeben, ob sie für ihre Häuser sich betheiligen wollen und wie viele Gasflammen jeder für sein Haus wünsche. Dabei ist jedem zugesichert, daß das Seitenrohr bis an die Hauswand unentgeltlich gelegt wird. Bei der großen Theilnahme, welche dieses Unternehmen von Seiten der hiesigen Einwohnerschaft findet und der weisen Umsicht, mit welcher die Mitglieder unseres Gemeinderathes diese Sache behandeln, steht das Gelingen derselben in fester Aussicht.

Frankfurt, 3. März.

Die „Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften" hat so eben die Rechnungsablage der Sparkasse für das Jahr 1850 veröffentlicht. Nach derselben hatten am 31. Dec. 1849 4791 Einleger an Capital und Zinsen gut fl. 1,248,020. 28 kr. (Am Schlusse des Jahres 1848 hatten nur 4277 Einleger fl. 1,053,401. 36 kr. gut). Dazu kommen im Jahr 1850 1283 neue Einleger mit einem Capital von fl. 370,304. 16 kr., mithin zusammen 6074 Einleger mit einem Guthaben von fl. 1,618,324. 44 kr. Da jedoch in eben demselben Jahre 622 Einleger abgingen und an Capitalien fl. 200,529. 52 kr. zurückgezahlt wurden, so beläuft sich demnach am 1. Jan. 1851 die Zahl der Einleger auf 5452 mit einem Capital von fl. 1,417,794. 52 kr., wozu demnach fl. 83,010. 28 kr. fällige Zinsen kommen. Der Reservefonds war bis zu der Summe von fl 146,058. 54 kr. angewachsen. Sohin wurden mit Hinsicht auf die in der Generalversammlung des polytechnischen Vereins im Jahre 1847 gefaßten Beschlüsse die Jahreszinsen dieses Capitals mit fl. 4139. 40 kr. der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften zur beliebigen Verfügung überwiesen. — Die vorstehendrn statistischen Mittheilungen sind gewiß geeignet, einer Anstalt zur Anerkennung zu gereichen, deren vielseitige und weitausgreifende Wirksamkeit sich seit einer Reihe von Jahren in steigendem Maße bethätigt hat. B.

Kunstnotiz.

Frankfurt.

Sicherem Vernehmen nach wird Fräul. Therese Milanollo auf ihrer Durchreise nach Berlin zwischen dem 16. und 20. d. M. dahier ein Konzert geben, worauf man einstweilen die Verehrer dieser gefeierten Künstlerin aufmerksam macht.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 6. März. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Freitag, 7. März. (Letztes Gastspiel der Kinder des Hrn. Wollrabe): 1) S' letzte Fensterl'n, Alpenscene in 1 Akt. 2) Der Kurmärker und die Picarde, Genrebild in 1 Akt. Dazu (zum ersten Male): Rothe Haare, Posse in 1 Akt und: Einer muß heirathen! Lustspiel in 1 Akt.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 57. Freitag, den 7. März 1851.

Die Goldsucher am Sakramento-Flusse.

(Erinnerungen einer Reise in Californien im Jahre 1848. Nach dem Französischen mitgetheilt von August Marckhoff.)

(Fortsetzung.)

John Bell zeigte sich gegen Quirino, seitdem die demselben bewiesene Verehrung der Einwohner auf unbestreitbare Weise das Ansehen bestätigte, das er als Gambusino genoß, von einer um so überraschendern Liebenswürdigkeit, als diese ganz außer seiner Natur und seinem gewöhnlichen Benehmen lag.

Der Goldsucher erwiederte diese Zuvorkommenheit mit jener ausgesuchten mexikanischen Höflichkeit, von der ein Fremder sich stets täuschen läßt. Ein eigenthümliches Lächeln, das ich auf seinen Lippen mehr errieth als sah, regte zuweilen eigene Gedanken in mir auf und flößte mir einige Besorgnisse für den Kentuckier ein. Verdankte denn nicht Quirino dem Vorzuge, welchen Miß Annette dem Kentuckier zu Theil werden ließ, den Verlust seines Placer? Die Gambusinos vergessen so selten!

Am folgenden Morgen setzten wir vor Sonnenaufgang unsere Reise fort. Quirino versicherte uns, daß wir noch denselben Abend zu dem Placer des Sakramento gelangen würden. Es war auch hohe Zeit. Der Kentuckier Bell brachte sich nur noch, ungeachtet seiner athletischen Konstitution, mit großer Mühe fort, auch meine Kräfte waren gänzlich erschöpft. Die unglaublichen Beschwerden, die wir ertragen, der gefährliche und rasche Wechsel der Atmosphäre, die heißen und trockenen Tage, die kalten Nächte voll reichlichen eisigen Thaues hielten uns beständig auf der Schwelle einer schweren Krankheit.

Was Rafael Quirino anlangte, so war diese lange Reise von 47 Tagen für ihn nur ein Spaziergang gewesen.

Es war beinahe zwei Uhr, als wir an dem Placer des Sakramento anlangten.

Niemals empfand wohl ein Reisender eine größere Enttäuschung, als ich beim Anblicke des berühmten Goldplacer. Eine zwar reiche, doch ganz gewöhnliche Vegetation, unterbrochen von langen Strecken voll grauschwarzem Sande, bedeckte, so weit man sehen konnte, eine Thalebene. Einige hin und wieder zerstreute Baumgruppen unterbrachen allein mit einer zu unserer Linken gelegenen Anhöhe die Monotonie dieser ebenen und graden Perspektive. Dazwischen hin rollte der Sakramento, dieser neue so gerühmte Paktolus, seine klaren und ruhigen Wellen.

„Ist es möglich, daß man hier Gold findet?“ rief John Bell aus.

„Sehen Sie von hier aus diese vielfarbigen Punkte, die sich im Relief den Hügel entlang und zu dem Ufer des Flusses ziehen? Das sind Goldsucher,“ sagte Quirino. Dieser Punkte konnten ungefähr 3—400 seyn.

Der Kentuckier gab seinem Thiere einen solchen Stoß mit den Sporen, daß es beinahe niederstürzte. Er eilte im Galopp davon, und wir folgten.

Ungefähr tausend Schritte weiter fanden wir gegen dreißig Indianer und Mestizen, welche Gold suchten. Ihre Verfahrungsart war sehr einfach; mit Chiquinites, oder feinen Sieben, mit alten Filzhüten und dergleichen versehen, füllten sie dieselben mit Sand, schütteten Wasser darauf, und rührten dann den Inhalt mit einem Stabe. Der Sand ward durch diese wiederholten Waschungen weggespült und ließ einen Rest zurück, der aus kleinen Steinen, Staub und Goldkörnern bestand. Einige dieser letztern hatten die Dicke großer Nüsse von verschiedener Form, und enthielten noch einige Adern und Stückchen von Quarz an der Außenseite.

Ihr Anblick brachte eine solche Wirkung auf unsern Kentuckier hervor, daß er genöthigt war, sich am Sattelknopf zu halten, um nicht zu fallen. Er bekam den Schwindel.

„Nun, Amigos,“ fragte Quirino, sich an die Indianer wendend welche, beiläufig gesagt, alle mit gestickten Battisthemden und prächtigen Calzoneras in leuchtenden Farben gekleidet waren, „nun, Amigos, seyd Ihr glücklich in Eurem Suchen?“

Die Indianer antworteten nicht.

„Wißt Ihr, Hunde, wer Euch die Ehre anthut, zu fragen?“ fuhr Quirino mit Stirnrunzeln fort.

„Ihr habt „Hunde“ gesagt!“ rief ein Mestize, auf uns mit einem Messer zustürzend.

„Ja, ich wiederhole es, Hunde! ... Doch hüte Dich! ... Ich heiße Rafael Quirino!“

„Der berühmte Gambusino ... das schreckliche Messer?“ fragte der Mestize zitternd.

„Er selbst! ... Jetzt antworte: wie lange arbeitet Ihr hier?“

„Vierzehn Tage, Herr.“

„Für Eure Rechnung?“

„Nein, für die eines amerikanischen Kaufmanns.“

„Was habt Ihr bis jetzt gewonnen?“

„Ungefähr 1500 Unzen Gold; auf diese 1500 Unzen Gold hat er uns 500 gegeben, ohne die schönen Hemden und die prächtigen Calzoneras zu rechnen, die wir hier haben. ... Ferner ernährt er uns ... im Ganzen aber ist es zu wenig.“

„Zu wenig!“ rief John Bell. „Wie! Genährt, gekleidet, und 500 Unzen Gold ... in vierzehn Tagen ... und ihr seyd noch nicht zufrieden? ... Des Goldes ist hier also so viel? .. Großer Gott! ...“

Der Amerikaner umarmte in seinem Enthusiasmus mit all' dem Entzücken einer närrischen Zärtlichkeit sein Maulthier. Er war halbtoll.

„Gewiß sind wir nicht zufrieden,“ erwiederte einer der Mesti-

zen mit nicht sehr wohlwollendem Blicke auf den Amerikaner. „Wissen Sie wohl, Sennor, der Sie Ihr Maulthier umarmen, daß viele von unsern Freunden, welche für ihre Rechnung arbeiten, ohne Mühe bis zu 50 Piaster den Tag durch gewinnen? Und diese 500 Unzen Gold hätten unter vierzig Personen getheilt werden müssen, wenn nicht glücklicherweise zehn von uns während dieser vierzehn Tage am Fieber umgekommen wären. Uebrigens geht unser Vertrag in fünf Tagen zu Ende; wir wollen ihn nicht wieder erneuern."

„Ah! God! man stirbt also hier so leicht?" fragte John Bell, dessen Freude durch diese Nachricht bedeutend gemindert war.

„Ob man hier stirbt! ... Zu Hunderten!"

„Bah! ich werde nicht sterben!" rief der Kentuckier.

„Wer weiß, mein lieber Seynor," sagte Quirino zu ihm, indem er diese Worte mit dem flüchtigen Lächeln begleitete, das wir bereits an ihm kennen. „Was liegt auch daran? ... Wenn Sie hier sterben, so werden Sie im Golde begraben."

„Wenn Sie mir folgen wollen, Sennores," sagte Quirino zu uns, nachdem wir die Indianer verlassen, so lagern wir uns am Fuße dieses Hügels und halten ruhig unsere Siesta ... die Hitze ist drückend. Einige Stunden Schlaf werden Sie in den Stand setzen, diese Nacht noch weiter zu reisen."

„Wie? noch weiter?" unterbrach John Bell unruhig. „Und wohin denn?"

„Nach dem wirklichen Placer des Sakramento, von dem wir noch fast acht Meilen entfernt sind."

„Was Sie da sagen! ... Ist es möglich, daß ein Placer, wo elende Indianer bis zu 50 Piaster täglich gewinnen, nicht ein vollkommener Placer sey? Was werden wir denn acht Meilen weiter sehen? Gold statt Sand, ohne Zweifel."

„Nicht ganz; doch einen weit reichern Boden als diesen. Ich habe dort Stücke gesehen, welche zehn Pfund und mehr wogen."

„Dann lassen Sie uns schnell reisen," rief John Bell, nicht mehr an Müdigkeit denkend.

Ungeachtet der Bitten und des Enthusiasmus unseres habgierigen Reisegesellschafters lagerten wir uns nichtsdestoweniger am Fuße des Hügels, an dessen Seiten sich eine Masse Laubhütten befanden.

(Fortsetzung folgt.)

John James Audubon.

Die Londoner Literary Gazette enthält über diesen berühmten Ornithologen folgende Notizen:

„Hr. Audubon war um das Jahr 1774 bei New-Orleans geboren, als der Sohn französischer Eltern. Sein Vater, ein Freund Washingtons, war in der französischen Marine bis zum Admiralsrang emporgestiegen. Nachdem der junge Audubon seine Knabenjahre in Luisiana verlebt, ward er zu seiner Ausbildung nach Frankreich gebracht und machte als Schüler des berühmten David beträchtliche Fortschritte in der Malerkunst. Als er zu den Jahren der Reife gelangt, kaufte ihm sein Vater ein Gut in Pennsylvanien an den Ufern des Schuilkill, wo er von allem Luxus umgeben, hätte leben können, aber der Geschmack, den er in Paris an der Ornithologie gefunden, flößte ihm den eifrigen Wunsch ein, die Vögel des westlichen und intertropischen Amerika kennen zu lernen. Im Jahr 1810 verließ er seine Heimath in einem offenen Nachen mit Weib und Kind, und fuhr den Ohio hinab, um eine in ornithologischer Hinsicht romantischere Gegend zu suchen, als ihm sein Vater ausgelesen hatte. Er wählte einen Ort in Kentucky, gründete hier eine neue Heimath, und verfolgte nun mit unwandelbarem Eifer seine Studien, durchstreifte die Wälder, befuhr alle Ströme und zeichnete die bisher unbeschriebenen Vögel, die er schoß. Die Geschichte seiner gefährlichen Abenteuer während zwanzig Jahren, die er unter allen bewohnten Breiten zubrachte, bietet ein dauerndes Denkmal seines Eifers für naturhistorische Studien, und als eine Probe seiner Charakterstärke kann man den Umstand anführen, daß, als er einst alle vollendeten Zeichnungen, gegen 1000 Stücke, durch Feuer verlor, er nach wenig Tagen seinen Schmerz über den Verlust bezwang, und sich abermals in die Wälder begab, um seine Arbeit von vorn anzufangen. Im Jahr 1824 wollte Luzian Bonaparte ihm seine Zeichnungen abkaufen, aber er beschloß, sie selbst herauszugeben. Zu diesem Zwecke ging er nach Europa, machte hier mit den angesehensten Naturforschern Bekanntschaft, sah Cuvier und seinen alten Freund Humbold (der seiner im Kosmos rühmliche Erwähnung thut), und begann die Herausgabe seines Werks: „The Birds of Amerika", welches 14 Jahre in Anspruch nahm. Die meisten Vögel hatte er selbst im Wald, während die Federn noch frisch waren, gezeichnet und gemalt, und er scheint mit seiner Colorirung nie ganz zufrieden gewesen zu seyn, sondern nach immer größerer Vollendung gestrebt zu haben. Die Zahl seiner Subscribirten war 175, darunter 80 Amerikaner. Eine der Eigenthümlichkeiten dieses Prachtwerkes ist seine ungeheure Größe, Doppel-Folio. Im Jahr 1839 kehrte Audubon nach Amerika zurück und ließ sich am Hudson nieder, wo er in Zurückgezogenheit lebte, und mit Dr. Bachmann, und von seinen zwei Söhnen unterstützt, an einem Werk über die „Vierfüßigen Thiere Amerika's" arbeitete, das erst im vorigen Jahre erschien. Er starb, 76 Jahre alt, am 27. Jan. d. J. in Newyork." So weit die Literary Gazette. Die Illustrated London News vom 15. Febr. gibt, nach der Edinburger „Miscellany of Natural History", Audubon's Bildniß im Jagdkleid — ein prächtiger Kopf mit hoher Stirn und wallenden Locken. Sein großes Werk erschien in Edinburg, und später in London, wo die tüchtigen Kupferstecher Lizars und Robert Havell der Jüngere ihren Grabstichel für ihn beschäftigen. In der Vorrede zu diesem Werk spricht Audubon selbst in einfach rührenden Worten von seinem Naturgefühl, das ihn schon als Knaben weit durch die Wälder und Prairien seiner Heimath geführt. Wie er als Zeichner und Maler der Vögel nicht seines Gleichen hat, so wird er auch in der Beschreibung derselben den besten Stylisten Amerika's beigezählt.

Carlo Poerio.

Charakter und Schicksal dieses Mannes, eines Neapolitaners, haben in doppelter Beziehung allgemeine politische Bedeutung, einmal, weil sie ein helles Licht auf die süditalienischen Zustände werfen, dann aber, weil sie nur zu sehr geeignet sind, den heillosen Grundsatz vieler moderner Politiker: Alles oder Nichts, Kosackenthum oder Sozialismus, Extrem rechts oder Extrem links — in seiner vollen verderblichen Wirksamkeit darzustellen.

Die kurzen Data über Poerio kommen von einem neapolitanischen Flüchtling, dem in Turin weilenden Gelehrten Massari, und sind im Risorgimento vom 27. Januar enthalten.

Carlo Poerio ward schon 1837, 1844 und 1847 wegen seinen freisinnigen und nationalen Ansichten verhaftet, aber nach einigen Monaten alle Mal wieder auf freien Fuß gesetzt, weil man ihn keines ungesetzlichen Schrittes zeihen konnte.

Das letzte Mal verließ er den Kerker wenige Tage vor dem 29. Januar 1848, als dem Tage, an welchem die Verfassung proklamirt worden war.

Auf diese Verfassung war von jeher sein ganzes politisches

Streben gerichtet. Er vergaß alle erlittenen Mißhandlungen über dem Gedanken an ein freies, gesetzliches Bürgerthum. Er ward zuerst Polizeidirektor, dann überkam er das Unterrichtswesen und war der treuste und offenste Rathgeber des Königs, dessen konstitutionelle Stellung er eben so loyal vertheidigte als die konstitutionelle Stellung des gemeinsten Bürgers.

Da kamen die radikalen Tonangeber auf den öffentlichen Plätzen und nannten ihn einen Verräther, einen Zopf, einen Renegaten, einen Feind der Freiheit, einen von der Tyrannei bezahlten Ueberläufer.

Viele von Denjenigen, die damals in dieses Geschrei unter seinen Fenstern einstimmten, haben im letzten Prozesse gegen ihn bei der reaktionären Polizei Zeugniß abgelegt.

Poerio, der Minister, ließ die Schreier schreien und zahlte sie mit der Münze, die ihnen gehörte, mit Verachtung.

Den 15. Mai verband er sich mit den Staatsmännern, welche, um die Konstitution zu retten, sich gegen die Republik der Gassen erhoben und mit Entschlossenheit zwischen die Anarchie und die Reaktion hineintraten. Umsonst. Die Extreme waren unbelehrbar, setzten Glück und Bildung des Volkes, Gegenwart und Zukunft auf den Entscheid des Schwertes — und die Freiheit, die wie in Piemont gedeihen konnte, wurde unter den Barrikaden begraben.

Der vor Kurzem noch als „Zopf" und „Reaktionär" ausgeschriene Poerio wurde jetzt wieder als „Republikaner" und „Demagog" verfolgt und rettete sich mit Noth unter das gastliche Dach des gegenwärtigen Bauministers, General Raffaele Carascosa.

Den 15. Juni 1848 wählten ihn die Wahlbezirke von Neapel und Gaeta zu ihrem Repräsentanten. Er nahm den Auftrag an und bekämpfte das auf den Barrikaden vom 15. Mai erhobene Ministerium mit Würde und Entschlossenheit, nicht die Personen, sondern die Thatsachen ins Auge fassend. Die Aristokratie suchte ihn durch öffentliche Demonstrationen zu schrecken, er antwortete darauf durch neu ermuthigte parlamentarische Thätigkeit. Kein Beschluß der Kammer erfolgte für Aufrechthaltung eines konstitutionellen Fortschrittes ohne seinen Rath oder seine Unterstützung. Er übernahm noch im Juli die gefährliche Vertheidigung jener Sizilianer Longo und Delle Franzi, welche von einem neapolitanischen Dämpfer bei Corfu arretirt wurden und rettete sie durch seine Verwendung vom Tode, zu dem sie kriegsrechtlich verurtheilt worden waren. Der König selbst sagte zu ihm bei diesem Anlaß: „Karl, Ihr habt einen großen Muth an den Tag gelegt". Wenige Monate darauf saß er selbst auf der Bank der Angeklagten und ist nun mit geschornem Kopf und Fesseln an den Füßen auf die Galeereninsel Nisida transportirt worden. Nicht allein sein Kopfhaar, sondern auch seine Augenbraunen wurden ihm abrasirt.

Sein Unglück war, daß er nicht flüchtig werden wollte. Er verachtete die Flucht als eine Feigheit und baute auf sein reines Bewußtseyn. Seine Feinde verstanden es aber, eine Schuld zu erfinden und verurtheilten ihn auf einen Brief hin, den sie selbst fabrizirt hatten. Angeschlossen an seinen würdigen Freund Michel Pironti wurde er im Haufen seiner Leidensgefährten von dem Gefängniß der Vicaria durch die große Toledo hinunter nach der Darsena geführt, zum Gespött eines gemeinen Pöbels, der aber den gefesselten Mann dießmal mit seinem Schweigen achtete. Festen Schrittes und heitern Auges trat er seine Galeere an — nur einen Schmerz im Herzen, eine ehrwürdige und verlassene Mutter daheim zu wissen, welcher das vom 2. auf den 3. Febr. entschiedene Loos ihres Sohnes noch nicht einmal bekannt geworden.

Mannichfaltigkeiten.

Der König von Preußen macht dem Großherzog von Baden den Erzengel Michael, wie er den Lindwurm besiegt, zum Geschenk. Der Bildhauer Kiß arbeitet an dem Modell. Ich wollte, wir wären über all' die Allegorien und Symbole hinaus, wir kommen darüber immer weniger zur Sache. (Dorfz.)

(Ein Flüchtiger.) Londoner Blätter melden: „Angekommen Assessor Lommetsch aus Hessen, flüchtig wegen des Verbrechens, seinen Eid nicht gebrochen zu haben."

Wie gut ist's — sagt der Dorfzeitungsschreiber —, daß ihr Bauern nicht mit französischen Karten spielt, denn in Neapel z. B. ist selbst das gefährlich. Ein Bürger, der, als er Trumpf ausspielte, statt mit der Faust auf den Tisch auf den Treffe-König schlug, d. h. auf den Eichelkönig, ward als politisch Verdächtiger mit einer Buße von 2000 Ducati bestraft. (?)

In Hamburg wurde ein österreichischer Soldat gefragt, wie ihm die Stadt gefalle? „J hätt holter nit docht," antwortete er, „daß unser Kaiser so viele schöne Städtel hätt."

(Genf. Eidgenössisches Schießen.) Die Ehrengaben belaufen sich auf 16,590 Fr. Unter den neuestens eingegangenen stehen 30 Napoleons in Gold mit Etui von der Schützengesellschaft von Aarau.

Als unlängst in irgend einer Residenz ein Ehemann, der in dem Rufe steht, er habe seiner Frau das Hausregiment überlassen und begnüge sich mit der Rolle des ersten Unterthanen, eben diese Beschuldigung einem Freunde als ungegründet darzustellen suchte, fingen die Kinder im Nebenzimmer an, einen Höllenlärm zu machen. Da sie auf die mehrmalige Erinnerung des Vaters nur immer ungezogener wurden, statt zu gehorchen, rief dieser endlich erbos't aus: „Ihr Rangen, wäre ich nur die Mutter, ich wollte euch schon züchtigen!"

Zu den Seltenheiten Londons gehört ein altes Weib, welches eine Art von Schule hält, worin Kinder in der Kunst zu betteln unterrichtet werden. Diese Thatsache geht aus den Berichten des Unterhaus-Comitee's hervor, welches zur Untersuchung des Bettlerwesens ernannt worden war. Durch diesen Bericht erfahren wir auch, daß London über 15,000 Straßenbettler zählt, wovon die meisten sich zwischen 4 bis 12 Schillinge (bis 4 Thlr.) täglich erbetteln. Viele Bettler vereinigen sich zu Clubbs, die des Abends lustig zusammen zechen. Die Mittel, deren sie sich zur Erregung des Mitleids bedienen, sind zahllos. Das Beliebteste besteht in einer Menge von Kindern, die man in gewissen Häusern für den Tag ausleiht, und es gibt Beispiele, daß zwei Schillinge des Tages für das Ausleihen eines Kindes bezahlt werden. Eine Frau saß zehn Jahre lang an derselben Stelle mit Zwillingen, die nie älter wurden.

G. Oehler in Frankfurt a. M. hat wieder zwei neue Verzeichnisse seiner wirklich überaus reichen und das Gesammtgebiet der Unterhaltungslectüre umfassenden Leihbibliothek herausgegeben. Aber nicht nur für das Bedürfniß der Unterhaltung, sondern auch für das der Belehrung hat er gesorgt und verhältnißmäßig nicht minder zahlreich sind die wissenschaftlichen Werke aller Art, die man hier vorfindet. Eben so sind nicht nur die deutsche, sondern auch die französische, englische und italienische Literatur

vertreten. Diese Reichhaltigkeit wird durch eine zweckmäßige Auswahl unterstützt. Wer von der Oehler'schen Leihbibliothek einen guten Gebrauch zu machen versteht, der wird gewiß das eifrige Bestreben ihres Besitzers, zum Angenehmen das Nützliche zu gesellen, gerne anerkennen.

Literatur.

Lehrbuch der Pandekten. Von Dr. Karl Adolph von Vangerow, großh. bad. Geheimerath und ordentlichem Professor des Rechts zu Heidelberg, Ritter des Ordens vom Zähringer Löwen. Sechste vermehrte und verbesserte Auflage. Ersten Bandes erste Abtheilung: Die allgemeinen Lehren. Verlag der Elwert'schen Universitätsbuchhandlung. Marburg. 1851.

Wenn in drn jüngst verflossenen Jahren, zu einer Zeit, wo bei drr so großen politischen Aufregung die Wissenschaftrn an Interesse verloeen und viele wissenschaftliche Wrrke aus Mangrl an Theilnahme eingingen, dennoch die vierte nnd fünfte Auflage dieses Werkes rasch hinter einander vergriffen wurden, so gibt dieses ein höchst ehrenvolles Zeugniß von seinem hohen Werth, und einen glänzenden Bewris von dem trotz den Stürmen der Zeit fortwährenden und ungemein lebhaften Beifall, mit dem sowohl die Theoretiker als die Praktiker dasselbe als wahres Muster eines civilrechtlichen Werkes aufnahmen. In einem noch weit höheren Grad, als wie die früheren Ausgaben, muß abrr nun die allerneueste Auflage, die sechste, die Aufmerksamkeit des gesammten juristischrn Publikums auf sich ziehen. Denn nicht allein, daß diese eben so wie die früheren durch fließenden und concisen Styl, durch klare Uebersicht des Systems, durch scharfe Begränzung der Begriffr, durch übersichtliche und kritische Darstellung der einzrlnen Streitfragen sich auszeichnet, sondern sie ist auch die erste, wrlche wrsrntliche Vermehrungen und Verbesserungen enthält und daher alle vorhergehenden Auflagrn übertrifft, ohne jedoch, was sonst bei nenen Ausgaben stört, den Plan des Systems und die Anzahl drr Paragraphen zu ändern. — Wahrhaft staunenerregend ist die genaue Kenntniß, die der Verfasser in diesem Werke von allen neuern juristischen Schriften, mögen sie Systeme, Monographien, Abhandlungen odrr praktische Fälle enthalten, entwickelt, und höchst bewunderungswürdig die ungemeine Sorgfalt, mit welcher er ihren Inhalt den schon so reichen Litrraturschätzen drr früheren Ausgaben hinzufügt. Eben so ist drr wörtliche Abdruck von solchen Stellen, die durch ihren Inhalt höchst geeignrt sind, sowohl dir Natur der einzelnen Rechtsinstitute zu veranschaulichen, als auch den Stand der einzrlnen Controversen in ein klares Licht zu setzen, um eine so bedeutende Anzahl gestiegen, daß dee Leser im Stande ist, ohne ein corpus juris selbst nachschlagen zu müssen, sich eine sichere und bedeutende Quellenkenntniß zu verschaffen. Die speciellen Verbessrrungen und Vorzüge, die die sechste Auflage dieses Werkrs vor allen übrigrn auszeichnen, sind folgende: Die Einleitung ist durch specielle Aufzählung aller unglossirten Stellen, durch genaue Angabe der verschirdenen Ausgaben des corpus juris civilis, des corpus juris canonici und ihrer Hauptbestandtheile, durch sorgfältiges Verzeichniß der neuesten juristischen Literatur bedeutend vermehrt, zugleich ist das Verhältniß des römischen Rechtes zum deutschen, der versio vulgata zu den Novellen klar aus einander gesrtzt. Von großer Wichtigkeit sind ferner die Darstrllung der Savigny'schrn Ansicht über den Begriff capitis diminutio minima, die Angabe ihrer Wirkungen bei Obligationsverhältnissen, die Grundsätze über die heutige Anwendung der römischen Infamie, über die Arten der juristischen Personen, und insbrsondere über die Existenzfähigkrit der milden Stiftungen durch lrtztwillige Verfügungen. Die Lehre vom Irrthum hat dadurch, daß die Fälle, wrlche ihn überhaupt gar nicht berücksichtigen, von denen, wo eine solche Berücksichtignng eintritt, scharf gesondert sind, und daß im letztern Fall unterschieden wird, ob er entschuldbar oder unentschuldbar, vortheilhaft oder nachtheilig ist, bedeutend gewonnen; welcher Satz auch für die Conditionrn gilt, bei denen die Wirkungen der suspensio, physisch, juristisch und moralisch unmöglichen Bedingungen ausführlicher angegeben sind. Auch hat der Begriff der Schenkung und ihrer Insinuation bedeutende Zusätze erhalten. Bei den Klagen ist nicht allein eine ganz neue Darstellung des zum tiefern Verständniß des gesammten römischen Obligationenrechtes unentbehrlichen Unterschiedes zwischen actiones bonae fidei und stricti juris actiones, eespect. condictiones eingetreten, sondeen auch der Moment, von welchem an die Nativität der Klage und ihre Verjährung beginnt, ausführlich erklärt, welche Erklärung sogae speciell bis auf die einzelnen Klagen sich erstreckt. Die Lehre von der litis contestatio hat durch Angabe ihrer Wirkungen für den Fall, daß sie ohne bereits begründete Klage erfolgt, sehr gewonnen, sowie auch ihr Einfluß auf den Umfang der Vernrtheilung und die Wirkung der Litigosität des Streitobjects nach allen Seiten hin sorgfältig erklärt ist. Zugleich ist die so wichtige Frage, ob in der neuesten Zeit ihre Folgen durch bloße litis denuntiatio eintreten, speciell beantwortet. Bei der res judicata sind die Gründe, aus denen das Urthril keine Naturalobligation übrig läßt, bedeutend veemehrt, die Wirkungen der negativen und positiven Function der exceptio rei judicatae ausführlich dargestellt, und die Streitfrage über die Rechtskraft drr objectivrn Entscheidungsgründe und der Indicienpunkte sorgfältig geprüft. Der Anfang der restitutio in integrum ist durch speciellere Angabe der Gründe, aus denen ihre Zeit auch Demjenigen, der nicht um drn Schaden weiß, abläuft, sehr erweitert. — Auch die Grundsätze über die Zeit haben durch ausführlichere Berechnung, durch Vermehrung von Fällen dee Civilcomputation und durch die ganz neue Lehre vom Schalttag, bedeutende Verbesserungen erhalten. Für die Lehre vom Besitz ist von hoher Wichtigkeit die Annahme des juristischen Besitzes beim precario donis und ferner die ganz neue Ansicht, daß, wenn ein usucapirtes Ganze in einzelne Theile zerfällt und das Ganzr sowie die einzelnen Theile vor der Verjährung demselben Eigenthümer angehörten, eine ganz neue usucapio für die einzelnen Theile nöthig ist. — Diese nue ganz kurze Uebersicht zeigt, wie zahlreich in dieser neuen Auflage die Zusätze, Verbesserungen und Vermehrungen sind, und wie gerade den feinstrn nnd verwickeltsten Lehren der Verfasser besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Alle Juristen, die aus eigner Anschauung und Erfahrung die reichen Vorzüge dieses Werkes kennen lernen, werden mit der größten Spannung der Fortsetzung dieses vollendeten Meisterwerkes entgegensehen.

P.

Samstag, 8. März. Achte und letzte Quartettunterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Waldhauser, Posch und Siedentopf im „Holländischen Hof". Programm: 1) Quartett aus G dur von Haydn. 2) Quartett aus Es due von Heinrich Wolff. 3) Quartett aus D moll von Schubert. — Billets zu fl. 1. 45 kr. sind in der Musikalienhandlung des Hrn. André und Abends an der Kasse zu haben.

Drittes Abonnements-Konzert des Cäcilienvereins.

Freitag, den 7. d. M., im Saale des Weidenbusches.

1) „Requiem, Missa pro defunctis" von Mozart.
2) „Lauda Sion Salvatorem", componirt von Mendelssohn-Bartholdy für die Kirche St. Maetin in Lüttich.

Beide Werke mit Orchesterbrgleitung.
Anfang 7 Uhr.
Eintrittskarten zu fl. 1. 30 kr. bei Hrn. André, Haus Mozart, Zeil.

Theater-Anzeige.

Freitag, 7. März. (Letztes Gastspiel der Kinder des Hrn. Wollrabe): 1) S' letzte Fensterl'n, Alpenscene in 1 Akt. 2) Der Kurmärker und die Picarde, Genrebild in 1 Akt. Dazu (zum ersten Male): Rothe Haare, Posse in 1 Akt und: Einer muß heirathen! Lustspiel in 1 Akt.

Samstag, 8. März. Die Erzählungen der Königin von Navarra, oder: Revanche für Pavia, Lustspirl in 5 Akten von Scribe und Legouvé, deutsch von Dr. Ebeling und P. S. Reinhardt.

Sonntag, 9. März. Der Prophet, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 58. Samstag, den 8. März 1851.

Die Goldsucher am Sakramento-Flusse.

(Erinnerungen einer Reise in Californien im Jahre 1848. Nach dem Französischen mitgetheilt von August Marckhoff.)

(Fortsetzung.)

„Wollen Sie mir Ihren Karabiner leihen?“ fragte mich Quirino.

„Gern; was wollen Sie denn damit machen?“

„Ein Hirschkalb zu unserm Diner tödten.“

„Sie sind also nicht ermüdet?“

„Wovon? . . . Bis gleich also.“

Als Quirino zurückkam, war es zehn Uhr; ich hatte vier Stunden ohne Unterbrechung geschlafen.

„Hier ist ein schönes Thier,“ sagte er, „ein Hirschkalb zu meinen Füßen werfend. „Man bot mir unterweges schon zwei Unzen Gold dafür.“

„Dann hätten Sie es geben sollen,“ rief John Bell. „Wir würden die beiden Unzen unter uns Dreien getheilt haben. Das morgende Frühstück hätte uns um so besser geschmeckt.“

Eine Stunde später bot das Hirschkalb, von Quirino zerlegt und geröstet, uns eine herrliche Mahlzeit. John Bell verzehrte für sich allein mehr als Rafael Quirino, die Matrosen und ich zusammen. Indeß tadelte er doch fortwährend den Gambusino, daß er die beiden Unzen nicht angenommen habe.

Um ein Uhr Morgens begaben wir uns wieder auf den Weg. Um zehn Uhr waren wir am Ziele. Dießmal glich die Landstrecke, in der wir uns befanden, durchaus nicht derjenigen, welche wir eben verlassen. Die Atmosphäre hatte sich ebenfalls merklich geändert, was mich zu der Vermuthung brachte, daß wir uns weit höher befänden. Der Anblick des wirklichen Placer bot durchaus nichts Lachendes dar; zerklüftete Felsenberge schlossen auf allen Seiten Abgründe und Schluchten ein.

Schwarze, düstere und verkrüppelte Fichten in diesen Felsen verdüsterten noch das Gemälde und gaben ihm eine Färbung von tiefer Traurigkeit. Hütten von Fichtenzweigen, an denen noch das zackige, spitzige Laub saß, erhoben sich überall einige Fuß über dem Boden, und dienten den Goldsuchern als Wohnung. Die Zahl dieser letztern schien mir weit beträchtlicher als die, welche wir am Tage vorher angetroffen hatten. Auch trafen wir zwei nach vorn offene Bretterhütten, welche voll Waaren sich befanden, und daneben fünf bis sechs elende Hütten, welche Cafés vorstellten und in der Absicht erbaut waren, um von den vorüberziehenden Goldsuchern zu profitiren. So hatte bereits die Civilisation, d. h. der Handelsgeist und die Spekulation, Eingang in dieß ferne Land gefunden.

Nachdem die Matrosen, welche uns von San-Francisco an begleitet hatten, mit uns gefrühstückt, schlugen sie schnell mein Reisezelt am Fuße eines Felsens auf, und begannen dann sogleich mit dem Goldsuchen.

„Wollen Sie einen Gang mit mir machen,“ fragte mich Quirino, während der Kentuckier John Bell sich beschäftigte, die Kisten zu öffnen, deren Inhalt uns noch unbekannt war.

„Ich bin etwas ermüdet. Wenn es Ihnen einerlei wäre, so möchte ich es wohl auf später verschieben.“

„Nur Muth. Vergeben Sie, wenn ich darauf bestehe, aber es geschieht lediglich in Ihrem Interesse. An einem Placer — glauben Sie meiner Erfahrung — sind die plötzlichen Todesfälle ungewöhnlich häufig. Ich meinestheils werde nicht eher ruhig seyn, bis ich Sie für das mir bewiesene Zutrauen belohnt habe.“

„Don Rafael, Sie scheinen mir die Krankheiten sehr zu fürchten, und doch trotzen Sie mit gänzlicher Sorglosigkeit dem Uebermaße der Hitze sowohl, wie der Kälte. Ihr eiserner Körper, an die Gefahren der Wüste gewohnt, scheint mir der Krankheit unzugänglich zu seyn.“

„Der Krankheit . . . ja, aber nicht der Kugel, dem Messer und dem Gifte.“

„Teufel! Man wird also so leicht getödtet?“

„Wie soll dieß auch anders seyn? Der Schwindel, den der Anblick des Goldes hervorbringt, die fast sichere Straflosigkeit des Verbrechens, das sich leicht in ein Zelt oder in die Hütten einschleicht, sind mehr als hinreichende Gründe, der Habsucht freien Lauf zu lassen. Voran denn, kommen Sie!“

„Sie wollen es . . . gut! Doch sagen Sie mir, Don Rafael, wie kommt es, daß, wenn so viel Meuchelmorde die Placeres beflecken, die Journale nichts davon erwähnen?“

„Ihre Frage ist naiv,“ erwiederte mir der Gambusino. „Sind denn die Placeres organisirt wie die Städte, voll Müßiggänger, voll Polizei? Am Placer lebt Jeder für sich, außer aller Verbindung und Freundschaft . . . denn jede Freundschaft kann eine Falle verstecken und eine Gefahr enthalten. An einem Placer befinden sich die Goldsucher fern von einander auf tausend verschiedenen Stellen. Entdeckt man nun zufällig einen unkenntlichen und entstellten menschlichen Körper, wer wird sich dann um die Ursache beunruhigen, die diesen Körper zum Leichnam gemacht? Der einsame Goldsucher ist so viel Zufällen ausgesetzt, ohne die Fieber und den Hunger zu rechnen! Man begnügt sich damit, an ihm vorüber zu gehen, nachdem man nachgesehen, ob sich nicht ein Beutel mit Gold bei ihm findet. Doch findet man niemals Gold bei Leichnamen. Oftmals habe ich selbst gesehen, wie an bekannten und besuchten Placeres sich Wolken von Raubvögeln in der Tiefe eines Abgrundes oder einer Schlucht niederließen! . . . Ah, ein Verbrechen ist geschehen . . dachte ich, indem ich unbekümmert meinen Weg fortsetzte! . . . . doch niemals fiel es mir ein, einem Journal zu schreiben oder Jemanden zu erzählen, daß dergleichen geschehen.“

„Wenn meine Fragen naiv sind, Don Rafael, so sind Ihre Antworten dagegen schrecklich. . . . Warum haben Sie mir das nicht in Neu-Orleans erzählt? Ich würde mich nicht auf den Weg begeben haben."

„Ich wollte Sie nicht des Glückes berauben, das meine Freundschaft Ihnen zudachte," unterbrach lächelnd der Gambusino. „Uebrigens seyen Sie ohne Furcht . . so lange ich lebe, und ich gedenke noch nicht zu sterben, sind Ihre Reichthümer und Ihr Leben sicher. Uebrigens bietet dieser Placer, kaum noch angehaucht von der Raubsucht der Menschen, weit weniger Gefahren dar, als wenn er bereits längere Zeit ausgebeutet würde. Lassen Sie den Boden des Sakramento einmal ärmer und das Gold seltener werden, und die Schwierigkeiten, es sich zu verschaffen, sich steigern, so wird bald der Mord die Arbeit ersetzen! . . . . Fluch über die habsüchtigen Europäer, die ich heranziehen sehe! Ihre entfleischten Gebeine werden auf dieser Erde bleichen, die sie in ihren Träumen mit Gold bedeckt sahen, sie wird ihnen zur Grabstätte werden! Mein Wort darauf, sie werden es verdienen!"

Es lag eine solche Bitterkeit, mit verhaltenem Zorn gemischt, in den Worten des Gambusino, daß ich mich beeilte, das Gespräch abzubrechen.

„Sie sind sehr gütig, mir gänzliche Sicherheit meiner Reichthümer zu versprechen," sagte ich scherzend zu ihm. „Nur möchte ich gern erfahren, wo sich diese Reichthümer befinden."

„Kommen Sie," erwiederte er mir ernst, „sogleich sollen Sie dieselben sehen."

Quirino beschleunigte den Schritt und ich folgte ihm schweigend. Während mehr als einer Stunde erstiegen wir Felsen und überschritten Abgründe.

(Fortsetzung folgt.)

Münz- und Maß-Einheit in Deutschland.

Oeffentlichen Blättern zufolge sucht man jetzt eine österreichisch-deutsche Zolleinigung anzubahnen, und in Wien soll eine Abänderung des österreichischen Münzfußes zur Annäherung an das Münzwesen des übrigen Deutschlands im Werke seyn. Das Bedürfniß einer vollständigen Zoll- und Handelseinigung unter sämmtlichen deutschen Staaten und eines gleichförmigen deutschen Maß- und Münzsystems ist wirklich vorhanden und sucht Befriedigung. Es wird sie auch gewiß finden, wenn gleich noch nicht in der nächsten Zukunft. Zur Herstellung dieser wünschenswerthen Einheit ist indessen schon mancher Schritt vorwärts gethan worden, in welcher Hinsicht wir hier nur an die vielen und bedeutenden Verbesserungen erinnern, welche das Maß-, Gewicht- und Münzwesen in Deutschland seit einer Reihe von Jahren erfahren hat. Bei diesen Gegenständen haben besonders zwei Haupteinheiten, das jetzige Zollpfund (das französische halbe Kilogramm) als Gewichtseinheit, und der Thaler des Vierzehnthaler-Fußes als Münzeinheit, eine sehr große Ausbreitung erreicht und werden in Zukunft wahrscheinlich auf ihren Gebieten noch zur Alleinherrschaft in Deutschland gelangen. Daher dürfte dasjenige System, das Hauschild der Frankfurter Nationalversammlung im Jahre 1848 vorgeschlagen hat (Vorschlag zu einem allgemeinen deutschen Maß-, Gewicht- und Münz-System. Von Joh. Friedr. Hauschild. Frankfurt a. M., bei Streng), wegen seiner praktischen Brauchbarkeit und leichten Ausführbarkeit wohl am ersten Eingang in Deutschland finden. Nach diesem System ist die Einheit der neuen Münzen, der Thaler, auf das neue Gewicht dergestalt gegründet, daß dreißig Stück derselben ein neues Pfund (halbes Kilogramm) feines Silber enthalten. Der Thaler wird in 100 Kreuzer, der Kreuzer in 4 Pfennige eingetheilt u. s. w. Dieser neue Thaler kann nun ganz die Stelle des Thalers nach dem Vierzehnthaler-Fuße vertreten; denn der Werthunterschied zwischen beiden ist so gering, daß er im Verkehr ganz unberücksichtigt bleiben kann. Sonach ist dieß vorgeschlagene Münz-System mit möglichster Schonung der bestehenden Verhältnisse entworfen, und es wird sich dadurch kein Theil des Vaterlandes verletzt fühlen. Die Länder des Vierzehnthaler-Fußes behalten ihren Thaler mit unverändertem Werthe, Oesterreich und Süddeutschland ihre Kreuzer, mit einer kleinen Werthserhöhung für Letzteres; nur ein Theil des Alten wird bei dieser Münzreform verändert. Am leichtesten wird die allgemeine Einführung des vorgeschlagenen neuen Gewichts zu bewerkstelligen seyn.

Größere Schwierigkeiten als Münze und Gewicht dürften für eine allgemeine Einigung die Raummaße darbieten, für deren Vereinfachung aber seither dadurch viel geschehen ist, daß die meisten deutschen Regierungen in ihren Ländern das Maßwesen geordnet haben und so wenigstens innerhalb eines Staatsgebietes die früher in demselben bestandenen großen Verschiedenheiten aufgehoben worden sind. Diesen Staaten schließt sich jetzt das Herzogthum Nassau an, das nun auch gleichförmige Maße und Gewichte erhalten wird. Da schon mehrere deutsche Maßsysteme sich, wie das von Hauschild vorgeschlagene System, auf das metrische System Frankreichs stützen, so ist durch diese gemeinschaftliche Grundlage auch für die vorgeschlagenen neuen Raummaße eine einheitliche Herstellung sehr erleichtert.

Wer über die Münzen, Maße und Gewichte aller Länder und viele andere Gegenstände des Geschäftsverkehrs in denselben vollständige, zuverlässige und gründliche Belehrung wünscht, dem können wir mit voller Ueberzeugung ein Werk empfehlen, dessen Schlußheft jetzt erschienen ist, ein Werk, das nur aus deutschem Fleiße und deutscher Gründlichkeit hervorgehen konnte; denn kein Land hat eine ähnliche Arbeit aufzuweisen. Es führt den Titel: „Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maß- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von Christian Noback und Friedrich Noback. Leipzig, bei Brockhaus, 1850. 120 Bogen und LII Seiten in gr. 8."

Wanderungen durch London.

(A. d. Lloyd.)

London ist des theueren Lebens und in neuester Zeit auch der vielen politischen Flüchtlinge wegen, die sich aus allen Theilen des Continents eingefunden haben, sehr verschrieen. Es ist nicht der Ort, hier von den Flüchtlingen zu sprechen, so reizend und pikant dieses Thema auch wäre, wir wollen uns vorerst an die Theuerung halten und untersuchen, ob man der britischen Hauptstadt nicht Unrecht gethan hat. Schlendern wir gemächlich durch Holborne, diese Riesenader des Verkehrs, so kommen wir von Cheapside ablenkend zuerst an der großen Post vorüber. Ein großes stattliches Gebäude mit Säulen wie für die Ewigkeit gebaut und einer gitterartigen Befestigung, als drohte jeden Augenblick eine Invasion von Louis Napoleon oder sonst woher. Doch lassen wir dieses Gitterwerk; es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der Engländer, daß sie ihre Privathäuser und öffentlichen Gebäude im Fortifikationsstyle bauen. Treten wir in die Halle. Ein grandioser Raum, imposant durch die Bauart und durch die antik aussehende Schwärze, die sich an den Wänden, Säulen und Gesimsen abgelagert hat. Das ist aber nicht die Wirkung der Zeit — denn das Postgebäude ist durchaus nicht

alt —, aber Kohlenstaub und Nebel haben hier fleißig gearbeitet, wie allüberall in London. Sonderbar, daß ich immer an Berlin denken muß, wenn ich die Schwärze der hiesigen Gebäude sehe. Was gäbe man dort nicht dafür, wenn man die Stadt über Nacht anschwärzen, ich meine alterthümlich aussehen machen könnte? Der Parvenue guckt aus allen Winkeln hervor und das gute Berlin und Potsdam und Sanssouci sehen erbärmlich neu aus. Es wäre ihnen etwas englischer Kohlenstaub und noch verschiedenes Andere aus England zu wünschen, was man bei den jetzigen schlimmen Zeiten gar nicht laut werden lassen darf.

Wem die architektonische Schönheit der Londoner Post nicht imponirt, der sehe im Innern der Halle die vielen kleinen Täfelchen an, welche neben, über und an den Seiten der verschiedenen Fenster angebracht sind, hinter welchen die Beamten, welche die Briefe in Empfang zu nehmen haben, sitzen. Wie sehr verschwinden gegen diese kleinen Täfelchen alle Begriffe, die man sich auf dem Continente allgemein von einer Postanstalt macht! Wie Wegweiser stehen sie geordnet und zeigen nach allen Richtungen der Bussole, hier nach Ost-, dort nach Westindien, nach Australien, China, den Sandwichsinseln, dem Cap, den englischen Besitzungen in Nordamerika u. s. w. u. s. w. Jede Weltgegend hat ihren eigenen Briefkasten, und steht man Abends um 6 Uhr in der Halle, so ist es, als dränge sich die ganze Welt durch die beiden Eingangsthore, um, wie am Vorabend des ewigen Weltgerichts, ihr Collectivtestament durch die Post aus der Welt hinaus zu befördern. Athemlose Jungen aus Banquierhäusern kommen angerannt, um die Schlußsecunde nicht zu versäumen, Andere ächzen unter der Last großer Säcke, die sie in die offenen Schlünde ausschütten; das sind die Expeditionscouriere von Times und anderen großen Blättern; zwischendurch schiebt sich ein alter Herr mit grünen Augengläsern zu einem der offenen Löwenmäuler und schaut dabei besorgt auf die große beleuchtete Uhr, ob's nicht zu spät sey (wahrscheinlich hat er seinem Sohne, der in Ischl harmlos Forellen fängt, einen väterlichen Mahnbrief geschrieben, daß er sich nicht zu viel mit den oberösterreichischen — abgebe), und siehe da! eben als die Glocke schlägt, schlüpft noch eine blonde keusche Engländerin zum Briefkasten; die Arme hat bis vor Postschluß Ihn ihrer Treue versichern wollen. Jetzt fallen die hölzernen Schiebfenster zu. In zwei Secunden ist die Halle öde wie die preußische Kammer, wenn eben Sitzung gehalten wird. — Die Post repräsentirt die Wechselwirkung des Lebens und die Post ist bekanntlich in England spottbillig. Aber hinter dieser Wohlfeilheit lauert der Verrath in Gestalt des Generalpostmeisters und des Schatzkanzlers. In keinem Lande der Welt gibt man durch's Jahr mehr für Porto aus als in England. Gemüthliche Freunde correspondiren durch die Post oft über die Straße, um nicht vom Kamin weg zu müssen. Was ist auch ein Penny? Der namenlose Bruchtheil jener Seligkeit, die man Kapital nennt, das wunderbare biblische Nichts, durch das Gott Einmal die Welt erschaffen und etliche sonderbare Käuze ein Vermögen angesammelt haben, wie man in moralischen Kinderbüchern lies't. Wer wollte aber in London nach Decimalien und biblischen Wundern seine Haushaltung einrichten! Es ist bewiesen und verbrieft, daß der Engländer pennyweise mehr Porto verausgabt, als irgend ein Staatsbürger anderer Länder. Das ist eine theuere Seite Londons, die der Fremde erst mit der Zeit zu würdigen lernt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Ein New-Yorker Blatt hat am 1. Januar d. J. seinen Abonnenten eine Extranummer zugeschickt, welche auf einem einzigen Bogen den Umfang von sechs gewöhnlichen Oktavbänden hatte. Jede der 8 Seiten ist in 11 Kolumnen getheilt, jede dieser Kolumnen hat durchschnittlich 275 Zeilen, jede Zeile circa 50 Buchstaben; dieß gibt etwa 24,200 Zeilen mit 1,210,000 Buchstaben.

Aus Innsbruck wird unter dem 20. Febr. Folgendes gemeldet. Heute vor 41 Jahren sank, die Brust von französischen Kugeln durchbohrt, auf Mantua's Wällen Andreas Hofer in die Grube, ein Opfer seiner Vaterlandsliebe. Heute Morgen geleitete ein Leichenzug die Ueberreste seines Enkels, Joseph von Hofer, in die Hofkirche, wo sie nun, unter dem Denkmal für die gefallenen Vaterlandsvertheidiger, unter einem Dach mit den Gebeinen Andreas Hofer's ruhen sollen. Hinter dem Sarg ging zunächst Karl Edler von Hofer, von Salzburg, Bruder des Gebliebenen.

Arbeiter und Gesellen sind jetzt zu der sittlichen Bildung gelangt, daß sie Prügeleien und thätliche Mißhandlungen als pöbelhaft betrachten und sich von denselben fern halten. Dagegen sind seit einiger Zeit mehrfach Beispiele solcher Pöbelhaftigkeit von Personen der vornehmen Stände geliefert worden. So wurde in diesen Tagen zu Dresden ein Diener des Majors Serre, Namens Brand, in der rohesten Weise, wie man sonst nur von trunkenen Matrosen sah, mißhandelt. Die „D. A. Z." berichtet darüber: „Den ersten Angriff auf den ruhig an der Thür seines Herrn klingelnden Diener hat der sächsische Reiter-Offizier v. Miltitz ausgeübt; bei den weiteren schändlichen Mißhandlungen des unglücklichen Dieners ist dem Vernehmen nach vorzüglich ein engl. Gesandtschafts-Secretär, außerdem aber noch ein russischer Gesandtschafts-Attaché und ein sächsischer Legations-Secretär betheiligt gewesen. Rühmlichst hat bei dem Vorgange ein sächsischer Sergeant das Seinige zum Schutze des Unglücklichen gethan. Dem Kranken wird übrigens die aufmerksamste Pflege im Hause seines Herrn, des Majors Serre, zu Theil; drei der geschicktesten und angesehensten Aerzte Dresdens suchen das Opfer einer so pöbelhaften Mißhandlung dem Leben zu erhalten. — Wundern darf man sich über den Vorgang wohl weiter nicht, nachdem man erfahren, daß sächsische Offiziere durch Beschimpfungen einen Gast des Königs zwingen konnten, den Ort zu verlassen, wohin er geladen worden. Solche Erscheinungen gehören zu dem ganzen Charakter der Reaction."

(Basel, 26. Febr.) In Augst ward wieder ein schöner Fund gemacht. Vor ein paar Tagen förderte ein Privatmann eine herrliche, bei 20 Fuß hohe, mit prachtvoll verziertem Kronwerk ausgestattete Säule an den Tag. Dabei zeigte sich noch sonst sehr interessantes Mauerwerk, gleichsam eingelegt mit Platten feinen rothen Sandsteins, auch Münzen von verschiedenem Metall — unter andern ein schöner Vitellius; dann das Fragment eines irdenen Gefäßes, das den Namen des Töpfers trägt und durchaus schön rosenfarben sich dargibt. Alles dieses zeigt sich jetzt an der Ringmauer der alten Augusta Rauracorum, gegen Sonnenaufgang, unweit der Arena des Amphitheaters.

Die „Volksbötin" schreibt: Für Diejenigen, welche durch die ultramontanen Blätter verdummt, noch immer an Geister, Hexen, Teufel und Wunder glauben, möchte eine Geschichte lehrreich seyn, die sich unlängst auf dem sogenannten „Berghof" bei Linz zugetragen hat. Daselbst behauptete plötzlich eine Dirne, vom Teufel besessen zu seyn, arbeitete nichts mehr, fuhr ihrem Brodherrn ins Gesicht und trieb lauter Skandal; mehrere alte Weiber wendeten unter andächtigem Zuhören der verdummten Bauern ihre Hexensprüche an — aber Alles vergebens. Der würdige Pfarrer von Oberlinz, Hr. Stautner, wurde von den

abgeschmackten Leuten bestürmt, die Dirne zu besuchen und ihr etwas Geweihtes zu zeigen. Nur mit Widerwillen und gezwungen begab sich der Pfarrer an den Ort des Scandals und trug ein Amulet in der Hand, das er der Weibsperson zeigte. Dieselbe fing, gleichsam durch den heiligen Geruch in Wuth gebracht, noch ärger zu toben an, und die Leute riefen: Seht ihr, der Teufel kann das Amulet nicht leiden. Der Pfarrer aber hob sein spanisches Rohr auf und applizirte der Betrügerin so tüchtige und so viele Hiebe ad potseriora, daß sie endlich um Gnade schrie und erklärte, der Teufel sey schon heraußen, sie wolle wieder ganz ordentlich seyn. Der Pfarrer aber verwies den Leuten in strengen Worten ihren Aberglauben, machte das Amulet auf, und siehe — was für ein Wunderzeichen war darin? Die Schell-Aß! Dieser hatten die finstern Bauern solche Kraft beigemessen, der Dirne aber drohte er, wenn sie nicht augenblicklich zu arbeiten anfange, so lasse er sie durch Gensdarmen arretiren. Das wirkte, und seitdem ist die Dirne nicht mehr vom Teufel besessen gewesen und den Leuten der Umgegend geht auch allgemach ein Lichtlein auf.

Der ältesten Dame auf Erden, nämlich der Erde selbst, haben die Erdkundigen ihr Lebensalter nachgerechnet und aus der Erkaltung der Erdrinde herausgebracht, daß sie jetzt bereits 98 Billionen und 590,000 Millionen Jahr alt sey.

Das Reisen wird immer leichter und bequemer. In London kann man die ganze Erde in einer Stunde bequem umreisen. Da hat der berühmte Geograph Wyld einen Erdglobus von 60 Fuß im Durchmesser aufgestellt. Um die Erde von allen Seiten bequem durchmustern zu können, wird um sie herum ein Rundgebäude mit Gallerien und Gängen aufgeführt, die 1500 Personen fassen. Die Erde zahlt für das Stückchen Erde, auf dem sie aufgestellt wird, 33,000 Gulden Miethe.

Frankfurter Theater.

Die mit dem Eintritt unseres neuen Kapellmeisters verknüpft gewesenen Demonstrationen sind, wie überhaupt jeder Theaterscandal, sehr unerquicklich. Wie weit geht einer Bühnenverwaltung gegenüber die Competenz des die Anstalt mit seinem Besuch und seinem Gelde unterstützenden Publikums? Jener muß unseres Bedünkens die Berechtigung zustehen, Anordnungen zu treffen, Mitglieder zu entlassen und andere zu engagiren, überhaupt so zu administriren, wie sie es für zweckmäßig erachtet. Kommt sie hierbei mit dem Geschmacke und den Wünschen des Publikums in Collision, so werden die nachtheiligen Folgen einer solchen ihr und ihrer Kasse sich bald fühlbar machen. Hieraus ergibt sich von selbst, daß sie darauf angewiesen ist, dem Publikum möglichst Genügendes zu bieten und sich mit demselben nicht in Opposition zu setzen. Es würde jedoch allen Rechtsgrundsatz überschreiten und zu weit führen, wenn sich das Publikum eine specielle und sogar anticipirende Controlle über die Administration der Bühne und über Entlassung und Engagements aneignen wollte. Es muß die Resultate derselben erst abwarten und hat erst dann seine Mißbilligung kundzugeben, wenn sich solche als ungenügend erwiesen haben. Hierin glauben wir auch den Standpunkt der Theaterfreunde in Betreff des neuen Kapellmeisters angedeutet zu haben. Bevor man Partei gegen ihn ergreift, muß sich erst herausstellen, ob er zu dem ihm anvertrauten Posten befähigt und im Stande ist, seinen Vorgänger zu ersetzen. Vermag er dieß nicht, so wird ihn die Direktion weder halten können, noch wollen, — vermag er es aber, so stand und steht dieser das Recht zu, ihn zu engagiren. Was außerdem hinter den Coulissen vorgeht oder vorgegangen seyn könnte, darüber kann das Publikum keinen Richterspruch abgeben, da ihm die sichere Kenntniß der Sachlage und die Einsicht in die Akten fehlt. W.

Korrespondenz.

Köln, 5. März.

Carneval.

Eine der elegantesten Masken, „der Geist des Carnevals", zog am Montag Nachmittag, mit einem Musikchor hinter sich, durch die Straßen, um durch den Satz: „Ich lebe im Belagerungszustande", das alte Sprichwort, daß Narren die Wahrheit reden, zu beweisen, welches Bestreben das zahlreich aufgepflanzte Militär und die in den Straßen auf- und abgehenden Polizeimannschaften zu unterstützen schienen. Jedenfalls wurden die Faschingsfreuden, so lange wir zurückdenken, nicht so beschnitten, wie in diesen Tagen. Unter Anderem war das Verbot erlassen, keine Maske, die es vergessen, eine Karte für 3 Sgr einzulösen, dürfe sich öffentlich zeigen. Daß Viele gegen diese Anordnung sündigten, läßt sich leicht denken. Auf dem Gürzenich fand man mehrere Partien der Decorationen anstößig; sie mußten entfernt werden. Ehedem gehörten die Arrestationen während des Festes zu den Seltenheiten; gestern sahen wir deren in 5 Minuten drei vollstrecken. Einer von den betreffenden Uebelthätern soll gelacht haben, was ein Soldat auf sich bezog. Daraus entstand eine Beleidigung im Dienste. Das Alles aber störte des Kölners Humor nicht; denn dieser ist unverwüstlich. Man sah es den bunten, aber durchaus pikanten Masken an, die sich durch die Stadt bewegten. Die schwarz-roth-goldne Kokarde ist im eigentlichen Sinne des Wortes gesunken und die schwarz-weiße gestiegen; denn jene trug man an den Stiefeln, diese an den Hüten; selbst die Liberalen hatten diese angeheftet und bewegten sich in einem langen Zuge durch die Straßen. Aufsehen erregte auch die Gesellschaft „Frey-Subscriptionsliste um 5 Uhr"; aber mehr Theilnahme fand die vierfach-furchtbare Mordgeschichte, die dieselbe Vignette an der Stirne trug, welche den ehemaligen Wächter am Rhein, von Carl Cramer, zierte. Zuerst wurde die Großthat der Brauknechte in London, dann die Wunderwerke des Hrn. Haß und Fluch besungen. Nun kam die Schlacht bei Bronzell an die Reihe, wo es u. a. hieß:

„Das Schießen hörte gar nicht auf,
Glühroth war jeder Flintenlauf;
Kein einz'ger Schuß hatte gefehlt,
Verwundet lagen und entseelt, —
Kein Mensch, zwei graue Mäntel nur,
Darin von Futter keine Spur."

Schließlich gedenkt der Sänger des „einigen Deutschlands und des Einflusses, den Kaiser Nikolas ausübt." — Fremde sind sehr wenige zu uns gekommen, daher vermißte man jenes Gedränge, das sonst stets, namentlich an den Vierwinden, entstand, wo das Ebbe- und Fluthspiel alljährlich vielen Hüten das memento mori sehr nachdrücklich ins Gedächtniß rief. Die Ballsäle litten auch nicht an Ueberfüllung; der Gürzenich aber war ziemlich besetzt, sowohl am Montag Abend, wie auch gestern, wo in demselben das große Picknick gehalten wurde, ein großartiges Fest, an welchem sich die Mittelklasse mehr betheiligt, da der Eintrittspreis nur auf 15 Sgr. gesetzt ist.

Konzert-Anzeige.

Das von uns bereits angekündigte Konzert des neunjährigen Pianisten Fritz Gernsheim findet Montag den 10. d. M. im Saale des Hofes von Holland statt. Anfang 7 Uhr.

Theater-Anzeige.

Samstag, 8. März. Die Erzählungen der Königin von Navarra, oder: Revanche für Pavia, Lustspiel in 5 Akten von Scribe und Legouvé, deutsch von Dr. Edeling und P. S. Reinhardt.

Sonntag, 9. März. Der Prophet, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 59. Montag, den 10. März 1851.

Die Goldsucher am Sakramento-Flusse.

(Erinnerungen einer Reise in Californien im Jahre 1848. Nach dem Französischen mitgetheilt von August Marckhoff.)

(Fortsetzung.)

Wir konnten ungefähr vier bis fünf Meilen zurückgelegt haben, als Quirino an einer Stelle anhielt, wo fünfzehn Indianer beschäftigt waren, Gold zu waschen.

„Ihr habt da ein trauriges Geschäft, Kinder," sagte er zu ihnen, „dieser Platz ist schlecht gewählt."

„Herr," erwiederte einer von ihnen, der ihn wahrscheinlich kannte, da er ihn unterwürfig grüßte, „Herr, Sie sind sehr gütig, sich um arme Indianer zu kümmern, aber dieser Platz ist noch der beste von denen, welche die Amerikaner uns gelassen haben. . . . Wir verlangen nur Eins, nämlich: daß sie uns in Ruhe lassen."

„Gehört an einem Placer der Boden nicht Dem, der ihn zuerst in Besitz nimmt?" fragte Quirino.

„Ach, Herr, das war früher und sollte noch so seyn. Doch seitdem Verräther den Amerikanern Californien überliefert haben, handeln sie als Herren . . . sie sehen in uns nur Diener, statt unabhängige Menschen. Sehen Sie, dort kommt gerade einer auf uns zu. Ich wette zehn Unzen Gold, daß er ohne Weiteres unsern Bezirk wählen wird."

In der That näherte sich ein Amerikaner.

„Ich bin doch neugierig, zu erfahren, ob der Indianer sich nicht getäuscht hat," sagte ich zu Quirino, „bleiben wir. Unterdessen will ich mich an dieser schönen, klaren Wasserquelle laben, die zwanzig Schritte von uns wie ein Krystallfelsen glänzt."

Quirino hielt mich schnell am Arme zurück.

„Rathet Ihr dem Sennor, von diesem Wasser zu trinken?" fragte er den Indianer, indem er die Worte mit einem unerklärbaren Lächeln begleitete.

„Herr!" erwiederte der Indianer verwirrt, „das frische Wasser ist ein übles Ding für die Gesundheit; . . . es verursacht häufig Frios *) . . . ich würde an des Herrn Stelle nicht davon trinken."

„Sie hören den Rath des Indianers?" fragte mich Quirino.

„Ja, ich höre ihn und danke dafür; doch da ich durchaus nicht erhitzt bin, so glaube ich doch wohl trinken zu dürfen."

„Geben Sie meiner Bitte nach . . . trinken Sie nicht."

„Sie sind mein Führer und ich muß Ihnen gehorchen," erwiederte ich Quirino, über sein Benehmen erstaunt.

*) Frios — Fieber. Man bezeichnet damit die sehr gefährlichen Wechselfieber, die sehr oft den Tod zur Folge haben.

„Recht so," sagte er zu mir. Dann wandte er sich zu den Indianern, welche während dieses Gesprächs die Arbeit eingestellt hatten:

„Kinder, der Amerikaner kommt heran. Laßt uns wenig, aber gut reden. Wie viel verdient ihr täglich hier? . . 18—20 Piaster Jeder, nicht wahr?"

„Ja, Herr, 20 Piaster."

„Wollt Ihr für Rechnung dieses Herrn arbeiten? Er wird Euch täglich 40 Piaster zahlen."

„Gern, Herr."

„Abgemacht. Nehmt Eure Sachen und folgt uns."

„Aber, Don Rafael," sagte ich halblaut zu ihm, während die Indianer seiner Anweisung gehorchten, „Sie haben mich durch diesen Handel in eine eigenthümliche Lage gebracht."

„Wie so?"

„Nun, fünfzehn Arbeiter zu 40 Piaster machen 600 Piaster."

„Gut, was liegt Ihnen an 600 Piaster zu zahlen, wenn Ihnen noch 500 übrig bleiben?"

„Oh, wenn das ist . . . . doch begreife ich nicht und schweige."

Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, als der Amerikaner anlangte. Seine von Schweiß triefende Stirne, seine staubbedeckten Kleider, sein hastiges Athemholen bewiesen, daß er einen weiten und schnellen Weg gemacht. Sein erster Blick war nach der Wasserquelle, die ich bereits erwähnt, seine erste Handlung, sein Chiquinite hineinzutauchen, es voll herauszuziehen und gierig davon zu trinken.

„Der Mann ist weniger vorsichtig und glücklicher als ich," sagte ich zu Quirino.

„Quien sabe? *) Wer weiß?" erwiederte er mir kopfschüttelnd.

Als die Indianer bereit waren, begaben wir uns auf den Weg. Quirino ging voran und führte uns.

Bevor ich mich indeß entfernte, sah ich noch, wie der Amerikaner mit eben so viel Eifer als Ungenirtheit den Platz der Indianer einnahm.

Quirino marschirte ungefähr eine Stunde lang gegen Norden, ohne einmal sich nach uns umzusehen, ohne ein Wort zu sprechen. Die Indianer folgten ihm mit achtungsvoller Miene. Ich schloß, daß Derjenige unter ihnen, welcher ihn zu kennen schien, den Uebrigen den berühmten Namen und das verehrte Talent des Gambusino mitgetheilt habe.

„Kinder," sagte endlich Quirino, sich nach uns umwendend, „wir sind an Ort und Stelle. Vor Allem laßt uns nun einige Worte wechseln. Guter Handel macht gute Freunde. Eure Zeit ist kostbar, ich werde daher kurz seyn. Ich will Euch einen noch

*) Ein Lieblingsspruch der Mexikaner. Sie wenden ihn eben so häufig an, als der Engländer sich des Wortes „indeed" (in Wahrheit) bedient.

unbekannten Ort entdecken, der leicht auszubeuten ist; ein Mann kann dort leicht für 80—100 Piaster Gold sammeln. Ihr werdet für die Rechnung dieses Herrn — Quirino wies dabei auf mich — arbeiten. Folgendes sind seine Bedingungen: Jeder von Euch nimmt von dem Ertrage seiner täglichen Arbeit eine Summe von 40 Piaster und stellt ihm den Ueberschuß treulich zu; wenn jedoch dieser Ueberschuß mehr als 40 Piaster beträgt, was stets der Fall seyn wird, wenn Ihr thätig seyd, so wird der Mehrbetrag zur Hälfte zwischen ihm und Euch getheilt. Der Sennor verläßt sich auf Eure Ehrlichkeit; . . . indeß hat er mich autorisirt, aus der Brust Dessen, welcher sein Vertrauen täuscht, eine Scheide für mein Messer zu machen. . . . Ich heiße Rafael Quirino. . . . Es hält schwer, mich zu hintergehen, und ich halte stets mein Wort. Jetzt antwortet, seyd Ihr mit den gestellten Bedingungen zufrieden?"

„Que viva el Sennor Quirino!" riefen die Indianer, ihre Hüte schwenkend. „Ja, ja, die Bedingungen sind gut."

„So folgt mir!" sagte der Gambusino.

Don Rafael glitt sogleich zwischen zwei so nahe an einander stehende Felsen, daß ein starkbeleibter Mann nicht hätte dort durchgehen können.

„Hier!" rief er fünf Minuten später, wobei er mit dem Finger auf das Bett eines kleinen ausgetrockneten Bergflüßchens zeigte, das sich in einer Felsenhöhlung befand. Ein kleines Wasser floß in der Mitte.

Kaum hatten die Indianer einige Hände voll Sand geprüft, als wieherndes Freudengeschrei — das erste ohne Zweifel, welches bis zu diesem Tage die Echos der Wüste wiederholt hatten — zum Himmel aufstieg. Der Sand enthielt beim bloßen Anblicke mehr als ein Zehntel Gold.

„Ich glaubte nicht, daß diese Stelle so reichhaltig sey," sagte Quirino zu mir, sorgfältig den Sand betrachtend; „nehmen Sie meinen aufrichtigsten Glückwunsch. Jeder Mann kann ohne Mühe wenigstens für 200 Piaster Goldstaub hier täglich sammeln."

„Aber, Quirino, Sie überhäufen mich . . . mein Dank . . ."

„Bah! Nicht so große Worte . . . diese Entdeckung ist nicht der Rede werth . . . in drei Wochen wird unser Flußbett erschöpft seyn. Doch es ist schon spät, kommen Sie."

„Ah, da fällt mir ein," sagte der Gambusino, nachdem er den Indianern genau den Ort bezeichnet, wo sich mein Zelt befand, „Sie müssen noch Durst haben."

„Ja wohl," erwiederte ich.

„Nun, so erquicken Sie sich an diesem Flüßchen, bevor wir zurückkehren."

„Sie fürchten also keine Fieber mehr für mich?"

„Trinken Sie nur ohne Furcht . . . ich stehe für Alles."

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen durch London.

(Schluß.)

Dem großen westlichen Portale des Postgebäudes schräg gegenüber öffnet sich eine kleine Straße, die nach Newgate und von da weiter nach Holborne führt. Sie bietet nichts Besonderes, als daß sie vom frühen Morgen bis nach Postschluß von Wagen aller Art vollgefüllt ist. Sie bildet einen Hauptverbindungsgang zwischen der City und dem Nordwesten; hier stauchen sich die Omnibusse, die Lastwagen mit ihren gravitätisch dickgemästeten Pferden, und zwischen durch die engen Spalten, die sie frei lassen, schlüpfen an Mon- und Freitagen versprengte Schaafe vom großen Viehmarkte zu Smiethfield, die auf Stirne und Rücken das Rothstiftzeichen des Fleischers tragen, wie Leitungsnotizen in einem Redaktionsbureau zum Denkzeichen, daß sie dem Publikum zum Verspeisen angestrichen sind. Außerdem aber sprengen kleine Jungen auf langbeinigen Kleppern, mit wichtiger Amtsmiene, eine große Ledertasche um die Schultern tragend, durch die gefährliche Wagenspalte, die jeden Augenblick ihr Kaliber verändert, je nachdem die lebendigen Seitenmauern des Verkehrs ihre Stellung wechseln, sich nach vorwärts oder rückwärts schieben. Das sind die Postjungen, welche Briefpakete aus entlegenen Stadttheilen nach der Hauptpost bringen; vielleicht die besten und kühnsten Reiter der Welt. Sie werden in der Geschicklichkeit, ein Pferd zu dirigiren, einzig von den raschen Männern der kleinen Postcaps übertroffen, welche das gleiche Geschäft besorgen, nur mit dem Unterschied, daß diese fahren, während jene reiten. Die Jokeyclubbs mögen entscheiden, welche von beiden ein gefährlicheres Handwerk treiben; die Literatur ist darüber einig, daß die Londoner Stadtpost von Dämonen bedient wird, die aus einer kunstgerechten Mischung von Myrmidonen, Thessaliern und celtobritischem Blute entstanden seyn sollen.

Links von Newgate-street zwischen dieser und dem alten Kirchhof von St. Paul liegt das schmale Gäßchen Paternoster-row, die Wohnstätte der Gelehrsamkeit, wo seit undenklichen Zeiten der Buchhandel sich in allen schmutzigen Häusern eingenistet hat und ein anarchisch-uncensirtes Leben führt. Paternoster-row verhält sich zu London, wie Leipzig zu Deutschland, doch sind die Verlagshandlungen mehr nach Specialitäten geordnet. Die großen Bibelverleger, die das „Wort Gottes" vom kleinsten Taschenformat bis zur Foliodicke in die Welt schicken, die mit allen Sprachen der Welt Geschäfte treiben und Geld verdienen, verschließen das dunkle Heiligthum ihrer Magazine allen weltlichen Geistesprodukten, als da sind Romane, Novellen, Theaterstücke und Gedichte. Die Verleger solcher Werke dagegen haben mit den Touristen und Reisebeschreibern nichts zu thun, deren Werke in prachtvoller Ausstattung als in irgend einem Lande, bei anderen Firmen das Licht der Welt erblicken. Kinder- und Jugendschriften machen eine besondere Buchhändlerbranche aus, die wie Kinderbewahranstalten nur mit unmündigen Creaturen in Beziehung stehen, und das Bestreben dieser Geschäftsleute, die unschuldigen Kinder Englands so behaglich als denkbar in die verrätherischen Bahnen des ABC und der Wissenschaft einzuführen, wäre wahrlich rührend zu nennen, wenn Philantropie und Pädagogik nicht als Nebenzwecke figuriren möchten. Wir können uns auf unserer flüchtigen Fußwanderung nicht über Gebühr in Paternoster-row aufhalten; nur das sey zum frommen deutschen Müller und deutschen Buchhändler gesagt, daß man die Anfangsgründe der Gelehrsamkeit, namentlich das A B C, seit kurzem gewöhnlich auf Leinwand druckt. Die englische Jugend ist nämlich in der ersten Periode ihres Daseyns eben so praktisch wie die deutsche, sie hat eine instinktmäßige Abneigung gegen jeden Druck. Sie ahnt, daß das Studium des ABC der Anfang einer großen Erkenntniß, der Schlüssel zur Weltanschauung und darum die Brücke zu großen Leiden sey. Die englische Jugend haßt daher die ABC-Bücher, zerreißt sie, rollt die einzelnen Blätter verzweifelt an den Ecken ein, kurz, behandelt sie auf eine so barbarische Weise, als sey mit der Vernichtung Eines Exemplars die Nachgeburt eines zweiten für ewige Zeiten verhindert. Diesem Vorurtheile begegnet der englische Speculationsgeist durch den Druck auf Leinwand, wo jedes Blatt überdieß eingesäumt ist, wie ein ehrsames Schnupftuch. Gebt ein solches Büchlein dem allerwildesten Jungen, er wird nichts gegen dessen Unsterblichkeit ausrichten. Ist er ein Charakter und bohrt nach tagelanger Anstrengung ein Loch durch's Titelblatt, so stopft es die Mama wie ein Stück schadhafter Wäsche; sucht er aber durch wohlausgedachte Schmutzflecke die hinterlistigen Buchstaben unkenntlich zu machen, dann wandert die Jugendbibliothek in die Wäsche und das Fibelungeheuer erscheint nach acht Tagen sauber und schmutzfrei wie

der Uranfang jeder Völkerpolitik. Der arme Junge bekommt obendrein am Sonntag keinen Pudding.

Wenn sich Paternoster-row links von Newgate-street bescheiden schmal durch Höfe und Häuser des unscheinbarsten Ansehens durchschlängelt, so streckt und dehnt sich rechts von genannter Straße desto weiter und übermüthiger das große Smithfield, dieser Schmutzfleck aller Schmutzflecke Londons. Lassen Sie uns vor Allem das Terrain beschauen. Nehmen Sie den Platz „am Hof" in Wien und dazu die „Freiung" mit ihren Ecken und Winkeln, vereinigen Sie damit den „Judenplatz" und reißen Sie dort, dem Ministerium des Innern gegenüber, das Eckhaus Nr. 403 ein — (daß nur aber um Gotteswillen den Bewohnern desselben kein Leid geschehe!) so daß sich der kleine Platz vor dem „Sternhof" mit seinen einmündenden Gassen an diesen ausgedehnten, winkeligen, unregelmäßigen Platz anschließen kann, so haben Sie ungefähr das Terrain vor Augen, welches den Viehmarkt von Smithfield bildet.

Der ganze Smithfield-Platz ist angefüllt mit hölzernen Quadraten. In jedem demselben hätte eine Statue Platz und in jedem derselben steht an Montagen und Freitagen ein Ochs oder ein Häuflein Schafe. Geschehe einmal ein alttestamentarisches Wunder und verwandelte alle diese Vierfüßler in der Nacht, bevor sie zur Schlachtbank abgeliefert werden, in guten cararischen Marmor oder in Bronzemetall, wahrhaftig noch nach Jahrtausenden würde die Menschheit nach Smiethfield pilgern, um auf dem ungeheuren Monumentenfelde den Charakter unserer Zeit zu studiren.

Jetzt aber, wo die Verwandlung in Marmor noch nicht stattgefunden hat, ist's grauenhaft in diesem Stadttheile. Eingerahmt von schmutzigen Straßen und Höfen, wo die Armuth und das Verbrechen ihre Verstecke haben, beherbergt der Platz außer dem unbändigen Vieh noch die rohe Zunft ihrer Treiber und Schlächter. Schenke an Schenke, in denen gefeilscht, getrunken, gebalgt, gestohlen wird. Am Tage schwebt man durch das ab- und zugetriebene Vieh in Gefahr, erdrückt, zertreten, gespießt zu werden; des Abends lauert der Mord in den verschlungenen Seitengassen auf seine Opfer, und gibt der Polizei mehr zu schaffen, als das ganze Westende der Stadt.

Seit Jahren wird in der Presse und im Parlamente für die Aufhebung dieses schmutzigen Quartiers agitirt, und noch ist man um keinen Schritt weiter. Die Autonomie des Kirchspiels stemmt sich gegen jede Einmischung der Regierung in seine Angelegenheiten, und das Kirchspiel existirt durch den Markt, durch die Schenken, durch den Zufluß der fremden Händler. Hier haben Sie eine Schattenseite des self-governement, das viele böse Seiten hat, wenn es auch anderseits nie genug als Basis freier Institutionen hervorgehoben werden kann. Dieses self-governement jeder Gemeinde, jedes Kirchspiels, jeder Association hat England als Gesammtstaat groß gemacht. Es ist aber wieder Schuld, daß vieles Große nicht zu Stande kommen kann, wenn es dem Interesse der vielen Kleinen zu widersprechen scheint. Die Regierung, in lobenswerther Weisheit, sucht den einzelnen Uebeln durch Anregung und Unterstützung von Agitationen der verschiedensten Art zu steuern; sie selbst tritt möglichst in den Hintergrund, um sich selbst nicht als Behörde einen Platz außerhalb der Gesammtheit anweisen zu müssen. Kleine Uebel und Schäden, welche in Oesterreich mit dem Federzuge eines Ministers abgeschafft sind, brauchen in England oft Jahrzehnte, bis die Agitation dem Parlamente ein Votum abdrängt. Ganz London würde aufjauchzen, wenn Smiethfield wie Sodom in Flammen aufgeht, ganz London würde in Aufregung kommen, wenn die Regierung sich anmaßte, dem Kirchspiel seinen Markt zu verbieten. Ist dieß Vorurtheil? Ist es Staatsweisheit? Möge Jeder für sich entscheiden.

Mannichfaltigkeiten.

Im Jahre 1848 haben die Pariser einen großen Theil ihrer herrlichen Alleebäume, ihres grünen, schattigen, lieblichen Stadtschmuckes, umgehauen — man weiß, warum. Jetzt sind sie mit Eifer beschäftigt, die Wunden, welche die Axt voreilig geschlagen, wieder zu heilen. Eine Menge Arbeiter sind angestellt, um auf den innern und äußern Boulevards, den elyseeischen Feldern, längs der Kaien an der Seine Bäume in Unzahl anzupflanzen, vorzüglich Kastanien, italienische Pappeln und Ulmen, in den Baumschulen der Gebrüder Simon Louis zu Metz erzogen. Der gute Bürger freut sich darauf, in heißen staubigen Sommertagen wieder im wohlthuenden Alleeschatten am Arme seiner Frau promeniren zu können, und die Schaaren entflohener Singvölker wieder herbeigezogen zu sehen.

Der zwei Stunden von Paris entlegene Flecken Montreuil, dessen Bewohnerzahl etwa 4000 ist (800 Familien), nährt sich fast lediglich von der Pfirsichzucht, und die Leute sind fast alle bemittelt. Sie bezahlen jährlich im Durchschnitte 25,000 Fr. Steuern und Gaben und 120 bis 140 Fr. Pacht für den Morgen Land. Ein 6 Morgen großes Stück Feld, welches ganz mit Pfirsichbäumen besetzt ist, lieferte dem Besitzer einen jährlichen Reinertrag von 1400 Fr. — Man muß aber dabei allerdings bedenken, daß sich in Paris viele lüsterne Personen befinden, die in Jahren, wo die Pfirsichen selten sind, oder für früh gebotene Früchte per Stück 1½ Thaler bezahlen! Dann verstehen auch die Bewohner Montreuils die Behandlung des Pfirsichbaumes so gut, daß es keine Seltenheit ist, Bäume zu treffen, die jährlich 1000 Stück große Früchte liefern.

(Wien, 1. März.) Aus Corunna ist vom 31. Jan. folgender Consularbericht eingelaufen: „Die britische Fregatte „Florence" wurde in einem Sturme so beschädigt, daß die ganze Mannschaft dieselbe verließ und als verloren aufgab. Den Bemühungen zweier österreichischen Matrosen gelang es, die Fregatte sicher in den bisherigen Hafen zu bringen, wofür sie von dem hiesigen englischen Consul eine Belohnung von je 20 Pfd. St. erhielten. Hiemit erklärten sich jedoch die beiden Matrosen nicht zufrieden, da sie nach englischen Gesetzen auf den dritten Theil des gesammten Schiffswerthes von 116,000 Pf. St. Anspruch hätten; sie sind gesonnen, ihre dießfälligen Beschwerden der österr. Regierung vorzulegen, damit ihnen auf geeignetem Wege die gebührende Belohnung erwirkt werden möge."

In den polnischen und russischen Posthäusern merkt man's, daß der deutsche Staatswagen in Dresden im — stecken geblieben ist. Da regnet's Flüche und Hiebe und Püffe auf Pferde und Menschen, damit der Courier, der neulich in Berlin mitten in der Nacht vom russischen Gesandten abgeschickt wurde, zu rechter Zeit in Petersburg ankommt und wieder nach Berlin und Dresden zurückrennt. Alles in 14 Tagen. Wir können unterdeß nichts thun als nachlesen, wie ein russischer Courier reist, um zu bewundern, wie Russen ihr Leben und viele Postpferde dran setzen, um Deutschland vom Flecke zu bringen.

Oesterreich sucht wirklich, wenn man Berliner Blättern glauben darf, eine Union zu Stande zu bringen mit den Ländern bis an die Elbe. Es ist nur, um Preußen in zwei Hälften zu theilen, die alten von den neuen Provinzen abzuschneiden. Wie gut, daß die diplomatischen Noten ausgetauscht werden. Die Secretäre in Wien haben nichts zu thun, als Tag und Nacht die vorjährigen preußischen Noten für die Union abzuschreiben und die

Staatssecretäre in Berlin kopiren eben so eifrig die Wiener Noten für den Bundestag. (Dorfz.)

Landwirthschaftliche Literatur.

Lehrbuch der praktischen Landwirthschaft, von Ad. Müller. — Mainz. Verlag von C. G. Kunze.

Kein anderes landwirthschaftliches Werk gibt bei vollständiger und dabei höchst klarer Uebersicht ein so bestimmtes und schönes Bild der praktischen Landwirthschaft, als das Müller'sche, und keins bietet eine so zweckmäßige, dem gesunden Menschenverstand angemessene, dem Bedürfniß des praktischen Landwirths entsprechende Bearbeitung des großen Materials.

Der letzte, allgemeine, mehr philosophische Theil des Buches, welcher besonders über Oekonomie, über Cultursystem, über den Landwirth u. s. w. handelt und mit einem ganz passenden Schluß von Sprichwörter endigt, ist so lebensfrisch und klar dargestellt, daß man ihn als das Vorzüglichste betrachten darf, was über den Gegenstand geschrieben worden ist; er enthält klare und praktische Theorien, dargestellt in einem höchst einfachen, edlen Styl; dabei trägt er ganz besonders das Gepräge des biedern einfachen Charakters des Verfassers, und eignet sich auch darum vorzugsweise für den angehenden Landwirth, den gelehrtes Raisonnement leicht verwirren dürfte. Obgleich nun für angehende Landwirthe bestimmt, ist dieses Buch doch auch dem erfahrenen Landwirthe, der sich vor dickbändigen Werken fürchtet und mit Mißtrauen und Geringschätzung Bücher seines Faches zu betrachten gewohnt ist, theils wegen der kündigen und einfachen Darstellung, noch viel mehr aber darum zu empfehlen, weil es ihm eine schnelle und leichte Uebersicht über das Gebiet der Landwirthschaft gibt und ihn auf Vieles aufmerksam macht, was für seine speculative Thätigkeit von entschiedenem Nutzen seyn kann. Auch dem wissenschaftlich Gebildeten dürfte dieses Werk von entschiedenem Nutzen seyn, indem es seine Ansichten klärer und bestimmter über alles Das werden läßt, womit er sich früher theoretisch und selbst praktisch beschäftigt hat, und er wird sich freuen, die Bekanntschaft mit einem Schriftsteller eingeleitet zu sehen, der mit so regem Eifer die Landwirthschaft zu befördern bemüht ist und besonders befähigt zu seyn scheint, die landwirthschaftliche Praxis durch erprobte und bewährte Theorien zu unterstützen.

C. Garkoch.

Korrespondenz.

Karlsruhe, 6. März.

Hier verweilt gegenwärtig der Tenorist Stigelli vom Skala-Theater in Mailand. Derselbe gab zwei musikalische Produktionen mit seltenem Beifall; besonders im Vortrag von Volksliedern steht er nach dem Ausspruch von Kennern bis jetzt unerreicht da. Stigelli ist bekanntlich ein Schwabe und sein väterlicher Name ist Stigele; er studirte in den dreißiger Jahren eine Zeit lang zu Freiburg im Breisgau.

Wiesbaden, 4. März.

Der gestrige Fastnachtszug fand ohne wesentliche Störung und irgend einen Unglücksfall statt, obwohl Tausende von Menschen, Einheimische und Fremde, die von ihm betretenen Straßen erfüllten. Wenn die erst neu hier aufgekommenen Carnevalszüge von einseitigem Standpunkt aus getadelt wurden, so müssen wir sie in sofern vertheidigen, als sie den Kunstgeschmack befördern und durch geistreichen Humor und Witz, wie durch erheiternde Laune einen neuen Schwung in das oft trübe und gähnende Einerlei des Lebens bringen. Am meisten zeichneten sich aus: die Darstellung der Nassovia (von Portmann), Prinz Carneval, in dessen zahlreichem Gefolge Komiker Frisch unverkennbar war, die beiden Hofschneider, auf Bockeseln reitend, die zwei Ammen und die Commission der Waschweiber ꝛc. Wir können nicht umhin, dem Prinzen Carneval unsere Huldigung darzubringen, da er im Ewigegewand als Herr Lang, resp. Präsident des Carnevalscomité's, den ganzen Zug angeregt, geleitet und zuvor manche Schwierigkeiten überwunden hat.

Darmstadt, 5. März.

Unsere Carnevalsbelustigungen beschränken sich zwar nur auf die Dauer von wenigen Tagen, haben aber nichts destoweniger so viel Anziehendes, daß sie erwähnt zu werden verdienen. Dieselben begannen am letzten Sonntag (2. März) mit einem großen Maskenball im gr. Hoftheater, das seit 18 Jahren für Vergnügungen der Art geschlossen gewesen war. Zwei Orchester von je 40 Musikern spielten abwechselnd die ganze Nacht hindurch in dem geschmackvoll hergerichteten und glänzend erleuchteten Saale, während die mannichfaltigsten Masken in bunten Gruppen sich in dem weiten Raume nach dem Takte der Alles beherrschenden Musik bewegten, die in dem Augenblick einen ganz besonderen Reiz hatte, als der große Zug von „Carneval am Hofe des Vaters Rhein" eröffnet und in zehn Bildern dargestellt wurde. Besonders gefiel das achte Bild, oder das „Frankensteiner Eselslehn", dessen Bedeutung hier Jedermann kennt, obgleich dasselbe schon im 16. Jahrhundert gänzlich erloschen zu seyn scheint. Damals hatten die Freiherren von Frankenstein auf Schloß Frankenstein die Verpflichtung, gegen eine jährliche Abgabe von einigen Maltern Hafer, auf Requisition des Magistrats hiesiger Stadt, einen Esel nebst Treiber zu stellen, wenn ein Weib, die ihren Mann geschlagen hatte, öffentlich abgestraft werden sollte. Sie wurde zu dem Esel verurtheilt, den sie mit ihrem darauf sitzenden Manne durch die Straßen der Stadt zu führen hatte. Damals war doch noch Humor in der Justiz, der es recht fühlbar machte, daß man in einer wohlbeschützten staatlichen Ordnung lebe. Besagtes Frankensteiner Eselslehn ist im Laufe der Zeit gänzlich verschwunden, ohne daß es zu dessen Verwandlung in eine Grundrente gekommen wäre. Lichtenberg erwähnt desselben in seinen vermischten Schriften in seiner launigen Weise. — Montag, der 3. März, war für den größeren Theil des Publikums ein Ruhetag, mit Ausnahme der „vereinigten Gesellschaft", die ihren Fastnachtsball hielt. Tags darauf sahen wir im Hoftheater zwei Stücke: „Das Abenteuer in der Judenschenke" und „Die elf Mädchen in Uniform", zwei Fastnachtsstücke, die als solche an ihrem Platze zu seyn schienen. Noch interessanter würde es gewesen seyn, wenn uns statt der 11 Mädchen 11,000 Jungfrauen in Uniform hätten vorgeführt werden können. Alsdann wäre vielleicht der Musikverein zu Mainz, der den Sagen der Vorzeit eine große Aufmerksamkeit widmet, in corpore zu uns herüber gekommen, um sich diesen herzerhebenden Anblick zu verschaffen. Der zweite Maskenball wurde an demselben Abend, nämlich gestern, in dem großen Saale „zur Traube" gegeben und war von dem musikalischen Verein „Harmonie" veranstaltet worden. Derselbe war äußerst zahlreich besucht und für den Zuschauer in mehreren seiner Abtheilungen sehr unterhaltend. Besonders gefiel der Aufzug einer Bauernhochzeit, geführt von Hrn. Herwegh, der die Rolle eines Dorfschulzen mit viel Geschick agirte. Sein versificirter Vortrag enthielt manche treffende Bemerkung, manchen glücklichen Einfall, und mit Befriedigung gedachte man seiner nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem bekannten Dichter dieses Namens. Die Musik dieses Balles, zwar weniger stark besetzt, war in ihren Leistungen vorzüglich und wurde von Hrn. Kohl sehr gut dirigirt. — Uebermorgen gibt der „Sängerkranz" in dem großen Saale „zur Traube" seinen Maskenball, und damit werden unsere Carnevalsbelustigungen wahrscheinlich zum Schluß gelangen.

Frankfurt a. M.

Das auf heute angekündigte Konzert von Fritz Gernsheim findet erst Mittwoch, den 12. d. M., eingetretener Hindernisse wegen, statt.

Theater-Anzeige.

Montag, 10. März. Der Vetter, Lustspiel in 3 Akten. Hierauf: Die vornehmen Dilettanten, oder: Die Opernprobe, komische Oper in 1 Akt, Musik von Lortzing.

Dienstag, 11. März. Sophia Catharina, oder: Die Großfürstin, romantisch-komische Oper in 2 Abth. und 4 Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer, Musik von Flotow. Neue Decoration im 4. Akt: Das Innere des Eispalastes auf der Newa.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 60. Dienstag, den 11. März 1851.

Die Goldsucher am Sakramento-Flusse.

(Erinnerungen einer Reise in Californien im Jahre 1848. Nach dem Französischen mitgetheilt von August Marckhoff.)

(Fortsetzung.)

Als wir wieder anlangten an dem Ort, wo wir die Indianer getroffen, die wir in unsere Dienste genommen, glaubten wir einige Seufzer zu hören. Kurz nachher sahen wir den Amerikaner, der dort geblieben, in schrecklichen Konvulsionen auf dem Boden liegen; ich eilte auf ihn zu, um ihm zu helfen; Quirino hielt mich zurück.

„Unnöthige Mühe," sagte er kalt, „dieser Mann ist in fünf Minuten todt. . . . Sehen Sie, wie er röchelt . . . jetzt ist er todt. . . ."

Er sprach wahr; ich stand wie vom Blitz getroffen.

„Sie sehen, lieber Freund," fuhr der Gambusino fort, „daß man zuweilen auf sonderbare Art in den Placeres stirbt. Dieser Mann, noch jung und kräftig diesen Morgen, ist jetzt eine Leiche."

„Was kann denn die Ursache einer so schrecklichen und plötzlichen Katastrophe seyn?"

„Wer weiß, wahrscheinlich Unvorsichtigkeit. Ah! es fällt mir eben bei. Hat der Amerikaner nicht aus jener Quelle getrunken? Ja, so ist es, das Fieber wird ihn ergriffen haben."

„Aber, Don Rafael, ein Glas kaltes Wasser tödtet nicht wie eine Kugel."

„Das ist danach. Wenn z. B. dieses Wasser durch das zufällige Hineinwerfen einer Giftpflanze vergiftet wäre?"

„Was sagen Sie da?" rief ich mit Schrecken, „glauben Sie, daß die Indianer die Quelle vergiftet haben?"

„Wer weiß? Die Indianer sind rachsüchtig, wenn man sie in ihren Interessen beeinträchtigt, sie verstehen sich sehr gut auf die Gifte. Ich meinestheils habe nie an einem Placer getrunken, von dem Wasser einer Quelle, an der sich Fußtapfen vorfanden. Uebrigens Jeder hat seine Gewohnheiten und Neigungen. . . . . Machen wir uns wieder auf den Weg."

Von diesem Augenblicke an ward es mir klar, daß der Gambusino dadurch, daß er, Dank seiner wunderbaren Klugheit, mich verhindert hatte, aus dieser Quelle zu trinken, mir das Leben gerettet hatte. Ich muß gestehen, meine Erkenntlichkeit für ihn war bei dem Gedanken, daß er den armen Amerikaner so elendiglich hatte umkommen lassen, nicht ganz so, wie sie hätte seyn müssen. Sey es, daß dieses tragische Ereigniß einen zu lebhaften Eindruck auf mich gemacht, oder daß die Anstrengungen des Tages über meine Kräfte gingen, ich sah mit Freuden die Spitze meines Zeltes am Horizonte schimmern; ich fühlte meine Kraft schwinden und bewegte mich nur noch mit größter Mühe voran. Kaum angelangt, ließ ich mich auf die Bisonhaut fallen, die statt Teppich und Bett in meinem Zelte ausgebreitet war. Der Gambusino betrachtete mich einige Sekunden lang mit großer Aufmerksamkeit, nahm dann seine Zarapa, oder Wollendecke, von seinen Schultern und hüllte mich sorgfältig hinein.

„Lieber Freund," sagte er zu mir, „Sie haben einen Anfang von kaltem Fieber . . . erschrecken Sie nur nicht, und versuchen Sie, bis zu meiner Rückkehr zu schlafen."

Eine Stunde später kam der Gambusino mit einer Hand voll mir unbekannter Pflanzen zurück, zündete Feuer an, kochte diese Pflanzen in Wasser, und gab mir den so gewonnenen Trank in kleinen Portionen mit größter Sorgfalt ein. Kurz darauf verfiel ich in tiefen Schlaf.

Es war bereits tiefe Nacht geworden, als ich wieder aufwachte. Quirino saß zwei Schritte von mir und wachte über meinen Schlaf.

„Nun, lieber Freund," sagte er sanften Tones zu mir, „nehmen Sie den Inhalt dieses Gefäßes, und morgen ist Alles vorbei."

„Oh, wie schrecklich bitter!" rief ich, nachdem ich getrunken; „was haben Sie mir denn gegeben, Quirino?"

„Einige Körner Chinin, das ich Sie von Neu-Orleans mitnehmen ließ. Sie sehen, die Folge hat meine Vorsicht gerechtfertigt. Jetzt schlafen Sie unbesorgt."

Nach diesen Worten legte sich der Gambusino draußen quer vor der Thüre meines Zeltes hin, wo er bis zum Morgen blieb, gefühllos gegen das kalte und eisige Nachtwetter.

Quirino hatte Recht: am andern Morgen war ich wieder gänzlich hergestellt.

Ich machte ihm Vorwürfe, daß er die ganze Nacht unter freiem Himmel zugebracht habe.

„Wenn Sie die Gambusinos besser kännten, würden Sie nicht so reden," erwiederte er. „Der Gambusino muß sehen und hören, was während seines Schlafes um ihn vorgeht: er schläft mit offenen Augen. Der Gedanke, mich in einem Zelte eingeschlossen zu befinden, ängstigt mich weit mehr, als die Möglichkeit einer Begegnung mit Yakis oder Apachen. *) Lassen Sie uns jetzt einen Spaziergang machen, ich habe eine Ueberraschung für Sie. . . ."

„Welche Ueberraschung?"

„Scherzhafte Frage. Sollten Sie noch das Fieber haben?"

„Sehen Sie," rief Quirino, als ich aus dem Zelte getreten, „eine Herberge und ein Magazin sind diese Nacht aus dem Sande des Placer gewachsen."

Zwei große, feste Zelte von Wachsleinwand, mit den amerikanischen Fahnen geschmückt, erhoben sich einige Schritte von uns.

*) Wilde und grausame Völkerstämme in Californien. Der Stamm der Apachen ist der zahlreichste.

Ein großes Schild, über dem Haupteingange angebracht, enthielt in großen Lettern drei Worte; das eine in spanischer, die beiden andern in englischer Sprache. Das spanische Wort war fonda, die englischen Worte: Washington's arms.

„Die Civilisation nimmt Besitz von der Wüste," sagte Rafael lächelnd zu mir. „Errathen Sie, wer der Eroberer ist?"

„Wahrhaftig nein."

„Mein Rival, der verführerische John Bell. . . Wir wollen ihm einen Besuch machen."

Wir fanden den Kentuckier auf einem langen Brete sitzend, das mit Waagen von dünnem, durchsichtigem Horne und herrlichen Meißeln bedeckt war. Ungefähr vierzig Goldsucher sprachen alle zugleich zu ihm.

„Wie viel der Meißel? wie viel die Waage?" riefen sie auf spanisch und englisch. Der Kentuckier saß mit gekreuzten Armen in ernster, kalter Würde da, ohne zu antworten. Als er uns eintreten sah, machte er statt des Grußes ein freundschaftliches Zeichen mit dem Fuße. Quirino neigte sich bis zur Erde.

„Wie viel diese Waage?" fragte von Neuem ein ungeduldiger Goldsucher, wobei er den Riesen ungestüm an seinem Wamse schüttelte.

„Die Waagen sind nicht zu verkaufen."

Der Käufer schien etwas außer Fassung gebracht.

„Und dieser Meißel?"

„Der Meißel ist nicht zu verkaufen," wiederholte der Kentuckier.

„Bah! kaufmännische Habsucht! Ich gebe zwei Unzen für den Meißel."

„Ich vier." — „Ich sechs." — „Und ich zehn." — „Ich zwölf." — „Und ich fünfzehn," riefen Schlag auf Schlag mehrere Goldsucher, welche der Anblick dieses so bequemen und zur Vereinfachung ihrer Arbeit so geeigneten Werkzeuges ungewöhnlich aufregte.

Das Gesicht des Kentuckiers ward roth wie Scharlach. John Bell hatte, wie man weiß, sehr starke Leidenschaften, wenn es sich um pekuniäre Interessen handelte.

„Meine Herren," sagte er endlich, „ich verkaufe diese Meißel nicht, ich vermiethe sie."

„Wie viel?"

„Zwei Piaster für die Stunde . . . und gegen ein Unterpfand von hundert Unzen Gold für jeden Meißel. Jede angefangene Stunde, wäre es auch nur um eine Minute, zählt für eine ganze Stunde. Ich liebe sehr die Pünktlichkeit."

Wüthendes Geschrei folgte der Erklärung des Kentuckiers; eine Viertelstunde später waren alle seine Meißel vermiethet.

„Ein geschickter Mann," sagte Quirino zu mir, „der auf sehr anständige Weise den Placer, um den er mich gebracht, ausbeuten wird. Dieser theure John Bell wird bei seiner Rückkehr Sennorita Annette heirathen, wenn ihn unterdeß nicht ein Zufall hindert, sein Vaterland wiederzusehen . . . was übrigens wahrhaft Schade wäre. Ein erfinderischer Junge! Wir wollen hoffen, daß es nicht der Fall seyn wird!"

(Fortsetzung folgt.)

Lob der Dose.

Nicht Mammon's Schätzen will ich heute singen,
Auch nicht dem Ruhme, der Unsterblichkeit,
Nicht holden Frauen meine Huld'gung bringen,
Und nicht der ersten Liebe gold'nen Zeit;

Doch einer Freundin soll mein Lob ertönen,
Die treu bewährt in Freuden sich und Leid,
Zwar keiner jungen, hoffnungsvollen Schönen,
Der Dose nur — ihr sey mein Lied geweiht!

Wohl überall sieht man sie gern begrüßen,
Sie nahet oft in zierlicher Gestalt;
Groß ist die Zahl der Freunde, die erschließen
Die Pforten ihrem inneren Gehalt.
Wann mürrisch wir ob unserm Schicksalsloose,
Wann Gram und Mißmuth tückisch uns beschleicht,
Dann schnell zu unserm trauten Schatz, der Dose,
Nur eine Prise — und die Grille weicht.

Wann uns oft lästern der Verläumdung Zungen,
Und wir von treuen Freunden sind verkannt,
Wann Hymen's Bande drückend uns umschlungen,
Da wir an Weiberlaune stets gebannt;
Wann wir das Gute seh'n oft unterliegen —
Nur schnell die Trostesspenderin zur Hand,
Und eine Prise dann in vollen Zügen —
Die Welt vergessend, ihren eitlen Tand!

Wann an des Forschens allgewalt'gen Schranken
Gescheitert oft der Mann der Wissenschaft,
Und wann an großen, herrlichen Gedanken
Der rege Geist des Denkers schier erschlafft:
Dann muß die Dose neuen Aufschwung spenden,
Nur eine Prise — und es schwingt der Geist
Sich kühn empor, er sieht das Werk vollenden,
Das Ruhm und Lorbeern sicher ihm verheißt.

Wie oft, wann Freunde wir nicht aufgefunden,
Wann wir uns fremd in der Gesellschaft sah'n,
Wo Langeweile wir gar bald empfunden,
Brach sie allein der Unterhaltung Bahn!
So sind die Stunden heiter hingeflossen,
Geselligkeit gab überall sich kund;
Ja, durch die Dose ward schon oft geschlossen
Für's Leben mancher traute Freundschaftsbund.

O lächelt nur, ihr jungen, schönen Damen
Ob dem der Dose so geweihten Spruch;
Ihr kennt sie Alle wohl nur nach dem Namen,
Obgleich es Schnupferinnen gibt genug!
Doch seyd vielleicht auch ihr einst einverstanden
Mit meines Lobes lyrischem Erguß:
Dann pflegt mit euern Herzens-Anverwandten
Nicht allzusehr dem lieblichen Genuß!

Darum ihr Schnupfer alle naht mit Freuden
Und stimmet ein in der Begeist'rung Drang:
Der trauten Freundin stets in Freud' und Leiden,
Der Dose, töne unser Lobgesang!
Und naht von euch, ihr werthen Freunde, Einer,
Willkommen mir, in Blouse oder Frack;
Nur aber offerir' mir jemals Keiner
Den Schnupftabak aus seinem Westensack!

Frankfurt. Karl Hartmann.

Nordamerikanische Notizen.

Nach einem jetzt geltenden Statut des Staats Newyork ist das Besitzthum der Prediger und Priester bis zum Betrage von 1500 Dollars von jeder Besteuerung ausgenommen. Der Gesetzgebung liegt gegenwärtig eine Bill vor, die dieses Statut aufzuheben und das Besitzthum der Geistlichen unter gleiche Lasten mit dem Besitzthume der andern Staatsbürger zu stellen beabsichtigt. Geistliche erfreuen sich in Newyork aller Rechte von Staatsbürgern — sie besitzen das Stimmrecht und die Wählbarkeit zu irgend einem Amte; sie genießen die Vortheile der Staatsverfassung so gut wie jeder Andere, und es läßt sich kein billiger Grund sehen, warum ihr Besitzthum, das gewiß nicht heiliger ist als jenes der Laien, den gemeinsamen Lasten entzogen seyn sollte.

Das Ergebniß des Ver. St.-Census ist endlich für Newyork, Brooklyn und Williamsburg officiell mitgetheilt. Danach besitzt

Newyork	37,730	Häuser	und	515,394	Einwohner,
Brooklyn	10,197	„	„	96,850	„
Williamsburg	3,836	„	„	30,786	„
Zusammen	51,763	„	„	643,030	„

Der Professor Filopanti hält im Medical-College Vorlesungen über die Luftschifffahrt, namentlich über den Bau eines Luftschiffes, das zwischen dem atlantischen und stillen Meere fahren soll. Sein Segler der Lüfte würde 20,000 Dollar kosten, in einer Stunde elf Meilen machen und 328 Passagiere aufnehmen können.

Auf dem Broadway-Theater florirt noch immer Faustus, der große Zauberer, oder der Geist vom Drachenfels; es ist dieser für den Geist von Auerbach's Keller eingetreten. Die amerikanische Auffassung der schönsten und tiefsten deutschen Sage verhält sich etwa wie der Yankee Doodle zur Ouverture des „Freischütz".

Ein Korrespondent des „Expreß" stellt folgende Berechnung über die Zahl der Deutschen in nachstehenden Städten auf: Cincinnati 17,480; New-York 63,450; Brooklyn 14,480; Albany 9,415; Rochester 5,419; Buffalo 7,114; Philadelphia 81,417; Boston 23,417; Baltimore 52,419; St. Louis 19,840; New-Orleans 2,510. Die Gesammtzahl der Deutschen in den Vereinigten Staaten schätzt er auf 4,886,632.

Das goldgesegnete Auftreten der schwedischen Nachtigall in der neuen Welt wirkt sehr verlockend auf die Künstler und Künstlerinnen, welche europäischen Ruf haben. In englischen Zeitungen treiben sich deßhalb auch Gerüchte umher, daß die Sonntag, die Hayes, daß Lißt, der Tastenschläger und andere Tonherren in New-York nächstens eintreffen würden. Die „Musical Times" redet nebenbei von einer Preisaufgabe über „die Erfindung, Konzerte zu telegraphiren".

Missouri schickt zur Weltschau nach London einen Klumpen reines Eisenerz von 400 Pfund Schwere.

Im Laufe des Jahres 1850 liefen 3,499 Schiffe von ausländischen Reisen in den Hafen von New-York ein, dagegen im Jahre 1849 3237 Schiffe, also 262 weniger. Unter den im J. 1850 zu New-York angekommenen 3499 Schiffen waren 2026 amerikanische, 960 britische, 27 französische, 96 bremische, 12 österreichische, 59 schwedische, 70 norwegische und 32 dänische.

Es kamen im Jahre 1850 von Schiffsbord aus dem Auslande 226,287 Passagiere, meistens Auswanderer, zu New-York an, im J. 1849 221,799 (also 1850 4488 Passagiere mehr), und im J. 1841 57,337.

An Gold und Silber wurden von dem Hafen New-York im J. 1850 ausgeführt 9,893,890 Dollars oder ungefähr 2 Millionen L. St.

Die Zahl der im J. 1850 zu New-York vom Stapel gelassenen und auf den Werften begonnenen Schiffe betrug 87, von 89,741 Tons Gesammtträchtigkeit. Von diesen waren 19 Dampfschiffe, 24 Dampfböte, 3 Propellers, 28 Segelschiffe, 4 Schuner und 9 Fährböte. Unter den 19 Dampfschiffen sind zu merken Pacific von 3000 Tons, Baltic von 3000 Tons, Atlantic von 2000 Tons, Franklin von 2200 Tons, Humboldt von 2200 Tons und Georgia von 2800 Tons Trächtigkeit.

Mannichfaltigkeiten.

Dem Vernehmen nach beabsichtigt der weimarische Landtag auf die Aufhebung der Staatsanwaltschaft bei den Einzelrichtern anzutragen und somit das alte geheime Verfahren wieder herzustellen. Das hieße dem ganzen Verfahren die Spitze abbrechen.

Auszüge aus dem Münchner Punsch.

Wochenkalender. Sonntag. Hr. v. Abel stürzt sich aus Gram, daß er nicht Reichsrath geworden, in die Gedichte von der Isar.

Montag. Die bei der Schweizer Regierung accreditirten Gesandten der Großmächte erklären, daß ihnen der neulich gefallene rothe Schnee in den Augen so weh thue, und daß sie, falls er nicht weggeräumt würde, ihre Regierungen ersuchen müßten, die in Hessen und Holstein thätig gewesenen Constitutionsschneeschäufler auch nach der Schweiz zu schicken.

Mittwoch. Mehrere Mitglieder des Centrums sprechen sich zwar nicht direkt gegen das Tabakmonopol aus, interpelliren aber das Ministerium, ob es nicht geneigt sey, einige Regiecigarren zur Einsicht auf den Tisch des Hauses niederzulegen.

Donnerstag. Italien schickt das Wunderbild von Rimini auf die Londoner Industrieausstellung.

Frankfurt a. M.

Im Verlaufe der dießjährigen Wintersaison, die nun hoffentlich recht bald den milden Frühlingslüften und schwellenden Knospen weichen wird, hat es an Vergnügungen und geselligen Unterhaltungen den Bewohnern unserer Mainstadt nicht gefehlt. Musikalische und deklamatorische Abende, Liebhabertheater und Konzerte, Opern und Maskenbälle, der letzteren mehr als je zuvor, wechselten in bunter Reihe und trugen das Ihrige dazu bei, uns die Prosa des Alltaglebens mit frischen und freundlichen Blumen zu durchflechten. Auch in den höheren Ständen und bei Denen, welche von der launigen Glücksgöttin mit irdischen Gütern reichlich ausgestattet worden sind, gab es der gesellschaftlichen Vereinigungen, Festlichkeiten, Soupers und Bälle nicht wenig. Wir wollen den Reichen um seine größeren äußerlichen Mittel nicht beneiden, denn nicht diese, sondern nur die Lust am Genuß bestimmen solchen, wohl aber wollen wir uns freuen, wenn

das Geld auf diesem Wege flüssig gemacht und auch den weniger Bemittelten als Erwerbsquelle zugeführt wird. Unter den Salons, in welchen die Elite der Gesellschaft sich oft zu vereinigen und zu erheitern pflegt, nehmen die des Hrn. Consul Moritz v. Bethmann eine erste Stelle ein. Diese an den Mittwoch-Abenden gewöhnlich stattfindenden Reunionen sind zwar so ausgestattet, wie es sich von den dem Herrn des Hauses zu Gebot stehenden Mitteln erwarten läßt, suchen aber ihren Stolz nicht sowohl in der Entfaltung von äußerlichem Glanz und Luxus, als vielmehr darin, daß sie durch den Ton einer feinen, aber ungezwungenen Geselligkeit eines geläuterten Geschmackes sich auszuzeichnen und ihren Theilnehmern eine geistige Anregung zu bieten streben. Zu diesem Behufe werden auch die anmuthigen Gaben der das Leben erst wahrhaft verschönernden Kunst in ihr Bereich gezogen. So wurden unlängst unter Leitung des Hrn. Maler Trost sechs lebende Bilder ausgeführt, und zwar: Paul und Virginie nach Schoppin, l'attente nach Goblitz, la confidence nach Schön, les saintes femmes nach Landelle, les indiscrètes nach Pollak und Ave Maria nach Ruben. Die glückliche Wahl der Bilder, so wie die von dem genialen Künstler getroffenen sinnigen Arrangements, wobei ihm eine passende Räumlichkeit und die Blumen- und Blüthenschätze des Bethmann'schen Gewächshauses sehr zu Statten kamen, verliehen diesen Darstellungen einen wahren Reiz und poetische Bedeutung. Die bei den Tableaus mit viel Liebe zur Sache Mitwirkenden waren Herren und Damen aus den Kreisen der höheren Gesellschaft hiesiger Stadt. Von solchen wurden in voriger Woche auch zwei kleinere Stücke in französischer Sprache aufgeführt, nämlich: „Faute de s'entendre“ von Charles Duveyrier und „Renaudin de Caen“ von Duvert und Lausanne. Die Mitspielenden bekundeten eben so sehr ihre vollkommene Vertrautheit mit den Eigenthümlichkeiten und Feinheiten der französischen Sprache und ihres leichten und gefälligen Conversationstons, als eine richtige auf Wahrheit und Natürlichkeit beruhende Auffassung der darzustellenden Charaktere. So gewähren die geselligen Reunionen in den Salons des Herrn und der Frau Moritz v. Bethmann manchen anziehenden Genuß, indem sie der Unterhaltung den Reiz des Anmuthigen und Schönen beigesellen, und so bekunden sie, in stets erneuter und anerkennungswerther Weise, das von ihren Veranstaltern, die sich durch Zuvorkommenheit und Freundlichkeit gegen Alle auszeichnen, rühmlich bethätigte Bestreben, den Gästen und Freunden des Hauses heitere Stunden zu bereiten.]

Korrespondenz.

Mainz, 6. März.

Neuerlich hatten wir einmal wieder das Vergnügen, Fräul. Franke vom Hoftheater zu Darmstadt, welche früher unserer Bühne angehörte, in der Rolle der Deborah zu sehen, unstreitig eine der besten Partien dieser begabten Schauspielerin. Im ersten Akte erschien uns Fräulein Franke etwas manierirt, dagegen riß sie im zweiten und dritten Akte durch die Leidenschaftlichkeit ihres Spiels, sowie durch ihre treffliche Mimik, und im dritten Akte in der Scene mit dem Kinde Joseph's, das Publikum zum rauschendsten Beifalle hin. Der verehrte Gast wurde nach dem zweiten und dritten Akte und am Schlusse mit Hrn. Ernst (Joseph) und der Fräul. Buchenau (Hanna), zu deren Benefiz das Stück gegeben wurde, hervorgerufen. Unser Opern-Repertoir bewegt sich fast stets in demselben Kreise, was wohl hauptsächlich der mangelhaften Besetzung mehrerer wichtiger Fächer zuzuschreiben ist, und von Novitäten ist uns in dieser Saison außer Schindelmeisser's „Rächer“ noch nichts geboten worden; dagegen erwartet man bald nach Carneval die Aufführung des „Propheten“, dem man verlangend entgegensieht, zumal man weiß, daß von Seite der Direktion nichts gespart wurde, die Ausstattung möglichst glänzend zu machen. Leider ist die Aufführung wieder etwas hinausgerückt worden, da es Hrn. Ganz, früher lange Jahre hindurch Kapellmeister bei unserer Oper, jetzt Chordirektor bei der italienischen Oper zu London, gefallen hat, vier unserer besten Choristen uns zu entführen, eine Handlungsweise, welche wir nicht näher charakterisiren wollen. Wie bereits mehrfach erwähnt, hat in dieser Saison das Schauspiel der Oper den Rang abgelaufen, was wir neben der tüchtigen Besetzung des ersteren dem weit reichhaltigeren Repertoir zuschreiben müssen. Außer älteren als klassisch anerkannten Werken, wie: Nathan der Weise, Hamlet, Maria Stuart, Don Carlos ꝛc., welche in recht befriedigender Weise zur Darstellung kamen, gefielen besonders „Ein deutsches Dichterleben“ von Mosenthal, Griepenkerl's „Robespierre“ und Shakespeare's „Sommernachtstraum“ mit der trefflichen Musik von Felix Mendelssohn-Bartholdy. In dem ersteren Stücke, welches hier sehr beifällig aufgenommen wurde, nennen wir besonders die Damen Buchenau (Dora) und Deny (Molly), sowie die Herren Wenzel (Bürger), Wallner (Onkel Christian) und Ernst (Herzog Carl August), welche ihre Rollen richtig aufgefaßt hatten und recht brav durchführten. Gleich der Deborah, wird sich auch dieses neueste Produkt der Mosenthal'schen Muse auf dem Repertoir erhalten und als eine Bereicherung der deutschen Bühne betrachtet werden dürfen. Griepenkerl's „Robespierre“ hat selbst auf Diejenigen, welche das Werk schon früher gelesen, durch die treffliche Darstellung der Hauptcharaktere und durch das historische Interesse, welches die Aufmerksamkeit auf das Höchste spannt und fortwährend gefesselt hielt, einen großen Eindruck gemacht, und bei mehreren der interessantesten Stellen rauschenden Beifall gefunden. Die Titelrolle wurde von Hrn. Wenzel sehr gut durchgeführt, was um so größere Anerkennung verdient, als dieselbe, jedenfalls für einen Intriguant geschrieben, dem Rollenfache dieses Schauspielers eigentlich ferne liegt. Der der Revolution mit Leidenschaft ergebene, wilde, aber dennoch milderen Gefühlen zugängliche Danton wurde durch Hrn. Wallner, zu dessen Benefiz das Stück gegeben wurde, mit großer Wahrheit wiedergegeben, und es gelang ihm, das Interesse an diesem Riesen der Revolution bis an's Ende rege zu erhalten. Ausgezeichnet war unser vortrefflicher Komiker Hr. Schrader in den beiden so heterogenen Rollen des Bürgers Mamin und des Mönchs, und während er uns in ersterer einen Revolutionär par excellence aus der großen Zeit der ersten französischen Revolution vorführte, zeichnete er in letzterer den hundertjährigen Greis, an welchem die ganze Schreckenszeit spurlos vorübergegangen, in der vom Dichter angedeuteten Einfachheit und Würde. Die wackere Louise Danton wurde durch Frau Ernst, die liebeglühende Lucile Desmoulins durch Fräul. Buchenau, und die geistreiche Therese Cabarrus durch Fräul. Deny recht gut dargestellt, indessen Hr. Ernst (Fréron) seiner Rolle eine größere Bedeutung zu geben wußte, als der Verfasser in sie legte. Die Herren Dr. Mayer, Recking und Wilke, vom Hoftheater in Wiesbaden hatten die Gefälligkeit, die Partien des Vadier, Camille Desmoulins und Tallien zu übernehmen, wofür wir ihnen freundlichst Dank sagen, da sonst das Stück, bei dem außerordentlich zahlreichen Personale, das es erfordert, unmöglich hier genügend hätte besetzt werden können. Die Rolle des „Vater“ Vadier, wie Prof. Griepenkerl denselben zu nennen beliebt, ist verzeichnet, und dieser heuchlerische Bösewicht, einer der Urheber von Danton's Tod, viel zu gemüthlich geschildert; die Schlußworte: „Wer kommandirt die Truppen, die dort einherziehen? Napoleon Bonaparte“ — müssen wir unter allen Umständen als verfehlt betrachten und finden dieselben durch nichts gerechtfertigt.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 11. März. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

Mittwoch, 12. März. Ein deutsches Dichterleben, oder Bürger und Molly, Schauspiel in 5 Abtheilungen nach Otto Müller's gleichnamigem Roman von S. H. Mosenthal.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 61. Mittwoch, den 12. März 1851.

Die Goldsucher am Sakramento-Flusse.

(Erinnerungen einer Reise in Californien im Jahre 1848. Nach dem Französischen mitgetheilt von August Marckhoff.)

(Fortsetzung.)

Als wir aus dem Zelte des Kentuckiers traten, begaben wir uns zu dem bereits erwähnten Magazine, um unser Frühstück einzukaufen. Ein Pfund Tasajo, einige Hand voll Maismehl und eine halbe Flasche Branntewein kosteten uns die mäßige Summe von 7 Piastern. Quirino erklärte mir, dieses sey nichts gegen Nabogama, wo dasselbe wenigstens 40 Piaster kostete.

Nach beendetem Frühstücke schlug mir der Gambusino vor, ein Hirschkalb zu erjagen, was ich annahm.

Die Zahl der Goldsucher, die wir den Tag hindurch antrafen, konnte sich auf 2—300 belaufen. Ich bemerkte, daß die Höhlungen in den Felsen und die Schluchten das meiste Gold enthielten. Einige zwischen dem Gambusino und den Rascadores gewechselte Worte belehrten uns, daß dort herrliche Fundgruben seyen. Der Gewinn der Goldsucher belief sich durchschnittlich auf 20 Piaster für Jeden; übrigens bewiesen uns die kurzen abgebrochenen Antworten, die wir erhielten, wie sehr ihr Geist von den Begierden der Habsucht gefesselt war. Mehrere dieser Rascadores, die durch die Fieber so sehr geschwächt waren, daß ihre zitternden Beine sie kaum noch zu tragen vermochten, arbeiteten nichtsdestoweniger mit allem Eifer. Einer von ihnen zeigte uns ein Goldkorn — da dieses nun einmal der übliche Ausdruck — von der Größe einer Orange.

Rafael Quirino, den ich aufmerksam beobachtete, ohne daß er es merkte, oder besser gesagt, ohne daß er es zu merken schien, zeigte vollkommene Gleichgültigkeit bei dem Anblicke aller dieser Schätze. War er vielleicht in sein Unglück ergeben? Ich wagte es nicht zu hoffen.

Meine Uhr, die ich befragte, da ich Müdigkeit fühlte, belehrte mich, daß es zwei Uhr sey.

„Geben Sie mir Ihren Karabiner," sagte Quirino, „und ruhen Sie sich aus, indem Sie mich an diesem Felsen erwarten. Wenn Sie Lust zu schlafen haben, so schlafen Sie nur. Dieser Platz scheint mir vollkommen sicher; ich sehe um uns herum weder menschliche Fußtritte, noch Schlangenspuren. In zwei Stunden bringe ich ein junges fettes Hirschkalb."

Zwei Stunden später kehrte der Gambusino, wie er versprochen, zurück; ein sehr schönes Hirschkalb, dessen vier Beine er in seinen beiden Händen hielt, hing leblos auf seinem Rücken.

„Wollen Sie mir helfen, dieß Wild nach Ihrem Zelte zu tragen?" fragte er mich, ohne von seiner Jagd weiter etwas zu erwähnen.

„Recht gern."

„Ah!" sagte der Gambusino bei unserer Ankunft, „die Sonne bezeichnet die sechste Stunde."

„Nun?"

„Nun, ich warte!" erwiederte er mir, die kupferne Scheide seines Dolches zur Erde werfend, so daß der Dolch blos an seinem Gürtel hing.

„Wie, Don Rafael! Sie beunruhigen mich. Was erwarten Sie?"

„Den Indianer, der auf uns zukommt, mein Freund."

„Wer ist denn dieser Indianer?"

„Es ist Derjenige, den ich gestern zum Oberaufseher über die Arbeiten gemacht, die Sie ausführen lassen."

Kaum hatte der Gambusino diese Worte gesprochen, als mein Oberaufseher anlangte; er grüßte uns unterwürfig. Ich bemerkte, daß er in der Hand einen kleinen Leinwandbeutel trug.

„Mein Junge," sagte Quirino, zuerst das Wort ergreifend, „ich habe soeben die Scheide meines Dolches verloren, soll ich versuchen, sie zu ersetzen? . . . Ah, gut! Du bringst dem Sennor das Ergebniß der Arbeit, nicht wahr? Gib einmal her."

Der Indianer kehrte, statt zu gehorchen, schleunigst um.

„Der ist ein ehrlicher Dieb, der Gewissensbisse empfindet und durchaus meinen Dolch rosten lassen will," sagte Rafael zu mir.

„Unterdessen nimmt er die Ausbeute des Tages weislich mit."

„Oh, seyen Sie unbesorgt. Er weiß zu gut, daß es für mich keine Entfernungen gibt, als daß er an Flucht denken sollte. Da kommt er bereits zurück."

Der Indianer trug jetzt länger kein Bedenken, vor uns zu treten; er trug noch seinen kleinen Beutel, doch schien mir, daß der Inhalt sich vermehrt habe.

Quirino nahm ihn und warf ihn zwei bis drei Mal in die Höhe.

„Das wiegt 96—98 Unzen," sagte er. „Bei sechzehn Indianern kommt also auf jeden 6 Unzen und einige Körner. . . . Das ist ziemlich gut gearbeitet. . . . Doch, mein Junge, könnt Ihr noch mehr thun."

„Aber, Herr, wir sind unserer nicht mehr sechzehn Personen; zwei sind gestern Abend gestorben . . ."

„An Messerstichen?"

„Ja, Herr."

„Ich begreife sehr wohl, mein Junge, daß man sich nach gethaner Arbeit belustigt . . . denn Niemand ist nachsichtiger, als ich . . . doch jetzt seyd Ihr im Dienste eines Andern, und daher augenblicklich nicht frei; ich verbiete daher den Gebrauch des Messers . . . Du verstehst mich wohl. Jeder, der einen Andern tödtet, muß seinen Dolch auch mit mir messen. Sage das Deinen Gefährten."

„Euren Worten soll gehorcht werden, Herr," erwiederte der Indianer.

„Auf Wiedersehen, mein Junge; komm' morgen um dieselbe Stunde wieder. Hüte Dich aber wohl, wieder Komödie mit mir zu spielen. . . . . Ich bin selten zwei Mal hintereinander nachsichtig."

Der Indianer ging fort; ich prüfte das Gold, das er mir gebracht, es war von der feinsten Art.

Ich hatte die Rolle eines Protektors so sehr angenommen, die Quirino meiner Person beigelegt hatte, daß ich nicht einen Augenblick daran dachte, ihm eine Theilung anzubieten, noch ihm zu danken. Er schien mir für meinen Egoismus Dank zu wissen. —

Während der nächsten drei Wochen brachten mir die Indianer, welche für meine Rechnung arbeiteten, täglich ungefähr 6 Pfund Gold. Nach Ablauf dieser drei Wochen erklärten sie mir — wie mir Quirino vorausgesagt —, daß das Flußbett erschöpft sey und sie sich entfernen wollten.

Das in diesen drei Wochen erzielte Resultat bestand für mich in mehr als 120 Pfund Gold, in europäischem Gelde, also beinahe 50,000 Thaler. Ich muß mir indeß die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß dieser schnelle Anfang des Glückes mich durchaus nicht blendete und mich durchaus nicht stolz machte. Ich hatte nur einen einzigen Gedanken, den der Rückkehr nach Europa.

Obgleich mein Freund Quirino mir stets dieselbe Zuneigung bewies, so fand ich doch nicht mehr bei ihm jene Augenblicke von Aufgewecktheit und Frohsinn, an die er mich während unserer Reise von Neu-Orleans nach dem Placer des Sakramento gewöhnt hatte. Kalt, mürrisch, schweigsam blieb Quirino oft mehrere Tage, ohne ein einziges Wort an mich zu richten; seine Abwesenheit ward immer häufiger und länger.

Am zwanzigsten Tage unseres Aufenthalts trat Quirino in mein Zelt. Seine Miene war noch düsterer als gewöhnlich.

„Lieber Freund," sagte er zu mir, „es kann seyn, daß ich jeden Augenblick den Placer verlasse; vor meiner Abreise will ich jedoch Ihr Vermögen noch vervollständigen. Fühlen Sie sich stark und entschlossen genug, eine längere Expedition mit mir zu unternehmen?"

„Ja, Don Rafael; doch erlauben Sie mir, bevor wir den Nutzen dieser Expedition besprechen, Sie einige Worte freundschaftlichen Tadels hören zu lassen. Ich ahne, Don Rafael, daß Sie an die Erfüllung jenes unsinnigen Vorhabens denken, wovon Sie mir zu Neu-Orleans gesprochen haben . . . daß Sie nach Ihrem berühmten Goldthale reisen wollen. Warum denn sollen wir uns noch in weitere Gefahren begeben? In zwanzig Tagen haben Sie mich fast reich gemacht, und sich doch nur einen einzigen Tag mit mir beschäftigt; in einem Monat, wenn Sie ernstlich wollen, können Sie eine Million besitzen . . . was brauchen Sie mehr? Sie kennen Europa nicht, lassen Sie uns zusammen dahin gehen . . . mit einer Million können Sie dort ein herrliches Leben voll Freuden führen."

Rafael Quirino hörte mich ernst an, ohne mich zu unterbrechen.

„Freund," sagte er zu mir, als ich aufhörte zu sprechen, „ich schätze das Gefühl, welches Sie leitet, kann ihm jedoch nicht nachgeben. . . . Ja, wenn ich es wollte, so wäre es mir leicht, nicht eine, sondern drei bis vier Millionen am Sakramento zu gewinnen."

„Und das wollen Sie nicht?"

„Nein, ich will es nicht. Der Gambusino besitzt einen den übrigen Menschen unbekannten Stolz, der ihn hindert, sich zu bereichern, indem er einen Placer ausbeutet, der bereits der Habsucht der Goldsucher überliefert ist. . . . Ein letztes Wort noch: die wohlwollenden Vorwürfe, die Sie mir machen, thun mir weh, können aber durchaus nicht meinen Entschluß ändern . . . verschonen Sie mich damit, ich bitte Sie darum."

„Es sey, Don Rafael, ich werde schweigen."

„Meinen Dank. Doch sagen Sie mir jetzt, werde ich Sie in einer Stunde bereit finden, mir zu folgen?"

„Ja, Rafael."

„Sehr gut. Nehmen Sie Ihre Geräthschaften, füllen Sie Ihren Schlauch mit Branntewein, Ihr Büffelhorn mit Pulver, und reinigen Sie sorgfältig Ihren guten Karabiner. Auf Wiedersehen. . . . Ah, ich vergaß . . . machen Sie ein Loch in Ihrem Zelte und verbergen Sie Ihr Gold darin."

Genau nach einer Stunde stellte sich Quirino ein. Ich war seinen Anordnungen pünktlich nachgekommen, er fand mich daher bereit, ihm zu folgen.

„Gehen wir jetzt?" fragte ich ihn.

Er überblickte schnell meine Vorbereitungen.

„Und Ihre Hacke?"

„Sie hatten mir davon nichts gesagt. . . . Soll ich sie mitnehmen?"

„Ja wohl."

Der Gambusino sprach nun einige Sekunden lang mit drei Indianern, welche ihn an dem Eingange meines Zeltes zu erwarten schienen; dann wandte er sich gegen mich, der allein stand, und sagte:

„Möge Gott uns schützen . . . wir können jetzt unsere Reise beginnen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Lehrer, der Prediger und der Staatsmann.

„Wir haben gesagt" — so heißt es in „Dr. William Ellery Channing's Werke*) — „daß die Eltern einen großen Einfluß auf die Kinder haben und ihn auszuüben verpflichtet sind. Aber sie können das ganze Werk der Erziehung nicht allein ausführen. Ihre täglichen Geschäfte, die Nothwendigkeit, für den Unterhalt ihrer Familie zu arbeiten, häusliche Sorgen, die Pflicht, über die Gesundheit ihrer Kinder zu wachen und andere gesellschaftliche Beziehungen machen es ihnen beinahe unmöglich, sich die Fähigkeit zu erwerben, Vieles, was die Jugend braucht, selbst zu lehren, und oft fehlt es ihnen auch an Zeit, den Unterricht, den sie selbst ertheilen könnten, zu geben. Daraus entsteht das Bedürfniß einer Klasse von Personen, die sich ausschließlich dem Werke der Erziehung widmen. In allen staatlichen Gesellschaften alter und neuer Zeit hat man dieses Bedürfniß gefühlt und den Stand der Lehrer gekannt. Ihren Kindern nun Leitung und Förderung durch die besten Lehrer zu verschaffen, ist eine der ersten Pflichten der Eltern, da von jenen die Entwickelung und die Fortschritte der Kinder hauptsächlich abhängen.

Es ist eine der betrübendsten Erscheinungen, welche die Gesellschaft in dem gegenwärtigen Augenblicke (nämlich 1833 in Amerika, was leider auch noch 1851 für Deutschland gilt) darbietet, daß, während viel über Erziehung gesprochen wird, kaum Einer die Nothwendigkeit erkennt, ihr die besten Geister des Landes zu gewinnen und sie um jeden Preis zu gewinnen. Eine gerechtere Schätzung dieses Amtes beginnt sich in unseren großen Städten geltend zu machen; aber im Allgemeinen scheint man zu

---

*) W. E. Channing war Doktor der Theologie und Prediger in Boston und ist, 63 Jahre alt, am 2. Oct. 1842 gestorben. Seine Schriften, denen wir von ganzem Herzen die allgemeinste Verbreitung wünschen, werden in einer Auswahl aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt und herausgegeben von Schulze (Stadtschulrath) und Sydow (Prediger) in Berlin. (Berlin, bei Hermann Schultze. 1850.)

meinen, daß Jeder ohne Unterschied ein Lehrer werden könne. Die mäßigste Befähigung wird für das wichtigste Amt, das es in der Gesellschaft geben kann, für ausreichend gehalten. Auch sind, so seltsam es erscheinen mag, die Eltern gerade in diesem Punkte dazu geneigt, ökonomisch zu seyn. Personen, welche Tausende in Kleidung, Mobiliar und Vergnügungen verschwenden, halten es für drückend, dem Lehrer verhältnißmäßig kleine Summen zahlen zu müssen, und durch diese verderbliche Oekonomie und diese Unkunde von dem Werthe des Lehrerberufs berauben sie ihre Kinder einer Hülfe, für welche die Schätze der Welt keinen Ersatz gewähren können.

Es gibt kein höheres Amt, als das eines Lehrers der Jugend, denn es gibt nichts so Kostbares auf Erden, als den Geist, die Seele, den Charakter des Kindes. Kein Amt sollte mit größerer Achtung behandelt werden. Die ersten Geister in dem Gemeinwesen sollten ermuntert werden, sich ihm zu unterziehen. Die Eltern sollten Alles daran wenden, solche Männer zu bestimmen, die Hüter und Führer ihrer Kinder zu werden. Diesem Zwecke sollten sie allen ihren Prunk und Luxus opfern. Hier sollten sie verschwenden, in allen sonstigen Dingen aber sich einschränken. Sie sollten mit der wohlfeilsten Kleidung, der einfachsten Nahrung sich begnügen, wenn sie auf keine andere Weise ihren Familiengliedern den besten Unterricht verschaffen könnten.... Keine Worte können die Grausamkeit oder Thorheit der Sparsamkeit bezeichnen, welche, um dem Kinde ein Vermögen zu hinterlassen, seinen Geist verkümmern, sein Herz verarmen läßt. Es sollte keine Sparsamkeit bei der Erziehung in Anwendung kommen. Geld sollte niemals gegen die Seele des Kindes auf die Waage gelegt werden. Es sollte rücksichtslos hingegeben werden, um das geistige und sittliche Leben des Kindes zu fördern.... Der Werth eines Lehrers von ausgezeichneter Geschicklichkeit und sittlicher Tüchtigkeit kann nicht in Gold geschätzt und bezahlt werden.... Wir wissen nicht, wie der Gesellschaft mehr genützt werden kann, als durch die Bildung eines Standes weiser und wohlbefähigter Erzieher. Wir kennen keine Klasse von Männern, die so sehr zur Festigkeit und Erhaltung des Staats und zum häuslichen Glücke beitragen würden. So hoch wir das Amt der Predigt des Evangeliums schätzen, so glauben wir doch, daß es an Wichtigkeit dem Geschäfte der Jugenderziehung nachsteht. In der That, das Predigtamt leistet jetzt wenig, weil es an der frühen geistigen und sittlichen Erziehung fehlt, durch welche allein die Gemeinde vorbereitet werden kann, die Wahrheit vom Irrthume zu unterscheiden, die Lehren der Kanzel zu verstehen, höhere und weitere Begriffe von den Pflichten zu empfangen und allgemeine Principien auf die mannichfaltigen Einzelnheiten des Lebens anzuwenden....

Wir haben gesagt, daß das Geschäft der Erziehung menschlicher Wesen das edelste auf Erden sey, und wir haben es mit vollem Bedacht gesagt. Es ist wichtiger, als das des Staatsmannes. Der Staatsmann mag unser Eigenthum und unsere Wohnungen mit Schutzwehren umgeben; aber wie viel mehr sind wir Dem verpflichtet, der die geistigen Vermögen und die sittlichen Gefühle Derjenigen ins Leben ruft, für welche unser Eigenthum erworben und unsere Wohnungen gebaut werden, und der unsere Kinder zu Gegenständen zunehmender Liebe und Achtung macht. Wir gehen noch weiter. Wir behaupten, daß eine größere Befähigung für das Amt eines Erziehers der Jugend erfordert werde, als für das Amt eines Staatsmannes. Die höchste Befähigung ist diejenige, welche am tiefsten in die menschliche Natur eindringt, den Geist nach allen seinen Richtungen umfaßt, den Gesetzen des Denkens und des sittlichen Handelns nachforscht, die Vollendung der menschlichen Natur und den Weg, auf dem man sich ihr nähern kann, erkennt, die Triebfedern, Motive und Mittel, durch welche das Kind zu der kräftigsten und harmonischsten Entwickelung und Anwendung aller seiner Fähigkeiten erweckt werden muß, klar durchschaut, die Gefahren, die ihm drohen, wahrnimmt, und es versteht, die Einflüsse, welche äußere Verhältnisse auf das jugendliche Gemüth ausüben, richtig zu mischen und zu modificiren. Die Spekulationen der Staatsmänner sind seicht und oberflächlich in Vergleich mit diesen. Die Hauptfunktion des Staatsmannes ist, über die äußeren Interessen eines Volkes zu wachen; die des Erziehers ist es, die Seele desselben zu erwecken. Der Staatsmann muß die Leidenschaften und Vorurtheile des Gemeinwesens studiren, leiten und behandeln; der Erzieher muß die wesentlichen, die tiefsten, die erhabensten Grundkräfte der menschlichen Natur zu seinem Studium machen. Der Staatsmann wirkt mit groben Werkzeugen für grobe Zwecke; der Erzieher hat mit den feinsten Wirkungsmitteln auf jenes zarte ätherische Wesen, die menschliche Seele, einzuwirken."

M o z a r t.

In Nro. 53 der Didaskalia wird nach Nissen's Biographie die Anekdote mitgetheilt, Mozart habe die Ouverture zum „Don Juan" in der Nacht vor der Aufführung componirt. Gfr. Weber sagt darüber schon in der „Cäcilia" (1836) Folgendes: „Als recht schaale Anekdotenmacherei erscheint es hiernach, wenn in eben dieser sogenannten Biographie nicht Ein-, sondern Mehrmal (Seite 512, 520, 569 u. a. m.) das einfältige Mährchen — und zwar als eine „ganz zuverlässige" Thatsache, erzählt wird: Mozart habe erst um Mitternacht vor der ersten Aufführung am 4. Nov. sich angeschickt, die Ouverture zu componiren, und als am folgenden Abende die Aufführung anfangen sollte, habe das versammelte Publikum noch eine Weile warten müssen, bis das Ausschreiben der Stimmen fertig gewesen, indeß Mozart's Tagebuch, von welchem Hr. Nissen selbst an zwanzig Orten spricht, an der auf vorstehender Tabelle ausgezogenen Stelle, namentlich die Ouverture als schon sechs Tage früher componirt aufführt und in Noten deutlich abbildet."

Frankfurt. C. F. Sachs.

M a n n i c h f a l t i g k e i t e n.

(Koburg, 6. März.) Es heißt, die Königin Marie Amalie, Wittwe Louis Philipps, hege die Absicht, die in Oberfranken an der koburgischen Gränze in herrlicher Gegend gelegene Herrschaft Banz anzukaufen; die Kaufunterhandlungen mit dem derzeitigen Besitzer, Sr. k. Hoh. Herzog Max in Bayern, seyen dem Abschluß nahe. Sollte dieser Kauf nicht zu Stande kommen, so würde die Königin Schloß Rosenau bei Koburg zu ihrem Aufenthalt wählen, um jedenfalls in der Nähe ihrer Tochter, der Prinzessin Klementine von Koburg, und im Kreise ihrer blühenden Enkel den Abend ihres prüfungsvollen Lebens zuzubringen. — Prinz August und seine Gemahlin Klementine verweilen gegenwärtig noch in Sevilla, werden aber im Frühjahr hier erwartet.

Aus Kärnthen schreibt man der „Südslavischen Zeit.": In einer Gemeinde an der Gränze zwischen Kärnthen, Krain und Steiermark ist eine Kellnerin Bürgermeister, Gemeindeausschuß und Protokollführer. Die Sache verhält sich so. In der Gemeinde kann keine Seele lesen oder schreiben, außer dem Pfarrer und der Kellnerin, welche im Hause des Bürgermeisters in Diensten steht. Diese Kellnerin, welche ihre Bildung an der Schule zu Eisenkappel genossen, verfaßt alle Eingaben und Ausweise, führt bei den Sitzungen die Protokolle, stellt die Heimath-

scheine aus, kurz, verrichtet die Geschäfte des Bürgermeisters, mit dem einzigen Unterschiede, daß sie nicht ihren eigenen Namen unterfertigt, sondern, so oft es nöthig ist, den Namen des Bürgermeisters mittels Stempels ausdrückt.

Korrespondenz.

Mainz, 9. März.

Wir haben bereits Gelegenheit gehabt, in Ihrem Blatte über das Wirken der „rheinischen naturforschenden Gesellschaft", welche hier ihren Sitz hat, und besonders über die wirklich großartigen, in allen Klassen sehr reichhaltigen naturhistorischen Sammlungen, welche dieselbe besitzt und die in den schönen Sälen des hiesigen Schlosses ausbewahrt sind, zu sprechen. Diese Sammlungen, welche in neuester Zeit wieder durch viele neue Acquisitionen, darunter drei sehr seltene Thiere, einen Apteryx (flügellosen Vogel mit haarartigen Federn aus Neuseeland), eine besondere Species des Gnu und eine Giraffe, bereichert worden, sind in dieser Woche von Dienstag bis Freitag, incl. Nachmittags von 2 bis 5 Uhr, dem Publikum geöffnet, und wir zweifeln nicht, daß recht viele Freunde der Natur dieß benützen werden, die wunderbare Vielgestaltigkeit, in der die Schöpferkraft der Natur sich offenbart und die hier in Tausenden von Stufen — vom todten Quarz hinauf bis zum vollkommensten Säugethiere — repräsentirt ist, auf engem Raume anzuschauen. — Morgen Abend um 6 Uhr wird auch der berühmte Reisende, Hr. v. Kittlitz, den Sie in jüngster Zeit auch in Ihrem geographischen Verein (über seinen halbjährigen Aufenthalt zu Kamtschatka) zu hören Gelegenheit hatten, über die „Aleutischen Inseln" — unter Vorzeigung von Abbildungen — einen Vortrag halten, wozu außer den Mitgliedern des Vereins alle Freunde und Freundinnen der Natur von dessen Vorstande eingeladen sind.

Mainz, 9. März.

Wie in Ihrer Didaskalia vom 4. d. M. von hier aus gemeldet, wurde die Entscheidung darüber, ob der ganze, aus dem diesjährigen Carnevals-Jahrmarkt in der Fruchthalle entstehende Reinertrag der Carnevals-Gesellschaft zur freien Vertheilung unter die Armen, oder aber zum vierten Theil der hiesigen Central-Armencommission überlassen werden solle, dem Stadtrathe, als der competenten Behörde, überwiesen. Derselbe hat nun in seiner Sitzung von gestern Abend mit allen gegen drei Stimmen dahin entschieden, daß die ganze Summe der Carnevalsgesellschaft zur freien Verfügung bleiben solle. Die betreffende Brutto-Einnahme beträgt ungefähr 7½ Hundert Gulden; zu dem davon bleibenden Reinertrag kommt noch derjenige aus den Eintrittspreisen bei der sehr zahlreich besuchten „Kaffeevisite" am Fastnachtsdienstag, so daß den Armen eine nicht unbeträchtliche Unterstützung aus unserem diesjährigen Carneval werden wird — und zwar ohne den Nachtheil, der nach unserem octroyirten Wahlgesetze aus empfangener Unterstützung für die Bürgerrechte des Empfängers erwächst.

Unterliederbach bei Höchst, 9. März.

In der Nacht vom 6. auf den 7. d. wurden die hiesigen Ortsbewohner durch Feuerlärm aus dem Schlafe geweckt. Eine mit vielem brennbaren Material angefüllte große Scheuer stand in vollen Flammen und wurde nebst den Stallungen, trotz der schnell herbeigeeilten Hülfe, in kurzer Zeit ein Raub derselben. Mit großen Anstrengungen nur konnte man noch das Vieh retten; sämmtliche Ackergeräthschaften sind verbrannt. Da die Gebäulichkeiten, die gemeinsames Eigenthum zweier unbemittelten Familien sind, nur gering und die Geräthschaften gar nicht versichert waren, so sind letztere durch diesen Unglücksfall in eine bedauernswerthe Lage versetzt, die wohl geeignet seyn dürfte, die Aufmerksamkeit edler Menschenfreunde in Anspruch zu nehmen. Der allgemeinen Meinung nach ist das Feuer durch verruchte Hand gelegt worden.

Frankfurt, 8. März.

Die Kunst- und Spielwaarenhandlung von J. B. Albert Sohn dahier sandte sehr verschiedenartige Gegenstände zur Kunst- und Industrie-Ausstellung nach London, welche bei ihm und in der Umgegend nach seiner Angabe gefertigt worden, wovon die bekannteren sich durch Schönheit, Güte oder Billigkeit auszeichnen, wie z. B. verschiedene chemische Glasgeräthschaften, künstliche gläserne Menschen- und Thieraugen, einige schöne Spielwaaren und Taschenspieler-Gegenstände, eine Sammlung Krystall-Modelle von farbigem Glase, einige ausgezeichnete Stücke zur Polarisation des Lichtes, worunter eine Turmalin-Platte parallel der Axe geschliffen, welche, zu einer Turmalin-Zange bestimmt, sehr schön rein und von 35 Millimeter Länge und 25 Millim. Breite ist; diese Größe ist eine Seltenheit, die vielleicht nicht zum zweiten Male existirt. — Der optische Apparat: „Die Wellenscheibe" genannt, nach Professor J. Müller in Freiburg (welcher bekanntlich das Lehrbuch der Physik von Pouillet übersetzte und frei bearbeitete) nach neuer verbesserter Einrichtung, und was besonders genannt zu werden verdient: Ein Stereoscop mit neuen Zeichnungen von Hrn. F. M. Hessemer, Professor am Städel'schen Kunstinstitute. Diese Zeichnungen sind wahre Meisterwerke, welche wohl in der Kunstwelt Aufsehen erregen werden. Das Stereoscop ist bekanntlich die optische Vorrichtung, womit der Beweis geliefert wird, daß wir nur mittelst der beiden Augen Körper sehen können. Es ist überraschend, zu sehen, wie diese verworrenen Figuren durch das Stereoscop sich auflösen, oder zwei ganz verschiedene Figuren von einfach zusammen verbundenen Linien, wovon die eine mit dem rechten, die andere mit dem linken Auge angesehen, einen vollständigen Körper bilden, welchen man mit den Händen greifen zu können glaubt.

Nach dem dieser Tage ausgegebenen Bericht des Pflegamts der Anstalt für Irre und Epileptische belief sich der Personalbestand der Irren am 1. Januar 1850 auf 64. Aufgenommen wurden im Laufe des vorigen Jahres 21 (1849 nur 13), entlassen 7, worunter 2 geheilt, 3 gebessert und 2 ungeheilt, gestorben 9; mithin verblieben am 1. Jan. 1851 69. — Der Personalbestand der Epileptischen war am 1. Januar 1850 16. Aufgenommen wurden im Laufe des Jahres 6, geheilt entlassen 2, gebessert entlassen 3, gestorben 1; mithin verblieben am 1. Jan. d. J. 16. — Der Capitalconto der Irrenanstalt hat sich im Jahr 1850 auf fl. 16,120. 18 kr. und der der Anstalt für Epileptische auf fl. 4529. 45 kr. gesteigert. — Die laufenden Einnahmen und Ausgaben der Irrenanstalt betrugen im vorigen Jahre fl. 15,041. 34 kr. — fl. 13,532. 11 kr. und die für Epileptische fl. 4336. 37 kr. — fl. 3709. 23 kr. — Das für den künftigen Bau eines Hauses für Unreine und Tobsüchtige angesammelte Kapital hat sich im Laufe des verwichenen Jahres auf fl. 15,395. 6 kr. vermehrt. — Die genannte Anstalt empfiehlt sich schließlich sowohl zu fortgesetzten milden Gaben, sowie zu Arbeitsbestellungen, und zweifeln wir nicht, daß ihr unsere Mitbürger auch fernerhin die hülfreichste Theilnahme zuwenden werden. B.

Konzert-Anzeige.

Das Konzert des 9jährigen Pianisten Fritz Gernsheim findet heute statt unter gefälliger Mitwirkung der Herren H. Wolff, Waldhauser, Tenorist A. Auerbach aus Mainz und der Frau Behrend-Brandt, — im holländischen Hof. Anfang 7 Uhr.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 12. März. Die feindlichen Brüder, oder: Der Doktor und der Apotheker, Possenspiel in 4 Abth. von Dr. Raupach. Hierauf: Das Fest der Handwerker, komisches Gemälde in 1 Akt.

Donnerstag, 13. März. Sophia Catharina, oder: Die Großfürstin, romantisch-komische Oper in 2 Abth. und 4 Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer, Musik von Flotow. Neue Decoration im 4. Akt: Das Innere des Eispalastes auf der Newa.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 62. Donnerstag, den 13. März 1851.

Die Goldsucher am Sakramento-Flusse.

(Erinnerungen einer Reise in Californien im Jahre 1848. Nach dem Französischen mitgetheilt von August Marckhoff.)

(Fortsetzung.)

Wir schlugen die nämliche Richtung ein, wie zwanzig Tage früher, als Don Rafael mir meinen kleinen Placer gezeigt hatte. Der Anblick eines Skelettes, dessen Knochen von den Raubvögeln gänzlich abgenagt und bereits von der Sonne gebleicht waren, eines Skelettes, das wir in der Nähe der vergifteten Quelle antrafen, berührte mich sehr unangenehm. Sey es nun, daß der Leichnam des armen Amerikaners von Keinem bemerkt worden, oder daß kein Goldsucher einige Minuten seiner kostbaren Zeit verschwenden wollte, er blieb noch immer des Begräbnisses beraubt.

„Der Mensch beklagt sich unaufhörlich über den Tod," sagte Quirino zu mir, „und doch unterliegt er so selten dem natürlichen Tode, den er fürchtet. Es sind fast immer die Leidenschaften, die uns tödten. . . . . Wer weiß, ob mein jetzt noch so kräftiger Körper in einem Monate nicht ein eben solches Skelett ist, wie der Amerikaner?"

Nachdem der Gambusino diese trüben Worte mit ruhiger Miene gesprochen, verdoppelte er die Schnelligkeit seiner Schritte, ohne Zweifel, um den Gegenvorstellungen zu entgehen, die er von meiner Seite fürchtete.

Der Rest des Tages verlief ohne weitere Ereignisse. Einige Goldsucher, die wir hie und da bemerkten, gewährten die einzige Zerstreuung auf unserm beschwerlichen Wege. Um sechs Uhr hielt Quirino an.

„Unsere erste Tagereise ist geendet," sagte er, „wir werden erst morgen bei Sonnenaufgang weiter ziehen."

Wir zündeten nun ein großes Feuer an, worauf Quirino unser Mahl bereitete, das in einem Pfunde Tasajo bestand. Seit einem Monate hatte ich kein Brod mehr gesehen. Kaum hatten wir unsere bescheidene Mahlzeit geendet, als wir uns in tiefer Dunkelheit befanden; die Nacht folgt bekanntlich in diesen Breitegraden dem Tage ohne allen Uebergang. Die Dämmerung ist dort unbekannt.

„Lassen Sie uns das Feuer wieder anzünden," sagte Quirino, „bevor wir einschlafen. Sein Schein wird uns gegen die Angriffe der Jaguare und Schlangen schützen. . . . So recht. . . . Gute Nacht, und legen Sie sich auf die Seite, um zu verhindern, daß der Mondschein auf Ihre Augen fällt, was Sie blind machen könnte. . . Bis morgen."

Ich streckte mich auf dem Boden aus, nachdem ich mich, so gut es ging, in meine wollene Decke gehüllt hatte. Ich war nicht ohne Unruhe, doch trug die Ermüdung endlich über meine Befürchtungen den Sieg davon, und ich fiel in tiefen Schlaf.

Am andern Morgen weckte mich der Gambusino bei Sonnenaufgang. Einige Holzstücke unseres Feuers vom vorigen Abend, die noch brannten, gestatteten uns, einige Stücke Tasajo zu rösten, bevor wir unsern Weg fortsetzten.

Diese zweite Tagereise kam mir weit ermüdender vor, als die erste. Das Terrain ward stets gebirgigter und steiler und machte unsern Marsch sehr beschwerlich.

Während dieses zweiten Tages bemerkten wir kaum drei bis vier Raskadores. Um sechs Uhr hielt Rafael wieder an; es war auch Zeit; meine Beine wollten das Gewicht meines Körpers nicht mehr tragen. Ich warf mich zur Erde, ohne daran zu denken, meinem Gefährten beim Anzünden des Feuers zu helfen.

„Ein wenig Muth, Freund," sagte er zu mir, als er mir das unvermeidliche Stück Tasajo brachte, „wir haben bereits zwei Drittel unserer Arbeit vollbracht."

In der That, am Abend des andern Tages benachrichtigte mich Rafael, daß wir am Ziele seyen. Eine Stunde später wäre ich der Anstrengung erlegen; ich schlief ein, ohne essen zu können.

Am folgenden Tage war meine erste Beschäftigung, die mich umgebenden Gegenstände zu betrachten, was mir am Abende vorher meine Erschöpfung nicht gestattet hatte. Der Anblick des Landes war eben nicht sehr angenehm. Vor mir dehnten sich Ebenen voll hohen Grases, hier und da mit einzelnen Baumgruppen untermischt; Ebenen, die durch ziemlich niedrige Hügel von einander getrennt wurden; hinter mir entrollte sich dem Blicke eine ins Unendliche gehende graufarbige Hügelreihe.

„Sie haben sich über schlechten Schlaf nicht zu beklagen, lieber Freund," sagte der Gambusino zu mir, indem er sich zehn Schritte von mir damit beschäftigte, ein Hirschkalb zu zerlegen, „denn ich nahm den Karabiner von Ihrer Seite und schoß wenige Schritte von Ihnen dieß Wild, ohne daß Sie es wahrnahmen."

Dießmal entschädigte ich mich für meine Enthaltsamkeit am vorigen Tage, indem ich der von dem Gambusino bereiteten Mahlzeit reichliche Ehre anthat. Der Gedanke, daß ich endlich am Ziele war, trug nicht wenig dazu bei, mir Muth zu machen.

„Jetzt ist der feierliche Augenblick da," sagte Rafael, zum ersten Male seit zwanzig Tagen lächelnd, „nehmen Sie Ihre Hacke, und folgen Sie mir. . . . Sie sehen quer durch die Spalten diesen Felsen, aus dem jener feine Wasserstrahl kommt," fuhr er fort, „dieser Felsen trennt uns noch allein von unserm Ziele, und ihn müssen wir angreifen."

Ich war in den Geist meiner passiven Rolle so sehr eingedrungen, auch flößte mir der Gambusino ein so großes Zutrauen ein, daß ich nicht einmal daran dachte, eine Erklärung zu fordern.

„Ich bin bereit," sagte ich bloß, „was soll ich thun?"

„Erweitern Sie mit Ihrer Hacke diese Spalte, bis sie ungefähr einen Fuß breit ist."

Ich machte mich sogleich ans Werk; der Felsen schien mir weniger hart, als ich Anfangs geglaubt. Zahlreiche Steine, welche den Boden bedeckten, bewiesen nach Verlauf einer Stunde, mit welchem Eifer ich die Anordnung des Gambusino ausgeführt hatte. Ich war indeß erschöpft.

„Ruhen Sie sich aus," sagte Rafael, indem er mir die Hacke aus den Händen nahm.

Obgleich mein Gefährte dem Anscheine nach viel schwächer als ich schien, so arbeitete er doch drei Stunden lang ohne Aufhören; der Wasserstrahl, welcher stets stärker ward, machte indeß seine Arbeit weit schwieriger. Endlich stürzte das Wasser nach einem letzten und heftigen Schlage mit solcher Heftigkeit hervor, daß er genöthigt ward, sich zurückzuziehen, um nicht mit fortgerissen zu werden.

„Das wäre geschehen," sagte er. „Das Schwerste ist jetzt gethan; es bleibt uns nur noch übrig, zu warten, bis das Wasser ganz ausgelaufen ist."

Dieser Ausfluß dauerte gegen fünf Stunden und ließ uns über die Hälfte des Tages unthätig. Gegen drei Uhr stand Quirino vom Boden auf, wo er während der ganzen Zeit gelegen.

„Jetzt, lieber Freund," sagte er, „wollen wir diese Felsen ersteigen. Nur muß ich Ihnen noch mittheilen, daß sich dort Klapperschlangen aufhalten."

„Teufel!" rief ich erbleichend.

„Sie fürchten diese Thiere sehr, wie ich sehe?"

„Ausnehmend . . . ich empfinde sogar eine solche physische Antipathie gegen sie, daß die Berührung, auch einer todten Schlange, mich unwohl machen würde."

„Nun, da müssen wir Vorkehrungen treffen."

Der Gambusino pflückte nach einigem Suchen einige dürre Pflanzen, die ich nicht kannte und sich nahe bei dem Orte fanden, wo wir lagerten; dann band er diese Pflanzen zu einer ziemlich großen Garbe zusammen, nahm sie auf den Rücken und begann die Felsen hinter uns zu besteigen. Ich verlor ihn sogleich aus dem Gesichte.

Fünf bis sechs Minuten waren kaum verflossen, als ein dichter Rauch und ein scharfer aromatischer Geruch, was beides aus der von dem Gambusino eingeschlagenen Richtung kam, meine Aufmerksamkeit erregten.

Einige graue Gestalten huschten schnell über den Felsen und fielen auf den Boden, ohne einen andern Ton hervorzubringen, als ein eigenthümliches Rauschen, ähnlich dem Geräusche, was eine Kette Feldhühner beim Auffliegen verursacht.

Ich hatte nicht einmal die Kraft, einen Schrei auszustoßen, so groß war mein Schrecken, als ich mich, um buchstäblich zu reden, von Schlangen umgeben sah, die nach allen Seiten hin flohen. Mehrere dieser Reptilien schossen kaum einen halben Fuß weit von dem Platze vorüber, wo die Furcht mich gefesselt hielt.

Die Stimme des Gambusino rief mich endlich wieder zu mir selbst.

„Sie können jetzt kommen, mein Freund, die Schlangen sind alle fort."

Ich ließ mir dieß nicht zweimal sagen und beeilte mich, die Felsen zu ersteigen, deren Höhe ungefähr 20—25 Fuß seyn konnte.

„Ich denke, daß es eine ziemliche Anzahl war," sagte Quirino zu mir, sobald ich bei ihm war, „wenigstens achtzig; wahrhaftig, man sollte glauben, ein guter Genius habe sie zu Wächtern dieses Goldes bestellt, das wir der Einsamkeit entziehen wollen, und dessen Cirkulation unzweifelhaft zu vielen Niederträchtigkeiten und vielleicht auch zu vielen Verbrechen Anlaß geben wird."

„Wo befindet sich denn dieses Gold, Don Rafael?"

„Hier!" erwiederte mir der Gambusino, wobei er mit dem Finger auf eine Höhlung in Form einer Cisterne zeigte, welche ungefähr 100 Schritte breit und 20—25 Fuß tief war.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte Friedrich's des Großen.

Berlin, im März. Es ist bekannt, daß über dem **Fluchtversuch Friedrich's des Großen** bis zur Stunde ein eigenthümliches Dunkel schwebt. Die bloße Desertion des damals den Rang eines Obristlieutenants begleitenden Kronprinzen mit Tod zu bestrafen, kann seinem Vater Friedrich Wilhelm I., der zwar ungemein heftig und aufbrausend war, bei kälterem Blute aber recht wohl sich gar verständig und klug zu fassen wußte, unmöglich in den Sinn gekommen seyn. Der Ritter Zimmermann hat zuerst die Behauptung aufgestellt, Friedrich habe nach Wien gehen und dort katholisch werden wollen, um sich mit Maria Theresia zu vermählen. Als seinen Gewährsmann gibt Zimmermann den Baron v. d. Horst an, den vieljährigen Staatsminister, Gesellschafter und Korrespondenten Friedrich's, der von dem Grafen von Münchow und dem General von Bork diese Nachricht erhalten haben wollte. Ueber den beabsichtigten Religionswechsel nun soll der streng orthodoxe König so erbittert gewesen seyn, daß er die Schmach nur mit dem Blute Friedrich's sühnen zu können glaubte. Auf einen derartigen Vorgang läßt auch allerdings ein späterer Brief des Königs an den Hofmarschall von Wolden schließen, worin es hieß: „Wenn ich das gethan hätte, was er (der Kronprinz) gethan hat, würde ich mich zu Tode schämen und mich vor Niemand sehen lassen." Bestätigt wird die Angabe ferner durch die Urkunden, welche Hormayr in den Wiener Archiven fand. Nach seinem Zeugniß war es ein Hauptplan des Prinzen Eugen gewesen, die Tochter seines Kaisers mit dem nur fünf Jahre älteren Kronprinzen von Preußen zu vermählen. Das Heirathsprojekt scheiterte aber an den Familienzwistigkeiten, die von Berlin her laut wurden, und am meisten durch die Gerüchte, die von den unheilbaren Rückwirkungen der jugendlichen Ausschweifungen Friedrich's auf seine Gesundheit ausgesprengt wurden. „Der Religionsunterschied", sagt Hormayr, „wurde in Wien nicht als ein unübersteigliches Hinderniß angesehen, ja von Einigen im Rathe des Kaisers sogar als eine Brücke betrachtet zur allmäligen Annäherung des katholischen und protestantischen Reichstheils und einer engeren Verbindung gegen Frankreich, mitunter auch gegen verschiedene unbequeme Pläne des englischen Cabinets." Wenn der preußische Gesandte in London, Graf Degenfeld, unterm 29. Sept. 1730 seinem Hofe anzeigte, daß „die Affaire den englischen Hof sowohl als sämmtliche gute Protestanten in der Nation über die Maßen betrübet", so liegt auch darin ein deutlicher Fingerzeig, was Friedrich mit seiner Flucht beabsichtigte. Nicht minder erheblich sind die Urkunden, welche Förster in seiner Biographie Friedrich Wilhelm's I. aus dem Meuselwitzer Archive der gräflich Seckendorf'schen Familie mittheilt, in noch höherem Grade aber das eben daselbst enthaltene Projet de déclaration du Prince Royal, worin Friedrich noch während seines Gefängnißaufenthalts in Cüstrin die Idee festhielt, sich mit einer Erzherzogin zu vermählen, jedoch mit dem feierlichen Gelöbniß, die Religion unter keiner Bedingung zu wechseln. Der Wiener Hof könne keine bessere Wahl treffen, als in einem Hause, das in seinen eigenen Staaten im Religionspunkte völlige Toleranz beobachte. Um

übrigens durch eine Verbindung der österreichischen und preußischen Staaten das europäische Gleichgewicht nicht zu stören, macht Friedrich sich anheischig, zu Gunsten seines Bruders auf die preußische Krone Verzicht zu leisten. Höchst merkwürdig ist die Antwort des Prinzen Eugen, als ihm das Projekt mitgetheilt wurde. Er nennt es wunderlich, und einen Beweis von der Falschheit des Kronprinzen, der seinen königlichen Vater damit habe ausholen wollen. Uebrigens erhelle daraus, „was vor weit aussehende Ideen dieser junge Herr habe." Maria Theresia konnte Friedrich, den sie nur den „bösen Mann" nannte, nicht ausstehen und äußerte später bei einem Gespräch über den Verlust Schlesiens: „Alles besser, als ihn heirathen." Uebrigens habe ich diese Thatsachen nur erwähnt, um hierorts einen interessanten Passus mitzutheilen, der in dem eben erschienenen dritten Bande von Vehse's „Geschichte des preußischen Hofs und Adels und der preußischen Diplomatie" vorkommt. Derselbe lautet: „Kurz vor der Märzrevolution hatte der Bibliothekar des Seckendorf'schen Archiv's zu Meuselwitz, Dr. Bernhardi, eine im Auftrag des damaligen Besitzers von Meuselwitz, des altenburgischen Regierungspräsidenten von Seckendorf, aus den Papieren des Generals (Gesandten am Berliner Hofe) ausgearbeitete, sehr umfangreiche Geschichte zu Stande gebracht, und es war im Werke, dieselbe in Leipzig ans Licht treten zu lassen. Das österreichische Cabinet, wahrscheinlich von dem Consul in Leipzig unterrichtet, verfehlte nicht, „im Interesse beider Höfe zu Wien und Berlin", die nachdrücklichsten Vorstellungen dagegen auf amtlichem Wege zu thun, die so gut anschlugen, daß der Druck wirklich unterblieb. Bernhardi ward, wie verlautet, mit Geld abgefunden und lieferte seine Schätze aus." Weitere Aufklärungen wären zu wünschen; jedenfalls scheint die Sache interessant genug, um in Ihrem weitgelesenen Blatte besprochen zu werden. (A. Z.)

Die Nemesis.

Französische Blätter theilen folgenden merkwürdigen Vorfall mit: Vor ungefähr 15 Jahren kam ein Pferdehändler mit Namens R. in einer kalten und düstern Decembernacht von einem Dörfchen, welches in der Nähe von Lille in Frankreich lag, nach Hause zurück. Ein Geschäft hatte ihn sehr lange daselbst zurückgehalten. Nicht weit von der Stadt entfernt, wurde er von zwei Männern angehalten, welche ihn mit dem Tode bedrohten, wenn er um Hülfe rufen sollte, und die ihm alles Geld, was er bei sich hatte, abforderten. Mit seltener physischer Kraft begabt und mit einem starken Rohr bewaffnet, ließ sich der Pferdehändler durch diese Drohung nicht einschüchtern, sondern setzte sich gegen die beiden Räuber zur Wehre. Diese aber machten von ihren Waffen Gebrauch und hieben auf den Reisenden so heftig ein, daß er, in Blut gebadet, ohnmächtig zu Boden stürzte. Sie raubten ihn gänzlich aus, nahmen ihm eine Baarschaft von 10,000 Fr., endlich seine Ringe, eine Diamantnadel, und eine schöne Cylinder-Taschenuhr ab. Tags darauf wurde der schwer verwundete Mann im bewußtlosen Zustande von zwei Bauersleuten aufgefunden und nach seiner Behausung gebracht. Nach einer langen und schweren Krankheit, die Monate lang dauerte, war er endlich genesen und konnte sein früheres Geschäft wieder weiter fortsetzen. — Das Gericht gab sich alle Mühe, der beiden Thäter habhaft zu werden; leider führte nichts auf ihre Spur, obwohl man auf dem Schauplatze der That ein leinenes Schnupftuch mit der Marke V. S. gefunden hatte. So waren fünfzehn Jahre vergangen. R. lebte, vom Geschäft zurückgezogen, im Departement der Seine und Marne und machte kürzlich in Betreff einer ihm zugefallenen beträchtlichen Erbschaft eine kleine Reise. Er war in Paris gewesen und kehrte mittelst der Eisenbahn heim, nur mußte er eine kleine Strecke durch das Dorf B. zu Fuße zurücklegen, um nach seiner Besitzung zu kommen. Er erinnerte sich hierbei seiner traurigen Geschichte, welche ihm vor fünfzehn Jahren beinahe das Leben kostete, und er beschloß, lieber die Nacht in einer Herberge zuzubringen, als sich nächtlicher Weile einer neuen Gefahr preiszugeben. Das Wirthshaus lag in der Nähe. Es wurde von Vater und Sohn V. S. geführt. Der ehemalige Pferdehändler ließ sich ein Zimmer geben und beauftragte die Magd des Gasthofes, ihn am nächsten Tage zeitlich des Morgens zu wecken. Mit Tagesanbruch wurde an seiner Thür geklopft, wie er es befohlen hatte, und der Reisende stand auf und ordnete seinen Anzug vor einem Spiegel. An der Wand nebenan hing eine goldene Cylinder-Uhr, welche seine Aufmerksamkeit erregte. Er betrachtete sie genauer, öffnete das Gehäuse und erkannte seine Uhr, welche ihm vor fünfzehn Jahren geraubt worden war. Sie trug auch noch die Namenschiffre des Pferdehändlers, welche auf der Rückseite gravirt war. Ohne ein Wort zu sagen oder durch Geberden seinen Schreck zu verrathen, hing er dieselbe wieder an ihre Stelle und verließ den Gasthof. Er machte sogleich die Anzeige bei Gericht, und schon am nächsten Morgen besetzten Gensd'armen den Gasthof und nahmen den Wirth sammt seinem Sohne gefangen. Dieser war seit zehn Jahren in jenem Orte ansässig. Bald fand man auch noch andere Geschmeide, welche dem Pferdehändler geraubt worden waren. Die beiden Räuber wurden dem Gerichte übergeben.

Mannichfaltigkeiten.

Der Pascha von Jerusalem hat eilig nach Konstantinopel berichtet, es sey dort ein Messias aufgestanden, der großes Aufsehen mache und viele Wunder thue. So fahre er z. B. in einem Kahne ohne alles Zuthun nach allen Richtungen hin, selbst gegen den Strom, wahrscheinlich bloß mit Hülfe einer Ente.

Von dem Bau der Werraeisenbahn heißt's recht, die Ersten werden die Letzten seyn. Es ist wieder so stille davon geworden wie im Grab. Ueberall hin werden neue Bahnen angelegt, im nächsten Frühjahr wird die Bahn von Nürnberg nach Regensburg angelegt und wir werden bald zu den Türken auf Eisenbahnen gelangen, mitten im Herzen Deutschlands aber wird eine der wichtigsten Bahnstrecken nicht in Angriff genommen, obgleich die Vorberathungen schon viel Geld gekostet haben.

Eine sehr nützliche Kunst übt Frau Gerson in Hamburg. Sie stopft in Servietten und andern Tüchern die Löcher so fein und geschickt, daß sie wie neu aussehen. Freilich kostet das Flicken auch so viel wie das neue Tuch. Die Künstlerin schickt einige ihrer bestgeflickten Sachen auf die Ausstellung in London. Wenn die Kunst sich auch im Großen bewährte, erkennte ich ihr den Preis zu und schickte sie mit einem Doktordiplom nach Dresden, um ihre Kunst an Deutschland zu probiren.

Von Rosen kann man keine Feigen ernten, aber doch Kirschen. Ein Gartenfreund in Strasburg hat es durch Pfropfen dahin gebracht, daß er Kirschen auf Rosenstöcken zieht.

Korrespondenz.

Berlin 7. März.

Die neue Pariser Oper: „Giralda", Text von Scribe, Musik von Adam, hat im Berliner Opernhause zuerst das deutsche Lampenlicht erblickt und einen günstigen Erfolg gehabt. Dieser wird sich gewiß auch auf andern Bühnen wiederholen, wo die Sänger zugleich Schauspieler genug sind, um die Pikanterien und Galanterien der Situationen mit der nöthigen Feinheit nuanciren zu können. Giralda ist ein Intriguen-Lustspiel voll Leben und Beweglichkeit, oft scharf an die Gränze des Erlaubten hinstreifend, aber ohne daß die Grazie jemals den Gürtel wegwirft. Mit sogenannten gründlichen deutschen Ansprüchen darf man der Oper freilich nicht kommen: sie trägt den französischen Heimathschein an der Stirne geschrieben, ist durch und durch pikante Französin, aber bei näherer Bekanntschaft doch nicht so locker, als es auf den ersten Blick oder auf das erste Hinhorchen nach ihren Melodien scheint. Die Musik hat reizende Wendungen und wahrhaft komische Intonationen, namentlich in dem höchst ergötzlichen zweiten Akte, wo die Musik, wie es immer seyn sollte, ganz als das leuchtende Auge der im Dunkeln spielenden Handlung erscheint. Man kann Manches vom deutschen Standpunkte aus zu flach finden, — allein wer sucht auch in einem Bache, der bloß murmeln und nicht wogen will, große Tiefe? Reicht doch dieser angenehm plaudernde Tonquell gerade hin, die Mühle zu treiben, in der die Oper spielt. — Der günstige Erfolg, dessen sich Giralda in Berlin zu erfreuen hatte, wurde durch die mit Lust und Liebe eingeübte Aufführung nicht wenig gefördert. Frau Herrenburger-Tuczeck hat in der Giralda wieder eine ihrer Glanzrollen, und wird ihre magnetische Kraft darin nicht verfehlen. Alle brillanten Seiten ihres Talentes kommen darin zur vollsten Wirkung, und wir glauben nicht, daß die Künstlerin als Giralda von einer deutschen Sängerin zu übertreffen ist. Auch Hr. Mantius excellirte wieder in dem drollig gehaltenen Ginès, dessen Charakter ganz in die Sphäre fällt, wo dieser bis jetzt noch unersetzte Künstler von jeher seine glänzendsten Erfolge erntete. Den Prinzen gab Hr. Salomon, durch seine männlich schöne Erscheinung nicht minder, als durch seine Tüchtigkeit als Sänger zu dieser Rolle berufen. Fräul. Frietsch erwarb sich als Königin die Huldigung der Kritik, wie des Publikums, und Hr. Zschiesche wirkte in seiner komischen Partie mit gewohnter Sicherheit. Nur Hr. v. d. Osten stimmte nicht ganz zu dem sonst ausgezeichneten Ensemble. Das Orchester, Taubert an der Spitze, ließ in der Execution dieser feinen Musik nichts zu wünschen übrig. Dank Hrn. von Küstner, der unser Repertoir in wenigen Monaten mit vier neuen Opern bereichert und dadurch tonangebend für die deutsche Kunstwelt gemacht hat!

Leipzig, 10. März.

Es ist uns in dieser Saison in den Gewandhaus-Konzerten verhältnißmäßig wenig Bedeutendes, was Gäste betrifft, geboten worden. Unter den Sängerinnen nahm nur Frau v. Strantz einen hervorragenden Platz ein. Sie hat eine herrliche, jugendlich frische Stimme, ist durchgebildete Künstlerin und vereinigt hiermit noch die anmuthige Zugabe der Schönheit. Sie war der entschiedene Liebling des Publikums, und seitdem sie uns verlassen hat — sie ist nach Hamburg und Bremen gegangen — fristen die Konzerte kümmerlich ihr Daseyn, bis sie nun bald für dießmal ihr Ende erreicht haben. Der stete Hauptvorzug derselben, das Orchester und seine Leitung durch Hrn. Kapellmeister Rietz, hat sich auch dießmal in vollkommenem Glanze bewährt; die Ouverturen und Symphonien hier aufgeführt zu hören, ist ein Kunstgenuß, dem keiner gleichkommt. — Für den Konzertmeister Joachim, der nach Weimar gegangen, ist uns in dem Konzertmeister Dreischock, einem Künstler in der vollsten Bedeutung des Wortes, ein schöner Ersatz geboten. — Großes Aufsehen erregt hier in musikalischen Kreisen ein neues Werk für das Pianoforte von Robert Schumann, welches kürzlich unter dem Titel „Waldscenen" erschienen ist und neun der anziehendsten und dabei leicht ausführbaren Clavierstücke enthält, wie sie die musikalische Literatur kaum in ähnlicher Weise bisher dargeboten hat. — Benefize für die Hinterbliebenen Lortzing's sind hier bereits mehrere und zwar mit recht erfreulichem Erfolge gegeben worden. Der Theaterdirektor Hr. Wirsing verschiebt das seinige, wie wir hören, bis zur Auferstehung des Todten.

Frankfurt, 10. März.

Hr. Professor Roßmäßler aus Leipzig, dessen in dem Hörsaale des Senckenbergischen Museums gehaltene Vorlesungen über den innern Bau der Pflanzen ein sehr lebendiges Interesse erregt haben, wird, von verschiedenen Seiten dazu veranlaßt, und um insbesondere einem größeren Kreise des Publikums die Betheiligung möglich zu machen, eine solche Vorlesung künftigen Freitag, den 14. d. M., Abends $7^1/_2$ Uhr in dem großen Saale des Wolfseck's halten. Das unterzeichnete Presbyterium, an welches sich Hr. Prof. Roßmäßler deßhalb gewendet hat, bringt solches hiermit zur öffentlichen Kenntniß, und bemerkt hierbei, daß die Einnahme für einen milden Zweck bestimmt, und ein Eintrittspreis nicht festgesetzt worden ist, daß dieser vielmehr dem freundlichen Ermessen eines jeden Einzelnen anheim gestellt wird, zu welchem Ende am Eingang in den Saal eine Schaale aufgestellt sich befindet. Das Presbyterium der deutschkatholischen Gemeinde.

Programm des Museums.

Freitag, 14. März.

1) Symphonie in A dur von L. van Beethoven.
2) Drei Nummern aus „Idomeneo" von W. A. Mozart.
   a. Sopran-Arie der „Ilia Zeffiretti lusinghieri";
   b. Recitativ des Oberpriesters und des Idomeneo;
   c. Chor: „O voto tremendo!"
   vorgetragen von Frau Anschütz-Capitain, den Herren Hecht, Caspari und einer Anzahl Mitglieder des Cäcilienvereins.
3) Natur- und Menschenleben auf den niedern Carolinen, von Hrn. v. Kittlitz, vorgetragen von Hrn. Breuer.
4) „Die erste Walpurgisnacht", Ballade von Goethe, componirt für Solostimmen, Chor und Orchester von F. Mendelssohn-Bartholdy.

Der Anfang ist um $6^1/_2$ Uhr; der Saal (im Weidenbusch) wird um $5^1/_2$ Uhr geöffnet. Der Eingang ist nur vom Roßmarkt und von der Töpfergasse aus. Ohne Karte kann Niemanden der Eintritt gestattet und auf Damenkarten können auch nur Damen zugelassen werden. Eintrittskarten à 1 fl. 45 kr. sind bei Hrn. André (Haus Mozart) zu haben.

Hiermit werden die Museums-Abende dieses Winters geschlossen.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 13. März. Die Schweizerfamilie, lyrische Oper in 3 Abtheilungen. Nach dem Französischen von Castelli. Musik von J. Weigl.

Freitag, 14. März, bleibt das Theater geschlossen.

Samstag, 15. März. Rosenmüller und Finke, oder: „Abgemacht!" Original-Lustspiel in 5 Aufzügen von Töpfer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 63. Freitag, den 14. März 1851.

Die Goldsucher am Sakramento-Flusse.

(Erinnerungen einer Reise in Californien im Jahre 1848. Nach dem Französischen mitgetheilt von August Marckhoff.)

(Fortsetzung.)

„Wenige Worte werden genügen," fuhr Quirino fort, „um den Ausdruck der Verwunderung, den ich auf Ihrem Gesichte wahrnehme, zu zerstreuen. Die Regengüsse, welche jährlich von den Gebirgen herabströmen, wobei sie die Goldtheilchen, deren Quelle ich allein kenne, mit sich führen, mußten nothwendig in dieser Höhlung, seit Jahrhunderten vielleicht, Massen von Gold anhäufen."

„Aber, Don Rafael, der Boden dieser Höhlung ist wenigstens noch mit einem Fuß hoch Wasser bedeckt, und wir haben kein Instrument."

„Bah! wir haben Verstand. Sie sollen sehen."

Der Gambusino stieg auf den Boden des Loches hinab und rief:

„Werfen Sie mir Steine hinab, doch hüten Sie sich, mich zu treffen."

Ich gehorchte.

Der Gambusino begann mit dem Material, das ich ihm lieferte, eine Art Damm in Form eines Halbzirkels zu bauen. Dieser Damm, gegen 15 Zoll hoch, konnte 20 Fuß im Umkreise haben. In zwei Stunden war er fertig, worauf Quirino wieder hinaufstieg.

„Es muß fast fünf Uhr seyn," sagte er zu mir, „lassen Sie uns Anstalten zu einem Mahle treffen. Ich möchte mich wohl ein wenig vor einem guten Feuer wärmen."

Ich richtete, meinem Vornehmen gemäß, während unserer Mahlzeit keinerlei Frage an den Gambusino; er seinerseits machte mir ebenfalls keine Mittheilung über die Art und Weise seiner Absicht.

„Gute Nacht," sagte er bloß zu mir, indem er sich auf die Erde ausstreckte, „morgen werden wir schon Gold sammeln."

Ich schlief ruhig bis um vier Uhr Morgens, wo mich der Gambusino weckte. Es begann eben Tag zu werden.

„Vorwärts, Träger, an die Arbeit!" rief er, mich freundschaftlich am Aermel schüttelnd; „es ist Zeit, denn wir haben noch viel zu thun. Nehmen Sie Ihre Hacke."

Quirino zog dann aus seinem kleinen Ranzen ein Kupferblech hervor, sowie einen feingedrehten Strick von Aloe, bog das Blech zu einem Gefäße, befestigte den Strick daran und ging nach der Höhlung.

„Jetzt steigen Sie herab," sagte er zu mir; „sodann füllen Sie dieß Gefäß mit Wasser, worauf ich es in die Höhe ziehen werde, bis wir den kleinen Raum zwischen meinem Damme und dem Felsen ausgetrocknet haben."

Drei Stunden angestrengter und anhaltender Arbeit brachten uns das beabsichtigte Resultat.

„Jetzt graben Sie so tief, als möglich, die Erde auf in dem Raume, den wir so eben ausgeschöpft haben."

Bei dem ersten Schlage mit der Hacke stieß ich einen Ausruf des Staunens aus. Die Erde war fast zu gleichen Theilen mit Gold gemischt. Ich bin nicht habsüchtig, doch dieser Anblick machte mein Herz heftig schlagen und verursachte mir Schwindel. Ich mußte mich auf den Damm niedersetzen.

„Hier ist ein platter breiter Stein," rief mir Quirino von oben her zu, „dessen Ende ich zu einem Handgriff zugerichtet habe, und der jetzt eine gute Kelle abgibt; er wird Ihnen dazu dienen, die ausgehackte Erde in mein Gefäß zu bringen. Voran, Muth. . . ."

Diese Aufmunterung war unnöthig; ich empfand in diesem Augenblicke eine unglaubliche, fieberhafte Thätigkeit; ich fühlte die Stärke und Kraft von zehn Männern in mir, nichts schien mir unmöglich. Als ich zwei Stunden später wieder zu dem Gambusino hinaufstieg, war die Fläche fast drei Fuß tief ausgehöhlt.

„Was beginnen wir jetzt, Don Rafael?" fragte ich ihn zum ersten Male wieder, seitdem wir vom Placer del Sakramento abgezogen waren.

„Ei," erwiederte er lächelnd, „verschwindet jetzt Ihre schöne Gleichgültigkeit? Nun denn, lieber Freund, wenn wir den Raum zwischen dem Felsen und meinem Damme tief genug ausgegraben haben, so werfen wir den Damm auf die andere Seite, damit das Wasser sich in das Loch zieht und den übrigen Boden trocken läßt. Billigen Sie meinen Plan?"

„Von ganzem Herzen, Don Rafael."

Ich will hier nicht — was vielleicht langweilig seyn könnte — die Arbeiten beschreiben, die wir ausführten, oder die Art und Weise, wie wir lebten während der acht Tage, die nun folgten; nur das will ich anführen, daß ich nach Verlauf dieser acht Tage mich im Besitze einer Masse Gold fand, welche Quirino auf 55—60 Pfund schätzte.

„Mein theurer Freund," sagte der Gambusino am Morgen des neunten Tages zu mir, „mein Entschluß wird Sie vielleicht überraschen und betrüben . . . wir reisen heute nach dem Placer des Sakramento zurück."

„Schon, Don Rafael!" rief ich mit Schmerz.

„Ja, mein Freund, in einer Stunde."

„Warum denn?"

„Aus tausend Gründen. Der erste: weil, wenn wir fortführen, unsern Placer auszubeuten, Sie bald geizig und habsüchtig würden. . . Oh, widersprechen Sie nicht. . . . Die Habsucht ist eine Krankheit, welche allein schon die Berührung des Goldes

hervorbringt. . . . Der zweite ist: weil jetzt die Zeit kommt, wo die Pakis-Indianer Gegenden durchstreifen, in denen wir uns befinden. . . . Der dritte endlich, um Ihnen nicht alle andern herzuzählen, ist: weil ich über meine Zeit nicht mehr verfügen kann . . . zu Ihren Gunsten."

„Vergebung, Don Rafael, ich hatte Unrecht, zu widersprechen. Ja, ich glaube, Sie haben Recht; die Berührung des Goldes bringt bei dem Menschen eine Krankheit hervor, ein Fieber, welches an Verrücktheit gränzt . . . . denn sehen Sie, ich habe Ihnen während dieser acht Tage nicht ein einziges Mal meine Dankbarkeit bezeigt. Lassen Sie uns gehen."

„Oh, was die Dankbarkeit anlangt, so erlasse ich sie Ihnen ganz; Sie sind mir keine schuldig. Mein Instinkt hat mich angetrieben, Ihnen nützlich zu seyn, und ich bin ihm gefolgt, das ist Alles. Ich verlange von Ihnen nur Eins und hoffe, daß Sie es mir nicht abschlagen werden."

„Reden Sie, Don Rafael, es ist im Voraus bewilligt. Wollen Sie die Hälfte meines Goldes?"

„Nein, ich verlange nur, daß Sie mir schwören, niemals Jemandem die Lage dieses Placer zu verrathen, auch nie selbst dahin zurückzukehren!"

„Ich schwöre dieß, Don Rafael," erwiederte ich mit Wärme.

„Ich danke, mein lieber Freund," sagte der Gambusino mit seinem ruhigsten Tone; „Ihr edler Sinn nimmt mir eine schwere Last vom Herzen. Wenn Sie mir diesen Schwur weigerten, so war meine Absicht, Sie auf der Stelle zu erdolchen. Kein Wort mehr jetzt über diese Sache. Lassen Sie uns gehen."

Wir bargen nun Beide unser Gold in unsern Reisesäcken, und schlugen den Weg nach dem Sakramento wieder ein, wo wir acht Tage später eine Stunde vor dem Ende des Tages anlangten.

Vor meinem Zelte fand ich zwei Indianer, welche Wache zu halten schienen und die ich für dieselben erkannte, mit denen sich Quirino an dem Tage unserer Abreise nach dem letzten Placer einige Augenblicke unterhalten hatte. Sie grüßten uns unterwürfig.

„Wo ist Euer dritte Gefährte?" fragte sie Quirino.

„Fünfzig Schritte von hier, Herr, er ruhet sich von seinem Tagewerke aus."

„Treten Sie in Ihr Zelt," sagte Quirino zu mir, „und sehen Sie nach, ob das Gold, das Sie dort begraben, sich noch vorfindet."

Mein Gold war unberührt.

„Dann schulden Sie diesen Indianern 2100 Piaster," sagte der Gambusino zu mir. „Ich hatte sie, jeden für 50 Piaster täglich, gemiethet, um Ihr Zelt zu hüten, so lange Sie abwesend wären. Habe ich nicht recht gethan?"

„Ich weiß nicht, Don Rafael, wie ich Ihnen danken soll."

Nach Entfernung der Indianer schlug mir Quirino vor, unser Gold bei John Bell wiegen zu lassen.

(Schluß folgt.)

Bücherschau.

4.

Georg Volker, Roman von Otto Müller.

Unter den verschiedenen Gattungen des Romans ist derjenige, welcher die Gegenwart und deren Geschichte oder doch die eines uns noch nahe liegenden Zeitabschnittes, den wir selber mitgelebt haben, abspiegelt, am geeignetsten, unsere lebhafte Theilnahme in Anspruch zu nehmen. Kaum dürfte es eine Zeit geben, welche anziehenderen und reichhaltigeren Stoff für den Novellisten bieten könnte, als die der drei letzten Jahre, beginnend mit der großartigen Erschütterung aller politischen und socialen Zustände nicht nur in unserem Vaterlande, sondern in fast ganz Europa, und vorläufig wenigstens abschließend mit einer totalen Niederlage aller Volksbestrebungen und mit einem vollständigen Siege der Reaction über die Partei der Freiheit und des Fortschrittes. Besonders reich ist das Jahr 1848 an weit ausgedehnter mannichfaltiger Bewegung, an denkwürdigen Ereignissen, an Kontrasten und Charakteren aller Art, und stets wird es eine Fundgrube für den Romanschreiber, wie für den Zeit- und Sittenschilderer bleiben. Otto Müller hat dieß weite Gebiet zu beschreiten unternommen und ein Terrain ausgewählt, mit dem er ganz heimisch, mit dessen Oertlichkeiten und Menschen er genau vertraut ist. Die hier erzählte Geschichte des Georg Volker spielt im Odenwalde, dessen liebliche Thäler und Höhen, Waldreviere und Fluren, Dörfer und Landstädte den Hintergrund bilden. Wie trefflich er nach dieser Seite hin zu zeichnen, wie er der Natur ihr eigenthümliches Leben abzulauschen und es wiederzugeben vermag, dieß hat er in seinen frühern Romanen bereits zur Genüge bewiesen und auch in dem vorliegenden wiederum bewährt. Der Umriß der Erzählung, welche uns hier vorgeführt wird, ist folgender: — Georg Volker, angeblich der Sohn eines wohlstehenden Pachters, ist auf einem inmitten des Odenwaldes gelegenen Pachthofe herangewachsen und wird uns im Anfang des Romans in seiner häuslichen Einrichtung und Lebensweise, welche ländliche Einfachheit mit städtischem Comfort verbindet, vorgeführt. Er hat eine in jeder Hinsicht gründliche Bildung erhalten und sogar eine Universität besucht. Seine vielseitigen Kenntnisse und mehr noch sein achtbarer und volksfreundlicher Charakter machen ihn bei seinen Umgebungen geehrt und geliebt. — Wir erfahren indessen bald, daß sich an die Geschichte dieses Mannes ein geheimnißvolles Dunkel knüpft; denn Volker ist eigentlich der natürliche Sohn des verstorbenen Grafen von Nellenburg, welcher ihm durch eine Schenkungsurkunde den Grabenhof, den er jetzt bewohnt, vermacht hat. Der junge Graf Alfred geht nun darauf aus, seinem natürlichen Bruder dieß Vermächtniß wieder zu entreißen, und da solches weder auf dem Wege der Gewalt, noch aus irgend einem Rechtsgrunde geschehen kann, so muß zur Hinterlist und erforderlichen Falles auch zum Verbrechen geschritten werden. In Verbindung mit dem in allen Ränken und Schlechtigkeiten erfahrenen Amtmanne Leo sucht Alfred in den Besitz der Schenkungsurkunde zu gelangen, wobei ein gewisser Schweinehüter Mattelhans hülfreiche Hand leistet. Der Verfasser schildert uns bei dieser Veranlassung das Leben und Treiben auf dem standesherrlichen Schlosse, wobei er zugleich die von hier ausgehenden Bedrückungen des armen Volkes nachweis't. Da beginnen die Märzereignisse des Jahres 1848, in deren Folge auch die Bevölkerung des Odenwaldes von der revolutionären Bewegung ergriffen wurde. Mannichfaltige Verschlingungen der Begebenheiten, die sich theils im Allgemeinen auf die Ereignisse der Zeit, theils im Besonderen auf den Gang der Intrigue des Romans beziehen, entfalten sich jetzt und führen zu einem für Georg Volker tragischen Ende, welcher nicht nur um sein rechtmäßiges Erbtheil gebracht wird, sondern auch in eine für ihn peinliche Situation geräth, in welcher er als politischer Verbrecher verhaftet werden soll, weßhalb er, um der Verhaftung zu entgehen, sich das Leben nimmt. Verschiedene Episoden, die aber in den Fortgang des Romans wesentlich eingreifen, sind mit demselben geschickt verflochten und dienen dazu, die Charaktere der Hauptpersonen des Romans zu entwickeln und zu motiviren. Diese sind mannichfaltig und gehören den verschiedenen Parteien und Richtungen der Zeit an. So lernen wir außer Georg Volker, dessen Freund, den jungen Germanos, einen für die Republik schwärmenden Demokraten kennen. Ihnen gegenüber stehen der junge Graf von Nellenburg und dessen Anhänger, unter welchen

letzteren der ränkesüchtige Amtmann Leo am stärksten hervortritt. Als Vermittler zwischen den extremen Parteien zeigen sich Eugenie, eine edle Aristokratin, und Major Waldemar, ein seinem Fürstenhause zwar treu ergebener, aber auch dem Volke nicht unfreundlicher Offizier. Weitere, den untern Volksklassen angehörende Personen des Romans sind der Unteroffizier Paul, welcher sich aus dem Motiv persönlicher Feindschaft und Rache gegen die gräfliche Familie den Aufständigen anschließt, sich bei den Angriffen auf das Schloß betheiligt, verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen wird, — und Buhl, ein roher wüster Geselle, entlassener Zuchthaussträfling und Brandstifter. Der an Geisteszerrüttung leidende und als blindes Werkzeug zur Intrigue verwendete Mattelhans, der alte Hauptmann a. D. mit seinen Töchtern und Anneli sind eben so originell, als effektvoll behandelte Personen des Romans. Ganz besonders haben wir es dem Verfasser nachzurühmen, daß er es trefflich verstanden hat, die mannichfaltigen Individuen und Charaktere seiner Erzählung mit den allgemeinen Beziehungen und Bestrebungen der Zeit in Rapport zu bringen. Schließlich macht die Erhebung des Verfassers nach der bessern Zukunft, der unser Vaterland entgegenringt, einen sehr wohlthuenden Eindruck. Er beruhigt und erhebt uns, „über dem Wirklichen und Erlebten noch ein Höheres anzuerkennen — die dichterische Wahrheit nämlich im Gegensatz zu der historischen; jener lebendige Gotteshauch, der durch alle Zeiten geht, den Blüthenduft vom Baume der Menschheit durch alle Regionen verbreitet, und den Geist, der ihn lebendig erfaßt, über der Gegenwart düstere Nebel hinaus, mit der Zukunft hellem Auge schauen läßt, was in dieser Gegenwart Dauer verspricht und was in und mit ihr untergehen wird". — Es dürfte der hier vorliegende Roman nicht ungeeignet seyn, für die Bühne bearbeitet zu werden. Was auch gegen die Dramatisirung des „Bürger und Molly" eingewendet und geltend gemacht worden ist, so hat sie doch jene Novelle erst recht populär gemacht und dem Verfasser jedenfalls mehr Vortheil als Nachtheil gebracht. Dieß würde bei guter Bearbeitung auch bei „Georg Volker" der Fall seyn, den wir durch die vorstehenden Andeutungen den Freunden einer anziehenden Unterhaltungslektüre bestens empfohlen haben wollen. W.

Uebersetzungen aus dem Spanischen. *)

4.

Piratengesang.

Von José de Espronceda.

Wind im Rücken, volle Segel,
Kommt geschwommen, kommt geflogen
Eine Brigg durch Meereswogen,
Schlünde ziehn in jedem Bord:
Des Piraten kühne Barke
Ist es, die, genannt „der Schrecken",
Auf des Meeres weiten Strecken
Furcht ausstreut nach Süd und Nord.

Silbern strahlt der Mond die Fluthen,
Frischer Ost stöhnt in den Tauen,
Und erregt zu sanften, blauen
Wellen rings den Ocean;
Eine munt're Weise singend,
Sitzt der Kapitän am Steuer,
Vor ihm dehnt sich, ungeheuer
Hinter ihm die Wasserbahn.

„Fürder seg'le, wack'rer Schwimmer,
Durch die Fluth,
Feindlich Fahrzeug soll dir nimmer,
Nimmer Stürm' und Meeresstillen
Kreuzen deines Kieles Willen,
Noch bezähmen deinen Muth."

„Zwanzig Prisen
Sind erstritten,
Selbst dem Britten
Sprach ich Hohn,
Mir zu Füßen
Mußte streichen
Flagg' und Zeichen
Mancher schon."

„Ja, mein Schifflein ist mir Alles,
Freiheit schirmt's mit starker Hand,
Mein Gesetz sind Wind und Wellen,
Und das Meer mein Vaterland."

„Mögen sich mit wilden Haufen
Kön'ge immer
Um ein Stückchen Erde raufen:
Hier, soweit die Wellen brausen,
Bin ich Herr in meinen Landen —,
Ein Gesetz zwang sie noch nimmer."

„Keine Flagg' ist,
Daß ich wüßte,
Keine Küste
Längs der Fluth,
Die nicht meine
Macht empfände,
Mir entwände
Den Tribut."

„Ja, mein Schifflein ist mir Alles rc."

„Heißt es nur: „Es naht der Schrecken!"
Hei, wie da
Gleich sich's duckt und rührt vom Flecken,
Rettung suchend in der Flucht:
Schwer wiegt meines Zornes Wucht,
Meereskönig bin ich ja."

„Gleichen Theil hat
An der Beute
Meiner Leute
Troß zumal:
Nur die Schönheit
Beim Ereilen
Darf mir theilen
Kein Rival."

„Ja, mein Schifflein ist mir Alles rc."

„Haben mich verdammt zu sterben!
Doch ich lache;
Meinem Richter zum Verderben

*) Proben aus einer demnächst im Buchhandel erscheinenden Sammlung von Uebersetzungen aus den Werken neuerer spanischer Dichter. Cf. Ochoa Apuntes rc. Paris, Baudry. 1840.

Läßt mich wohl das Schicksal leben,
Daß ich ihn am Maste schweben
Einst noch seh' am Tag der Rache."

„Fall ich auch, was
Ist das Leben?
Schon vergeben
War's ja doch,
Als ich, müd' des
Sclavenschwarmes,
Starren Armes
Brach mein Joch."

„Ja, mein Schifflein ist mir Alles rc."

„Adlerschrei ist im Geschick
Muthesstütze
Mir, und liebste Leibmusik
In den Segeln mir das Sausen,
In den Wogen mir das Brausen
Und das Krachen der Geschütze."

„Wenn sich laut des
Donners Stimme
Und der grimme
Sturm bekriegt,
Schlummr' ich sorglos,
Traumumflogen
Von den Wogen
Eingewiegt."

„Ja, mein Schifflein ist mir Alles,
Freiheit schirmt's mit starker Hand,
Mein Gesetz sind Wind und Wellen,
Und das Meer mein Vaterland!"

Mannichfaltigkeiten.

L. Im Februar 1822 sprach der hochbetraute Leibarzt und Baron Stifft zu Franz dem Zweiten: „Dieser obwohl quälende Husten macht mir gar nicht bange, da ich Ew. Majestät so lange kenne. Es geht doch nichts über eine gute Constitution." — „Was reden Sie da? — fiel der Kaiser ein. „Wir sind alte, gute Bekannte, aber Stifft, dieß Wort lassen Sie mich nicht mehr hören! Eine dauerhafte Natur, sagen Sie, oder in Gottesnamen, eine gute Complexion, aber es gibt gar keine gute Constitution. Ich habe keine Constitution und werde nie eine haben." — In diesen Worten liegt die ganze bekannte Idiosynkrasie des Hauses Habsburg gegen Alles, was Constitution heißt, so treu ausgesprochen, daß die mitgetheilte Anekdote tiefe geschichtliche Bedeutung auch für die Gegenwart hat; denn eine fast wandellose Politik ist eben charakteristisch für das Herrscherhaus Oesterreichs.

Nach den neuesten Briefen aus Frankfurt (scherzt die Dorfz.) ist's sicherer, sich auf Lumpen zu verlassen, als auf Menschen. Die Haltung sämmtlicher Papiere ist fest, wird heute gemeldet.

Was schadet's, daß die Herren Köche in Dresden das Rezept verloren haben, uns Deutschen etwas Leidliches zu kochen und zu brauen! In einer andern Küche werden die Töpfe ans Feuer gesetzt. Der berühmteste Pariser Kochkünstler Borel hat einen Ruf in die kaiserliche Hofküche nach Petersburg erhalten und ist dahin abgereis't. Er kocht unmittelbar für den Kaiser. Wünschen wir ihm Glück und dem Kaiser Appetit; denn der Leser weiß: nach einer guten Mahlzeit lobt man sich, leben und leben lassen. Aus dem Magen kommen die guten und schwarzen Gedanken.

Musikalische Literatur.

Mozart's Klavierkonzerte in Partitur-Ausgabe.

Schon seit Jahren ist man bemüht, die mehrstimmigen Tonwerke der bedeutenderen Meister in Partitur zu drucken und so dem allgemeinen Verständniß näher zu bringen. In dieser Gestalt sind Compositionen der verschiedensten Gattungen erschienen und haben nicht wenig zur Veredlung des Kunstgeschmackes beigetragen. Bei diesen verdienstvollen Bestrebungen bleibt es indessen eine, wenn auch fabelhaft klingende Wahrheit, daß von den Mozart'schen Klavierkonzerten bis auf den heutigen Tag noch nicht ein einziges in Partitur herausgekommen ist und doch sind gerade diese Tongebilde mit einer Fülle reizender Poesie ausgestattet, und von dem Meister mit einer Liebe und Sorgfalt ausgeführt, wie wir sie nur an den vorzüglichsten Schöpfungen dieses hohen Genius zu finden vermögen. Je fühlbarer ein solcher Mangel in der musikalischen Literatur bis daher gewesen, desto freudiger muß man nun ein Unternehmen begrüßen, welches bezweckt, demselben abzuhelfen. Die Verlagshandlung von Johann André in Offenbach, von den Unterzeichneten dazu aufgefordert, hat sich bereit erklärt, die ausgezeichnetsten Klavierkonzerte Mozart's (also deren größere Mehrzahl) in Partitur erscheinen zu lassen, vorausgesetzt, daß sich eine, zu Deckung der Kosten hinlängliche Anzahl Subscripenten finden würde. Wir zweifeln hieran keinen Augenblick, glauben im Gegentheil hoffen zu dürfen, daß die Kunstfreunde nah und ferne, und namentlich alle Klavierspieler, mit reger Theilnahme ein Unternehmen werden fördern helfen welches zu größerer Verherrlichung deutscher Kunst ins Leben gerufen ist. Die Verlagshandlung hat die Versicherung gegeben, daß die neue Ausgabe eine schöne und möglichst wohlfeile werde, und der Subscriptionspreis für die einzelne Partitur zum Mindesten nicht höher kommen solle, als der bisherige Preis für die Klavierstimme allein. Die Unterzeichneten haben gerne die Verpflichtung übernommen, die Auswahl der Konzerte und Anordnung der Partitur selbst zu leiten, und werden mit Hrn. André gemeinschaftlich für möglichste Korrektheit des Druckes Sorge tragen. Und somit seyen denn alle Verehrer Mozart's zur Betheiligung an diesem neuen Denkmal der Dankbarkeit gegen den entschlafenen Meister eingeladen!

Frankfurt, 27. Febr. 1851.

Julius André. F. X. Glückauf. J. C. Hauff. H. Henkel. J. G. Heymann. H. Hilliger. P. Horr. Fr. Messer. W. Oppel. F. W. Kühl. Aloys Schmitt. X. Schnyder von Wartensee.

Theater-Anzeige.

Freitag, 14. März, bleibt das Theater geschlossen.

Samstag, 15. März. Rosenmüller und Finke, oder: „Abgemacht!" Original-Lustspiel in 5 Aufzügen von Töpfer.

Sonntag, 16. März Oberon, König der Elfen, große Oper in 3 Akten, Musik von Weber.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 64. Samstag, den 15. März 1851.

Die Goldsucher am Sakramento-Flusse.

(Erinnerungen einer Reise in Californien im Jahre 1848. Nach dem Französischen mitgetheilt von August Marckhoff.)

(Schluß.)

„Siehe, da sind Sie ja auch wieder," rief der Kentuckische Riese uns ziemlich verächtlich zu; „ich nehme an, daß Sie vom Graben zurückkommen?"

„Sie haben Recht."

„Ein schlechtes Handwerk! Uebrigens thut Jeder, wie er's versteht. . . . Ich bin jetzt reich! Ich! . . ."

„Ah, wirklich, Sie sind reich, Sie?" sagte der Gambusino. „Wie ist denn das gekommen?"

„Auf sehr einfache und mühelose Art. Hier lesen Sie meine Rechnung: das Vermiethen von 10 Meißeln für 20 Piaster täglich macht 200 Piaster; mein Gebäude, welches 12 Schläfer faßt, zu 2 Piaster jeder, bringt mir 24 Piaster ein; rechnet man dazu eine Abgabe von einem Piaster, die ich von jeder Quantität Goldes, die man bei mir wiegen läßt, erhebe, was sich täglich auf 20 Piaster beläuft, so sehen Sie, daß ich in fünfunddreißig Tagen 8540 Piaster gewonnen habe, ohne den Verkauf von 100 kleinen Waagen, jede zu 10 Piaster, was mein Vermögen auf 9,540 Piaster bringt. . . . Mein Unterhalt hat mir keine Ausgaben gemacht . . . ich habe ihn immer gewonnen, indem ich die Besorgung der Küche meiner Kunden übernahm. . . . Wenn ich Ihnen alle diese Details mittheile, so geschieht es, weil ich nicht fürchte, daß Sie mir Konkurrenz bereiten. . . . . Was halten Sie von meinem Geiste?"

„Hier ist ein Piaster," sagte der Gambusino, ohne auf die Frage des Amerikaners zu antworten, „wiegen Sie uns dieß wenige Gold, das wir gegraben, so gut wir es verstanden."

Bei diesen Worten legte Quirino das Gold hin, was ich getragen.

„By God! God bless me!" rief John Bell, „61 Pfund! Nehmen Sie nur die Unze Goldstaub auf 14 Piaster an, so macht das schon 13,454 Piaster."

„Bah, das ist noch nicht Alles," sagte ruhig Quirino.

Der Kentuckier ergriff die beiden Hände des Gambusino und drückte sie, als wenn er sie hätte zerquetschen wollen.

„Tapferer, edler Kaballero," sagte er zu ihm mit seiner süßesten Stimme, „Sie wissen, daß ich stets Ihr Freund war, . . nicht so? . . . Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich auch 60 Pfund Gold finden!"

„Was geben Sie mir?"

„Was ich Ihnen gebe? . . . Alles, was Sie wollen, Alles! den zwanzigsten Theil der Summe zum Beispiel . ."

„Nicht genug."

„Nicht genug! Mehr als drei Pfund Gold . . . d. h. 760 Piaster und mehr! . . . Wohlan, hören Sie . . . ja, so soll es seyn . . . ich opfere mich. . . . Verschaffen Sie mir 60 Pfund Gold und ich überlasse Ihnen Miß Annette."

„Abgemacht!" sagte der Gambusino.

Dieses Wort übte eine solche Wirkung auf den Amerikaner aus, daß es ihm Mühe kostete, verständlich zu stammeln:

„Wann?"

„Morgen früh, fünf Uhr," erwiederte Quirino.

„Sie täuschen mich doch nicht? . . . . Sie kommen doch morgen?"

„Oh, seyen Sie unbesorgt, ich werde mich pünktlich einstellen," sagte der Gambusino, indem er diese Worte mit dem zweifelhaften Lächeln begleitete, das ich nicht gern bei ihm sah.

Mein Körper schmerzte mich in Folge der unglaublichen Strapatzen, die ich ertragen, so sehr, daß ich mich auf meine Bisonhaut zu werfen in mein Zelt eilte.

Die drei Indianer, welche am folgenden Morgen kamen, um die 2,100 Piaster, welche ich ihnen schuldete, zu holen, rissen mich auf einen Augenblick aus meinem Schlafe; ich bat sie, mir etwas Wasser und Nahrung zu reichen, worauf ich wieder einschlief.

Um acht Uhr Abends trat der Gambusino in mein Zelt, in dem Augenblicke, wo ich mich endlich zum Aufstehen entschloß.

„Lieber Freund, ich komme, Ihnen Lebewohl zu sagen. . . . Ich gehe gleich zu meiner großen Reise ab."

„Sie reisen, Quirino?"

„Ja, lieber Freund, ich wiederhole es Ihnen, ich reise. Ich füge noch bei, daß ich Ihnen sehr verpflichtet werden würde, wenn Sie mir darüber keine Gegenvorstellung machten. . . . . Sehen Sie, der Mond erhellt herrlich die Gegend. . . . Wollen Sie mich noch eine oder zwei Stunden begleiten?"

„Oh, sehr gern, Rafael."

„Ich habe ernstlich mit Ihnen zu reden, lieber Freund," sagte er nach einer Stunde Marsches, „hören Sie mich aufmerksam an. Sie sind jetzt reich, denn ich halte Sie für genügsam; setzen Sie daher nicht aus maßloser, toller Habsucht die ruhige Zukunft, die Sie erwartet, aufs Spiel. Uebermorgen geht nach Monterey eine Karavane zurück, die dieser Tage mit Lebensmitteln zum Sakramento gekommen ist. Schließen Sie sich dieser Karavane an. Ihr Chinin und Ihre Hacke sind Ihnen nützlich gewesen, suchen Sie nun nach Europa zurückzukommen, ohne Ihr Messer nöthig zu haben. Dieser Placer des Sakramento, den schon jetzt es sehr gefährlich ist zu bewohnen, wird bald in Folge der europäischen Habsucht ein Schauspiel darbieten, das geeignet ist, den Teufel so glücklich zu machen, als wenn er in dem Himmel wäre. Schwert, Hunger und Gift, drei schreckliche Gewalten, die sich oft um meine armselige Existenz gestritten haben,

werden unerbittlich die Reihen jenes tollen Haufens, den ich heraneilen sehe, decimiren und mit seinen Gebeinen den Sand der Wüste bedecken. . . . Glauben Sie meiner Erfahrung. . . . Sie können sich weder denken, noch können Sie wissen, was ein Placer ist, welcher der Konkurrenz der Plünderung anheimgefallen . . . es ist schrecklich! Versprechen Sie mir abzureisen?"

„Ja, Rafael, auf Ehre, ich verspreche es Ihnen."

„Das sind schöne Worte. Jetzt Adieu! Denken Sie zuweilen an mich . . . . in Ihrem Gebete!"

Der Gambusino drückte mir herzlich die Hand und entfernte sich dann raschen Schrittes. Lange Zeit sah ich ihm beim hellen Scheine des Mondes mit feuchtem und bewegtem Blicke nach. Wohin ging dieser Mann, der eben noch ein so großes Gewicht auf mein Schicksal gelegt? . . . . zum Tode oder zum Ruhme?

Betrübt ging ich zu meinem Zelte zurück, wo ich die Nacht in trüben und melancholischen Gedanken zubrachte, ohne mich wieder dem Schlafe überlassen zu können.

Am andern Tage fand man den Leichnam John Bell's in einer Schlucht. Ein Dolchstoß hatte seine Brust durchbohrt. Man schrieb seinen Tod einem Falle, einem Unglücke zu, — die Raskadores raubten sein Gold.

Am nächsten Morgen reis'te ich, meiner Zusage getreu, mit der Karavane nach Monterey zurück.

In England verkaufte ich das Gold, das ich vom Sakramento mitgebracht, für die Summe von 75,000 Thalern.

Oft denke ich noch an Quirino; ich erwarte täglich die Nachricht zu hören, daß ein armer Goldsucher einen Placer gefunden, der ganz andern Werth hat, als der des Sakramento, — einen Placer, dessen Ausbeutung mächtig auf das Schicksal Europa's influiren muß.

Diese Begebenheiten, welche man eben gelesen, wurden mir im Juni 1849 von einem Spanier, Herrn Carlos Urriaga, mitgetheilt, der vom Sakramento gerade zurückkehrte.

Herr Urriaga, den ich vor einigen Jahren in Californien kennen lernte, ist ein junger Mann voll Offenheit und Rechtlichkeit. Mit viel gesundem Verstande und wenig Einbildungskraft begabt, halte ich ihn nicht für fähig, eine der Thatsachen, die sich auf seine Bekanntschaft mit dem Gambusino Quirino und auf seinen Aufenthalt am Placer des Sakramento beziehen, erfunden oder selbst einmal entstellt zu haben. Ich habe diese Erzählung wörtlich so, wie ich sie von ihm erfuhr, niedergeschrieben.

Was die kurze Beschreibung der Oertlichkeiten anlangt, welche diese Geschichte enthält, so ist sie ebenfalls um so genauer, als ich selbst die Häfen von Monterey und San-Franzisko besucht und die Ufer des Sakramento gesehen habe. Nur war ich damals weit davon entfernt, zu denken, daß ich, wenn ich mich bei meiner Rückkehr von der Jagd in dem — damals noch unbekannten — Paktolus zuweilen badete, auf Gold schwamm.

Paul Duplessis.

Die Gewerbefreiheit.

Von mehreren Stimmen, welche zwar der betheiligten Industrie selbst nicht unmittelbar angehören, jedoch an den Interessen derselben lebhaften Antheil zu nehmen scheinen, wird als das gründlichste Mittel zur Hebung des Gewerbfleißes im Großen und Ganzen, die Freigebung der Gewerbe, die sogenannte „Freiheit der Arbeit" empfohlen. Sie sagen, man entfessele die jetzt theilweise gebundenen Kräfte, lasse sie frei und unbeschränkt walten, und die monopolische Tendenz der deutschen Industrie und des deutschen Gewerbwesens wird von selbst aufhören, ohne des Spornes auswärtiger Concurrenz zu bedürfen. Es wundert uns, daß einsichtsvolle Männer solchen Täuschungen sich hingeben mögen. Die traurigen Ergebnisse, welche die Gewerbefreiheit fast überall, wo sie eingeführt worden ist, nach sich zog, sollten sie zur Genüge belehrt haben, daß auf diesem Wege zu einem wünschenswerthen Ziele nicht zu gelangen ist. Die absolute Freiheit des Gewerbewesens, Hand in Hand gehend mit der unbeschränkten Theilbarkeit des Grund und Bodens, hat in Frankreich und anderwärts im Westen Europa's die bedauerlichen Erscheinungen des Proletariats und der socialen Lehren in das Leben gerufen. Die Fortschrittskünste der Industrie bieten dafür wahrlich keinen zureichenden Ersatz. Eine verarmte, den Ackerbau nur als Nebengeschäft betreibende und bei industriellen Unternehmungen gegen geringen Tagelohn verwendete, allen Schwankungen des Verkehrs preisgegebene Bevölkerung verfällt nur zu leicht den Schlingen jener verführerischen Irrlehren, welche von den Aposteln des Umsturzes geschäftig in allen Richtungen verbreitet werden.

Die Freiheit der kleinen Gewerbe ruft im Momente eine Unzahl von selbstständigen Etablissements in das Leben, die jedoch großentheils mit dem Morgen entstehen und mit dem Abend vergehen. Es wird damit einer tief wurzelnden, aber nicht immer berechtigten Neigung der menschlichen Natur geschmeichelt. Allerdings gibt es Talente und Geschicklichkeiten, welche vollkommen berufen sind, sich zur Selbstständigkeit emporzuschwingen, und denen bei eifriger Bemühung ein lohnender Erfolg nicht fehlen kann. Allein darüber vermögen wir uns keine Täuschung zu machen, daß die große Menge mit so überwiegenden Talenten nicht begabt und von der Natur auf ein Verhältniß angewiesen erscheint, welches man das dienstliche nennt. Jedermann ist zur Arbeit geschaffen, zum Dienen und Gehorchen sind die Meisten bestimmt. — Der Gewinn, welchen das Publikum von der Gewerbefreiheit zu ziehen hofft, besteht in der durch die erwartete Concurrenz vermittelten Verwohlfeilung der Waaren. Halten wir jedoch dagegen, daß eben diese Freiheit zu schlenderischer und unredlicher Arbeit nicht selten verleitet, und daß hierdurch empfindliche Capitalsverluste entstehen, so erscheint der bloße ökonomische Vortheil dieser Einrichtung aufgehoben, während die moralischen und staatswirthschaftlichen Unpassenheiten derselben jedenfalls feststehen. Außerdem ist es ein Erfahrungssatz, daß die kleinen Gewerbe sich bei der Gewerbefreiheit großentheils nicht zu erhalten im Stande und meist unternehmungslustigen Capitalisten zu verdingen genöthigt sind, welche ohne specielle Kenntniß des Gewerbszweigs denselben als Speculationssache im Großen betreiben. So schlägt die Ueberspannung des Selbstständigkeitsbetriebs in ihr directes Gegentheil um, das Kleingewerbe schwindet und verfällt dem Capitale. Die Ausbeutung wächst, mit ihr das Uebel des Proletariats und der allgemeinen Entsittlichung und Verarmung.

Stellen wir uns auf den Standpunkt des großen Gewerbswesens, der Industrie im höheren Sinne des Wortes, so läßt sich bestimmt nicht in Abrede stellen, daß diese in ihrem Entstehen und in ihrer Entwickelung zum großen Theile vom Capitale abhängig ist. Ohne große Fonds lassen sich derlei Unternehmungen weder ins Leben einführen, noch fortführen. Dadurch verengt sich jedenfalls schon die Sphäre großer industrieller Unternehmungen, dadurch geschieht es ferner, daß ein neu hinzutretender Concurrent höchstens eine unbedeutende Ermäßigung der Preise für nöthig erachtet, da er im Ganzen auch selbst an den Bequemlichkeiten des inländischen Industriemonopols, so weit als möglich, Theil zu nehmen wünscht, und wünschen muß. Gerade bezüglich der großen Industrien erscheint die angemessene und geregelte Zulassung der Weltindustrie nützlich und fördersam. — Wollte man übrigens die große Industrie gänzlich entfesseln und im Sinne der Prediger der Gewerbefreiheit emancipiren, so könnte es leicht geschehen, daß in einem bestimmten, günstige Verhält-

nisse darbietenden Augenblicke unermeßliche Capitalien bestimmten Zweigen sich zuwenden und andern für das Gedeihen des Staats unerläßlichen Produktionssphären entziehen würden. Diese Ueberwucherung eines Organs der gesellschaftlichen Thätigkeit auf Kosten des andern ist ein schlimmes Uebel, es legt die Keime furchtbarer Umwälzungen und läßt die Gesellschaft niemals zu jener Stetigkeit gelangen, welche im Interesse der Ordnung und einer friedlichen Entwickelung so sehr vonnöthen ist.

Wir halten es deßhalb für eine Pflicht des Staates, daß die Freiheit des großen und kleinen Gewerbes in angemessene Schranken gefaßt, daß Jedem, der den Beruf, die Kraft und die nöthigen Mittel besitzt, es möglich gemacht werde, eine geeignete Stellung in der Gesellschaft einzunehmen, daß jedoch solche Maßnahmen getroffen werden, welche dazu dienen, den Trieb der Konkurrenz vor Entartung zu bewahren. Die Regierung ist berufen, bei der Verleihung von Gewerben Einfluß zu nehmen und die Organisation derselben zu leiten. Sie erfüllt dadurch eine hohe und wichtige Pflicht gegen die Gesellschaft.

(Darmst. Ztg.)

Ein Trauerspiel in Kurhessen.

Ein Beitrag zur Geschichte unserer Tage von Dr. A. Pfaff. Braunschweig, Westermann. 1851.

Dieses Trauerspiel, zwar ein begränztes Ganze für sich, ist doch wiederum nur ein Aufzug des großen deutschen Trauerspiels. Das Beifallklatschen der radikalen Republikaner mischte sich wunderlich mit dem Applause ihrer Todfeinde; dieser galt dem vermeintlichen Siege der Ordnung, jenes der Selbstvernichtung des monarchischen Rechtsstaates in Deutschland. Denn hier bekämpften nicht etwa zwei entgegengesetzte politische Principien einander, wobei die siegende Gewalt wenigstens das Recht der Selbsterhaltung mit dem Gegner gemein gehabt hätte; sondern eine principlose Gewalt bekämpfte das Princip, das sie selbst bis dahin als das eigene zur Schau getragen hatte. Die Willkür und die Leidenschaften einzelner Menschen traten nicht allein gegen die öffentliche Meinung und Stimmung, sondern auch gegen das in aller Form — größentheils durch sie selbst — verbriefte Recht auf. Kaum nahmen sie sich die Mühe, mit einigen Formeln einen Schein des Princips und der höheren Berechtigung über der von ihnen angegriffenen herzustellen. Aber schon dieser schwache Schein galt als hinreichender Grund für ihre Unterstützung durch monarchistische Heeresmächte, welche kurz zuvor der rothen Fahne gegenüber auf den ihren das selbe Recht als Bannerspruch geführt hatten, das sie jetzt bekämpfen halfen. Ja schon vor 1848 hatte gerade Bayern ein (S. 8 unseres Buches mitgetheiltes) Votum für die jetzt von ihm unterdrückte Sache officiell abgegeben und sich selbst damit zum Voraus das schärfste Urtheil gesprochen.

Die Personen dieses „Trauerspiels in Kurhessen“ sind bekannt. Sein kritischer Referent in dem genannten, klar und würdig gehaltenen und überaus stoffreichen, Buche ist A. Pfaff, früher mit Oetker Herausgeber der neuen hessischen Zeitung. Außer der dokumentarischen Geschichte der jüngeren und jüngsten Vergangenheit Kurhessens gibt er die enge damit verbundenen Personalien der Hauptakteurs, wie Scheffers, Hassenpflugs, Vilmars, sowie Skizzen über ihren journalistischen, militärischen, geistlichen u. a. Troß und über ihre schönen Tage in Aranjuez bei Hanau. Zu den merkwürdigsten Theilen des Buches gehört die Geschichte des vormärzlichen Scheinkonstitutionalismus in Kurhessen und beiläufig in Deutschland mit vielen Belegen und anekdotischen Einzelheiten. Ihre Leser in künftiger Zeit werden mit dem Kirchenvater sagen: „Wir glauben es, weil es widersinnig ist (credo quia absurdum est)“ — was Anderes konnte in jener Wunderzeit geschehen?

Vortrefflich schildert der Verfasser die zur politischen Gewalt erhobene religiöse Muckerei. Diese Macht weiß die Wunden, die sie schlägt, durch unfehlbare Zauberformeln auch wieder zu heilen. Die verarmten Bürger Kurhessens werden durch Scheffer und Bickell damit getröstet (S. 23): „Die Noth sei gut und heilsam, damit die Menschen Herrn Jesum erkennen lernen“ und „es ist recht gut, wenn es dem Menschen schlecht geht, denn das Wohlleben gebiert die Sünde“. Uebrigens verlautet nicht, daß diese Seelenärzte ihr Recept bei sich selbst in Anwendung bringen. — Leider ist der Protestantismus nicht bloß in beiden Hessen, sondern auch in andern Ländern, in welchen sein Geist am Frühesten und Frischesten wurzelte, großentheils zum todten Buchstaben und zum Zerrbilde seiner selbst geworden. Auf manchem hohen Kirchenstuhle, von welchem einfache und treue Volkslehrer die Saat des Lebens ringsumher ausstreuen sollten, blähen sich Zeloten und legen das Unkraut, das ihre Miethlingsobhut wuchern ließ, dem Teufel — d. h. den Freigemeindlern, Deutschkatholiken und Demokraten — zur Last. Aber mit geheimer Angst vernehmen sie die Stimme der Zeichendeuter: „Die alten Kirchen, wie der alte Staat, reifen — der Auflösung entgegen, und das neue tausendjährige Reich sendet bereits seine warnenden, mahnenden Vorboten.“

Frankfurt a. M. Dr. Lorenz Diefenbach.

Mannichfaltigkeiten.

In Hannover gibt's eine große Zahl unglücklicher Bräute. Sie sind mit Offizieren verlobt und die Erlaubniß zur Heirath, die der König ertheilt, will immer nicht kommen. Erst hofften sie, daß der heilige Christ sie bescheeren, dann, daß ein Neujahrsgeschenk daraus gemacht werde, allein es war vergebens. Nun auch der Vermählungstag des Kronprinzen, 18. Februar, vorüber ist, ohne daß man der harrenden Bräute und ihrer Thränen gedacht hat, ist für lange Zeit jede Hoffnung dahin, wenn nicht doch noch der König eine Ueberraschung bereitet, etwa zum grünen Haas.

Auf der Londoner Ausstellung können alle Völker, wie beim ersten Pfingstfest, das Evangelium in ihrer Sprache hören. Die englische Bibelgesellschaft legt die heilige Schrift in 150 Sprachen gedruckt vor.

(Stuttgart, 10. März.) Nach uns aus Bremen zugekommenen Nachrichten besteht in Bremen zum Schutze und zur Fürsorge für Auswanderer ein vom Senat obrigkeitlich bestätigtes Nachweisungsbureau. Dasselbe weis't namentlich nach: ein gutes und billiges Logis unter Mittheilung der festgestellten Taxen, die Namen und Wohnungen der obrigkeitlich konzessionirten Schiffsexpedienten und Schiffsmäkler; die Durchschnittspreise der gewöhnlichen Bedürfnisse der Auswanderer an Blechgeschirr, Matratzen und anderen Gegenständen, und gibt den Auswanderern gedruckte Verhaltungsmaßregeln, sowohl behufs ihrer Einschiffung, als auch für ihre Ankunft am überseeischen Bestimmungsorte, wie auch zuverlässige Belehrung über specielle Fragen, insbesondere, wo und wie etwaige Beschwerden von den kompetenten Behörden rasch erledigt werden. — Genanntes Bureau ertheilt durch beeidigte Beamte ganz unentgeldlich Auskunft; eine Aufmunterung zur Auswanderung liegt durchaus nicht in seinem Zweck; auch gewährt dasselbe niemals Geldunterstützungen. Dagegen wird dasselbe auf das Eifrigste

beflissen seyn, Denjenigen, die entschlossen sind, vom Bremer Hafen aus das Vaterland zu verlassen, alle sonstigen Erleichterungen zu verschaffen, und überhaupt in dem Sinne thätig zu seyn, welcher die „deutschen Gesellschaften" in Nordamerika belebt und der Wirksamkeit derselben so große Segnungen bereitet hat. — Wir begrüßen dieses von der Bremer Regierungsbehörde in Vereinigung mit der Handelskammer gegründete gemeinnützige und uneigennützige Unternehmen mit Freuden, und hoffen, daß von Seiten unserer Behörden die nöthigen Schritte geschehen werden, um bei der Ausstellung von Reiseurkunden über Bremen die Auswanderer auf dieses Nachweisungsbureau besonders aufmerksam zu machen. Dasselbe ist im Bahnhofsgebäude, am Landungsplatze der Oberweser-Dampfschiffe, und unterm Schüttinge am Markte, täglich geöffnet. (Staats-Anz.)

Ganz Dänemark zählte am 1. Febr. 1850 nur 3941 Juden, 1765 Reformirte, 724 Katholiken, 724 Baptisten und nur zwei Personen, die sich keinem allgemeinen Bekenntnisse anschlossen. Die ganze übrige Bevölkerung ist lutherisch. Die nichtlutherischen Bekenntnisse machen also nur ein halb Prozent der Bevölkerung aus.

Korrespondenz.

Darmstadt, 12. März.

Wir feierten gestern Abend im großh. Hoftheater ein seltenes Fest. Frau Antonie Grahn, seit dem September 1810, also über 40 Jahre ein geschätztes Mitglied unserer Hofbühne, hatte als Anerkennung ihrer Leistungen und zur Feier ihres 50jährigen Jubiläums als Schauspielerin von Sr. k. Hoh. dem Großherzoge eine Benefizvorstellung erhalten. Wir sahen diese im Fache komischer Mütter und aus dem Leben gegriffener markanter Charakterrollen ausgezeichnete Schauspielerin bereits im Jahre 1811 und 1812, als Iffland hier Gastrollen gab, und dieser große Künstler und competente Richter sprach damals schon das günstigste Urtheil über diese Frau aus. Seitdem wirkte sie in demselben Fache mit gleicher Emsigkeit und Rührigkeit, mit gleicher Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit fort. Vier Decennien schienen spurlos an ihr vorübergegangen und — eine so seltene als merkwürdige Erscheinung — die Siebenzigerin (sie zählt bereits 74 Jahre) ist noch so lebhaft, klar und bestimmt in Sprache und Action, in der ganzen Charakterzeichnung, wie die Dreißigerin. Gab sie nicht vor kurzem noch die Oberförsterin in Iffland's „Jägern", die Nachbarin in „Das war ich" und andere Charakterrollen so vortrefflich wie vor dreißig und vierzig Jahren? Ihr Sohn, früher auch Mitglied der hiesigen, jetzt der Frankfurter Bühne, ihre Enkelin, Fräul. Antonie Grahn vom Mannheimer Hoftheater, standen ihr, was das Fest noch rührender und interessanter machte, gestern Abend zur Seite. Wir hätten gerne Frau Grahn an diesem ihren Ehrentage in einer ihrer ausgezeichneten Rollen gesehen. Indessen ist die Wahl einer Benefizvorstellung immer schwer und dabei gar Manches zu beachten. So kam denn ein früher beliebtes, längst vom Repertoire verschwundenes Stück, Clauren's „Bräutigam aus Mexiko", oder: „Die Kartoffeln in der Schaale" wieder zum Vorscheine. Die Jubilarin gab die Wittwe Hedwig, Fräul. Antonie Grahn deren Nichte Suschen, Hr. August Grahn den Baron Eberbach. Das große Haus war gefüllt von Zuschauern, welche die Jubilarin herzlich empfingen und sie nach dem Stücke riefen und mit Beifall überhäuften. Eben so nach dem zweiten sehr ansprechenden Originallustspiele von Wilhelmi: „Einer muß heirathen!" (angeblich nach einer Anekdote aus dem Leben der Brüder Grimm). Hr. Grahn gab den Professor Jacob Zorn, Hr. Schneider von Frankfurt den Professor Wilhelm Zorn, Frau Grahn die Tante Gertrude, Fräul. Grahn die Nichte Louise. Als nach Beendigung der Vorstellung das zahlreiche Publikum abermals in lebhaften Hervorruf der Jubilarin ausbrach und sich nun der Vorhang langsam hob, da bot sich dem Auge eine schöne, dem Herzen eine rührende Scene. Die würdige Künstlerin trat, geleitet von Sohn und Enkelin, vor, das ganze Personal des Schauspiels und der Oper, Damen und Herren, festlich geschmückt, umstanden sie; Frau Marie Steck nahte sich der Jubilarin und sprach mit Gefühl in schönen Versen eine warme Anerkennung ihrer Leistungen und die herzlichsten Wünsche für ihr fortdauerndes Wohl aus, welchen das Publikum durch lauten und anhaltenden Applaus beistimmte. Tief gerührt lehnte sich die Gefeierte an die Brust ihres Sohnes und sank weinend in die Arme der Enkelin, welche der Jubilarin Namens ihrer Kunstgenossen den wohlverdienten Lorbeer in silbernem Kranze überreichte.

Offenbach a. M., 7. März.

Die Direktion der hiesigen Sparkasse hat heute ein „Verzeichniß der den Einlegern in der Offenbacher Sparkasse am Ende des Jahres 1850 zu gut kommenden Kapital- und Zinsen-Beträge" veröffentlicht. Nach der mit diesem Verzeichniß verbundenen „Nachweisung über den Stand der Sparkasse am 1. Januar 1851" hatten die Einleger an Kapital und Zinsen gut: fl. 480,635. 12½ kr., während dieselben am 1. Jan. 1850 an Kapital und Zinsen nur fl. 394,159. 17½ kr. gut hatten. Im Jahr 1850 wurden der Sparkasse durch 1520 Einlagen fl. 175,890. 59½ kr. übergeben und in 727 Rückzahlungen fl. 102,255. 4½ kr. zurückgenommen. Die Einlagen übersteigen also die Rückzahlungen um fl. 73,635. 55 kr., eine Thatsache, welche augenfällig beweis't, daß das Vertrauen des Publikums zu dieser sehr wichtigen und nützlichen Anstalt, deren Reservefond am 1. Jan. 1851 fl. 30,281. 54¾ kr. war, fortwährend im Zunehmen begriffen ist.

Heidelberg, 11. März.

Die dießjährige Theatersaison wird heute geschlossen. Als vorletzte Vorstellung wurde am Sonntage die Oper: „Johann von Paris", von Boyeldieu, gegeben und auf heute ist als letzte Vorstellung das Lustspiel von Bauernfeld: „Bürgerlich und Romantisch", angekündigt. Die von dem Direktor des Theaters, Hrn. Spahn, verfaßten Abschiedsworte wird Mad. Fischbach vortragen. In dem am 4. März gegebenen Tagtheater wurde „die Tochter Pharaonis" von Kotzebue und „Ein Stündchen in der Schule" von Friedrich, gegeben. — Auch in diesem Winter bewies sich Hr. Spahn als ein sehr tüchtiger Direktor. Es geschah von ihm Alles, was der beschränkte Raum der Bühne gestattete, und bemühte sich, die Wünsche des Publikums möglichst zu erfüllen. Auch das Orchester war gut besetzt und leistete in einzelnen Stücken Ausgezeichnetes. Dafür war aber auch die Theilnahme des Publikums so groß, wie wir sie früher nicht leicht gesehen haben. Hr. Spahn wird von hier mit seiner Gesellschaft sich nach Rastatt begeben, um dort den Sommer zu bleiben. — Gestern Abend zogen die Studenten in einem großen Fackelzuge, an dem sich, wie wir hören, alle Corps betheiligten, durch die Stadt, brachten mehreren ihrer Lehrer Hoch's und begaben sich darauf zu einem gemeinschaftlichen Abschiedscommerce in die über dem Neckar gelegene Hirschgasse. Diese war festlich bekränzt und beleuchtet.

Frühlingsgruß.

Willkommen! Vögel, muntre Frühlingsboten,
Willkommen in dem schönen Odenwald!
Des Winters Stürme, die euch schwer bedrohten,
Sind nun dahin mit ihrer Allgewalt.

Noch grünt kein Zweig auf Bergen und auf Auen,
Noch sieht man nicht der Blumen Frühlingspracht;
Nur Muth gefaßt, bald werden wir sie schauen
In ihrer stolzen farbenreichen Tracht.

Ihr leichtbeschwingten Sänger auf den Triften,
Ihr Boten einer blüthenreichen Zeit!
Die aus dem Süden weit herüberschifften,
Euch sey der erste Frühlingsgruß geweiht!

Wilh. Dieffenbach.

Theater-Anzeige.

Samstag, 15. März. Rosenmüller und Finke, oder: „Abgemacht!" Original-Lustspiel in 5 Aufzügen von Töpfer.

Sonntag, 16. März. Oberon, König der Elfen, große Oper in 3 Akten, Musik von Weber.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 65. Montag, den 17. März 1851.

Der Seher.

Eine Erzählung von E. v. T.

1.

In einem mittelgroßen Dorfe an der Niederelbe lebte zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Mann mit Namen Conrad Warner, wegen der Lage seines Hauses inmitten einer weiten Wiese gewöhnlich der Wiesenbauer genannt, den alle Leute weit und breit mit einem aus Scheu und Hochachtung gemischten Gefühle betrachteten, weil das Gerede ging, er besitze eine Art von Sehergabe. Diese sollte darin bestehen, daß er den Ausgang jedes Unternehmens vorher wisse und auf das Genaueste sagen könne, in wie weit es glücklich oder unglücklich ablaufen werde.

Obgleich man keinen einzigen bestimmten Fall angeben konnte, wo er etwas Geschehenes zuvor mit klaren Worten vorausgesagt hatte, und obgleich er selbst bei jeder Gelegenheit aufs Nachdrücklichste erklärte, er wisse nicht mehr von der Zukunft, als die übrigen Menschen, und dringend bat, ihn mit unnützen Fragereien zu verschonen, so ließen sich die geringern Leute dennoch nicht von ihrem Glauben abbringen, sondern beobachteten alle seine Schritte und Tritte nur desto genauer, um daraus auf das Gelingen oder Mißlingen irgend eines Werkes zu schließen. Als das sicherste Zeichen des Mißlingens aber ward es angesehen, wenn der Wiesenbauer sich häufig in der Nähe des Ortes blicken ließ, wo irgend etwas unternommen worden war, z. B. der Bau eines Hauses oder einer Brücke, die Anlegung einer Straße, eines Teiches u. dgl.

Die Honoratioren von Neuenrode — so hieß das Dorf — machten sich über diesen Glauben der Leute lustig und wußten hundert Geschichten zu erzählen, wo der Wiesenbauer gerade das Gegentheil von Dem vorausgesagt haben sollte, was sich begeben hatte. Oft redeten sie ihn auch selbst auf seine vermeintliche Sehergabe an und hielten ihm lachend vor, wie gröblich er sich da und da geirrt habe.

Dergleichen Spöttereien aber glitten wirkungslos an ihm ab. „Hm — das hat seine Richtigkeit!“ waren die Worte, die er beständig auf solche Vorwürfe und Sticheleien erwiederte, wobei ein seltsames Lächeln seinen Mund zu umspielen pflegte. Die Gleichgültigkeit, mit welcher er alle über ihn gefällten Urtheile anhörte, diente nur dazu, den Glauben der Bauern an seine geheimnißvolle Begabung zu befestigen. Am meisten wurde er von einem reichen Kaufmann und Oekonomen, Namens Baumann, verhöhnt, der sich nicht allein über seine geistigen, sondern auch über seine körperlichen Eigenschaften lustig machte.

Die äußere Erscheinung des Wiesenbauers oder des Pfeifen-Conrads — wie er auch genannt wurde, weil er fast den ganzen Tag die brennende Pfeife im Munde trug — war allerdings etwas auffallend. Er maß kaum fünf Schuhe und ging gewöhnlich ein wenig gebückt — nur bei besondern Gelegenheiten, z. B. wenn er des Sonntags zur Kirche schritt, warf er den Kopf höher und stolzer. Seine Gesichtszüge waren mit Ausnahme einiger starken Runzeln auf der Stirn für einen angehenden Sechziger noch ziemlich voll und frisch; das spärliche graue Haupthaar fiel weit über die Stirn herab und reichte fast bis an die buschigen Brauen, unter denen ein grünlich blitzendes Augenpaar hervorschaute. Er sprach sehr wenig und meistens in abgerissenen Sätzen, blickte immer nachdenklich und grübelnd vor sich hin und vermied so viel wie möglich alle Berührung mit seinen Nachbarn und den übrigen Bewohnern des Dorfes. Der Grundzug seines Charakters war eine unendliche Gutmüthigkeit und Versöhnlichkeit; selbst die schwersten Beleidigungen, die Andere ihm in der Hitze des Zorns zugefügt, hatte er vergeben und vergessen. Nur sehr Wenige wußten sich eines Falls zu erinnern, wo er selbst in Zorn gerathen war — man behauptete indessen, daß er, einmal in Wuth versetzt, ärger sey denn ein grimmiger Löwe.

Seine Kleidung wich von der in Niedersachsen üblichen Tracht nicht ab, jedoch hegte er eine besondere Vorliebe für dunkle Farben. Er wohnte am äußersten Ende des Dorfes in einem kleinen freundlichen Häuschen, welches auf einer Seite von weiten Wiesen, auf der andern von einem hübschen Garten umgeben war, in welchem hauptsächlich Obstbäume und Gemüse gezogen wurden; nur einige wenige Beete waren für Blumen und Zierpflanzen bestimmt.

Dieser Garten, seine Wiesen und einige Morgen Ackerlandes nahmen fast ausschließlich seine Thätigkeit in Anspruch. In jeder Morgenfrühe sah man ihn mit einem Rechen in der Hand und mit der brennenden Pfeife im Munde aus seinem Häuschen treten und nach einer kurzen Besichtigung des Gartens seinen abseits vom Dorfe liegenden Feldern zuschreiten, wo er bis zum Mittage blieb. Die übrigen Stunden des Tages pflegte er mit Gängen durch das Dorf und mit Wanderungen zu den benachbarten Orten zu verbringen; Abends saß er gewöhnlich zu Hause und leistete seiner uralten sechsundachtzigjährigen Mutter und seiner jugendlichen Tochter Elisabeth Gesellschaft.

Außer dieser Tochter besaß er noch eine andere, um vier Jahre ältere, welche in einem der umliegenden Dörfer verheirathet war. Seine Frau war schon lange, lange Jahre todt.

Elisabeth galt allgemein für das schönste Mädchen in Neuerrode, und da man sich heimlich zuflüsterte, der Wiesenbauer habe mehr klingende Münze, als irgend ein Bauer sechs Meilen in der Runde, so bewarben sich Viele um sie. Indessen war es nicht allein die Hoffnung auf eine reiche Mitgift, welche die jungen Bursche anlockte; ihre klaren, blauen Augen, ihr schönes dunkelblondes Haar, ihre frischen, rothen Wangen, ihre schlanke,

zierliche Gestalt und ihr anmuthiges, freundliches Wesen würden alle Herzen erobert haben, auch wenn sie das ärmste Mädchen des Dorfes gewesen wäre.

Bislang hatte sich jedoch Niemand rühmen können, irgend einen besondern Beweis ihrer Gunst empfangen zu haben. Sie war gegen den Einen so freundlich, wie gegen den Andern, und als den Wiesenbauer eines Tages sein reicher Nachbar fragte, ob er denn nicht bald daran denke, seine Elisabeth zu verheirathen, so lächelte Jener verschmitzt und erwiederte:

„Geduld, — Geduld — 's sind böse Zeiten! Freien und Kriegsgeschrei — 's paßt nicht zusammen, 's paßt nicht zusammen!"

Dazumal war eben das ganze nordwestliche Deutschland durch ein Dekret des Kaisers Napoleon mit dem französischen Reiche vereinigt worden, und tiefer Blickende sahen mit banger Besorgniß der Zukunft entgegen. Der Gedanke, daß die täglich steigenden Anmaßungen des fremden Gewalthabers die Unterdrückten über kurz oder lang zu einem Verzweiflungskampf aufflacheln mußten, schien schon jetzt in mancher Seele aufzusteigen, und ein Mann, wie der Wiesenbauer, der so Vieles im Leben erfahren hatte und Alles genau beobachtete, konnte auch ohne die ihm zugeschriebene Prophetengabe wohl voraussehen, daß die nächstfolgenden Jahre dem Vaterlande noch keine Ruhe bringen würden.

Außer diesen Befürchtungen vor einer stürmischen Zukunft bewog den Wiesenbauer aber noch eine andere Rücksicht, den Ermahnungen seiner Nachbarn und Bekannten, Elisabeth zu verheirathen, kein Gehör zu schenken. Sein scharfes Auge hatte nämlich längst entdeckt, daß seine Tochter ihr Herz bereits verschenkt habe und zwar an den Sohn eines ihrer Nachbarn, Heinrich Hammer mit Namen, mit welchem sie in gleichem Alter stand. Sie waren von Jugend auf täglich bei einander gewesen, waren zusammen confirmirt und hatten sich auch später sehr oft gesehen und gesprochen. So war ganz unvermerkt ein vertrauliches Verhältniß entstanden. Den Leuten im Dorfe erschien dieß nur als eine nachbarliche Bekanntschaft, der alte Wiesenbauer aber wußt' es besser und murmelte oftmals, wenn er mit Pfeife und Rechen feldein wanderte, still vor sich hin:

„Der Heinrich ist ein wackerer Bursche — möcht' ihn schon zum Schwiegersohn haben — — aber was kann's helfen? Elisabeth soll mir nicht im ersten oder zweiten Jahre schon Wittwe werden!"

Mit seiner Tochter, die nicht im Entferntesten ahnte, daß dem Vater ihre heimliche Neigung bekannt sey, sprach er indessen nie von ihrem Jugendfreunde. Außerdem war der Letztere, der das Zimmerhandwerk gelernt hatte, erst kürzlich auf die Wanderschaft gegangen, und es stand zu erwarten, daß er vor Ablauf eines Jahres nicht zurückkehren werde.

Die Liebe ist aber gar eine mächtige Zauberin, die selbst die weisesten Berechnungen und Pläne über den Haufen wirft.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon als Musikfreund.

(Nach Adolph Adam, dem Komponisten.)

Man hat oft Napoleon allen Sinn für Musik abgesprochen und als Beleg dafür die Thatsache aufgestellt, daß er Cherubini's Compositionen nicht verstanden und nicht geschätzt habe. Doch kann man die Musik sehr lieben, ohne gerade für Cherubini zu schwärmen, und es läßt sich sehr gut denken, daß ein Italiener, der von Cimarosa's, Guglielmi's und Paesiello's Tönen entzückt ist, nicht zugleich auch für Cherubini's Werke enthusiasmirt sey, dessen Musik doch eigentlich weder italienisch, noch deutsch und eben so wenig französisch ist. Der Vorwurf, unempfindlich gegen die Musik zu seyn, ist nicht der einzige, den man Napoleon gemacht; man hat auch seinen Geschmack für die schönen Wissenschaften und für die zeichnenden Künste in Zweifel gezogen. Und doch war er klassisch in der besten Bedeutung des Worts, aber er zog die Literatur aus dem Jahrhundert Ludwig's des Vierzehnten bei weitem der neuen vor, und dieß mag wohl der Hauptgrund zu jenem gegen ihn ausgesprochenen Tadel seyn.

Napoleon war nicht selbst Musiker, er sang nicht wie Karl der Neunte, er spielte nicht die Laute und componirte nicht wie Ludwig der Dreizehnte, doch beschützte er die Kunst und die Künstler, schon bevor er zum Kaiser ausgerufen wurde. Im Jahre 1798 fand eine glänzende Preisvertheilung im Konversatorium der Musik statt, welches damals kaum fünf Jahre bestand. Die Feierlichkeit ging auf der Bühne der großen Oper vor sich; der General Bonaparte, hier wie überall, wo er sich zeigte, mit dem lebhaftesten Enthusiasmus aufgenommen, präsidirte dabei und krönte mit eigener Hand eine junge Kreolin, deren abgeplattete Gesichtsbildung ihren farbigen Ursprung bekundete, deren lebhafte Züge und glänzende Augen aber einen feurigen und empfänglichen Geist verriethen. Dieses junge Mädchen, Karoline Chevalier, erhielt den ersten Preis im Gesang und in der Deklamation; sie erregte damals große Hoffnungen und erwarb sich einige Jahre nachher den verdientesten Ruhm. Das Publikum zollte den lautesten Beifall, als der General dem jungen Mädchen den Kranz überreichte; „eine Schülerin der Euterpe, gekrönt von einem Sohne des Mars", so berichteten damals alle Referenten, die nur ein wenig im zeitgemäßen Styl schrieben, über dieses kleine Ereigniß. Plötzlich erhebt sich ein Geräusch auf der Estrade, man flüstert sich einander zu, und alle Künstler erheben sich, ehrfurchtsvoll einen Greis begrüßend, der so eben eingetreten war. Die Versammlung erkennt ihn, ein Beifallssturm erhebt sich von allen Seiten, Napoleon fragt nach dem Namen des so Empfangenen, es war Piccini, der berühmte Komponist, der, so eben in Paris angekommen, dieser Feierlichkeit beiwohnen will.

Napoleon fordert sogleich den Greis auf, an seiner Seite Platz zu nehmen und mit ihm den Vorsitz zu theilen; neuer Beifall, neue Ausrufungen von allen Theilnehmenden über diese sinnige Vereinigung der Lieblinge Bellona's und Apollo's. Während der Preisvertheilung klagt Piccini sein Mißgeschick an Napoleon; die Revolution hatte ihn einer Pension von zwölfhundert Francs beraubt, die sein einziges Vermögen ausmachte. Er hatte sich nach Neapel zurückgezogen, wählte aber hier unglücklicherweise bei der Vermählung seiner Tochter mit einem Franzosen den Geschäftsträger und Konsul der französischen Republik als Zeugen. Dadurch kam der arme Piccini in den Verdacht des Jakobinismus, hatte die heftigsten Verfolgungen deßhalb von seiner Regierung zu erdulden und durfte auf Befehl des Ministers Acton sogar vier Monate lang sein Haus nicht verlassen. Ohne Anstellung und ohne Einkünfte, wäre Piccini fast dem Elende erlegen, wenn er nicht einige Kirchencompositionen an die Klöster verkauft hätte, die ihm freilich dafür kaum den Kopistenlohn zahlten. Der erste Friedensvertrag mit Frankreich machte es ihm möglich, sich etwas Geld zu leihen und damit nach Paris zu gehen, wo er von der Oper das Gehalt ausgezahlt zu erhalten hoffte, das ihm die gestürzte Monarchie zugesichert hatte. Napoleon schüttelte ungläubig den Kopf, Piccini kehrte mit schwerem Herzen in seine Wohnung zurück, erhielt aber am folgenden Tage von dem General Bonaparte die Summe von 5000 Francs zur Deckung seiner ersten Bedürfnisse und eine Pensionszusicherung von 2400 Francs zugesandt; überdieß wurde ihm noch für sich und seine Familie freie Wohnung im Hotel d'Angevilliers eingeräumt. Als Vorwand zu einer neuen Freigebigkeit wurde ihm

später die Composition eines Marsches für die Konsulargarde aufgetragen. Kurz vor seinem im Jahre 1800 zu Passy erfolgten Tode erhielt Piccini noch den Titel eines Inspektors des Konservatoriums mit einem Gehalt von 3000 Francs.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Basel, 10. März.) Hr. Prof. Wyß von Zürich hat zum zweiten Male einen sehr ehrenvollen Ruf als ordentlicher Professor des deutschen Privatrechts an die Universität Basel erhalten, aber aus Anhänglichkeit für seinen Heimathkanton abgelehnt. Basel würde besser thun, namentlich für die Juristenfakultät, zuerst Studenten zu berufen, bevor sie Professoren beruft. Sind wir recht berichtet — so sagt die in Basel erscheinende „Schweizerische Nationalzeitung" — so studiren gegenwärtig an der hiesigen Universität zwei Studenten die Rechte, während die Juristenfakultät bereits drei Dozenten zählt!!

Der 3. März war der kälteste Tag. An diesem Tage zeigte das Thermometer in Frankfurt 8, in München über 11 Grad Kälte, in Augsburg 11, in Ulm hatte man 15, in Karlsruhe 8, in Mainz 11, in Zürich 11, in Basel je nach der Lage 8—11, in Genf 5½ Grad Kälte, während in Mailand die Temperatur bis auf 1 Grad Wärme an diesem Tage gesunken war. Die Berichte aus ganz Frankreich, aus dem Norden sowohl, als aus dem Süden desselben, sprechen von starkem Schneefall und großer Kälte.

Zufolge einer aus den Prozeßtabellen der letzten 4 Jahre vor der neuen Gerichtsorganisation kombinirten Zusammenstellung kommen durchschnittlich im Jahr 99,800 Injurienprozesse bei den Gerichten der preuß. Monarchie zur Verhandlung. Durch Zugeständniß und Kontumazial-Verfahren wurden hiervon etwa 3 pCt. erledigt, durch Entsagung der Kläger 15 pCt., durch Vergleich 32 pCt. und durch Erkenntniß 31 pCt. Auf diese Resultate gestützt, hat der Justizminister die Bearbeitung der Injurienprozesse durch die Einzelrichter, selbst wenn die im Gesetz angedrohte oder vom Richter zu erkennende Strafe 6 Wochen Gefängniß oder 50 Thlr. Geldbuße übersteigt, bestehen lassen und die Vorschläge, welche eine Verweisung dieser Prozesse an die Kollegien empfahlen, zurückgewiesen. Dagegen ist es in das Ermessen der Kreisgerichte gestellt, in einzelnen Fällen auf den Antrag einer Partei die Verhandlung und Entscheidung vor das Kollegium zu verweisen, und in einem deßfalls vom Minister erlassenen Geschäfts-Regulativ werden die Einzelrichter angewiesen, die Akten, sobald ein derartiger Antrag von einer Partei erhoben wird, sofort an das Kreisgericht zu senden und vor weiterem Verfahren die Bestimmung des Kollegiums über die Erheblichkeit des Antrages abzuwarten.

(Debreczin.) Man unterhält sich hier von einem interessanten Ereigniß. Mehrere junge Leute der höheren Klasse vereinten sich, einen Ball abzuhalten. Die Damen zeigten keine besondere Lust. Am Abend des Festes hatten sich alle Schmollkrankheiten über die Schönen Debreczins ergossen; die eine hatte Husten, die andere den Schnupfen; die Herren fanden zu ihrem Erstaunen im Tanzsaale keine Ballrobe, keine rothe Blumen in dunkeln Haaren, keine Damen, auch nicht eine. Die Schönen Debreczins hatten sich verschworen, den Ball nicht zu besuchen, und äußerten dieß nur darum früher nicht, um die Männer, „welche in dem trostlosen Zustande des Vaterlandes noch an Tanzen denken könnten", zu bestrafen. Das größte und fast unglaubliche Wunder an der Sache ist, daß eine Verschwörung gegen den Tanz, die von einer solchen Anzahl Damen angezettelt und ausgeführt wurde, so lange ein Geheimniß bleiben konnte.

(Auerbach, 2. März.) In dem eine Stunde von hier östlich gelegenen Dorfe Schnartanne ereignete sich folgender traurige Vorfall: Der 26jährige Sohn des Waldarbeiters Gottlieb Löschner daselbst hatte in den ersten Tagen dieses Jahres ein ihm bei der Arbeit im Walde zugelaufenes, scheinbar munteres und freßlustiges Dachshündchen mit nach Hause genommen und dasselbe, trotz des väterlichen Abmahnens, in der Hausflur an einem Stricke angebunden gehalten. Plötzlich reißt sich der Hund los, dringt in die Wohnstube der zahlreichen Löschner'schen Familie, beißt den obenerwähnten Sohn ziemlich tief, die 17jährige Tochter zwar blutig, doch weniger bedeutend in die Hand und ist, nachdem er noch die Katze durch Biß verletzt hat, spurlos verschwunden. Die letztere zeigte bereits nach wenigen Tagen Spuren von ungewöhnlicher Bösartigkeit; sie wurde, nachdem sie noch einen jüngern Sohn Löschners in den Fuß gekratzt hatte, ohne Weiteres erschossen. Am Mittag des 27. Febr., 8 Wochen nach diesem Vorfall, kehrte der erstgenannte Sohn Löschners von einem 2½ Stunden entfernten Dorfe, woselbst er seither in Arbeit gestanden, krank ins väterliche Haus zurück; schon um 4 Uhr Nachmittags traten bei ihm die Erscheinungen der völlig ausgebrochenen Hundswuth ein, die sich jedoch im Laufe der Nacht im hohen Grade steigerten und dem am Morgen herbeigerufenen Arzte das entsetzlichste Bild der Wuthkrankheit, namentlich die Symptome titanischer Krämpfe, die mit den heftigsten Convulsionen wechselten, darboten. Der Unglückliche verschied unter furchtbaren Qualen nach 36stündigen Leiden. Noch schweben die beiden andern Geschwister in Gefahr; namentlich ist es die von dem Hunde verletzte Schwester, welche, tief erschüttert von dem traurigen Bilde ihres Bruders, mit banger Ungewißheit in die nächste Zukunft blickt und sich gegenwärtig einer schmerzhaften ärztlichen Behandlung unterziehen muß. Möge diese erschütternde Begebenheit zur Vorsicht mahnen; möge dieselbe einen Anlaß geben, daß namentlich in unsern nächsten Umgebungen der Unsitte, Hunde ohne Beaufsichtigung herumschweifen zu lassen und Städte und Dörfer mit ihnen gleichsam zu überschwemmen, gesteuert werde!

(London, 6. März.) Macready, der alte Stern auf der englischen Bühne, sagte am 26. Februar im Macbeth dem Publikum Lebewohl. Schon seit vierzehn Tagen waren alle Eintrittskarten zu dieser Vorstellung vergriffen. Es wurden Logensitze um den Preis von 4 Pfd. Sterl. angeboten und verkauft. Mit Macready geht der einzige Schauspieler Englands von der Bühne ab, der nach der Ansicht der englischen Kritik werth war, eine Shakespeare'sche Hauptrolle zu geben. Ohne jedoch ein Vorurtheil gegen die hiesige Darstellungsweise von Dramen zu haben, kann man wohl behaupten, daß Shakespeare'sche Rollen von manchem deutschen Künstler besonnener, durchdachter, ja sogar effektvoller gegeben werden, als jemals von Macready.

Der Kaiser von Rußland hat dem König von Preußen die zu dem schon früher erhaltenen St. Andreas-Orden gehörige Brillantkette, im Werth von mehr als einer Million, geschenkt — ein Stich für Fräulein Austria, die nicht mehr so „fest" an den Verträgen von 1815 hält, wie jetzt Fräulein Borussia.

Ein seit langen Jahren in Baselland etablirter badischer Bildhauer feiert gegenwärtig die glücklichsten Tage seines Lebens. Während ringsumher unsäglich Viele über Geld- und Verdienstmangel la-

mentiren, gehe bei ihm Alles nach Wunsch; Bestellungen kämen überall her wie geflogen und „Heilige“ könne er kaum genug produziren, um all die Kirchen im Elsaß und in Baden, welche darnach verlangten, damit mit diesem Artikel gehörig zu versehen. Die meisten „Heiligen“ (aus Stein oder Holz) müsse er ins Elsaß liefern; ja! neun Stunden unterhalb Strasburg habe er irgendwo in einer Kirche zu arbeiten, und sein Atelier daheim sey von Gehülfen, wie von Statuen beständig überfüllt. Gleich nach Ausbruch der Revolution, als die Republik eingeführt worden, habe in Frankreich die Religion bedeutend darniedergelegen; jetzt aber sey sie — was eben sein Metier beweise — stark wieder im Flor, und dieses Verdienst gebühre denn doch den Vätern der Gesellschaft Jesu. Diese brächten auch im Badischen drüben das religiöse Element wieder zu Ehren, namentlich durch zahlreiche Missionen, wo sie dann viel Gutes stifteten (!). Selbst solche Ortschaften, die als ganz verarmt gelten, zumal seit der „Empörung“, bauten neue Tempel, was man ebenfalls den ehrwürdigen Vätern Jesu zu verdanken habe.

(Kunstnotiz aus Nordamerika.) Lessing's großes Gemälde: „Johann Huß vor dem Scheiterhaufen“, befindet sich jetzt in Newyork in der Galerie des Kunsthändlers Boker. In Deutschland hat man das Bild kaum kennen gelernt; es war in Düsseldorf nur kurze Zeit ausgestellt, und nun ist es in Nord-Amerika, wo es wahrscheinlich in den Besitz eines reichen Yankis übergehen wird, um dann nie wieder von einem kunstverständigen Auge gesehen zu werden. Es ist dieses Werk nicht mit dem älteren Bilde Lessings: „Huß vor dem Konzil in Kostnitz“ zu verwechseln. Von dem neueren Werke scheint man in der Düsseldorfer Kunstschule religiöse Aufregungen befürchtet zu haben, und darum wahrscheinlich ist es so rasch nach Nord-Amerika ausgewandert.

Der Verfassungskampf in Kurhessen,

nach Entstehung, Fortgang und Ende historisch geschildert von Dr. H. Gräfe, Mitglied des bleibenden Ständeausschusses in Kassel. Leipzig, bei Costenoble und Rommelmann. 1851.

Der Verfassungskampf in Kurhessen hat nicht nur die Theilnahme des gesammten deutschen Vaterlandes in hohem Grade in Anspruch genommen, das Interesse für denselben ist über die Gränzen der deutschen Gauen hinausgegangen und hat in der Presse Frankreichs und Englands seinen Wiederhall gefunden. Die Bedeutsamkeit der kurhessischen Ereignisse ist nachträglich noch dadurch gesteigert worden, daß durch sie eine entscheidende Wendung in den deutschen Angelegenheiten eingetreten ist. Eine geschichtlich-pragmatische Darstellung dieses Kampfes, wie sie der Verfasser der in der Ueberschrift angegebenen Schrift geliefert, ist ein um so höheres Verdienst, als die Entstehung und der Verlauf dieser Ereignisse im Einzelnen nur unvollständig bekannt ist und die Belehrung darüber bis jetzt nur aus den Tagesblättern geschöpft werden konnte, welche der Natur der Sache nach theils unvollständige, theils widersprechende Nachrichten geliefert haben. Der Verfasser, selbst der demokratischen Partei angehörend, hat es sich in dem vorliegenden Werke zur Aufgabe gemacht, sich möglich frei von jeglichem Parteistandpunkte zu halten, und hat dieses Streben namentlich bei der Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten bewährt, deren Zeichnung zum Theil eine meisterhafte zu nennen ist. Er geht davon aus, daß die nacheinander in Kurhessen eingetretenen Ereignisse keine zufällige Folge des von der Bevölkerung den Hassenpflug'schen Ordonnanzen entgegengesetzten Widerstandes sind, sondern daß dieselben die Ausführung eines tief angelegten, Schritt für Schritt verfolgten und in seinen Consequenzen von Hassenpflug von Anfang an vorausgesehenen Planes waren, welcher den Doppelzweck: Aenderung der deutschen Politik Kurhessens und Vernichtung des constitutionellen Systems hatte. Der Schrift, welche in zehn Abschnitten dem Verfassungskampf vom Eintritt des Ministeriums Hassenpflug bis zur Unterdrückung des Widerstandes in Kassel mit historischer Genauigkeit und einer tiefen Beurtheilung und stets mit Bezugnahme auf authentische Actenstücke behandelt, sind für auswärtige Leser die betreffenden Paragraphen der kurhessischen Verfassung, die landesherrliche Verkündigung vom 11. März 1848 und die Erkenntnisse des Generalauditorats gegen den Generallieutenant von Haynau in drei Anlagen beigefügt. Anlage und Styl sind, wie es von der berühmten Feder des Verfassers zu erwarten war, vortrefflich, und hat derselbe sich den Dank nicht nur des kurhessischen Volkes, sondern aller Derer, welche ein Herz für dessen Sache bewährt haben, erworben. Wer eine gründliche Belehrung über die kurhessischen Verhältnisse sucht, der wird das Buch nur mit Befriedigung aus der Hand legen.

Frankfurt a. M.

Hr. Professor Roßmäßler hat den ersten Cyclus seiner Vorlesungen über Physiologie und Anatomie der Pflanzen beendigt und am Schluß derselben seinen Dank für das ihm zu Theil gewordene lebhafte Interesse und freundliche Entgegenkommen ausgesprochen. Die Vorträge vereinigen wissenschaftliche Gründlichkeit und lebendige, jedem Gebildeten verständliche Form und sind auch von Seiten der Fachkenner als ausgezeichnet anerkannt worden. In dieser Beziehung haben namentlich die Herren Dr. med Sömmering und der derzeitige Mitdirektor der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft, Dr. med. Lucä an Hrn. Professor Roßmäßler die Aufforderung gerichtet, einen zweiten Cyclus von Vorlesungen recht bald zu eröffnen. Hr. Professor Roßmäßler hat solcher Aufforderung gerne entsprochen und wird demnächst nach einer kurzen Abwesenheit von hier seine mit so entschiedenem Erfolg begleitet gewesenen Vorträge wieder aufnehmen.

Von dem „Leben in Frankfurt am Main“ (Auszüge der Frag- und Anzeigungs-Nachrichten 2c.), gesammelt und herausgegeben von Maria Belli-Gontard, ist die zehnte Lieferung erschienen (1812 — 1821) und somit ein Werk vollendet, welches zur Culturgeschichte unserer Freistadt reiches Material liefert und in keiner Hausbibliothek fehlen sollte. Wir werden einige Auszüge auch aus diesem letzten Bande demnächst mittheilen.

Hr. Hellermann hat hier einen Cursus für Sprachleidende und Schielende eröffnet. Seit einigen Tagen ist in dem Lehrsaale zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften folgender Anschlag zu lesen: „Der Heilcursus für erwachsene Sprachleidende und Schielende dauert etwa drei Monate. Derselbe zerfällt in drei Vorübungen und drei Hauptstufen und jede Hauptstufe in drei Abtheilungen. Am ersten und zweiten Tage geschehen die drei Vorübungen und die erste Hauptstufe wird angefangen. Erste Vorübung: Die Augenstellung. Zweite: Die Mundstellung. Dritte: Die Betonung. Erste Hauptstufe: Wortweise Athem und sylbenweise Sprechen. Erste Abtheilung: Chorsprechen — aus dem Buche. Die weiteren Hauptstufen und Abtheilungen bis zum fließenden Sprechen und — Lesen werden jedesmal vorher durch Anschlag angezeigt. Der Unterricht wird für die Dauer dieses Heilcursus täglich Nachmittags von 3 bis 5 Uhr, ausgenommen Sonntags, in diesem Lokal ertheilt. Frankfurt a M. 3. März 1851. Joh. Hellermann.“ — Dienstag, 18. März, zweite Abtheilung: Einzelnsprechen — aus dem Buche.

Theater-Anzeige.

Montag, 17. März. (Zum ersten Male wiederholt): Rothe Haare, Posse in 1 Akt. Hierauf: (zum ersten Male): Eine Frau, welche die Zeitung liest, Lustspiel in 1 Akt von Feodor Wehl. Zum Schluß: Das Liebesprotokoll, Lustspiel in 3 Akten von Bauernfeld.

Dienstag, 18. März. Sophia Catharina, oder: Die Großfürstin, romantisch-komische Oper in 2 Abth. und 4 Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer, Musik von Flotow. Neue Decoration im 4. Akt: Das Innere des Eispalastes auf der Newa.

Mittwoch, 19. März. (Zum Besten der Spendesection des allgemeinen Almosenkastens): Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 66. Dienstag, den 18. März 1851.

Der Seher.

Eine Erzählung von C. v. T.

(Fortsetzung.)

Als Elisabeth eines Sommerabends im stillen Wohnzimmer saß, that sich plötzlich die Thür auf, und Heinrich Hammer trat herein.

So zurückhaltend Elisabeth sonst auch war — die unvermuthete Erscheinung Dessen, dem sie mit ganzer Seele zugethan war, ließ sie Alles um sich her vergessen, und mit dem lauten Freudenrufe: „Heinrich! mein lieber Heinrich!" flog sie in seine Arme.

Der Letztere schien über diesen herzlichen Empfang eben so entzückt zu seyn, wie das Mädchen über seine plötzliche Heimkehr, und ein Mal über das andre rief er mit leuchtenden Augen:

„Ach, Elisabeth, wie bin ich Dir gut, daß Du mich nicht vergessen hast, daß Du noch hier beim Vater bist! O, nun wollen wir auch allezeit bei einander bleiben!"

„Aber wie geht es denn zu, daß Du so hübsch früh wieder gekommen bist, Heinrich?" fragte Jene nach den ersten Begrüßungen mit neugieriger Miene.

„Ja, schau, Elisabeth, das Ding geht ganz natürlich zu," erwiederte Heinrich. „Da draußen im fremden Lande war's zwar recht schön — es gab viel zu sehen und zu hören, die Arbeit wurde gut bezahlt und der Wein war so wohlfeil, wie hier zu Lande das Bier — — aber was half mir das Alles?! Ich hatte ja Niemand, mit dem ich ein herzliches Wort reden, mit dem ich Freud' und Leid theilen konnte. Ich mußte immer an Neuenrode, an Euer stilles Häuschen und an Dich denken — und je länger ich an die Heimath dachte, desto unerträglicher ward es mir in der Fremde. So griff ich denn eines Morgens zum Wanderstabe, sagte meinem Meister Lebewohl und zog wohlgemuth dem lieben Norden zu."

„Und wanderst Du nun wirklich nicht wieder fort?" fragte Elisabeth erwartungsvoll.

„Und könnt' ich mir alle Schätze der Erde da draußen erringen, ich bliebe doch bei Dir," versetzte Jener, dem Mädchen zärtlich die Hand drückend.

„Die Beiden reden ja, als ob der alte Wiesenbauer gar kein Wort mehr mitzusprechen hätte!" rief da plötzlich eine Stimme hinter ihnen, und als sie sich erschrocken umschauten, sahen sie Elisabeths Vater auf der Thürschwelle stehen, der, auf seinen Rechen gestützt, ruhig das liebende Paar betrachtete und keine Spur von Verwunderung über Heinrichs Anwesenheit blicken ließ.

Der Letztere fürchtete, den Wiesenbauer erzürnt zu haben, ging verlegen auf ihn zu und wollte sich entschuldigen, daß er ihm so ohne Weiteres in's Haus gefallen. Der Greis aber ließ ihn gar nicht zu Worte kommen, sondern reichte ihm lächelnd die Hand und sagte:

„Gelt, Heinrich, die Arbeit und die Freude unter wildfremden Menschen schmecken nicht? Nun, hab' mir's wohl gedacht, daß Du's nicht lang aushalten würdest — hab' mir's wohl gedacht!"

Mit den Worten warf er seinen Rechen in eine Ecke der Hausflur, zündete sich seine Pfeife am Kochfeuer auf dem Kaminherde an und trat in's Zimmer.

Heinrich wäre in seinem Entzücken dem Wiesenbauer beinahe um den Hals gefallen; er hatte wohl immer heimlich die Hoffnung gehegt, daß Elisabeths Vater seinen Bewerbungen um die Letztere nicht gänzlich entgegentreten würde — daß derselbe aber schon jetzt und ganz von freien Stücken seine Zustimmung geben würde, hatte er sich nicht träumen lassen.

Auch Elisabeth war überglücklich. Sie umarmte bald den Vater und bald den Geliebten, und es dauerte dießmal sehr lange, bis eine erträgliche Abendmahlzeit zu Stande kam.

Heinrich mußte nun dem Wiesenbauer, der in jüngern Jahren auch weit in der Welt herumgekommen war, von seinem Leben in der Fremde erzählen. Er that es mit jugendfrischem Muth und fröhlicher Begeisterung — aber den Schluß irgend einer Schilderung oder einer lustigen Fahrt bildeten immer die Worte: „Aber hier bei Euch ist's doch besser!" —

Von dem Tage an betrachteten sich Heinrich und Elisabeth als ein Brautpaar, und obgleich der Wiesenbauer noch von keiner Hochzeit wissen wollte, so verabredeten sie doch schon heimlich, wie viel Gäste sie zu laden hätten, wer das „Ehrengeleit" bei der Trauung bilden sollte u. dgl.

Es kam aber Alles ganz anders, als die Beiden dachten.

Als sie eines Abends wieder mit dem Wiesenbauer vor der Thür saßen und der Letztere eben erzählte, daß es wahrscheinlich ganz in der nächsten Zeit wieder Krieg und Kriegsgeschrei geben werde, schmetterten plötzlich Trompeten in der Ferne, und nach einiger Zeit rückte ein prächtig uniformirtes französisches Reiterregiment in's Dorf ein. Auf dem großen Platze vor dem Hause des reichen Kaufmanns Baumann, der von der französischen Departementsregierung zum Maire ernannt worden war, machte dasselbe Halt; es wurden Quartierbillets ausgetheilt und nicht lange währte es, so kam ein Reiter auf das Haus des Wiesenbauers losgesprengt. Er schien außerordentlich ermüdet zu seyn und verlangte in gebrochenem Deutsch zu essen „für sich und die Pferd".

Während Elisabeth rasch eine kräftige Mahlzeit b.re'tete, half Heinrich dem Franzosen das Pferd abzäumen und besorgen, wobei dieser beständig jammerte:

„Ah, ma belle France ma belle France! Einen schauderhaften Land die Deutsgland! 'aidkraut wachsen biß an das Bauch von der Pferd!"

Die deutschen Mädchen schienen ihm indessen nicht so zu mißfallen, wie die deutschen Haiden, denn als er Elisabeth erblickte, erheiterten sich seine traurigen Mienen mehr und mehr, so wie sich auch seine Müdigkeit zusehends verlor. Ohne den Wiesenbauer und Heinrich zu beachten, welche in einiger Entfernung vom Tische, den Elisabeth zu decken beschäftigt war, neben einander standen und sprachen, begann er mit der Letztern zu schäkern.

„Ah! Sie kleinen bijou — Sie lieben Kind!" rief er, seinen zierlichen Schnurrbart drehend; „ick wollen, ick könnt' bleiben bei Sie alle Tag meiner Leben!"

So lange der Sohn Frankreichs es bei liebkosenden Worten bewenden ließ, verhielt sich Heinrich ruhig; als Jener aber von Minute zu Minute dreister wurde und endlich seinen Arm um Elisabeths Nacken schlang, fuhr er auf und rief dem Reiter mit funkelnden Blicken zu:

„Die Elisabeth ist meine Braut, Herr Franzos, und wer sie mir berührt, dem schlag' ich den Kopf ein!"

„Ah — särr schön — einschlagen die Kopf!" lachte der Franzose, indem er den eifersüchtigen Bräutigam höchst vergnügt ansah. „Einschlagen die Kopf mit die Finger — nickt warr?"

Mit den Worten haschte er Elisabeth und drückte ihr rasch einen Kuß auf die Wange.

Den Heinrich übermannte der Zorn. Er packte einen schweren hölzernen Schemel und schleuderte denselben gegen den Franzosen, welcher hart davon am Kopfe gestreift wurde. Im nächsten Augenblick aber hatte der Letztere auch schon seinen Säbel gezogen und holte mit grimmiger Erbitterung zu einem Hiebe auf seinen Gegner aus.

Der Wiesenbauer, der bis dahin ganz ruhig dagestanden hatte, sprang jetzt, ein am Ofen lehnendes Beil ergreifend, rasch dazwischen und fing den Hieb des Franzosen auf. Dann packte er seinen künftigen Schwiegersohn am Arm, schob ihn aus der Thür und rief ihm leise zu:

„Mach' Dich augenblicklich fort oder Du bist verloren!"

Nachdem er dann auch Elisabeth in das Nebenzimmer geführt, trat er dicht an den verdutzten Franzosen hinan und sagte mit unheimlich blitzenden Augen:

„Wenn Ihr Eure bell Frangse mit heilen Gliedern wiedersehen wollt, Herr Franzmann, so laßt mir das Mädchen in Ruh'! Solche Narrenspossen duld' ich in meinem Hause nicht! Ich bin ein alter Mann, aber wenn's drauf ankommt, weiß ich doch noch dieß Beil zu regieren!"

Die Mienen des Wiesenbauers zeigten, indem er dieß sagte, eine solche finstere Entschlossenheit, daß Jener brummend seinen Säbel wieder in die Scheide steckte und, seinen Kopf befühlend, zwischen den Zähnen murmelte:

„Parbleu! das deutsge Grobian 'at 'efftick geworffen!"

Zur größten Freude der Liebenden und des Wiesenbauers zog der verwegene Franzose schon am folgenden Morgen ab — aber leider währte ihre Freude nicht lange. Gegen Mittag erschien ein Befehl vom Maire, daß der Zimmergesell Heinrich Hammer sich unverzüglich auf der Mairie einzufinden habe.

Wer beschreibt das Entsetzen, welches den jungen Mann befiel, als der Maire ihm und zwanzig andern Burschen des Dorfes ein Dekret des französischen Präfekten vorlas, worin die Bestimmung enthalten war, daß alle waffenfähige Mannschaft in den kürzlich zu Frankreich geschlagenen deutschen Provinzen sofort in die Armee der großen Nation eingereiht werden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon als Musikfreund.

(Nach Adolph Adam, dem Komponisten.)

(Fortsetzung.)

Die Revolution hatte die Musiker aller Hülfsquellen beraubt, Napoleons erste Sorge war also, eine Kapelle zu begründen, um ihnen einen Zufluchtsort zu eröffnen. Zu dem Ende schrieb er 1802 nach Neapel und erbat sich von Ferdinand dem Vierten den berühmten Meister Paesiello, den er mit der Einrichtung seiner Kapelle beauftragte und ihn zum Direktor derselben ernannte. Die Berufung eines Fremden zu einer so wichtigen Stelle, auf die Cherubini, Mehul, Gossec und Langlé gerechte Ansprüche hatten, brachte fast eine Revolution im Konservatorium hervor. Diese Bevorzugung der Italiener soll Mehul veranlaßt haben, seine Oper: „Je toller, je besser", zu schreiben, die man für eine Satyre auf die italienische Musik ausgibt; doch scheint diese schwerfällige und gedehnte Composition eher eine Parodie auf die Zopfzeit zu seyn, und nur in einem einzigen Quartett erkennt man Mehul's Genius, der in seiner „Euphrosyne" und später im „Joseph" so fein und anmuthig sich kundgab. Nach zweijähriger Amtsführung bekam Paesiello das Heimweh so stark, daß er seinen Abschied verlangte; er kehrte nach Neapel zurück, begleitet von der Gunst des Kaisers, der ihm den Orden der Ehrenlegion verlieh und ihm im Jahre 1807 eine Pension von 1000 Frcs. aussetzte. Joseph Bonaparte sicherte ihm, als er König von Neapel war, ein Gehalt von 1800 Dukaten zu, das Murat bestätigte. Zur Zeit der Restauration mußte Paesiello schwer für diese Gönnerschaft büßen, alle seine Stellen und Einnahmen wurden ihm genommen, und er starb 1816 fast im Elend. Als Paesiello um seinen Abschied einkam, gewährte Napoleon ihm denselben unter der Bedingung, daß er einen Nachfolger für sich bezeichne, und er wählte dazu Lesueur, der durch diese Berufung einer sehr gedrückten Lage entrissen wurde.

Lesueur war bei der Begründung des Konservatoriums einer der fünf Inspectoren desselben gewesen, hatte sich aber mit seinen Kollegen entzweit und so seine Stelle verloren. Bald nach seiner Anstellung als Kapellmeister des ersten Consuls wurde er mit der Composition der Krönungsmesse beauftragt, die sehr gefiel. Seine Oper: „Die Barden", ging mit außerordentlichem Erfolg über die Scene, dem eigentlich nicht ganz der Werth der Musik entsprach, doch bezeichnete dieses Werk eine Wiedergeburt der Oper, denn seit der Revolution war nichts von Bedeutung aufgeführt. Der Kaiser bezeigte seinem Kapellmeister die vollste Zufriedenheit und übersandte ihm eine prachtvolle goldene Dose.

Im Jahre 1806 hörte Napoleon in Wien den berühmten Sänger Crescentini, den er gleich an die seit einigen Jahren in Paris bestehende italienische Oper berief. In der Oper „Romeo und Giulietta", von Zingarelli, sang derselbe mit so wundervollem Ausdruck, daß der Kaiser bis zu Thränen gerührt war und ihm den Orden der eisernen Krone verlieh. Diese Auszeichnung, auf die Crescentini sich viel einbildete, wurde vom Publikum sehr übel aufgenommen und der Sänger mußte manchen Witz darüber erdulden. In Dresden hatte Napoleon der Aufführung von Paer's Oper „Achilles" beigewohnt. Der Komponist, damals fast so berühmt wie später Rossini, stand in Diensten des Königs von Sachsen, doch der französische Kaiser sprach den Wunsch aus, ihn für sich zu gewinnen, bewilligte ihm ein lebenslängliches Jahrgehalt von 50,000 Frcs., und der König von Sachsen entsagte aller seiner Rechte an Paer, der aber während der Regierung des Kaisers keine einzige Arbeit verfaßte, die einer so verschwenderischen Gastfreundschaft würdig gewesen wäre. Er ließ sogar 1810 während eines Urlaubs in Parma seine „Agnes" aufführen, die für seine beste Oper gilt.

Ein junger italienischer Komponist, von dem einige unbedeutende Versuche auf dem Theater der komischen Oper zur Aufführ-

rung gelangt waren, hatte das Glück, Musikdirektor der Kaiserin zu werden: Spontini. Dieser reichte nun beim Theater der großen Oper „die Vestalin" ein, deren Textbuch vor ihm von drei Komponisten, Cherubini, Mehul und Boieldieu, zurückgewiesen worden war; doch bedurfte der Künstler des ganzen Schutzes des Kaisers und seiner Gemahlin, damit sein Werk nur einstudirt wurde. Die Mitwirkenden zeigten alle den übelsten Willen, eine Musik einzulernen, die höchst schwierig für sie war, weil sie sich ganz von der Art und Weise entfernte, wie man zu singen gewöhnt war. Man verstand sie nicht, erklärte sie für unausführbar, der Komponist mußte beständig daran ändern, die Proben dauerten ein ganzes Jahr, und die Copirungskosten beliefen sich allein schon auf 10,000 Frcs. Am Tage der Aufführung waren die Künstler auf's höchste erstaunt, daß das Publikum diese Musik wie ein Meisterwerk begrüßte, die Melodien, die sie nicht verstanden, mit Bewunderung anhörte und mit Entzücken, mit Rührung und Bangigkeit dieser wunderbaren, mächtigen Tonmalerei folgte. Der Kaiser, der allein Spontini beschützte, hatte glänzend Recht behalten, denn, allen Künstlern zum Trotz, beschenkte er das Publikum mit diesem Meisterwerk. Spontini erhielt das Kreuz der Ehrenlegion und wurde zum Direktor der italienischen Oper ernannt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Aus Breslau schreibt man uns: Der Carneval wurde in diesem Jahre an hiesigem Orte theilweise heiterer und beziehungsreicher gefeiert, als sonst, und wir müssen es unserer Polizei zum Ruhme nachsagen, daß sie dabei eine bei weitem größere Nachsicht gezeigt hat, als in Köln, der deutschen Mutterstadt aller Carnevalsfreuden und Carnevalswitze. In der städtischen Ressource im Wintergarten wurden z. B. viele für die jetzigen Zeitverhältnisse so zu sagen recht anstößige lebende Bilder dargestellt, auch ein ähnlicher Aufzug gehalten. Von den Bildern erwähne ich unter andern einer trauernden, auf Schiffstrümmern sitzenden Jungfrau, wozu die Musik „Schleswig-Holstein meerumschlungen" spielte; Friedrich der Große, umgeben von Geistlichen aller Confessionen, mit der Inschrift: „In meinem Reiche kann Jeder nach seiner Façon selig werden"; die Borussia und die Austria in zeitgemäßen Stellungen, dabei bezeichnende Embleme, z. B. ein Wegweiser mit der Inschrift: „Nach Fulda und Etappenstraße" u. s. w.; Haynau, wie er in der Brauerei von Perkins und Barklay Prügel bekommt, welches letztere Bild dreimal wiederholt werden mußte. Der Aufzug war noch beziehungsreicher; man sah darin: Friedrich den Großen mit der Devise: „Ich gehe mit dem Volke!" Revolutionäre in Schlafrock und Pantoffeln; den ritterlichen Antrag; den Galgen mit Zeitung und Redakteur; voraus ging der Teufel, eine große grüne Ziege tragend; den deutschen Kaiserthron mit der Umschrift: „Dem Mindestfordernden von 1849", und mehreres Andere. Sie sehen daraus, daß die hiesige Polizei in Beziehung auf carnevalistische Darstellungen noch liberaler ist, als in Köln, was Niemand vermuthet hat.

(Bern.) Die „Berner Ztg." bringt folgendes Faktum, das auf religiösen Wahnsinn schließen läßt: In Jegenstorf erhielten der Pfarrer und der Gemeindepräsident den 2. März anonyme Drohbriefe, in welchen in fanatischer Weise gegen das Spielen und Tanzen geeifert und schließlich gedroht wurde, daß, falls an demselben Tage getanzt werden sollte (es war gerade Tanzsonntag), das Dorf in Flammen aufgehen würde. Die Drohung ward weiter nicht beachtet und der Tanz begann. Gegen 6 Uhr Abends wurden die Einwohner plötzlich durch einen Knall aufgeschreckt, und bei der Nachsuchung fand es sich, daß dieser Knall von einem Brander herrührte, welcher in dem Strohdache eines der äußersten Häuser auf der Windseite des Dorfes gelegt worden war, glücklicher Weise aber wegen der Nässe des Strohes dasselbe nur angebrannt hatte. Ohne dieses glückliche Ungefähr wäre voraussichtlich das ganze Dorf ein Raub der Flammen geworden. Heute erhielten zwei Einwohner neue Brandbriefe; nach der Handschrift zu urtheilen von demselben Verfasser. Schon vor einem Jahre hatten ähnliche Branddrohungen stattgefunden, denen dann auch wirklich ein Brandunglück gefolgt war; die Handschrift bei den frühern Briefen soll dieselbe seyn, wie bei den jetzigen. Wie es scheint, ist der Urheber dieser Drohungen und Brandstiftungen ein religiöser Fanatiker, der sich die Aufgabe gestellt zu haben scheint, seine Mitbürger durch diese gefährlichen Mittel vom Spielen und Tanzen zu kuriren.

Folgende witzige Bemerkung von Talleyrand theilt Henry Richard Lord Holland in seinen kürzlich von seinem Sohne Eduard Lord Holland veröffentlichten „Foreign Reminiscences" mit: In einem gesellschaftlichen Kreise war die Rede von der Berühmtheit Chateaubriand's, „des eitelsten und eingebildetsten unter allen Sterblichen", und unter Andern wurde dabei zufällig erwähnt, daß Chateaubriand sehr an Taubheit leide und sich oft bitter über diese Schwäche beklage. „Das finde ich ganz begreiflich," sagte Talleyrand, der sich an dem Gespräche betheiligt, „seitdem man aufgehört hat, von ihm zu reden, hält er sich für taub". Bei dieser Gelegenheit äußert Lord Holland über den berühmten Staatsmann: „Mehr als dreißig oder vierzig Jahre hindurch wurden die Bonmots des Herrn Talleyrand häufiger wiederholt und allgemeiner bewundert, als die eines andern seiner Zeitgenossen. Der Grund davon lag am Tage. Nur Wenige sagten so viele und noch Wenigere gleich gute Dinge. Durch eine glückliche Vereinigung von Nettigkeit in der Sprache und gefälligem einnehmendem Wesen mit Schlauheit und Schärfe des Gedankens erschienen seine Sarkasmen stets so hoflich und ungesucht, daß sie oft selbst Diejenigen, gegen welche sie gerichtet waren, fast eben so sehr belustigten, als ärgerten."

(Sonst und Jetzt.) Im Jahre 1234 bestanden die königlichen Betten in London noch aus Strohsäcken. Zur Zeit der Königin Elisabeth schlief in England noch ein Zehntheil des britischen Volkes auf hölzernen Pritschen und hatte Klötze statt der Kopfkissen. Das Schlafzimmer der Königin wurde täglich an der Stelle der heutigen Fußteppiche mit frischen Binsen bestreut. Heinrich VI. — erzählt Voltaire — frühstückte ein Glas Wein, weil damals weder Thee, noch Chocolade, noch Kaffee zu haben war (Say. Oec. pol. prat. III. S. 36. II. S. 98.), während der Zucker nur unzenweise in den Apotheken verkauft wurde, wie jetzt Chinarinde.

Im nächsten Jahre feiert das russische Reich das tausendjährige Jubiläum seines Bestehens. Der Kaiser will ein allgemeines Volksfest veranstalten und auch alle Russenfreunde in der Nähe und Ferne dazu einladen.

(Bibliographisches.) Das „Journal de la Librairie" enthält eine Uebersicht der Bücher, Flugschriften und Werke aller Art, die im Laufe des Jahres 1850 in Frankreich veröffentlicht worden. Diese belaufen sich im Ganzen auf 7208, wovon 4711 in Paris, 2460 in den Provinzen und 37 in Algerien gedruckt sind; 5848 sind neue Werke, 1360 Abdrücke oder neue Auflagen

älterer Schriften; 6661 sind in französischer Sprache abgefaßt, 68 in verschiedenen Provinzialdialekten Frankreichs, 53 in deutscher, 61 in englischer, 2 in arabischer, 51 in spanischer, 83 in griechischer, 165 in lateinischer, 9 in hebräischer, 14 in polnischer, 16 in italienischer, 16 in portugiesischer, 1 in russischer, 2 in türkischer Sprache, 4 im romanischen Dialekt und 2 sind polyglottische Werke. Unter den 7208 Schriften befinden sich 281 Zeitungen, wovon 79 in den Departements erscheinen; 73 Werke sind durch lithographische Vorrichtung gedruckt. Ferner sind 2697 Kupferstiche und Lithographien, 122 Karten und Pläne, 579 Vocal- und 625 Instrumentalmusikstücke aus den Kupferstechereien und lithographischen Pressen der Hauptstadt und der Departements hervorgegangen.

Frankfurter Theater.

Unsere Bühne, deren einzelne Aufführungen zu besprechen der Raum dieser Blätter nicht verstattet, fährt in anerkannter Weise fort, durch Mannichfaltigkeit des Repertoires und möglichst abgerundete Leistungen dem Publikum Anziehendes zu bieten. Wer an den Abenden von Wintersonntagen bei ersten Vorstellungen vielbesprochener und lang erwarteter Novitäten oder bei einem renommirten Gastspiele das Theater besucht, alle Räume desselben überfüllt und kaum noch ein ganz bescheidenes Plätzchen übrig findet, der sieht sich leicht veranlaßt, das glänzende Geschäft einer Bühnenverwaltung zu beneiden und es für eine sichere Anwartschaft auf großen Gewinn zu halten. Wer dagegen zu den regelmäßigen Besuchern dieser der Kunst und der Unterhaltung gewidmeten Anstalt gehört, wer auch die Wiederholungen von oft dagewesenen und abgespielten Stücken nicht verschmäht oder gar nur den klassischen Dramen, welche meist vor leeren Bänken spielen, seine Theilnahme zuwendet, dem wird es nicht unbekannt seyn, daß es der wenig besuchten Vorstellungen, der mehr oder minder verödeten Räume gar viele gibt und daß die Zahl der Theaterbesucher hier im Verhältniß zur Bevölkerung nicht sehr groß ist. Beim eifrigsten Streben, das Publikum ins Theater zu ziehen, liegen doch die Ergebnisse nur theilweise in der Hand der Direktion, denn Dichter und Tonsetzer, welche neue Werke schaffen, die das Publikum gewaltig anzuziehen vermögen, sind wahrlich selten, und wenn sie auch etwas Gutes zu Tage gefördert haben, so steht es immer noch dahin, ob es von nachhaltiger Wirkung ist. Der Geschmack ist gar verschieden und was in Berlin anspricht, wird in Frankfurt vielleicht gleichgültig aufgenommen, oder umgekehrt. Der Erfolg einer Novität läßt sich nie mit Sicherheit voraus bestimmen, und gerade die werthvollsten Stücke finden oft die gleichgültigste Aufnahme. Die Leute sind heutigen Tages, wie in allen Dingen, so auch im Theater schwer zu befriedigen. Die Kritik ist der Produktion, die Blasirtheit der Illusion über den Kopf gewachsen, und dazu kommt noch, daß auch von Ansichten politischer Parteiung, was freilich nicht anders seyn kann, ausgegangen und über Manches der Stab gebrochen wird, was, objectiv betrachtet, wohl nicht zu verwerfen gewesen wäre.

Da, wie bekannt, an größeren neuen Dramen gegenwärtig Mangel und in dieser Hinsicht das Repertoir, welches doch Neues vorführen soll, in nicht geringer Verlegenheit ist, da wir keinen einzigen allgemein beliebten Bühnendichter, welcher uns mit Novitäten versorgte, besitzen, so erklärt es sich, warum uns in jüngster Zeit der Kleinigkeiten und zwar der ein- oder zweiaktigen Lustspiele so viele vorgeführt werden. Letzteres hat auch darin seinen Grund, daß das Publikum immer länger werdende Theaterabende verlangt und daß zu diesem Behufe jene Kleinigkeiten zur Einschiebung und Ausfüllung nothwendig geworden sind. So gerne wir nun zugeben, daß hierbei den Anforderungen der Kunst weniger genügt wird, als denen einer leichten und oberflächlichen Unterhaltung, so ist doch einem solchen Uebelstande nicht eher abzuhelfen, bis wieder größere Stücke geschrieben werden, deren Werth oder wenigstens deren Erfolg sich entschieden festgestellt hätte. Bühnendirektionen sind auf Dasjenige angewiesen, was von den Bühnendichtern geboten wird und zur Auswahl vorliegt. Sind hier nun unfruchtbare Jahre erschienen, so muß man einer glücklicheren Zeit mit frommen Wünschen entgegen sehen und sich indessen, wenn auch ungern, mit Dem begnügen, was man eben hat und haben kann.

Der für unsere Oper an Schindelmeisser's Stelle engagirte Kapellmeister Gustav Schmidt aus Weimar hat seit dem 1. d. M. seine neuen Funktionen übernommen. Die unerquicklichen Demonstrationen, welche nicht sowohl ihm, als vielmehr Denjenigen galten, welche übrigens bei diesem Engagement in ihrem Rechte waren, sind nun vorüber und Hr. Schmidt hat durch die Leitung mehrerer Opern, unter denen die des „Don Juan" und des „Propheten", Beweise seiner Befähigung und einsichtsvollen Führung des Orchesters bekundet. Sänger und Sängerinnen, Chor und Orchester müssen sich indessen an einen neuen Dirigenten gewöhnen, sowie dieser sich mit ihnen verständigen und den hierzu erforderlichen künstlerischen Rapport herzustellen hat. Solche Ausgleichung verlangt Zeit und diese wird besser, als voreiliges und nutzloses Kritisiren, über die Befähigung eines Mannes entscheiden, der zur würdigen Ausfüllung seines Postens nicht nur die erforderliche Kenntniß und Erfahrung, sondern auch viel Liebe zur Sache und ein schönes Kunststreben mit sich bringt. Möge ihm durch ein freundliches Entgegenkommen sein schwieriges Amt erleichtert werden!

Wie man vernimmt, sollen der Abgang des Hrn. Chrudimsky und der Frau Behrend-Brandt in Aussicht stehen, welches für unsere Oper ein nicht leicht zu ersetzender Verlust werden würde. Was die Letztere betrifft, so ist uns aus sicherer Quelle die Mittheilung geworden, daß die Intendanz der Münchener Hofbühne mit dieser Sängerin für den Monat Mai ein Gastspiel von sechs Rollen unter Zusicherung sehr vortheilhafter Bedingungen und mit Rücksichtsnahme auf ein Engagement abgeschlossen hat. Wir zweifeln indessen nicht, daß die hiesige Bühnenverwaltung die beiden geschätzten Mitglieder unserer Oper derselben zu erhalten sich bestreben wird. W.

Literatur.

(Wichtiges Werk für die Gemeindebeamten des Großherzogthums Hessen): „Die Gemeindeverwaltung in dem Großherzogthum Hessen. Ein praktisches Handbuch für Bürgermeister, Beigeordnete, Gemeinderäthe, Gemeindeeinnehmer, Feldgeschworne, sowie für jeden andern Gemeindeangehörigen des Großherzogthums."

Unter diesem Titel läßt Hr. Heinrich Sander, großh. Districtseinnehmer gegenwärtig ein Buch erscheinen, das für die Bewohner des Großherzogthums Hessen zu wichtig ist, als daß ihm in diesem Blatte nicht der Raum einer kurzen Besprechung gegönnt werden sollte. In lexicographischer Form enthält dieses Werk eine mit außerordentlichem Fleiße durchgeführte Bearbeitung aller für die drei Provinzen geltenden Gesetze, Verordnungen und Verfügungen, die sich auf die Gemeindeverwaltung und die Interessen der Gemeindeangehörigen beziehen, die darum jeder Gemeindebeamte kennen muß und jeder Gemeindeangehörige kennen sollte. Die bis jetzt im Drucke vollendeten Bogen enthalten allein in dem Buchstaben A etliche vierzig größere Artikel. Nach diesen ersten Bogen zu urtheilen, wird das ganze Werk 1000 Artikel über mehr als 2500 Gesetze, Verordnungen und Verfügungen enthalten. Wahrlich, der consequenteste Fleiß gehört dazu, ein solches Werk zu vollenden. Die Auflage wird 2000 Exemplare stark und die meisten davon sollen schon durch Subscription bestellt seyn, ein Beweis der Anerkennung, der den Herausgeber erfreuen und in seinem schwierigen Unternehmen aufmuntern muß. Möge Niemand, der die Mittel dazu hat, es versäumen, sich dieses Buch anzuschaffen, es wird ihm ein unentbehrlicher Rathgeber seyn. Der Preis von 1 fl. 45 kr. für das ganze Werk, mehr als 20 Bogen Lexiconformat, ist äußerst billig, die äußere Ausstattung schön und geschmackvoll.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 18. März. Sophia Catharina, oder: Die Großfürstin, romantisch-komische Oper in 2 Abth. und 4 Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer, Musik von Flotow. Neue Decoration im 4. Akt: Das Innere des Eispalastes auf der Newa.

Mittwoch, 19. März. (Zum Besten der Spendesection des allgemeinen Almosenkastens): Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 67. Mittwoch, den 19. März 1851.

Der Seher.

Eine Erzählung von E. v. T.

(Fortsetzung.)

Voller Verzweiflung eilte Heinrich zur Geliebten zurück und erzählte ihr unter tausend Verwünschungen gegen die fremden Gewalthaber, welch ein Schicksal seiner harre.

„Nun ist's mit Freude und Glück vorbei!" rief er schmerzlich aus. „Der französische Kaiser sollte uns nur lieber gleich todt schießen lassen, als daß er uns in fremde Länder schleppt und uns zu Mördern und Henkersknechten macht!"

Elisabeth war ganz untröstlich und weinte und klagte auf eine herzzerreißende Weise. Ihr Vater aber saß still und nachdenklich in dem großen Lehnstuhle am Ofen, blies die dicken Tabakswolken mit der größten Ruhe vor sich hin und sprach halb wie für sich:

„Hm — Soldat — französischer Dragoner — — möcht's schon seyn! Ein schmucker Rock, ein blanker Säbel, ein schönes Pferd — hm, 's ist gar nicht übel — gar nicht übel!"

Jeder Andere würde diese abgerissenen Worte für eine außerordentlich günstige Weissagung gehalten haben; der junge Conscribirte aber, der sonst viel auf die Aussprüche seines künftigen Schwiegervaters gab, war in diesem Augenblicke zu sehr von Schmerz und Wuth erfüllt, als daß er irgendwie daran gedacht hätte, jene Worte auf seine nächste Zukunft zu beziehen.

„Ihr habt gut reden, Wiesenbauer!" rief er in großer Aufregung. „Ich bin wahrhaftig kein Hase, und wenn's gölte, die Franzmänner aus dem Lande zu jagen, da ging ich noch in dieser Stunde hin und ließ mich als Freiwilliger annehmen — — aber daß sie mich so ohne Weiteres aufgreifen und nach irgend einem beliebigen Orte hinschicken dürfen — seht, Wiesenbauer, das könnte mich rasend machen. Wer weiß, wo's hingeht!" setzte er mit einem traurigen Blick auf Elisabeth hinzu; „am Ende gar nach Spanien oder nach Rußland!"

„'S ist ein lustiges Leben, das Soldatenleben," sprach der alte Wiesenbauer wieder mit ruhiger Miene halblaut vor sich hin. „Alle Kugeln treffen nicht, und nach dem Krieg kommt endlich der Friede!"

„Und die zu Krüppel geschossenen Menschen läßt man laufen, wohin es ihnen beliebt!" ergänzte Jener mit bitterem Ton.

„Aber wer sagt denn, daß es wirklich wieder Krieg gibt?" fragte Elisabeth schluchzend.

„Alle Leute sagen's," antwortete Heinrich mit finsterem Blicke. „Meinte der Herr Maire — wie man den reichen Baumann ja nun nennen soll — doch vorhin selbst, daß wir kein Versteckenspielen würden, wenn wir den Soldatenrock erst auf dem Leibe hätten. Und im Lande werden wir gewiß nicht bleiben, denn ein alter französischer Sergeant mit grimmigem Schnauzbart rief uns in Gegenwart des Herrn Maire zu: „Schafft Euch nur gute Laufhölzer an — Ihr werdet mehr als ein Paar Sohlen verreißen, eh' Ihr nach Eurem Bestimmungsorte kommt!"

Aber alle Verwünschungen, Thränen und Klagen vermochten das kaiserliche Dekret nicht umzustoßen oder aufzuheben. Die beiden Liebenden mußten sich in das Unvermeidliche fügen.

Drei Tage später wirbelte die Trommel durch's Dorf und rief die jungen Rekruten zum Abmarsch zusammen.

An diesem Morgen gab's viel weinende Augen und traurige Herzen in Neuenrode. Alle Leute strömten herbei, um die Fortziehenden noch einmal zu sehen und ihnen das letzte Lebewohl zuzurufen.

Elisabeth war ganz außer sich vor Schmerz. Sie klammerte sich an den Geliebten fest, als ob sie nimmer von ihm lassen wolle, und mußte von dem alten Wiesenbauer mit Gewalt aus seinen Armen gerissen werden.

Ueberall sah man ähnliche Scenen. Hier umschlang eine gebeugte, hochbetagte Mutter ihr einziges fortziehendes Kind zum letzten Mal, dort drückte ein kräftiger Fünfziger mit gewaltsam niedergedämpftem Schmerz dem Erstgebornen die zitternde Hand und ermahnte ihn zum treuen Ausharren in Noth und Gefahr; hier saß eine weinende Schwester mit verhülltem Haupt, und dort rang eine verzweifelnde Braut die Hände — — solch' eine Trauer war seit vielen, vielen Jahren nicht in dem stillen Dorf erhört worden.

Und als dann die Trommel abermals wirbelte und der französische Offizier, der den Rekruten-Transport befehligte, zum Abmarsch kommandirte — da war es den Daheimbleibenden nicht anders, als hörten sie schon die Schüsse krachen und die Kugeln pfeifen, welche ihren fortziehenden Lieben die Brust durchbohrten.

Niemand wußte, wohin es ging; nur so viel war bekannt geworden, daß alle Rekruten zuerst nach der Residenz des Landes geführt würden, um dort den verschiedenen Waffengattungen und Regimentern zugetheilt zu werden.

Die meisten der jungen Rekruten waren vor Schmerz und Grimm nur halb ihrer Sinne mächtig. Mit Thränen in den Augen schwenkten sie die mit bunten Bändern und Blumensträußen geschmückten Hüte und sangen:

„Nun ade, herzliebster Vater.
Nun ade, so lebet wohl!
Wollt ihr mich noch einmal sehen,
Steigt auf jenes Berges Höhen,
Schaut herab in's tiefe Thal —
Seht ihr mich zum letzten Mal!"

Als der Gesang endlich verhallt und der Zug im benachbarten Walde verschwunden war, wankte Elisabeth bleich und zitternd in's Haus — ihr Vater aber blieb ruhig an dem alten Eichbaum lehnen und schaute, die brennende Pfeife im Munde, unverwandt nach der Gegend hin, wo der Bestimmungsort der Rekruten lag. Endlich ergriff er seinen Rechen, murmelte einige Worte vor sich hin und schritt feldeinwärts.

Am Ausgange des Dorfs begegnete ihm ein armer Tagelöhner, dessen einziger Sohn ebenfalls mit fortgezogen war.

„Ach, Wiesenbauer, hätt' ich Euer Geld gehabt, da würd' ich mich eher haben in Stücke reißen lassen, als daß ich meinen Franz hergegeben hätte!“ rief der bekümmerte Vater Jenem zu. „Es ist wahrhaftig sündlich von Euch, daß Ihr den Heinrich habt ziehen lassen! Sein Vater konnte keinen Stellvertreter für ihn kaufen, aber Ihr — Ihr hättet es thun müssen, wenn er Euch anders lieb war!“

Der Wiesenbauer zuckte bei dem Vorwurfe des Tagelöhners fast unmerklich zusammen und blickte diesen einige Sekunden sprachlos an — dann aber erwiederte er mit gewohntem Ton:

„Bekommen Geld genug, die Franzmänner — kann's besser brauchen — kann's besser brauchen.“

Mit den Worten setzte er seinen Weg fort, ohne sich weiter um den Tagelöhner zu kümmern. Dieser aber biß die Zähne in wildem Schmerz zusammen und stieß mit gebrochener Stimme hervor:

„Daß ich auch ein solch' verdammt armer Teufel seyn muß! Das Einzige, was ich auf Erden noch hatte, haben die großen Herren mir genommen, um sich Reichthümer und Ehre erkämpfen zu lassen — was kümmert sie's, ob ein paar tausend Herzen mehr unglücklich werden?! — Hätt's dem Wiesenbauer nicht zugetraut, daß er solch ein Geizhals wäre!“ setzte er nach einer Pause mit ruhigerm Tone hinzu, indem er seinem kleinen Häuschen zuschritt. „Kommt der Heinrich nicht aus dem Felde heim, so hat der Alte ihn auf seinem Gewissen.“

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon als Musikfreund.

(Nach Adolph Adam, dem Komponisten.)

(Schluß.)

So sehr der Kaiser die Componisten und ganz besonders die Italiener bevorzugte, so erfuhr er doch eine ganz besondere Widersetzlichkeit von einem derselben. Die Geburt des Königs von Rom sollte in der päpstlichen Kapelle auf kaiserlichen Befehl durch ein Te-Deum gefeiert werden. Alles war dazu auf's glänzendste vorbereitet; die hohe Versammlung wartet, die Musiker sind bereit, doch fehlt noch der Kapellmeister Zingarelli. Man schickt nach ihm, er weigert sich zu kommen, weil er keinen anderen Herrscher in Rom als Pius den Siebenten anerkennen will. Der französische Präfekt läßt den Meister ins Gefängniß führen, und das Te-Deum muß ohne denselben ausgeführt werden. Durch den Telegraphen wird der Vorfall dem Kaiser berichtet, der Zingarelli nach Paris zu bringen befiehlt. Der Meister bereitet sich vor, für seine heilige Sache, denn er war sehr fromm, als Märtyrer zu dulden, und sucht schon mit den Augen die Schergen, die ihn in Ketten schlagen sollen. Statt dessen überreicht man ihm mit vieler Höflichkeit 4000 Frcs. Reisegeld und führt ihn in eine Postkutsche. In Paris wird Zingarelli sogleich dem Kaiser vorgestellt. „Sie haben für den Sohn nicht ein Te-Deum dirigiren wollen, werden Sie es dem Vater abschlagen, eine Messe für ihn zu componiren?“ Zingarelli hatte unterwegs reiflich Zeit zum Ueberlegen gehabt und fügte sich. Man gab ihm wieder 4000 Frcs. zur Bestreitung der Aufenthaltskosten, und der sehr geizige Meister beeilte sich so viel wie möglich mit seiner Messe, die bald darauf in den Tuilerieen aufgeführt werden konnte. Er erhielt von neuem 6000 Frcs. zur Abreise, mit der Weisung, zu gehen, wohin es ihm beliebe. Das war die ganze Rache Napoleons; Zingarelli ging nach Neapel, da seine Stelle in Rom schon an Fioravanti vergeben war; er wurde dort Direktor des Conservatoriums und starb 1837, 85 Jahre alt.

Wenngleich Napoleon die italienische Musik besonders liebte, so war er doch nicht unempfänglich gegen die Reize der französischen Tonkunst, und in seinen Konzerten wirkten sowohl französische, als italienische Virtuosen mit. Die Künstler der komischen Oper spielten oft in den Tuilerieen und in St. Cloud. Für Gretry war Napoleon vorzugsweise eingenommen; während der Revolution waren seine Opern in Vergessenheit gerathen, zu Anfang des neuen Jahrhunderts aber holte man sie mit einer Art von Wuth wieder hervor. Die Reaction hat also, wie man sieht, nicht immer einen ganz schlechten Geschmack. Eines Tages, als man „Zemire und Azor“ in den Tuilerieen gegeben hatte, traf Napoleon im Gedränge auf einen Greis, den er nicht gleich erkannte. „Wie heißen Sie?“ fragte er rasch. — „Noch immer Gretry, Sire“, antwortete der geistreiche Musiker. — „Ach, Herr Gretry, wenn ich Sie auch nicht erkannte, so kenne ich doch Ihre Musik, die ich sehr gern höre. Warum sieht man Sie nie, warum schaffen Sie nichts Neues?“ — „Ach, Sire, wenn die Nachtigall alt wird, verbirgt sie sich und singt nicht mehr.“ — „Mit Ihnen ist das nicht der Fall“, entgegnete lebhaft der Kaiser, „Ihre Töne wird man immer singen.“

Am nächsten Tage erhielt Gretry das Kreuz der Ehrenlegion; Dalayrac wurde dieselbe Ehre zu Theil, die damals nur dem ausgezeichneten Verdienst verliehen ward. Monsigny, der so zurückgezogen lebte, daß man ihn für todt hielt, empfing den Orden erst von den zurückgekehrten Bourbonen im Jahre 1814, Mehul, Cherubini und Berton aber erst unter der Restauration. Mehul und Cherubini waren beide unter der Kaiserherrschaft Inspektoren und Professoren am Conservatorium, und wenn Napoleon sie auch nicht mit seiner besonderen Gunst beehrte, so nahmen sie doch eine Stellung ein, die ihres Talentes würdig war.

Boieldieu kam erst im Jahre 1812 aus Rußland zurück und war der Regierung des Kaisers ganz fremd. Nicolo Isouard feierte seine beiden großen Erfolge, „Joconde“ und „Jeannot und Colin“, erst nach dem Sturz des Kaiserreichs. Es sind folglich wenige ausgezeichnete Musiker dem Scharfblick und der Bevorzugung des Kaisers entgangen. Der beschränkte Raum dieser Notizen gestattet uns nicht, auch der ausführenden Virtuosen zu gedenken, die sich ebenfalls der Freigiebigkeit Napoleon's zu erfreuen hatten. Freilich hat es für Napoleon's Ruhm wenig zu bedeuten, ob er die Kunst der Musik mehr oder minder beschützte, für die Eigenliebe der Künstler aber wird es nicht gleichgültig seyn, zu vernehmen, daß ein Geist von solcher Vollkommenheit, der Alles umfaßte und Alles verstand, auch für die Zauber der Musik nicht unempfänglich war.

Mannichfaltigkeiten.

Man schreibt aus Posen: Aus Warschau wird uns ein schreckliches Ereigniß mitgetheilt, das wir, ohne Bürgschaft für dessen Wahrheit zu haben, kaum nacherzählen möchten: Ein junger Mann, einziger Sohn einer reichen Dame zu Warschau, studirte vor ungefähr 6 Jahren auf der Universität zu Krakau, wo er sich in die Verschwörung von 1846 einließ. Als er fliehen mußte, trat er nach Preußen über, wurde hier jedoch wegen Mangels an Legitimationen arretirt, zunächst nach Küstrin abge-

führt und von hier später als russischer Unterthan seiner Behörde ausgeliefert. Das Kriegsgericht zu Warschau verurtheilte ihn zu 20jähriger Verbannung nach Sibirien. So kam er nach Irkutsk. Hier wollte es das Glück, daß ihn ein russischer Oberst sah, der früher als Freund sein elterliches Haus besucht hatte; er erbarmte sich des Jünglings und nahm ihn als Sekretär in seine Kanzlei. Anfangs dieses Jahres sollte der Oberst eine Dienstreise nach Warschau machen, und bei dieser Gelegenheit verwendete er sich nach Petersburg um die Erlaubniß, sich auf dieser Reise von seinem Sekretär begleiten zu lassen. Er erhielt auch diese Erlaubniß unter der Bedingung, daß er persönlich für die Rückkehr des jungen Mannes nach Sibirien hafte, um daselbst seine Strafzeit auszuhalten. Die Freude des armen Gefangenen war gränzenlos, als ihm sein Wohlthäter diese Nachricht mittheilte. Kaum kürzlich in Warschau angekommen, ertheilt ihm der menschenfreundliche Oberst die Erlaubniß, seine Mutter aufzusuchen, mit der Weisung, nach fünf Stunden zurückzukehren; er fliegt nach der Wohnung seiner Mutter, auf der Schwelle tritt ihm jedoch ein alter Diener in Trauerkleidern mit der Schreckensnachricht entgegen, daß seine Mutter am Tage vorher auf dem Kirchhofe von Poworski beerdigt worden sey, und er eilt nun dorthin. Glücklicher Weise trifft er noch den Todtengräber, den er bittet, ihm das Grab seiner Mutter zu zeigen, und beschwört ihn endlich, von der Sehnsucht, seine Mutter wenigstens im Tode noch einmal zu umarmen, da er es im Leben nicht mehr gekonnt, ihm das Grab und den Sarg zu öffnen. Als dieser sich weigert, nimmt er seine reichgefüllte Brieftasche aus dem Busen und reicht ihm daraus einen Zehn-Rubelschein. Mit gierigen Augen blickt der Todtengräber auf den reichen Inhalt der Tasche und gibt nun zögernd nach. Kaum erblickt der junge Mann die Ueberreste seiner Mutter, so stürzt er sich auf dieselbe hin. Doch diesen Augenblick benutzt der Todtengräber; er versetzt ihm mit seinem eisernen Spaten mehrere Streiche auf den Kopf, beraubt ihn seiner Brieftasche und füllt das Grab wieder über ihm zu. Hierüber war indeß die Zeit verflossen, in welcher der Jüngling zum Obersten zurückkehren sollte; dieser läßt sich daher, wegen seiner Verantwortlichkeit besorgt, nach der Wohnung der Mutter und, als er hier gleichfalls die Trauerbotschaft hört, nach dem Kirchhofe von Poworski fahren. Hier ist Alles öde und still; der bleiche Mond scheint auf die einsamen Gräber, und nur ein Todtengräber ist noch beschäftigt, einen frischen Todtenhügel aufzuwerfen. Der Oberst wendet sich an ihn mit Fragen nach dem jungen Manne, erhält aber unhöfliche und ausweichende Antworten; gereizt geht er zu Drohungen über und schöpft endlich einen unbestimmten Verdacht, in Folge dessen er den Todtengräber durch seinen Ordonnanz-Kosacken binden läßt. Jetzt endlich gesteht der Verbrecher die Wahrheit; das Grab wird sofort wieder geöffnet, und man findet den Unglücklichen auf dem Leichname seiner Mutter noch mit Spuren von Leben, in das ihn zurückzurufen auch gelingt.

(Hamburg, 10. März.) Ein hier dieser Tage verstorbener Bürger, v. d. Sternhoff, Sohn eines ehemaligen Oberalten, hat unter andern bedeutenden Legaten auch den Kiechen der Stadt große Summen testirt; dem Vernehmen nach jeder der beiden abgebrannten Hauptkirchen 100,000 Mark und der St. Katharinenkirche, die des Geldes ebenfalls bedarf, 50,000 Mark. — Der berühmte norwegische Virtuose Ole Bull ist hier angekommen und wird Konzerte geben.

(Stuttgart, 12. März.) Sicherem Vernehmen nach hat das Ministerium des Innern die Anordnung getroffen, daß die Bekanntmachung der Direktion des Nachweisungs-Bureau's für Auswanderer in einer angemessenen Anzahl von Exemplaren allen Oberämtern des Landes Behufs unentgeltlicher Vertheilung an diejenigen Auswanderer zugestellt wird, welche ihren Weg über Bremen richten wollen. Zugleich wurde eine Bekanntmachung des Einwanderungs-Kommissariats des Staates New-York, welche verschiedene zweckmäßige Verhaltungsregeln für die Auswanderer bei ihrer Landung in New-York enthält, den Oberämtern gleichfalls in einer angemessenen Zahl von Abdrücken zur unentgeltlichen Vertheilung an alle wegen der Ausstellung von Reiseurkunden oder der sonstigen Vorbereitungen zu ihrer Auswanderung sich meldenden Personen zugestellt.

Schwer, fast zu Boden drückend, sind die Schläge, welche die Wissenschaft, und besonders Berlins wissenschaftliche Institute: die Akademie der Wissenschaften und die Universität, in einem Zeitraum von wenigen Monden getroffen haben. Ist es doch fast, als mißgönne das Schicksal diesem einst so ruhmstrahlenden, jetzt so tief gebeugten Preußenlande auch noch die letzte Zierde, durch die es Deutschland voranleuchtet, den Ruhm seiner Gelehrten. Kaum fängt die Wunde, die Jakobi's herber Verlust geschlagen, an, zu verharschen, da trifft uns die längst gefürchtete Trauerbotschaft von Lachmann's Ableben. Am Morgen des 13. März erlag die schon zu sehr geschwächte Lebenskraft. Heiter und gefaßt hatte der Patient die schmerzhafte Operation ertragen, das Fleisch über dem abgelös'ten Fuß zeigte sich gesund, die Freunde des Leidenden faßten einige Hoffnung. Aber die schmerzhafte Krankheit (die innere Rose) hatte bereits zu tief den Lebensfaden getroffen. Bald zeigten sich Brandflecken am Stumpf, sie wuchsen, und alle Anstrengungen der Aerzte mußten bald als vergeblich erscheinen. — Carl Lachmann war am 4. März 1793 zu Braunschweig geboren. Am 11. Juni 1830 erfolgte seine Bestätigung als Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, zugleich mit der von Meinecke. In den Abhandlungen der Akademie erschienen von ihm: Ueber althochdeutsche Betonung und Verskunst, I. 1832, über Singen und Sagen 1833, über das Hildebrandslied 1833, über den Eingang des Parzivals 1835, über drei Bruchstücke niederrheinischer Gedichte aus dem 12. und dem Anfange des 13. Jahrhunderts 1836, die berühmte Abhandlung über die ersten zehn Bücher der Ilias 1837, fernere Betrachtungen über die Ilias 1841. Die ungemeine Vielseitigkeit seiner Kenntnisse machen ihn unersetzlich nicht minder für die deutsche, wie für die klassische Philologie, für Literaturgeschichte und Jurisprudenz. Wem wäre nicht seine für die Behandlung der ältern deutschen Literatur epochemachende Ausgabe des Nibelungenlieds bekannt? Von den vielen vortrefflichen Ausgaben juristischer Schriftsteller wollen wir nur Gajus erwähnen.

Literarisches.

Die schwäbische Ilias. Von Ludwig Aurbacher weiland erdacht, nun aber von mehreren seiner Verehrern in holprige Verse gebracht. Edidit et hoc. K. S. im Rock. Frankfurt. Verlag von Heinr. Ludw. Brönner.

Der geistreiche Bearbeiter des Nibelungenliedes, der deutschen Volksbücher rc., Karl Simrock (hier im Rebusgewand), führt uns in dem vorliegenden Büchlein die uns längst lieb gewordenen sieben Schwaben vor. Deren bekannter Auszug auf Abenteuern ist hier poetisch behandelt und mit so viel Witz und Laune, daß:

„Wenn auch schon ein alter Knabe,
Ich d'rüber viel gelacht noch habe."

Und so wird es Allen ergehen, welche das Büchlein zur Hand nehmen. Ja, wir können in dieser trüben Gegenwart nichts Besseres thun, als

es dem Publikum zur Erheiterung anzuempfehlen. Ist doch schon die kurze, dem Unmuth abgewonnene Stunde reichlicher Gewinn!

Das Großherzogthum Hessen in seiner politischen und socialen Entwickelung vom Herbst 1847 bis zum Herbst 1850. Von Karl Buchner. Darmstadt. Verlag von G. Jonghaus.

In gedrängter Kürze legt uns der Verfasser hier die Ereignisse von 1833 — 47 vor, einem Zeitabschnitt, der seine Lösung in der Bewegung der letzten Jahre fand. Ohne sich irgend einer Partei zu- oder abzuwenden, stellt er ferner die Ereignisse, folgerecht und lebhaft geschildert, dar und gibt uns einen wahrheitsgetreuen historischen Ueberblick der innern und äußern Verhältnisse des Großherzogthums. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, hat genanntes Werk für Staatsmänner, Statistiker und alle Diejenigen, die sich mit Specialgeschichte beschäftigen, großen Werth. Nicht minder muß das Buch Solche interessiren, welche den geschilderten Ereignissen nicht ferne standen und nicht ferne stehen. Nach bester Ueberzeugung dürfen wir Hrn. Buchner Anerkennung seiner Verdienste durch Verbreitung seines Werkes wünschen.

Korrespondenz.

Homburg v. d. Höhe, 16. März.

Am 12. d. fand bei uns die zweite öffentliche Schwurgerichts-Sitzung statt. Diese Sitzungen wiederholen sich nämlich dahier nicht in regelmäßigen Zeitabschnitten, sondern so oft Fälle vorliegen, deren Aburtheilung von dem Geschwornengericht zu erfolgen hat, zu denen aber einestheils Hoch- und Landesverrath, sowie Preßvergehen, anderntheils viele andere Verbrechen, z. B. erster und zweiter nicht ausgezeichneter Diebstahl, Fälschungen rc. nicht gehören. — Auf der Anklagebank saß Melchior Eckert aus Zeilsheim, herz. nass. Amts Höchst, beschuldigt, in der Nacht vom 19. auf den 20. Febr. 1850 einen Diebstahl, bestehend hauptsächlich in werthvollen Frauenkleidungsstücken unter dem erschwerenden Umstande des Einsteigens, zum Nachtheil der Seckel Gutenstein, Wittwe zu Homburg, verübt zu haben. Da der Angeklagte sich zu keinem Geständnisse herbeigelassen hatte, so war es Aufgabe der Voruntersuchung, die durch den Chef unseres Justizamtes, Justizrath Dr. von Haupt, selbst geführt worden, künstlichen Ueberführungsbeweis zu liefern. Der Angeklagte mag diese Aufgabe nicht leicht gemacht haben, da man nicht nur hörte, daß derselbe bereits wegen Diebstahls mit vierzehntägigem Gefängniß, sechsmonatlichem Correctionshaus und vierjährigem Zuchthaus bestraft worden, daß er wegen weiterer ihm zur Last gelegten Diebstähle bei dem herz. nass. Criminalgericht zu Wiesbaden noch in Untersuchung stehe und daß ihm wegen Verwundung des Bürgermeisters seines Heimathsortes eine dreijährige Correctionshausstrafe zuerkannt sey, mithin er jedenfalls viele Erfahrungen gemacht haben und auch seine Zukunft ihm vor Augen stehen mußte, sondern da man auch Gelegenheit hatte, sich von seiner gränzenlosen Lügenhaftigkeit und Frechheit zu überzeugen, die so weit ging, daß er sich vor seinen Richtern und dem zahlreichen Publikum einen alten ausgedienten Spitzbuben nannte. Der Oberstaatsanwalt, landgr. Regierungsrath Fenner, hatte den Anklageakt vortrefflich ausgefertigt, und nachdem das Verhör mit den Zeugen und dem Angeschuldigten beendigt war, stellte er in kurzem bündigen Vortrag die Anklage als begründet dar. Der Vertheidiger, Regierungsaccessist Achard, ein junger Mann von Talent und nicht ohne Rednergabe, hatte ein offenes Feld, suchte die Anklage Punkt vor Punkt zu entkräften und wollte den Angeschuldigten freigesprochen wissen. Manches seiner Worte mochte auch Eindruck gemacht haben, so daß sogar der Oberstaatsanwalt in seiner Replik sich zu der Bemerkung hinreißen ließ, daß die Möglichkeit der Unschuld des Angeklagten sich denken lasse. Das Resumé des Präsidenten des Assisenhofes, landgr. Regierungsrathes Will, war ausführlich und durchaus unparteiisch, namentlich wahrhaft ängstlich ausführlich hinsichtlich der vorgebrachten Vertheidigungsgründe. Nachdem sich die Geschwornen zurückgezogen und etwa Dreiviertelstunden berathen hatten, erfolgte ihr Ausspruch, den ihr Obermann, landgr. Geh. Medizinalrath Dr. Trapp, mit lauter Stimme vortrug und welcher den Angeklagten des angeschuldigten Verbrechens für „schuldig" erklärte. Der Assisenhof verurtheilte den Angeklagten hierauf in eine 5jährige Zuchthausstrafe. Der Angeklagte nahm dieß Urtheil mit der Bemerkung auf, daß er unschuldig sey und sich bei dem Urtheil nicht beruhigen werde. Das Publikum war mit dem Ausgang sehr zufrieden.

Konzert von Fritz Gernsheim.

Wem die Pflege und Heranbildung eines früh sich entfaltenden Talentes anvertraut ist, der möge wohl darüber wachen, daß die zarte Blüthe nicht allzu sehr getrieben und daß sie vor den ihr drohenden Gefahren möglichst bewahrt werde. Eine frühe Entfaltung verleitet gar leicht zur allzu raschen Beschleunigung und Erzielung einer Frühreife, wie sie nicht minder der Eitelkeit und Ueberschätzung leicht Vorschub leistet. Wir glauben, daß der für Musik mit außergewöhnlicher Befähigung begabte Fritz Gernsheim, welcher das neunte Lebensjahr kaum erreicht hat, von seinen Eltern und Lehrern so geleitet wird, wie es der naturgemäße Gang einer allmälig fortschreitenden, methodisch geordneten und sich nicht überstürzenden Bildung verlangt, und wissen, daß er nicht zum Werkzeug der Gewinnsucht oder der eiteln Parademacherei mißbraucht wird. Derselbe befindet sich zum Behuf seiner Ausbildung in unserer Stadt. Wenn er dabei zeitweilig sich vor einem größeren Publikum hören läßt, so können wir solches um so weniger mißbilligen, als es nur selten geschieht. Aufmunterung gleicht der erwärmenden Sonne, sowie ein öffentliches Auftreten anderseits Gelegenheit gibt, wohlmeinende Andeutungen und Urtheile von Kennern zu erhalten. Der jugendliche Pianist, dessen physische Mittel zur Bewältigung des Instrumentes kaum auszureichen scheinen, spielt mit einer für sein zartes Alter gewiß seltenen Kraft und Sicherheit, sowie mit überraschender Fertigkeit und wohlgeordnetem Vortrag. Wir hörten ihn heute in einem Klavierkonzerte von Moscheles, in Compositionen von Mendelssohn und Rosellen und in einer Valse brillante von Schulhoff, welche Musikstücke er unter Leitung seines interimistischen Lehrers, des geschätzten Pianisten Hrn. Lutz, so ausführte, daß er von dem sehr zahlreichen Auditorium durch den lebhaftesten und gewiß auch wohlverdienten Beifall belohnt und zu eifrigem Fortstreben auf der betretenen Bahn aufgemuntert wurde. Wir wünschen seinem schönen Talente, das sich auch in kleinen Compositionsversuchen schon bekundet hat, einen recht glücklichen Fortgang und zweifeln nicht, daß er unter der treuen Obhut seiner gemüthvollen und gebildeten Mutter, von welcher er den ersten musikalischen Unterricht erhielt, jene Anspruchslosigkeit und naive Kindlichkeit, deren sich ein so zartes Alter nicht entäußern darf, bewahren möge. — Schließlich dürfen wir unter den musikalischen Spenden der bei diesem Konzerte freundlich Mitwirkenden das Meisterspiel unseres trefflichen Heinrich Wolff nicht unerwähnt lassen. Man ist gewöhnt, von diesem Virtuosen nur Ausgezeichnetes zu hören, nur Solches, was man, um mit dem Dichter zu reden, als goldene Frucht in silberner Schaale zu verzeichnen hat. Das durch geschmackvolle Auswahl und Anordnung anstehende Konzert bereitete den zahlreichen Besuchern desselben einen würdigen und des verdienten Dankes werthen Kunstgenuß. W.

Frankfurt, 18. März.

Das hiesige kunstliebende Publikum wird hiermit wiederholt auf das von den Herren Creuzberg und Georges in Ochsenfurt verfertigte, zur Industrie-Ausstellung nach London bestimmte großartige Tragant-Blumenbouquet aufmerksam gemacht. Dasselbe bleibt nur noch wenige Tage im Saale zur „Harmonie" (gr. Bockenheimergasse) ausgestellt. Es erregt fortwährend die größte Bewunderung aller Kenner und Kunstfreunde, sowohl wegen seiner geschmackvollen Zusammenstellung, als auch wegen seiner naturgetreuen kunstgeübten Modellirung. Nichts fehlt daran, als der balsamische Duft der lebenden Blumen; dem Auge aber bereitet hier die Kunst eine bewunderungswürdige Täuschung.

Ein Kunstkenner.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 19. März. (Zum Besten der Spendesection des allgemeinen Almosenkastens); Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 20. März. Romeo und Julie, Trauerspiel in 5 Abth. von Shakespeare; nach A. W. Schlegels Uebersetzung für die Bühne bearbeitet.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 68. Donnerstag, den 20. März 1851.

Der Seher.

Eine Erzählung von C. v. T.

(Fortsetzung.)

2.

Einige Wochen nach dem Abmarsch der Rekruten ließ der reiche Kaufmann und Maire Baumann den Grundstein zu einem großen Speicher legen. Er hatte sich durch die Lieferungen für das französische Heer bedeutende Summen erworben und beabsichtigte nun, seinen Handel und seine Oekonomie ansehnlich zu vergrößern. Man hatte ihm zwar von verschiedenen Seiten gerathen, den Bau bis zur Beendigung des drohenden Krieges zu verschieben, da er aber bereits beträchtliche Waarenbestellungen gemacht hatte, so war er halb und halb gezwungen, denselben rasch ausführen zu lassen.

Da es bei einer solchen Grundsteinlegung gemeiniglich recht lustig herzugehen pflegte, so hatten sich viele Leute versammelt, die trinkend und plaudernd der Feierlichkeit zusahen.

Einige schauten sich dann und wann verstohlen um, ob der alte Wiesenbauer etwa unter der Menge sey — allein der war nirgends zu erblicken, und so schloß man denn, daß der Bau dem neuen Herrn Maire vielen Vortheil bringen werde. Einer der Bauern machte den Letztern auch sogar darauf aufmerksam, daß der Wiesenbauer gottlob nicht da sey und nun Alles gut gehen müsse.

„Nun — mit oder ohne Wiesenbauer," rief Jener lachend, „ich baue doch meinen Speicher! Der beste Segen ist doch der Geldsegen — wo der nicht fehlt, da kann man seine Pläne schon durchführen!"

Das Aeußere des Gebäudes war bis auf einige Kleinigkeiten vollendet — den Wiesenbauer hatte noch keiner der Arbeiter in der Nähe desselben erblickt. Man begann schon den innern Ausbau, und noch immer ließ sich Jener nicht sehen.

Als der Maire aber eines Morgens seinen Speicher besichtigte und schon anordnete, wo die großen Spiritusfässer und Oeltonnen liegen sollten, die er kürzlich erhalten hatte und die noch in dem Keller seines Hauses lagerten, fand er beim Fortgehen den Wiesenbauer vor der Thür stehen, der mit neugierigen, aber gänzlich ruhigen Mienen das schöne Gebäude betrachtete.

„Nun, Conrad, was meint Ihr zu dem Dinge da?" rief der Maire scherzend dem Wiesenbauer zu.

„Recht schön — recht schön!" erwiederte dieser, mit dem Kopfe nickend. „Aber zu leicht gebaut — viel zu leicht gebaut! Gibt's 'mal Feuer, ist das Ding gleich ein Aschenhaufen!"

Der Maire sah den Greis einen Augenblick staunend ob der seltsamen Rede an, gleich als ob er fragen wollte: Wie kommt Ihr denn auf den Einfall, daß mein Speicher ein Futter für's Feuer sey? — dann aber erwiederte er mit lächelnder Miene:

„Wenn's Feuer gibt, Wiesenbauer, so gibt's auch Leute, die es löschen."

„Das hat seine Richtigkeit," entgegnete Jener ruhig, lüftete seine Mütze und ging von dannen.

„'S ist doch ein rechter Narr, der Alte," murmelte der Maire zwischen den Zähnen, dem langsam Dahinschreitenden nachblickend. „Der Kerl will sich bloß wichtig machen — weiter ist's nichts."

Damit eilte er in's Haus und gab seinen Handlungsdienern den Befehl, am andern Morgen sämmtliche Fässer mit Spiritus aus dem Keller nach dem Speicher zu schaffen. —

An demselben Abend kam der Wiesenbauer ungewöhnlich früh nach Hause, ließ sich von seiner Tochter rasch ein frugales Abendbrod zurichten und ging mit dem Vorgeben, er sey außerordentlich ermüdet, bald nach dem Essen auf seine Schlafkammer.

Elisabeth blieb noch einige Zeit auf und las den Brief, den sie am vorhergehenden Tage von ihrem Verlobten erhalten hatte, noch einmal durch. Dann verriegelte sie die Hausthüren und begab sich ebenfalls in ihr Schlafzimmer, welches sich gerade unter dem ihres Vaters befand.

Eine Stunde mochte sie geschlummert haben, als sie plötzlich von einem starken Geräusch erwachte. Sie fuhr halb von ihrem Lager empor und horchte in die dunkle Frühlingsnacht hinaus — aber Alles war todtenstill. Nur dann und wann schlug ein Hund in den fernen Gehöften an, oder ging ein Rauschen durch die Bäume des Gartens, deren Zweige sich hart neben den Fenstern des Hauses zu dichten Laubhallen verflochten. Schon hatte sie ihre Augen wieder zum Schlummer geschlossen — da meinte sie, über sich in des Vaters Schlafzimmer leise Tritte zu hören. Sie lauschte in gespannter Erwartung und nach einiger Zeit kam es ihr so vor, als schleiche Jemand über die Hausflur und riegle behutsam die nach dem Garten führende Thür auf. Rasch entschlossen sprang sie auf, eilte hinaus auf die Flur und untersuchte die Gartenthür. Allein diese war fest verschlossen und ringsum kein Laut zu vernehmen. So beruhigte sie sich denn mit dem Gedanken, daß der große Hofhund der Urheber des Geräusches gewesen sey, und legte sich wieder schlafen.

Um dieselbe Zeit kehrte der Maire von einer fröhlichen Gesellschaft heim, welche der Arzt im Dorfe gegeben hatte. Sein Weg führte ihn an dem neuerbauten Speicher vorbei. Als er sich diesem bis auf fünfzig Schritte genähert hatte, sah er beim

ungewissen Sternenlicht, wie mehrere dunkle Gestalten an der weißschimmernden Wand des Gebäudes dahinglitten und in dem Garten seines Nachbars verschwanden. Er blieb stehen und horchte und spähte, aber Alles war todtenstill. In der Meinung, daß sich vielleicht einige Schnapphähne die Räumlichkeiten des Speichers zu künftigen nächtlichen Unternehmungen betrachtet hätten, schritt er nach der noch schlechtverwahrten Thür, um zu untersuchen, ob dieselbe gewaltsam geöffnet worden sey.

Schon hatte er sich dem Eingange bis auf wenige Schritte genähert — da erhob sich plötzlich eine dunkle Gestalt vor ihm vom Boden und sagte mit ruhigem Ton:

„Guten Abend, Herr Baumann!"

Der Maire fuhr wie von einem Blitzstrahl getroffen zusammen — es war der Wiesenbauer, der vor ihm stand. Einen Augenblick starrte er diesen sprachlos an — dann aber fragte er mit barscher Stimme:

„Was habt Ihr hier zu dieser Stunde bei meinem Speicher zu thun, Wiesenbauer?"

Der Letztere aber entgegnete mit großer Gelassenheit:

„Konnte gar nicht besser kommen, Herr Baumann — konnte gar nicht besser kommen! Hätt's kaum gedacht, daß ich Sie heut' Nacht noch sehen würde!"

Darauf schwieg er eine Weile und sagte dann mit leiserer Stimme:

„Ist's Ihnen recht, so geh' ich auf einige Minuten mit Ihnen in's Haus — ich hab' was auf der Seele — — und hier draußen ist's ziemlich kühl."

Obwohl der reiche Mann den alten Wiesenbauer stets mit einer Art von Mitleiden und Verachtung betrachtet hatte, so war er im gegenwärtigen Augenblick doch so seltsam überrascht, daß er keine Worte finden konnte, das Verlangen desselben von sich zu weisen.

Beide gingen darauf in's Haus, und erst lange nach Mitternacht sah der Wächter die dunkle Gestalt des Wiesenbauers mit raschen Schritten seinem einsamen Gehöfte zueilen.

Am folgenden Morgen schickte der Maire den größten Theil der Handwerksleute, welche bei der Vollendung des Speichers beschäftigt waren, fort und behielt nur eine geringe Zahl in Arbeit mit dem Vorgeben, das Mauerwerk erst recht austrocknen lassen zu wollen, ehe die Bekleidung der Wände und die Bedielung der Fußböden vorgenommen würde.

Dieß erregte großes Aufsehen im Dorfe und Viele sagten:

„Das hat der Baumann gethan, weil er den Wiesenbauer eines Morgens neben dem Speicher getroffen hat. Ja, ja, der Pfeifen-Conrad weiß die Leute schon herumzukriegen, sie mögen wollen oder nicht!"

Auch glaubten Einige zu bemerken, daß der Maire plötzlich viel freundlicher gegen den Wiesenbauer geworden sey, und es ging sogar das Gerede, der Erstere sey einmal einen ganzen Abend zum Besuch bei dem Seher gewesen. —

(Fortsetzung folgt.)

Näheres über die Feuersbrunst auf dem Kiang in China.

Die Missionsberichte aus China erzählen von den schrecklichen Verheerungen eines Brandes, der am 1. Jan. 1848 (?) dort zu Huquang zur Zeit einer Ueberschwemmung stattfand. In der Nacht vom 1. Jan. brach auf den Schiffen ein Brand aus, desgleichen man nie gesehen. Um sich davon einen Begriff machen zu können, muß man sich den Ort vorstellen, wo das Feuer wüthete. Längs dem Kiang, auf einer Strecke von 20 Lys (20 Lys machen 2 Stunden aus) liegen gewöhnlich so viele Schiffe vor Anker, daß, wenn man dieselben vom entgegengesetzten Ufer des Flusses, nämlich von Han-yan-fu und Hanken aus betrachtet, sie einem dichten Walde, von Nahem aber einer unermeßlichen, volkreichen, auf dem Wasser schwebenden Stadt gleichen. Von dort aus liegen noch weit hin, bis auf eine Strecke von 40 Lys, viele andere Schiffe, jedoch nicht mehr so dicht neben einander, als auf dem soeben erwähnten Ankerplatze. Das Ganze bildet einen 66 Lys langen Hafen, worin unzählige Schiffe ankern, und bietet einen Anblick dar, wovon sich nur Der einen Begriff machen kann, welcher es mit eigenen Augen gesehen hat. Nun aber brach während der Nacht des 1. Jan. ein wüthender Sturmwind über diese unermeßliche Flotte aus, und in der Verwirrung ergriff das Feuer eines der Schiffe. Vom Winde alsobald angefacht und vom Theer und den anderen brennbaren Stoffen, womit eine große Anzahl der Schiffe beladen sind, genährt, verbreitet sich die Feuersbrunst mit Blitzesschnelle über die umliegenden Fahrzeuge. Die Gewalt des Sturmes und des Feuers zerriß die Taue, welche die brennenden Schiffe noch festhielten, und diese, vom wüthenden Orkane nach allen Richtungen hin zerstreut, verbreiten überall Verderben und Verheerung, indem sie Alles, was sie berühren, in Brand stecken, und in einem Augenblicke lodert auf allen Fahrzeugen die verzehrende Flamme. Und mitten in diesem ungeheuren Feuermeer zappelt und heult, der Verzweiflung preisgegeben, eine zahllose Menge von Menschen, die, vom Sturmwinde getrieben, von den Flammen verfolgt und von den tobenden Fluthen allenthalben umgeben, endlich von der Gluth verzehrt, oder von des Flusses wildem Strudel verschlungen werden. Augenzeugen davon haben mir gesagt, daß der Kiang, auf eine Strecke von 60 Lys, einem Flammenmeere glich, und daß binnen 3 Stunden alle jene Schiffe sammt den Unglücklichen, die sich darauf befanden, elendiglich zu Grunde gingen. Man glaubt einmüthig, daß die Zahl der Fahrzeuge, nach den mäßigsten Berechnungen, sich auf mehr als 3000 belief. Es ist Jedermann bekannt, daß in den chinesischen Nachen, ja, sogar in den kleinsten, sich, nebst den Schiffsleuten, die ganze Familie des Kapitäns aufhält; denn dort gibt es ganze Haushaltungen, deren Glieder in einem Schiffe geboren werden, darauf leben und sterben, ohne je zu wissen, von welchem Lande sie sind; sie kommen zur Welt dort, wo sich die wandernde Wohnung ihrer Eltern befindet. Ueberdieß behauptet man noch, daß unter den verbrannten Fahrzeugen mehrere große Schiffe waren; daß viele davon 40, 50 bis 60 Personen enthielten. Dem sey nun wie ihm da wolle, so bleibt es doch immer gewiß, daß die Gesammtzahl der Opfer erschrecklich groß ist. Die durch das Feuer furchtbar entstellten und verstümmelten Leichen, welche man aus dem Flusse ziehen konnte, belaufen sich schon auf 60,000. Man muß endlich noch bemerken, daß diese Fahrzeuge Waaren enthielten und Chinesen aus allen Provinzen zugehörten. Daraus läßt sich leicht schließen, welch' großen Verlust und allgemeine Trauer diese Feuersbrunst verursacht haben mag. Einen so großen und so schrecklichen Brand hat man vielleicht, ich will nicht bloß sagen in China, sondern in der ganzen Welt nie gesehen.

Franklin.

Von Zeit zu Zeit erheben sich einzelne Stimmen in den Zeitungen, die von Gerüchten sprechen, als habe man von Franklin, dem lange vermißten, einmal wieder etwas gesehen oder gehört. Wer ist Franklin? Er ist der berühmte englische Seemann, der mit zwei Schiffen, Erebus und Terror, von seiner

Regierung nach den äußersten Theilen des Nordpolarmeeres gesandt wurde. Er verließ England im Mai 1845 und im Juni desselben Jahres sprach ihn ein Wallfischfahrer zum letzten Male. Seine Schiffe waren mit allem Möglichen reichlich versehen, mit Lebensmitteln auf drei Jahre und man gibt ihn allgemein für verloren, da es nun fast sechs Jahre sind, daß man keine Kunde von ihm erhalten hat. Jedenfalls sind beide Schiffe sammt ihrer Mannschaft untergegangen. Weder von Osten noch von Westen her ließ sich bis jetzt eine Spur von ihnen antreffen. Die ganze Nordküste des amerikanischen Festlandes wurde unter außerordentlichen Mühseligkeiten und unter großen Gefahren ihretwegen erforscht; die an denselben herumziehenden Eskimos, die weite Strecken durchwandern, haben keine europäischen Fahrzeuge gesehen; die Ausflüge, welche James Roß der unglücklichen Reisenden wegen unternahm, waren nicht minder unfruchtbar als jene von Kellet und Moore in der Behringsstraße oder Richardsons und Raes Expedition östlich von der Mündung des Mackenziestromes und es scheint keinem Zweifel unterworfen, daß auch die Expeditionen im laufenden Jahre erfolglos bleiben. Die Gattin Franklins selbst hat eine Belohnung von 2000 Pf. St. Dem geboten, der ihr Nachricht von ihrem Gatten bringt. Wahrscheinlich ist er in den ungeheuern schwimmenden Eismassen zu Grunde gegangen. Franklin war 1786 geboren und stand seit 1800 in dem englischen Seedienst. Sein Leben war ein ruheloses. Schon 1801 focht er mit vor Kopenhagen; mit Flinders machte er die Entdeckungsreise nach Australien; nachher diente er auf einem Ostindienfahrer; auf dem Bellephoron machte er die Schlacht von Trafalgar mit; 1808 geleitete er die portugiesische Königsfamilie nach Brasilien; bei der Expedition gegen Neworleans wurde er verwundet; 1818 fuhr er nach Spitzbergen und von 1819—1822 machte er seine berühmte Landreise zur Mündung des Kupferminenflusses und zum Polarmeere, während er 1825 bereits wieder die westliche Durchfuhr suchte; 1830 befehligte er ein Schiff im Mittelmeere und 1845 unternahm er seine letzte Reise, von der er nicht wiederkehrte. (Modenz.)

Der norwegische Bärenjäger.*)

Ein junger Mann, etwa 25 bis 26 Jahre alt, Namens Peter Mathiesen, aus dem Kirchspiele Alten in Ostfinnmarken, der sich vor nicht langer Zeit verheirathet hatte, bekam im Herbste 1849 die Nachricht, daß die Bären in Kvänangen, einem Orte, dessen Gruben zu dem Kaafjorder Bergwerke gehören, arg hausten. Mathiesen, der eine leidenschaftliche Vorliebe für gefährliche Abenteuer hegte, wurde bald von einer unüberwindlichen Begierde nach der näheren Bekanntschaft mit jenen Herren des Waldes ergriffen und machte sich, von seiner guten Büchse begleitet, auf den Weg dahin. Es dauerte nicht lange, so hatte Peter ein Bärenlager aufgestöbert. Um sicherer zu gehen, beredete er einen anderen Mann, ihm Gesellschaft bei Untersuchung des Lagers zu leisten, dieser aber, dem es an Peter's Muth gebrach, hielt es für's räthlichste, in passender Entfernung zu bleiben, während Peter das Werk vollführte. Ganz sich selbst überlassen, näherte sich Peter der Höhle, mit der Büchse in der einen und einer Pechfackel in der andern Hand. Beim Scheine der Fackel steckte bald ein Bär den Kopf aus dem Eingang, aber in wenigen Augenblicken lag er, von einer Kugel, mit der ihn Peter's sichere Hand in den Kopf getroffen hatte, darniedergestreckt auf dem Boden. Dieser merkte bald, daß die Höhle noch mehrere Bewohner habe, und, um nun auch diese zu bewältigen, besteigt er das Dach der Höhle, bricht ein großes Loch in dasselbe und erlegt noch zwei Bären. Doch hiermit war die Sache nicht abgemacht — es war noch ein Familienglied im Lager, und zwar eines, bei dem er auf den größten Widerstand rechnen konnte, nämlich die Mutter der getödteten Bären. Da ihr nun unser Jäger auf keine andere Weise zu Leibe gehen konnte, so entschließt er sich kurz, in die Höhle einzudringen und sie in ihrer Wohnung zu begrüßen. Nachdem er, die Büchse in der einen, die Fackel in der anderen Hand, einige Schritte in die Höhle hinein mehr gekrochen, als gegangen war, kömmt er plötzlich in einen größeren Raum, wo er mehr aufrecht stehen kann, und wird alsbald von der Frau Bärin mit zwei Reihen weißer Zähne und wiederholtem Brummen begrüßt. Peter verlor den Muth nicht, hielt es aber auch nicht für gerathen, den Angriff abzuwarten. Er stellte daher ganz kaltblütig die Fackel in die aufgewühlte Erde, so daß sie gerade stand, legte an, und, von einem Schusse hinter das Ohr getroffen, sank das letzte Glied der Bärenfamilie zu Boden. Nachdem er die Haut abgezogen, verkaufte er das Fleisch theils in dortiger Gegend, theils in seiner Heimath. Dabei ist noch zu bemerken, daß dieser kühne Jäger im letzten Sommer zwei Bären in Kaafjordbalen erlegt hat, von denen der eine sehr groß war, also sechs Bären in weniger als einem Jahre. Ein solcher Muth, fügt der Berichterstatter hinzu, verdient von Seiten des Staats eine ganz andere Belohnung, als die ist, welche dem Bärenschützen gesetzlich ertheilt wird, nämlich drei Species thaler für jeden getödteten Bären.

*) Aus „Christianiaposten".

Mannichfaltigkeiten.

(Aus Westpreußen, 3. März.) Eine gräßliche Frevelthat wird vorm Schwurgerichte zu Graudenz verhandelt. Der Schuhmacher Piasecki, 24 Jahre alt, erst 2 Jahre verheirathet, hatte mit seiner Frau stets in gutem Vernehmen gelebt, bis er in das Haus seines Schwiegervaters, des Zimmermanns Hase in Sawda-Wolla, zog. Aus den Bestrebungen des Letzteren, Piasecki ganz zu beherrschen, entspann sich eine Reihe von Zwistigkeiten, in denen sich die Tochter endlich ganz zur Partei der Eltern hielt. Es kam zu gegenseitigen gerichtlichen Klagen wegen Realinjurien, und die Streitigkeiten wurden so bedenklich, daß selbst Fremde dem P. anriethen, das Haus zu verlassen. Dieser ahnte selbst Böses und suchte sich durch Tabakschnupfen eine Zeitlang vor dem Einschlafen zu schützen. Früh Morgens bemerkte er, daß seine Frau sich erhob und leise ihre Eltern weckte; er sah sie Wasser holen und dasselbe kochen; knüpfte daran aber keine Muthmaßung, sondern schlief weiter. Da erhielt er drei Güsse siedendes Wasser auf den Kopf. Entsetzt aufspringend, fühlte er Schläge, und da er kaum sehen konnte, gelang es nur seiner Verzweiflung, aus der verriegelten Stuben- und Hausthür zu entkommen. Dort fiel er vor Schmerz nieder und wurde später von den Nachbarn zum Schulzen und von da zu seinem Bruder nach der Stadt geschafft. Hier starb er in Folgen der Brandwunden nach 10 Tagen trotz ärztlichen Beistandes. Der Gerichtshof erkannte, daß an der Wittwe Piasecka Hinrichtung durchs Beil und Schleifung zur Richtstätte, an dem Zimmermann Hase Hinrichtung durchs Beil zu vollziehen sey. Die Schuldigen hörten mit Fassung das Urtheil an.

Die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm arbeiten unausgesetzt an dem von ihnen herauszugebenden großartigen Werke: „der Sprachschatz der Deutschen". Dieselben beschränken sich in-

dessen auf den Zeitraum von Luther bis Goethe. Luther, Goethe und Lessing liefern, was Bereicherung unserer Sprache durch neue Wendungen, Wortbildungen u. s. w. anbelangt, von allen Schriftstellern dieses Zeitraums die meiste Ausbeute. Wenn der Druck dieses nationalen Werkes noch nicht begonnen hat, so sind daran nur die Zeitverhältnisse schuld.

Wenn die Dichter, wie die Alten glaubten, wirklich Seher (vates) sind, so wären wir, trotz der jammervollen politischen Lage, worin sich unser Vaterland gegenwärtig befindet, dem Tage seiner Befreiung nicht mehr so gar ferne. In einer Ode, die Klopstock mit dem bedeutungsvollen Worte „Weissagung" überschrieben und 1773 an die Grafen Christian und Friedrich Leopold zu Stolberg gerichtet hat*), finden wir folgende Strophe:

> Ob's auf immer laste? Dein Joch, o Deutschland,
> Sinket dereinst! Ein Jahrhundert nur noch,
> So ist es geschehen, so herrscht
> Der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht!

Nach dieser Strophe werden also auch die Friedensapostel der Paulskirche einen glänzenden Sieg feiern. Aber wer wird zu der Zeit die Throne stützen? Vermuthlich die Liebe der Völker zu den angestammten Herrscherhäusern!

(Worms, 16. März.) Seit einigen Wochen verweilt der intelligente Portraitmaler Georg Forster in unserer Stadt. Ohne der außerordentlichen Aehnlichkeit seiner Bilder zu erwähnen, können wir mit Recht behaupten, daß Forster durch sein treffliches Colorit, durch die Zartheit seines Pinsels, durch die Wahrheit seiner Fleischfarbe und durch die Lieblichkeit seiner Manier die allgemeine Hochschätzung gewonnen hat.

Litteratur.

Antroposophie oder Menschenweisheit. Ein Beitrag zur Lösung der politischen, socialen, religiösen und pädagogischen Fragen aller Zeiten, von Dr. German Mäurer. Frankfurt a. M. 1851. Bernhard Lizius.

Motto: Homo sum, nihil humani a me alienum puto.

Dieses Buches ist bereits in diesen Blättern Erwähnung geschehen, wir halten es aber einer nochmaligen Besprechung für würdig, um auf seinen Werth die Leser aufmerksam zu machen. Mit einem tiefen Blick in das Menschenherz und in die Menschengeschichte mustert der rühmlichst bekannte Verfasser die innere Welt der Gefühle und die äußere der Begebenheiten, als ein sinnender und sinniger Philosoph, welcher schöpferische Gedanken, klein an Umfang, doch reich an Gehalt, wie Saamenkerne zu künftigen Bäumen in das Feld der Menschenbildung einstreut. Das Buch besteht fast nur aus Sentenzen; diese sind neu, anregend, reichlichen Stoff zu fernerer Betrachtung und Ausarbeitung darbietend, zu welcher sie sich gleichsam wie die Wurzel zur höheren Potenz verhalten. Gewiß, Niemand wird dieses treffliche Buch, welchem der Verfasser mit vollem Rechte jenen alten Spruch vorangesetzt: „Ich bin ein Mensch, und nichts Menschliches halte ich mir ferne", ohne Genuß lesen und ohne Befriedigung und inneren Gewinn aus der Hand legen. L. S.

---

*) Siehe Klopstock's sämmtliche Werke, zweiter Band. Leipzig, bei G. J. Göschen 1823.

Frankfurt, 18. März.

Gestern Abend wurde im großen Saale des Gasthauses „zum Wolfseck" die jährlich stattfindende Generalversammlung des neuen Bürgervereins von einer großen Anzahl Mitglieder dieser Gesellschaft abgehalten. Gegenstand der Tagesordnung war der von Hrn. Dr. Supf, als Präsident der Gesellschaft, trefflich ausgearbeitete und vorgetragene Rechenschaftsbericht für 1850—1851, aus dem es sich ergab, daß der neue Bürgerverein bereits über 1000 Mitglieder zählt und täglich Nachwuchs erhält, daß die Finanzen (bei allen Geschäften die Hauptsache) gut sind und wieder fl. 1000 von den Insätzen auf dem Gesellschaftshause und fl. 250 von den Möbelactien abbezahlt werden, auch der Verein seit den zwei Jahren seines Bestehens schon fl. 4000 reich ist und im nächsten Jahre wohl wieder wenigstens dieselbe Ablage wie in diesem, vornehmen könne. Ferner kam vor: Wahlen des Vorstandes, der Aufnahmecommission und des Revisionscollegs, bei welchen die compacte Opposition, die nirgends fehlen kann und darf, gegen die zersplitterte Mehrheit siegte, doch Männer durchsetzte, welche die Regierung so gut führen werden, wie die alten Regenten. Tout comme chez nous, en gros et en detail! Endlich stellte Hr. Nicolaus Hadermann den Antrag auf Aenderung der Statuten, wo sie von der Aufnahmecommission handeln. Er wollte eine Appellationsinstanz Dem verschaffen, welcher nicht zum Mitglied von der betreffenden Commission aufgenommen werde. Doch wurde der Antrag mit großer Mehrheit verworfen, da diese der Ansicht war, daß bei einer Jury, welche die Aufnahmecommission hier bilde, keine Appellation stattfände. Am besten entgegnete der bekannte Dichter, Hr. Stoltze, dem Antragsteller auf humoristische Weise, indem er das Unglück eines Durchgefallenen für kleiner hielt, als das Aller, die einen unangenehmen Durchgekommenen unter sich dulden müssen. B.

Montag, am 24. d., Abends von 7—8 Uhr wird Hr. Franz Stark im Saale der „Loge Sokrates" (Döngesgasse) einen Vortrag über die Stellung und Bedeutung des Weibes halten. Eintrittskarten zu 30 kr. sind vorräthig in der Hermann'schen Buchhandlung (F. E. Suchsland), in der Zimmer'schen Sortiments-Buchhandlung (Th. Völcker), in der Leihbibliothek des Hrn. G. Oehler und in der Kunsthandlung des Hrn. Prestl (Sandgasse).

Anfrage.

Der im Jahr 1822 zu Genua verstorbene preußische Staatsminister Fürst von Hardenberg hat bei seinem Tode Memoiren seiner Zeit von 1801 bis zum Tilsiter Frieden, von ihm selbst geschrieben, hinterlassen. Das Manuscript hatte er dem Staatsrath Schöll übergeben. Dieser aber mußte es dem Könige Friedrich Wilhelm III. ausliefern, welcher es, mit seinem Siegel verschlossen, im Staatsarchive niederlegen ließ und dabei befahl: Das Manuscript erst im Jahre 1850 zu öffnen und zu veröffentlichen. Das Jahr 1850 ist jetzt vorüber, ohne daß wir über dieß werthvolle, für die jetzigen politischen Verhältnisse besonders wichtige historische Document irgend etwas vernommen haben. Wir fragen deßhalb bei dem preuß. geheimen Kabinette im Interesse der Wissenschaft an: ob und wann mit den Hardenberg'schen Memoiren dem königlichen Befehle gemäß verfahren werden wird.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 20. März. Das Käthchen von Heilbronn, großes romantisches Ritterschauspiel in 5 Abth. nebst einem Vorspiel in 1 Akt, genannt: Das heimliche Gericht, von H. v. Kleist, für die Bühne bearbeitet von Holbein.

Freitag, 21. März. (Konzert der Fräul. Therese Milanollo, bei ihrer Durchreise): 1) Allegro des dritten großen Konzertes in A. von Vieuxtemps. 2) Souvenir de Gretry, Fantasie von Leonard über Motive aus Richard Löwenherz. 3) Fantasie über Motive aus der Favorite, componirt von Fräul. Th. Milanollo. Dazu: Eine Frau, welche die Zeitungen liest, Lustspiel in 1 Akt und: Fest im Entschlusse, Lustspiel in 1 Akt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 69. Freitag, den 21. März 1851.

Der Seher.

Eine Erzählung von E. v. T.

(Fortsetzung.)

Von den nach der Residenz geführten Rekruten waren seit dem Tage ihres Abmarsches häufig Nachrichten eingetroffen; namentlich hatte Heinrich seiner Elisabeth mehrere Briefe geschrieben, in deren letztem er ihr seine und seiner Kameraden ziemlich erträgliche Lage umständlich geschildert und gemeldet hatte, daß das Regiment, dem er zugetheilt worden sey, wahrscheinlich in der Hauptstadt als Garnison bleiben werde.

Die frohe Hoffnung, welche diese Kunde in Elisabeths Herzen erweckte, wurde nur zu bald wieder vernichtet.

Eines Abends kehrte ihr Vater in sichtlicher Aufregung von der Wanderung nach einem der umliegenden Dörfer zurück und erzählte mit ungewöhnlich bewegtem Ton, daß alle im Lande befindlichen Truppen den Befehl erhalten hätten, sofort nach Rußland aufzubrechen. Das Regiment, bei welchem Heinrich Hammer stehe, werde schon in den nächsten Tagen dahin abmarschiren.

„Nach Rußland!“ rief das Mädchen erbleichend aus; „um Gotteswillen — Vater, redest Du wahr?!“

„Wollte Gott, es wäre nur ein eitles Geschwätz der Leute!“ erwiederte der Greis mit anscheinender Ruhe, „aber leider hab' ich den Befehl schwarz auf weiß in der Tasche. Da — sieh' selbst nach — gleich auf der ersten Seite des Blattes steht er.“

Bei diesen Worten zog er eine Zeitung hervor und reichte sie seiner Tochter, welche dieselbe mit zitternden Händen entfaltete und mit irren Blicken überflog.

„Nun kommt der Heinrich nimmer wieder!“ schluchzte sie, das unheilverkündende Blatt auf den Boden fallen lassend und das Antlitz mit den Händen bedeckend; „ich hab' es gleich gedacht, als er davon zog, daß wir ihn nicht wiedersehen würden.“

„Hätt' er im Land bleiben können — 's wäre besser gewesen,“ sagte der Wiesenbauer halblaut, „aber gegen Gewalt kann man nicht an. Gib Dich nur zufrieden, Kind,“ fuhr er zu Elisabeth gewendet fort, „der Heinrich hat Glück, viel Glück — wenn Einer zurückkommt, so ist er es!“

Elisabeth hob langsam ihr gesenktes Haupt empor und blickte den Vater forschend an: — es war etwas in dem Ton, womit er diese Worte gesagt hatte, welches sie wunderbar beruhigte. Sie wußte recht gut, daß die Leute ihren Vater für einen Seher hielten, zugleich kannte sie aber auch seinen Widerwillen gegen Fragen, welche die Zukunft betrafen, und hatte deßwegen noch niemals mit ihm über dergleichen Dinge gesprochen. Jetzt aber glaubte sie, es wagen zu dürfen, einmal geradezu eine solche Frage zu thun. Eben wollte sie sich mit klopfendem Herzen zum Vater wenden — da öffnete sich die Thür, und ein Bauer aus dem benachbarten Orte trat herein mit der Nachricht, daß in den nächsten Tagen bedeutende Truppendurchzüge stattfinden würden. Alles, was Waffen tragen könne in Frankreich und Deutschland, müsse mit nach Rußland marschiren.

In Gegenwart eines Dritten mochte Elisabeth den Vater nicht ausforschen, und so begab sie sich mit verweinten Augen in ihr Schlafzimmer. Die beiden Männer aber redeten noch bis tief in die Nacht hinein mit einander. —

Schon am folgenden Morgen langten die ersten Truppen aus Frankreich und den Rheinlanden in Neuenrode an. Alt und Jung strömte nach der großen Landstraße, welche durch das Dorf führte, und staunte das niegesehene Schauspiel an.

Die meisten Soldaten schienen recht fröhlich und wohlgemuth und scherzten und lachten und sangen, als ob es zu einem lustigen Feste ginge — hin und wieder kam aber auch ein Zug, der keinen Laut der Freude erschallen ließ und in dumpfem Schweigen dahinschritt.

Der Wiesenbauer hatte sich auf einen Stein neben der Straße gesetzt und betrachtete die Vorüberziehenden mit der größten Aufmerksamkeit und Theilnahme, indem er dann und wann einzelne abgerissene Worte hervorstieß, welche ihm der Anblick dieses oder jenes der vorbeimarschirenden Soldaten abnöthigte.

„Wenn der wiederkommt, schaut er auch nicht mehr so hochmüthig drein!“ murmelte er. „'S ist hart, sehr hart, so früh sterben zu müssen,“ sprach er dann wieder nach einer Pause. „Um den stattlichen Burschen wird sich auch eine Braut zu Tode grämen — — seine alten Eltern können lange warten, ehe der wieder an die Thür pocht! Arme Leute — 's ist kalt in Rußland — kalt wie der Tod!“

Die Bewohner von Neuenrode aber steckten die Köpfe zusammen und flüsterten:

„Seht, dort sitzt der Wiesenbauer und schüttelt den Kopf. Die Franzosen werden kein Glück in Rußland haben — das ist gewiß.“

Mehrere Tage und Nächte hintereinander dauerten diese Truppendurchzüge, und so oft Elisabeth des Nachts erwachte, hörte sie das Singen der fremden Krieger, deren Fröhlichkeit ihr tief durch die Seele schnitt. Es war ihr unbegreiflich, wie man dem gewissen Tode mit solch' einer Gleichgültigkeit und Heiterkeit entgegengehen könne. Und wenn sie dann dachte, daß ihr Heinrich nun auch so in dunkler Nacht durch die fremden Länder dahinwandere und gewiß allstündlich mit liebender Sehnsucht ihrer gedenke, da weinte sie die bittersten Thränen. —

Die Tage nahmen zu und nahmen wieder ab; die Linden blühten und verblühten; das Korn reifte, wurde gemäht und eingebracht; der Herbstwind wehte schon kühl über die Stoppelfel-

der und schüttelte einzelne welke Blätter von den Bäumen — aber noch immer war weder von Heinrich Hammee, noch von irgend einem der andern fortgezogenen Neuenroder Burschen eine Nachricht eingelaufen.

Die Zeitungen meldeten einen Sieg der Franzosen nach dem andern und endlich auch den Einzug Napoleons in Moskau. Das Gerücht aber verkündete zugleich Manches, was diesen Sieges- und Triumphzügen widersprach. Als die französischen Blätter noch Lob- und Danklieder für den auf's Neue bewährten Ruhm der Waffen der großen Nation anstimmten, flüsterte man sich schon heimlich zu, das ungeheure Heer sey im vollen Rückzuge begriffen, verfolgt von den siegreichen russischen Schaaren. Und als die Zeitungen endlich das Mißlingen des nordischen Feldzugs eingestanden und Schilderungen brachten, welche grausige Verwüstungen Kälte und Hunger im französischen Heere angerichtet — da konnte man die Bestätigung dieser Nachrichten schon auf der Landstraße finden: die ersten Flüchtlinge der „großen Armee" langten in dem bemitleidenswerthesten Zustande von der Welt in Neuenrode an und flehten mit jammervollen Blicken um Brod und Kleider und Obdach.

Nach und nach mehrte sich die Zahl der Versprengten. In der benachbarten Stadt wurde eine Musterung über dieselben gehalten und neue Heeresabtheilungen aus ihnen und den frisch ausgehobenen Mannschaften gebildet.

Da der französische Kaiser die Absicht hegte, sich an der Elbe festzusetzen, so wurden alle Städte und Dörfer, welche in der Nähe dieses Stromes lagen, mit starken Besatzungen versehen. Auch Neuenrode erhielt eine solche und zwar bestand dieselbe aus einer Abtheilung Dragoner und einer Compagnie Jäger. Sämmtliche Mannschaften dieser Truppentheile bestanden aus Rheinländern, von denen die meisten neuausgehoben waren, nur einige wenige hatten den russischen Feldzug mitgemacht.

Einer von diesen ältern, gedienten Kriegern, ein stattlicher Dragoner, kam zum Wiesenbauer in's Quartier. Da er freundlich und bescheiden war und Mancherlei zu erzählen wußte, so erwarb er sich binnen kurzer Zeit die Zuneigung des Letztern, und auch Elisabeth hörte mit Vergnügen den Schilderungen zu, die er von seinen Kriegszügen machte.

Als er eines Abends von dem Wiesenbauer wieder aufgefordert wurde, Einiges von seinen Erlebnissen mitzutheilen, erzählte er Folgendes:

„Auf unserm großen Rückzuge von Moskau hatte mich das Glück Anfangs ganz außerordentlich begünstigt. Während die Mehrzahl meiner Kameraden schon ihrer Pferde beraubt worden war, befand sich das meinige kurz vor dem Uebergange über die Beresina noch in einem ziemlich erträglichen Zustande, so daß ich die Hoffnung hegte, dem entsetzlichen Geschick, welches Hunger und Kälte über Tausende brachte, entgehen zu können. Als unsere Heeresabtheilung aber an den ebenerwähnten Strom gelangte, schlugen die russischen Kartätschen so dicht in unsere ungeordneten Haufen, daß mir mein Pferd gleich Anfangs unter dem Leibe erschossen wurde.

„Mit genauer Noth gelang es mir, mich zu der Brücke hindurchzuarbeiten, welche über den Strom geschlagen war. Auf derselben entstand bald ein furchtbares Gedränge, und Hunderte wurden in der wilden Verwirrung theils von den Rädern der Geschütze und Munitionswagen zermalmt, theils von den nachdringenden Schaaren in den Strom gestoßen, in dessen eiskalten Wellen sie rettungslos den Tod fanden.

„Schon hatte ich die Mitte der Brücke erreicht, da saus'te plötzlich eine Batterie daher und schleuderte links und rechts die halberstarrten, dichtzusammengepreßten Massen in die Beresina. Mich würde dasselbe Schicksal betroffen haben, wenn mir nicht ein mitleidiger Artillerist gewinkt hätte, mich an sein Pferd anzuklammern. Ein rascher Sprung und in wenig Augenblicken befand ich mich wohlbehalten am jenseitigen Ufer. Hier geriethen mehrere Geschütze so in den tiefen Sumpf, daß die Artilleristen sich genöthigt sahen, dieselben im Stich zu lassen. Die Pferde wurden ausgespannt und eins von ihnen wurde mir zu Theil, da die noch übrige Mannschaft der Batterie bereits beritten war."

(Fortsetzung folgt.)

Aus Californien.

Das „Journal des Debats" theilt einen langen Brief, von Oro Grosso am San Joaquim den 13. Okt. v. J. geschrieben, mit. Wir heben aus demselben folgende interessante Stellen aus: „Seit beinahe einem Monate sind wir im Süden von Mariposa beschäftigt, die Berge zu durchlaufen, um neue Goldwäschen aufzusuchen. Zu Oro Grosso machen wir einige Ruhetage, um uns von der Mühseligkeit des Umhertreibens zu erholen. Es ist keine angenehme Beschäftigung, ohne eigentlichen Wohnort unter dem freien Himmel stets von Stelle zu Stelle, von Bach zu Bach dem Golde nachzuspüren. Man trägt seine ganze Habe mit sich herum, die Schaufel, die Hacke, die Waschmaschine zum Goldgewinnen, dann das Kochgeschirr, die Nachtdecken, das Pulverhorn an der Seite, die Doppelflinte auf der Schulter, ein Paar Pistolen im Gürtel, in welchem auch das Messer steckt, mit dem das Gold aus den Löchern und Spalten der Felsen gebracht wird; endlich auch noch einen Sack mit Mund-Provision auf dem Rücken. Das ist eine schwere Last, welche man in den Bergen mit sich schleppen muß. Immer geht es suchend vorwärts; wo die Nacht einbricht, wird campirt und den folgenden Morgen die Excursion wieder fortgesetzt. Wird eine hinreichend ergiebige Stelle gefunden, so faßt man festen Platz unter dem nächsten Baume, bezeichnet die gewählte Stelle zum Arbeiten mit vier Pfählen, wie es von dem Gesetze vorgeschrieben ist, und beginnt gleich das Geschäft.

„Ehe der Tag anbricht, ist der „Bergmann" auf den Beinen und nimmt sein bescheidenes Frühstück, welches gewöhnlich aus Thee oder schwarzem Kaffee besteht, in welche selbstgebackenes Brod getunkt wird. Dieselbe Schüssel, welche zum Brennen des Kaffee's gebraucht wird, dient auch zum Brodbacken, und in Ermangelung einer Mühle wird das Getreide zwischen zwei Steinen zerrieben. Thee und Kaffee sind die gewöhnlichen Getränke des Bergmannes, sogar die Basis seiner Nahrungsmittel. Das Brod ist natürlich schlecht gemahlen und gebacken, daher schwer wie Blei. Alle vertragen es auch nicht, und Viele bereiten sich daher Maiskuchen, Tortillas der Mexicaner. Dieses Gericht ist bald fertig, schmeckt besser als schlechtes Brod und kann ohne andere Zuthat gegessen werden. Der gesalzene Speck, womit die Kuchen bereitet werden, erzeugt aber bei längerem Gebrauche Skorbut. Die wesentlichsten Speisen sind Speck und Mehl, trockene Gemüse erhält man nur sparsam, gewöhnlich schwarze Bohnen, auch wohl Linsen und Reiß. Seit dem Monat August erhielt man Kartoffeln; sie waren aber meist eben so schnell consumirt, als sie ankamen. Auch konnte man kleine Schachteln mit Sardellen erhalten, welche 2 Piaster (10 Fr.) die Schachtel kosteten, ferner Essig und Olivenöl aus dem mittägigen Frankreich. Die Bouteille Olivenöl kostet 3 Piaster.

„Des Sonntags arbeitet der Bergmann nicht; er geht dann in die nächste Stadt, und was eine Stadt in den Gold-Revieren ist, habe ich schon früher erzählt. Hier kauft er seinen Mundvorrath für die nächste Woche ein und muß diesen sodann mühsam durch die steilen Berge heimtragen, wenn er nicht so glücklich ist, ein Maulthier oder ein Pferd zu besitzen, welches 500 bis 1500 Franken kostet. Selten kann er aber das Thier lange

behalten, da die Indianer gewöhnlich jede Nacht einige Maulthiere oder Pferde stehlen. Sie haben oft ganze Karawanen mit der Ladung von Lebensmitteln geraubt. Die Indianer schlachten und verzehren die Thiere sogleich. Ein mit Geschicklichkeit ausgeführter Diebstahl ist für sie eine große Ehre; nach ihrer Moral sind Raub und Eigenthum identisch. In der Stadt findet der Bergmann auch wohl Fleisch, welches sich aber nicht lange conserviren läßt; er kauft sich zuweilen eine Flasche Branntwein oder Wein und getrocknete Früchte. Den übrig bleibenden Rest des Sonntags verwendet er zur Reparatur des Arbeitsgeräthes.

„Das sedentäre Leben der Bergleute ist, ungeachtet der großen Anstrengungen, noch wohl zu ertragen; aber wenn der Goldsucher auf die Entdeckung von neuen Lagerstätten ausgeht, ohne Weg, ohne Führer, beladen mit Geschirr und Lebensmitteln, Schlachten liefernd den Indianern und den wilden Thieren, immer auf seiner Hut, ob er von diesen oder jenen überfallen werde, oft im Kampfe mit dem Mangel an Lebensmitteln und an Wasser, nicht selten genöthigt, von Eicheln und Kräutern leben zu müssen, um dem Tode zu entgehen, und schlafend zwischen zwei Steinen, um gegen die Pfeile der Indianer geschützt zu seyn: das ist eine Existenz, welche entweder bald den rechten Mann macht oder den Menschen eben so schnell aufreibt. Man kann in der That sagen, daß in den Minen Kinder bald zu Männern werden, während viele Männer in den physischen Zustand der Kinder zurücksinken.

„Ueberall untersuchten wir auf unserer Tour die Wasserflüsse, erlangten aber die Ueberzeugung, daß in den granitischen Bergen kein Gold zu finden sey. Wenn einige Bäche, welche durch das granitische Terrain fließen, etwas Gold enthalten, so haben sie es von fern her aus dem goldführenden Gebiete des Schiefergebirges mitgebracht. Das Gold ist ungemein fein und klein, und nur solches wird von den Bächen auf mehrere Stunden fortgeführt, während das große, schwere Gold viel früher in den Bächen liegen bleibt. Der Bach, an welchem die Indianer, deren Stamm man Savage oder Sevedge, auch Sawich nennt, hausen, ist von dieser Art, sowie auch einige benachbarte. Hier arbeiten die Indianer sehr nachlässig und bringen ihrem Häuptling das Gold, welches sie finden. Er gibt ihnen dafür, wenn sie es bedürfen, ein farbiges Hemd oder Pantalons; aber täglich läßt er für sie einen Ochsen schlachten. Savage, ihr Häuptling oder König, ist ein Weißer, den sie als Kind geraubt hatten. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß die Indianer gern Weiße zu ihren Häuptlingen erkiesen. Man sagt, daß er alle Indianer-Stämme befehlige, von Mercedes bis zu den Quellen des Joaquin, welche nur zwei Tagreisen von hier entfernt sind. Er spricht die Sprache von sechzehn Stämmen, und außerdem Englisch, Spanisch und etwas Französisch. Doch haben ihn nicht alle Stämme anerkannt; einige sind frei geblieben, aber er übt doch einen großen Einfluß auf dieselben aus, und deßhalb werden die Weißen nicht ganz öffentlich von den Indianern angegriffen. Die Indianer dieser Stämme sind ganz merkwürdig häßlich. Die sanftesten Indianer haben wir am Ufer des Oro Grosso, wo wir selbst campirten, angetroffen.

„Oro Grosso" heißt zu Deutsch „Groß Gold" und bezeichnet dadurch die Art der Goldführung dieser Gegend. Das feine Gold ist hier selten und dabei ist es doch immer dick und rund, daher schwer. Wie ich zum ersten Mal hier war, suchten die Bergleute das kleine Gold gar nicht, sie gaben sich nicht die Mühe, die Erde, worin es vorkommt, durchzuarbeiten; sie gruben ihre Löcher vielmehr bis auf den festen Felsen und kratzten, selbst im Flusse, das Gold mit ihrem Messer aus den Spalten oder rafften es mit den Fingern auf, denn es glänzte prächtig. Die Bergleute nennen dieß: „Mit dem Messer arbeiten". Damals aber herrschte eine gewisse Begeisterung unter einigen hier angekommenen Goldsuchern. Ein französischer Seemann hatte ein zehn Fuß tiefes Loch gegraben und im Boden desselben in den Gebirgsspalten elf Unzen Gold in einem Vormittage gefunden. Das größte Stück davon wog sechs Unzen. Es entstand darüber eine große Freude unter der dortigen Mannschaft, und überall wurden Löcher um jenes privilegirte Gebiet herum mit großer Hast gegraben; allein man fand nichts. Alles Gold der Gegend schien in jenem Loche vereint gewesen zu seyn. Jedoch wurde später ein Plateau aufgefunden, mit dessen Goldgehalt die Arbeiter nicht unzufrieden zu seyn schienen. Aber noch Hunderte von weiteren Versuchen blieben ganz fruchtlos. Es wurde daher die goldarme Gegend verlassen, und wir fanden jetzt hier Niemanden mehr.

Verein für Reinheit des deutschen Ausdrucks,
im Hause des Hrn. Lander.

Frankfurt, 20. März.

Hr. Fries, welcher mit unverdrossenem Eifer die ihm kärglich zugezählten Erholungsstunden der Erhaltung und dem Gedeihen des Vereins widmet, eröffnete am 12 d. M. die Sitzung mit einer höchst anziehenden Abhandlung, worin er die erfreuliche Erscheinung nachwies, daß eine Menge ächt deutscher Wörter und Wendungen auch in der Handelssprache anfangen, sich Geltung zu verschaffen und allmälig die Fremdlinge verdrängen. Hr. Hartig trug ein älteres Gedicht von Dr. Schnetzler, über die Bestrebungen des Vereins, vor und erntete den ungetheilten Beifall aller Zuhörer. Hr. Dr. Maas entwickelte darauf in einer ausführlichen Rede den Werth und die Bedeutung des Vereins und widerlegte die irrigen Ansichten, welche dessen Bestrebungen hemmend im Wege stehen. Wir bedauern, daß der Raum uns nur gestattet einzelne Stellen dieses Vortrages mitzutheilen:

„Fern ist von uns die Absicht, eine strenge Vertilgungsjagd auf alle Wörter anzustellen, die ihren rein germanischen Ursprung nicht nachweisen können. Ein solches kindisches Treiben würde in Spielereien und Lächerlichkeiten ausarten und uns alle wissenschaftlich gebildeten Männer entfremden, deren Mitwirkung zum Gedeihen unseres Unternehmens unentbehrlich ist. Der erste Schriftabschnitt unserer veröffentlichten Satzungen spricht sich deutlich über unsere Bestrebungen aus. „„Wir wollen die Läuterung der Muttersprache von Fremdwörtern nach Kräften erstreben, hiermit aber auch die Veredlung und Vervollkommnung des Sprachausdrucks als gleichwichtigen Zweck verbinden.""

„Dem frommen Eifer der Volksbildner ist in dem Vordersatze ein weites Feld angebahnt, das unnöthige Haschen nach Fremdwörtern zu dämpfen, die in der reichen Vorrathskammer brach liegenden Wörter in Umlauf zu bringen und durch glückliche Zusammensetzungen unsere geschmeidige Sprache zu bereichern. Der Nachsatz gilt der unseligen Schreibseligkeit unserer Zeit. Die unberufenen Schriftsteller schießen wie Pilze auf. Dürftigkeit und Gedankenarmuth würdigt gar viele zu gemeinen Söldlingen der Gewinnsucht herab. Alles, was in fremden Zungen erscheint, wird ins Deutsche mit der Schnelligkeit des Blitzes übertragen, um die träge und abgestumpfte Lesesucht durch den Reiz der Neuheit aufzustacheln. So wie der Austausch der Erzeugnisse unter den Völkern Wohlstand und Reichthum befördern hilft, so kann auch das Uebertragen gelungener Werke aus anderen Sprachen eine ergiebige Quelle zur Veredlung, zur Vervollkommnung, ja zur Bereicherung des Ausdruckes werden. Fällt aber diese mühsame und oft höchst schwierige Aufgabe in die Hände gewöhnlicher Tagelöhner, so lassen sich die nachtheiligen Folgen gar nicht berechnen. Wie viel in dieser Beziehung gesündigt worden ist und noch täglich gesündigt wird, beweist das dickleibige Verzeich-

niß der Uebersetzungen, womit der deutsche Büchermarkt jedes Jahr überführt wird, und welche endlich dem Verleger zur Last, in die Buden der Spezereihändler wandern. Man wird uns daher zugeben, daß, ohne gründliche Kenntniß beider Sprachen, ohne einen geläuterten Geschmack, Mißgriffe beim Uebersetzen unvermeidlich sind und daß wir einem Vereine geistiger Kräfte einen Wirkungskreis eröffnen, aus dem großen Schiffbruch unserer Zeit, wenigstens unsere Sprache, als ein kostbares Kleinod, rein und unverfälscht für unsere Nachkommen zu erhalten.

„Mögen unsere Tageblätter in einem Meere von Muthmaßungen über die künftige Gestaltung unseres großen Vaterlandes herumirren; mag die Zolllinie sich erweitern, oder durch Spaltungen zusammenschrumpfen; unsere schöne und klangreiche Sprache hat auch ihre Umrisse in unvertilgbaren Zügen gezeichnet, die man weder durch Federkiele, noch durch Machtgebote verrücken kann: sie umschlingt vierzig Millionen Menschen im Herzen von Europa. Dieses Zauberband wird, wie eine hundertjährige Eiche, allen Stürmen, allen Angriffen der schlauesten Staatsklugheit trotzen. Nach einem ewigen Naturgesetze müssen, frühe oder spät, die gleichartigen Theile einträchtig zu einem achtunggebietenden Ganzen in dem Schmelztigel der Alles auflösenden Zeit zusammenfließen. Der Riesenbau deutscher Einheit, deutscher Größe, befreit von allen Schlacken der Gegenwart, wird sich dann schützend über die Häupter unserer Enkel wölben."

Am Schlusse ergriff Hr. Dr. Jost das Wort und wies geschichtlich nach, daß der Verfall der Sprache ein untrüglicher Vorbote der Erschlaffung aller Volksthümlichkeit sey. Der geistreiche Redner würzte seinen gediegenen Vortrag mit einer Menge anziehender Gegenstände aus der unerschöpflichen Fundgrube unserer Sprache. Das Ganze machte einen günstigen Eindruck, und wir hoffen, daß die nächste Versammlung, für welche wiederum belehrende Vorträge zugesichert sind, sich eines zahlreicheren Besuchs erfreuen wird.

Mannichfaltigkeiten.

Die Londoner lassen sich's was kosten, um uns während der Ausstellung gut zu unterhalten. Sogar Deutsch lernen sie drauf und drein und haben's schon weit gebracht. „Hier sprecht man Deutschen!" steht an einem mächtigen Schilde. Um den Hals hätte ich dem gemüthlichen Mann, der unter dem Schilde stand, fallen mögen, erzählt ein gerührter Deutscher, so heimelte mich das Deutschen an.

In Rülzheim in der Pfalz hat ein kinderloser Gutsbesitzer sein ganzes Vermögen von 60,000 Gulden zur Gründung eines Armenhauses in seiner Gemeinde bestimmt.

Korrespondenz.

Leipzig, 13. März.

Ein fünfaktiges Schauspiel: „Die Verkannten", von Georg Köberle, kam kürzlich (an einem Freitag) hier zum ersten Male zur Aufführung. Warum hat aber auch Hr. Köberle zu dieser ersten Aufführung einen Freitag gewählt? Der Freitag ist immer ein Unglückstag gewesen, da konnte es gar nicht anders kommen. Man darf den geheimen Mächten, die so oft feindlich ins Leben eingreifen, nicht trotzen wollen, und Wagner (im Faust) hat ganz Recht, wenn er warnt: „Berufe nicht die wohlbekannte Schaar, die strömend sich im Dunstkreis überbreitet, dem Menschen tausendfältige Gefahr, von allen Enden her, bereitet." Hr. Köberle hat dieses Rathes nicht gedacht und muß nun daran glauben. Das Stück spielt in der Märzzeit. Die ganze Bewegung, die mächtige Revolution, die Europa erschütterte, gestaltet sich hier in ihrer Spitze in der Person eines Hrn. Julius Lambert, Chef irgend eines demokratischen Clubbs, der ein so gemeiner Schurke ist, wie kaum Franz Moor und Spiegelberg zusammengenommen. Damit, sowie mit einigen Blousen, Heckerhüten, Gewehrsalven und Sturmläuten ist die Revolution abgethan. Mit demselben Gleichmuthe, mit dem wir uns die Zähne stochern, spricht der wackere Lambert, der neben seinen übrigen Vorzügen auch ein Dieb ist, von Söhnen, die man an den Eingeweiden der Väter aufknüpfen werde, von Präsidenten, die auf dem Holzstoße sich erwärmen können, und von andern hübschen Dingen, gegen die der ganze Vorrath haarsträubender Redensarten in den „Räubern" noch Liebeslieder mit Mandolinen-Begleitung sind. — Die „Verkannten" sind erstens ein Hr. Carl Fester, der, wie wir hören, ein Vetter von Georg Saalfeld aus der „Valentine" seyn soll. Diese Verwandtschaft hat man der Aehnlichkeit wegen keinen Augenblick verkannt; sie ist auffallend! Ganz dieselben Züge, nur ist Carlchen jünger und schwächlicher. Seine Bezeichnung als „Verkannter" kommt daher, daß man ihn für einen Dieb gehalten hat, während er ein ehrlicher Mann ist. Dann ist auch seine Geliebte — Cäcilie, glaube ich, heißt sie — verkannt. Man glaubt, sie gehe Abends in Verkleidung zu zärtlichen Rendezvous, und sie füttert indessen mit Lebensgefahr, wie der Rabe Herrmann den alten Moor, die flüchtigen Eltern ihres geliebten Verkannten. Die anderen Personen sind fast Alle gesinnungstüchtige Conservativ-Constitutionelle mit Census und, wo möglich, vier Kammern. — Nun setzen Sie mich aber nicht etwa in die Verlegenheit, mich nach dem Inhalte des Stückes zu fragen. Vor lauter Monologen und nebelichen Bildern in athembeängstigenden Perioden kommt man nicht zum Genusse eines einfachen, verständigen Gedankens. Bei all' den Ragouts, Pasteten und indianischen Vogelnestern sehnt man sich ordentlich einmal nach einem guten Stücke Rindfleisch und kann es doch nicht finden. Talleyrand sagte, der Mensch habe die Sprache, um seine Gedanken zu verbergen. Die Wahrheit dieses Satzes bestätigt sich an Hrn. Köberle; könnte er, wie man Lieder ohne Worte hat, Tragödien und Schauspiele ohne Worte schreiben, dann würden sie gewiß vortrefflich werden; aber in seiner undurchdringlichen Sprache verbirgt er die Gedanken, daß man sie nicht finden kann. — Sagen Sie nicht, daß dieß eine unpassende Form der Kritik einem dramatischen Werke gegenüber sey. Wer es wagt, dem Publikum ein so engbrüstiges, scrophulöses Kind seiner Muse darzubringen, wer es wagt, die großartigste Bewegung der Neuzeit als das Werk einiger elenden Spitzbuben hinzustellen und dabei doch nicht einmal den Muth besitzt, als ein ehrlicher Reaktionär aufzutreten, dem kann man nur mit Spott begegnen, denn das ernste, wohlmeinende Wort des Kritikers wäre ihm gegenüber verschwendet. — Nächstens erhalten Sie wieder einige „Plaudereien" über unsere Bühne.

Theater-Anzeige.

Freitag, 21. März. (Konzert der Fräul. Therese Milanollo, bei ihrer Durchreise): 1) Allegro des dritten großen Konzertes in A. von Vieurtemps. 2) Souvenir de Gretry, Fantasie von Leonard über Motive aus Richard Löwenherz. 3) Fantasie über Motive aus der Favorite, componirt von Fräul. Th. Milanollo. Dazu: Eine Frau, welche die Zeitungen liest, Lustspiel in 1 Akt und: Fest im Entschlusse, Lustspiel in 1 Akt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 22. März. Norma, große Oper in 3 Abth. von J. N. von Seyfried, Musik von Bellini.

Sonntag, 23. März. Die Schwestern von Prag, komische Oper in 2 Abth, Musik von Wenzel Müller. Hierauf folgt: Der alte Bürger-Capitain, oder: Die Entführung, ein Frankforter heroischvorjerlich Lustspiel in 2 Abth.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 70. Samstag, den 22. März 1851.

Der Seher.

Eine Erzählung von C. v. T.

(Fortsetzung.)

„Ich glaubte schon allen Gefahren entronnen zu seyn," fuhr der Rheinländer fort, „gewahrte aber bald, daß ich erst den kleinsten Theil derselben überwunden hatte. Ich schloß mich einer Abtheilung französischer Kavallerie an, um gegen die Angriffe der russischen Bauern, welche Einzelne überfielen und erschlugen, gesichert zu seyn, und mit unsäglicher Anstrengung arbeiteten wir uns durch den tiefen Schnee, der die endlose Haide bedeckte.

„Da vor uns schon mehrere Tausende die Beresina überschritten hatten, so boten sich unsern Augen oft die herzzerreißendsten Scenen dar. Hier saß eine vor Kälte erstarrte Gruppe um einen längst verglühten Kohlenhaufen, dort schlichen ein paar schattenähnliche Offiziere zum Tode ermüdet auf dem tief verschneiten Wege dahin; hier kauerten einige halberfrorene und spärlich mit Lumpen bedeckte Gestalten in einer niedrigen Erdhütte, dort lag ein eben zu Boden Gesunkener und flehte die Vorübergehenden mit matter, brechender Stimme an, ihn nicht dem Verderben preiszugeben.

„Gegen Abend erblickten wir ein kleines Dorf vor uns, und da wir noch erträglich bewaffnet waren, so beschlossen wir, wenn uns die Bewohner desselben angreifen sollten, treulich beisammen zu stehen und bis auf den letzten Mann zu kämpfen.

„Der Wind, der uns bis dahin die dichten Schneeflocken in's Gesicht getrieben hatte, hörte auf, und auch der Weg, der an manchen Stellen fast unergründlich gewesen war, wurde immer besser und besser, je näher wir dem Orte kamen.

„Noch waren wir etwa einen Büchsenschuß von diesem entfernt, da hörte ich plötzlich unmittelbar neben mir die deutschen Worte:

„„Um Gotteswillen, Kamerad — hilf mir auf, wenn Du ein menschliches Herz im Busen hast!""

„Ich schaute mich um und gewahrte einen Soldaten von einem westphälischen Infanterie-Regimente, dessen Füße von dem Leibe eines gestürzten Pferdes bedeckt waren, und der sich vergebens bemühte, sich von der schweren Last zu befreien. Ohne mich zu bedenken, sprang ich vom Pferde und mit Hülfe eines meiner französischen Gefährten, welche die deutschen Worte nicht verstanden und nicht bemerkt hatten, wie leicht der Unglückliche zu retten sey, wälzte ich den Körper des Pferdes zur Seite. Da mein Landsmann noch zu erschöpft war, um den Weg bis zum Dorfe zu Fuße zurücklegen zu können, so ließ ich ihn aufsitzen und ging neben her. Er wußte kaum Worte zu finden, mir seine Dankbarkeit auszudrücken, und erzählte mir, daß ihn das Bestreben, einem seiner Landsleute zu helfen, in jene unglückliche Lage versetzt habe. Das Pferd des Letztern sey vor Müdigkeit bald zusammengesunken, und als er dasselbe habe aufrichten wollen, sey es vollends niedergestürzt, wobei er denn mit den Füßen unter den Leib des Thieres gerathen sey. Sein Kamerad habe kaum Kräfte gehabt, um sich selbst aufrecht zu halten, und die Vorüberziehenden seyen ohne Erbarmen weiter geeilt. Roß und Reiter haben noch einige Stunden gelebt und seyen dann vor Kälte erstarrt. Er selbst habe sich auch schon in sein Schicksal ergeben, als er unsere Stimmen gehört und die letzten Kräfte zu lautem Hülferuf angestrengt habe, wodurch nun sein Leben gerettet sey.

„Eben erzählte er mir, daß er Heinrich Hammer heiße . . . ."

„Großer Gott, was hör' ich!" schrie Elisabeth laut und freudig auf.

„Heinrich Hammer hieß der deutsche Soldat, den Ihr gerettet habt?" forschte der alte Wiesenbauer mit zitternder Hast.

„Nun ja, Heinrich Hammer," erwiederte der Rheinländer verwundert. „Kennt Ihr ihn vielleicht? Es war ein ziemlich großer, schlanker Mensch mit blonden Haaren, blauen Augen und etwas gebogener Nase. Auf der linken Hand hatte er eine lange und starke Narbe."

„Ja, er ist's, er ist's!" jubelte Elisabeth ganz außer sich vor Entzücken.

„Gott sey Dank — er ist es!" sprach der Greis tiefbewegt mit leiser Stimme vor sich hin. Dann aber rief er, zum Rheinländer gewendet, mit lautem und dringendem Ton:

„Aber was ist aus ihm geworden — er lebt doch noch?"

„Sprecht — um des Himmels willen sprecht!" rief Elisabeth, indem sie des Rheinländers Hand drückte — „lebt er noch?"

„So viel ich weiß, lebt er," entgegnete der Letztere. „Hört nur weiter, da werdet Ihr sein ferneres Schicksal erfahren.

„Als er mir eben von seiner Heimath erzählte," fuhr er fort, „brach plötzlich ein Haufe Bauern, mit Sensen, Dreschflegeln, Mistgabeln und Knitteln bewaffnet, aus dem Dorfe hervor und stürzte mit wildem Geschrei auf uns los. Da wir noch sämmtlich mit Munition versehen waren und die Pistolen, die wir führten, sehr sicher schossen, so ließen wir die Horde auf zehn Schritte herankommen und gaben dann eine tüchtige Salve auf sie. Mehr als die Hälfte stürzten, und der Uebrigen wurden wir nach kurzem erbitterten Kampfe Meister. Daß zwei der französischen Dragoner dabei so übel zugerichtet wurden, daß sie noch in derselben Nacht starben, war ein Glück für meinen Landsmann. Er erhielt das stärkste der beiden ledigen Pferde und konnte so den Strapazen des langen und beschwerlichen Weges bis zur deutschen Gränze, die er ohne diese Hülfe nimmer ertragen haben würde, mit uns vereint Trotz bieten.

„Die Nacht brachten wir in dem kleinen Dorfe zu, dessen

noch übrige Bewohner in Folge des für uns günstig ausgefallenen Kampfes sämmtlich die Flucht ergriffen hatten. Da dieß in der größten Eile geschehen war, so hatten sie einige Nahrungsmittel und ein paar Flaschen Branntewein im Stiche gelassen, welche uns bei unserer gänzlichen Erschöpfung sehr zu statten kamen.

„Nach manchen Kreuz- und Querzügen und Mühseligkeiten aller Art erreichten wir endlich eines Abends das erste deutsche Dorf. Wir zwei Landsleute fielen uns vor Freude um den Hals, als wir die ersten heimathlichen Laute wieder hörten, und auch unsere französischen Begleiter athmeten frei auf, als sie vernahmen, daß sie sich nun auf deutschem Grund und Boden befänden.

„Acht Tage später trennten wir uns. Die Franzosen wandten sich nach Dresden, mein Landsmann schloß sich einem norddeutschen Heerhaufen an und ich marschirte mit einem rheinischen Regiment nach Magdeburg. Was weiter aus Eurem Bekannten geworden ist, hab' ich nicht erfahren, obwohl er mir beim Abschiede versprach, mir während meines Aufenthaltes in Magdeburg zu schreiben. Jetzt aber sagt mir auch, in welchem Verhältniß Ihr zu diesem Heinrich Hammer steht," fuhr er erwartungsvoll fort, „es scheint mir, als ob Ihr großen Antheil an seinem Ergehen nehmt."

„Wie sollt' ich nicht!" rief Elisabeth freudig aus; „ist Heinrich Hammer doch mein Jugendfreund und Verlobter!"

„So — Euer Verlobter ist er," versetzte Jener mit gedehntem Ton. „Da seyd Ihr mir wohl recht dankbar, daß ich Euch Euren Schatz gerettet habe?"

„O, ganz über alle Maßen!" erwiederte das Mädchen mit leuchtenden Augen, dem Rheinländer die Hand drückend. „Mir ist's, als hättet Ihr mir das Leben neu geschenkt!"

„Kann ich alter Mann Euch irgendwie auf der Welt einen Dienst leisten," sagte der Wiesenbauer, indem er zu dem Dragoner trat und ihm die zitternde Rechte reichte, „so sagt es nur; Alles, was ich habe, steht Euch zu Gebote."

„Nun, des Lohnes wegen hab' ich Euren künftigen Schwiegersohn nicht vom Tode gerettet," entgegnete der Letztere, Elisabeth flüchtig anblickend. „Er an meiner Stelle würde gewiß eben so gehandelt haben."

„Ja, das würde er!" rief das Mädchen vertrauensvoll. „Ein edleres Herz, als das seinige, gibt's weit und breit nicht."

„Da würdet Ihr Euch also wohl sehr freuen, wenn Euer Bräutigam bald zurückkehrte?" fragte der Rheinländer, Elisabeth scharf ansehend.

„Mein Herz schlägt schon hoch auf, wenn ich nur daran denke," antwortete das Mädchen mit seligem Lächeln.

„Nun, vielleicht könnt' ich früher oder später einmal seinen Aufenthaltsort ausfindig machen," versetzte Jener, indem er sich rasch erhob und seinen Säbel umgürtete. „Es sollte mich sehr glücklich machen, wenn ich Euch auch diese Freude bereiten könnte."

„Mit den Worten wünschte er Vater und Tochter eine gute Nacht und begab sich auf sein Schlafzimmer im obern Stock, in welchem er noch lange mit klirrenden Schritten auf und nieder ging.

Auch jene Beiden suchten bald ihr stilles Kämmerlein, und durch Elisabeths Träume klangen liebliche Stimmen von seligem Wiedersehen.

(Fortsetzung folgt.)

Nikaragua.

(Geschildert von Julius Fröbel.*) A. d. Newyorker Tribune.)

Granada am Nikaraguasee, 30. Dec. 1850.

Ich verließ San Juan am 23. Sept. und kam hier am 6. d. an. Die Reise auf einem Flußboote oder Bungo ist eine der anstrengendsten, die ein Mensch machen kann, besonders in der Regenzeit, die in diesem Jahr länger als gewöhnlich angehalten hat. Ich war dergestalt gezwungen, die heftigen Fluthen zu bestehen, welche den Schluß dieser Zeit bezeichnen. Die Boote (Piraguas) werden theils mit Rudern, theils mit Stangen stromauf getrieben, welches aber so langsam geht, daß wir nach angestrengtem Tagewerke täglich nur drei bis vier Meilen vorrückten. Von San Juan bis Granada ist an 200 Meilen; eine zwölf bis vierzehn Tage lange Reise den San Juanfluß hinauf, ist eine sehr rasche, während drei Tage hinreichen, die 100 Meilen lange Strecke am See zurückzulegen. Auf dem Flusse ist man noch auf die urältesten Verkehrmittel angewiesen. Was die Dampfboote, welche zu seiner Beschiffung gebaut wurden, betrifft, so ist eines in den Stromschnellen von Machuka zu Grunde gegangen und die andern liegen unter den Stromschnellen von Castillo viejo vor Anker, die sehr schwer zu durchfahren sind. Das Strombette muß bedeutend verändert werden, bevor es unausgesetzt durch größere Schiffe befahren werden kann.

Diese Veränderungen würden sich hauptsächlich auf vier Stromschnellen dieses Flusses beziehen. Die von Castillo viejo — so genannt, weil hier die Trümmer einer spanischen Burg liegen — ist die bedeutendste. Ich habe gute Gründe für die allgemeine Annahme, daß diese Hemmnisse der Schifffahrt künstlich hervorgebracht, oder wenigstens durch die Kunst vergrößert wurden und zwar durch die Spanier, um das Inland gegen die Angriffe der Freibeuter und später der Engländer, zu sichern. Früher fuhren Kauffahrteischiffe von beträchtlicher Größe bis hier hin (nach Granada); der Beweis liegt in hiesigen Archiven. Heutzutage hat aber ein leichter Schooner Mühe, in den See zu gelangen. Ein solcher, welcher eben jetzt hier liegt, hilft bedeutend zur Verbindung von San Carlos mit dem Abflusse des Juanflusses. Die Bungos, welche sich eines sehr ungeschickten Segels bedienen, können nur mit halbem Winde fahren, es ist ihnen unmöglich, hart am Winde zu halten; daher trifft es sich, daß sie während vorherrschendem Ostwinde, oft Wochen hindurch fahren, ohne den Sprung von hier nach San Carlos machen zu können. Der Schooner, welcher regelmäßig zwei Mal die Woche hinsegelt und jedes Mal 45 Reisende mitnimmt, jeden zu 15 Dollars, macht glänzende Geschäfte. Sein Eigenthümer, Dr. Segour von Luisiana, ist ein ehrenhafter unternehmender Mann, dessen hiesige Niederlassung viel zum Glücke des Landes beiträgt.

Der Bau von größeren und besseren Schiffen hat hier schon begonnen; verschiedene amerikanische Schiffszimmermeister, die auf dem Wege nach Californien waren, haben sich hier fesseln lassen und sind thätig. Eine Reise von San Juan zu Lande ist fast unmöglich. Der Reisende würde genöthigt seyn, alles Gepäck zurückzulassen, von Wildpret zu leben und einem indianischen Führer durch die Wälder zu folgen — ein wirklich gefährliches Unternehmen. An dem Ufer des Flusses gibts keinen gebahnten Weg, keinen Pfad. Die Mannschaft der Bungos landet jeden Morgen, um ein Feuer zu schüren und zu kochen; doch da gibt

*) Dieses ehemalige Parlamentsglied, das gegenwärtig in Amerika lebt, befindet sich in diesem Augenblicke in Nikaragua, dort beschäftigt, Verbindungen anzuknüpfen, die Niederlassungen zu erleichtern, um neben der Eisenbahn von Panama einen zweiten Weg über den Nikaraguasee nach dem stillen Ocean gründen zu helfen.

es wenig geeignete Stellen zu diesem Behufe nud oft sind sie genöthigt, ihre Feuerstelle in einem Sumpfe einzurichten. Gefährliche Raubthiere und ekelhaftes Gewürme schwärmt in den Waldungen auf beiden Seiten des Flusses. Die Bungos liegen jede Nacht in der Mitte des Stromes vor Anker und der Reisende ist glücklich, welcher Morgens 8—10 Quadratfuß Land finden kann, um darauf stehen zu können. Der Mangel an Raum, sich Nachts hinstrecken zu können, die Schwierigkeit, die Kleider und das Gepäck trocken zu halten, der Schmutz und die Unordnung, die Rohheit der nackten Sambos und Mulatten, die Unmöglichkeit, sich irgend Bewegung zu machen, die das Gleichgewicht des Bootes stören würde, all' Dieses und noch Anderes, das zwei bis drei Wochen lastet, ist langweiliger und erschöpfender als man denkt. Für Frauen ist die Reise in vieler Hinsicht so unangenehm als möglich.

Das Klima ist jedoch so gesund, daß all diese Anstrengungen mit dem Regen und dem Thau, mit den Ausdünstungen des Flusses und der Sümpfe, welche so dicht sind, daß man sie nicht nur am Abend riechen, sondern auch mit der Zunge kosten kann; mit dem schweren Flußwasser, das mit erdigen und pflanzlichen Stoffen gesättigt ist, das man trinken muß; mit der Unbequemlichkeit der Reise, dem Mangel an Bewegung, nicht den geringsten Einfluß auf die Gesundheit hat. Nach einer 52tägigen Seefahrt war ich ganz unwohl, als ich San Juan verließ, doch erhielt ich meine völlige Gesundheit auf dem Flusse zurück. Das hiesige Klima, wie das von San Juan, gibt keine Anlagen zu gefährlichen Krankheiten. Fieber, die gleich einigen schwachen Gaben von Chinin weichen, und leichte Anfälle von Cholerine, die sich allein durch Diät heben, sind die einzigen Uebel, welche der Fremde zu fürchten hat. Vielleicht mag man nirgends in der heißen Zone, wie hier, sich so sicher der Mannichfaltigkeit der Früchte erfreuen. Wenn der See und der Fluß ganz für Dampfboote fahrbar gemacht seyn werden, wird die Reise so ergötzlich seyn, als sie jetzt schon denkwürdig ist.

Die Flußlandschaften entfalten den äußersten Reichthum an Grün und Pflanzenmannichfaltigkeit, der nur zu denken ist. Von der Mündung bis eine Strecke ins Land hinein ist die Küste mit kleinen Palmen bewachsen, welche in dem schlammigen Boden zu treiben scheinen. Sie tragen einen Ueberfluß von Palmnüssen, die in Trauben oder Büscheln hängen, die, wie ich glaube, recht kostbares Palmenöl liefern würden. Wie man höher steigt, verschwinden diese, und größeres Bauholz erscheint, unter dem dichte Gebüsche sich breiten, welche durch eine Unmasse von wilden Reben und anderen Schlingpflanzen nur noch undurchdringlicher werden. Unter diesen erscheint, wo die Ufer trockner werden und über den Spiegel des Wassers steigen, die Palme wieder, und zwar als schöner schlanker Schaft, der seine gefiederte Krone hoch über den andern Bäumen des Waldes ausbreitet. Hier und dort schwankt der prächtige Fächer eines baumartigen Farn's im Winde, das Zierlichste, was eine Landschaft nur darbieten kann. Kleine Zwergpalmen, deren ausgewachsene Stämme bis 7 Zoll Durchmesser haben, die in einem Zimmer ganz, wie sie sind, stehen könnten, stehen zu Tausenden am Ufer.

Mit Ausnahme von einigen Hügelreihen sind die Ufer bis zum See ganz eben. Berge sieht man nur an einer Stelle, an der Mündung des Sarapiqui, eines Nebenflusses, der in letzter Zeit viel genannt worden bei Gelegenheit des Vorschlages: Niederlassungen in Costa rica zu gründen, weil eben dieser Fluß den Haupteingang in dieses Land bildet. Ueber der oberen Stromschnelle, der von Castillo viejo, wo ebenfalls Hügel den Fluß einschließen, hat der Fluß so wenig Fall, daß dieser Theil der Strecke von dem Eingeborenen Aguas muertas (die todten Wasser) genannt wird.

Hier ist es leicht, die Menge Fische zu fangen, die so Fluß als See in großer Menge und Verschiedenheit hat. Während wir uns zum Frühstücke einige Hokkos, einen großen prächtigen Vogel, den die Eingeborenen auch Pavon (Pfau) nennen, schossen, fing die Mannschaft eines andern Bungo, uns zur Seite, in wenig Minuten mit der Angelruthe ein Gericht Savallos, eine köstliche Fischgattung. Was den Hokko betrifft, so schossen wir häufig eine Menge großer Vögel, welche die Eingeborenen als dessen Weibchen betrachten und Pava (Pfauhenne) nennen. Es ist aber in der That eine andere Vogelgattung, und wahrscheinlich eine Putterart. Ich muthmaße, daß er zur Art Meleagris gehört, welche man in Guatemala gefunden hat. Der Vogel ist hier so häufig, daß wir, kaum gelandet, oft schon Duzzende erlegt hatten.

Papagaien und Affen sind am Strome die häufigsten Thiere, ihr Geschrei füllt besonders des Morgens die Luft. Die Alligatoren sind sehr scheu und werden nicht oft gesehen. Am häufigsten sind sie bei San Carlos, wo der Fluß den See verläßt. Hier beobachtete ich eine große Heerde derselben aus geringer Entfernung. Vögel, die zu niedrig über dem Wasser fliegen, werden öfter durch diese gierigen Räuber, welche mit dem Oberleibe ganz über die Fluth auftauchen können, weggeschnappt. Oefter hörten wir zur Morgenstunde das Grunzen und Bellen der Manati, doch sahen wir keines dieser merkwürdigen Thiere. Der erste Schuß aus meinem Jagdgewehre tödtete eine Boa constriktor, welche am Ufer ausgestreckt ruhte.

Wenn der Reisende in den See von San Carlos einfährt, öffnet sich ihm eines der herrlichsten Schauspiele. Die weite Wasserfläche ist rechts durch schöne, bewaldete Hügel begränzt, links durch die hohen vulkanischen Bergkegel der Coska rika, während große und kleine Inseln von den mannichfaltigsten und prächtigsten Formen aus dem Seespiegel auftauchen. Die größte derselben, Ometepe, ist ein prächtiger Kegel, an 8000 Fuß hoch und bis zu seiner Spitze in Grün gehüllt. Sie ist nur durch Indianer bewohnt, welche am Ufer in einem großen Dorfe leben.

Julius Fröbel.

Neue Sprichwörter.

Mit Dem steht's meistens herzlich schlecht,
Der Alles sagen wird, was recht.

Wer seiner Zeit Gebrechen will heilen,
Darf ihren Begriffen nicht weit voreilen.

„Die Wahrheit sprich!" so heischt es streng die Welt;
Doch meint sie die allein, die ihr gefällt.

Das Recht wird dir am sichersten bleiben,
Das du dich hütest zu übertreiben.

Auch in der Freiheit mußt du denken,
Gibt es ein kluges Selbstbeschränken.

Die Eitelkeit des Menschen verletzen,
Das gilt als Sünde an — seinem Götzen.

Die Ehre, die die Welt uns nicht gewährt,
Wird von der Eigenliebe uns bescheert.

Je kleiner der Geist und beschränkter,
Um so stolzer von sich denkt er.

Wenn Zwerge einen Riesen im Rücken,
So muß man sich auch vor Zwergen bücken.

German Mäurer.

Mannichfaltigkeiten.

Nicht zu früh werden die dreißig und einige Völker Deutschlands jubeln, es ist noch weit hin, daß sie auch nur durch ein äußeres Band zu einem Ganzen verknüpft werden. Noch weit im Lande, hinter den blauen Bergen der Hoffnung liegt das Nationalparlament deutscher Nation. Die kleinen Fürsten ungerechnet treten bis jetzt nur ein Fürst und eine Regierung für ein Parlament in die Schranken, aber schwerlich zu ernstem Kampfe. Der König von Würtemberg verficht seine Nothwendigkeit aus — wie es scheint — ehrlicher Ueberzeugung, die bayerische Regierung aus besonderem Interesse. Daß Sachsen einem Parlamente das Wort rede, hat man bis jetzt weder von der Regierung, noch von dem König gehört, und der vierte der Könige, Ernst August von Hannover, ist weit entfernt, sich von den Erinnerungen Englands und des englischen Parlamentes so weit übermannen zu lassen, daß er ein deutsches Volkshaus beantragte. Die fünfte oder erste königliche Regierung Deutschlands, die preußische, hat sich — wie bekannt — gemeinschaftlich gegen ein Parlament erklärt. Also? Die Stadtzeitungen haben Unrecht, so laut in's Horn zu stoßen.

Die bayerischen Intelligenzblätter warnen vor der Annahme falscher Vereinsthaler (3 fl. 30 kr.), großh. hessischen Gepräge. Sie sind den ächten täuschend ähnlich, durch Galvanoplastik erzeugt und galvanisch versilbert. Nur an dem leichteren Gewicht und dem Klang sind sie erkenntlich, so wie an einigen kleinen Ritzen, die sich auf jedem Bildniß vorfinden und gleich Narben über das Gesicht hinlaufen. Auch auf der Kehrseite ist über dem I der Ueberschrift „Vereinsmünze" ein kleiner von unten rechts nach oben laufender Riß.

Korrespondenz.

Mainz, 20. März.

Gestern Abend wurde auf unserer Bühne der „Prophet" von Meyerbeer, welche wir vorigen Donnerstag auf unsern Brettern zum ersten Male sahen, bereits zum dritten Mal, und zwar dießmal zum Vortheile unserer gefeierten Sängerin, Fräul. Limbach, gegeben. Das Haus war, wie bei den zwei ersten Aufführungen, in allen seinen Räumen zum Erdrücken angefüllt, und das Publikum gab wiederholt seine vollste Befriedigung zu erkennen, sowohl über die wahrhaft glänzende Ausstattung der Oper durch unsern Theaterdirektor Hrn. Greiner, wie über die Darstellung, in welcher letzteren Beziehung Fräul. Limbach als Fides und nächst ihr Frau Eisrich-Leonoff als Bertha Ausgezeichnetes leisteten und den größten Enthusiasmus hervorriefen. — Auch uns wird der Genuß zu Theil werden, Therese Milanollo in einem großen Konzerte zu hören, und damit es neben solchen Kunstgenüssen auch nicht an den ernsteren der Wissenschaft fehle, hat Hr. Prof. Roßmäßler auch hier, wie in Frankfurt einen Cyclus seiner so sehr ausgezeichneten und interessanten Vorlesungen über Physiologie und Anatomie der Pflanzen eröffnet.

Darmstadt, 17. März.

Die von dem großh. Hofmusikdirektor, Hrn. C. A. Mangold, componirte große Oper: „Gudrun", wird in der Kürze auf dem großh. Hoftheater zur Aufführung kommen. — Einmal wurde bereits aufgeführt das von Hrn. Ernst Pasqué gedichtete Zaubermährchen: „Die vier Jahreszeiten", und wird die Vorstellung dieses Stücks, jedoch mit wesentlichen Veränderungen des Textes, demnächst wiederholt werden. Unser Opernpersonal, so dankenswerth auch seine Leistungen sind, ist bis jetzt noch nicht in dem Grade vervollständigt worden, daß der Abgang der in vielfachen Beziehungen so trefflichen Sängerin, Frau Marlow, als ersetzt erachtet werden könnte.

Kunstnotizen.

Berlin, 16. März. Gestern Abend wurde das Drama: „Der große Kurfürst", von Dr. Hans Köster, im königl. Schauspielhause mit einer splendiden Ausstattung zum ersten Male aufgeführt. Als dramatisches Kunstwerk befriedigte dasselbe nicht, hingegen wurden verschiedene patriotische Reminiscenzen vom Publikum beifällig aufgenommen.

(Obernburg a. M.) Am Bartholomäustag fand hier ein feierliches Todtenamt statt und zwar zur Erinnerung an den vor 25 Jahren hier verstorbenen und hochverehrten Rektor unserer lateinischen Schule, Franz Bartholomäus Schmitt. Derselbe war der Vater des bekannten Componisten Aloys Schmitt in Frankfurt a. M., welch letzterer zu dieser Feier eingeladen war und ihr beiwohnte. Eine nach so langer Zeit noch ungeschwächte Anerkennung der Verdienste eines eifrigen und in jeder Hinsicht humanen Lehrers verdient als ein schöner Zug von Pietät auch in weitern Kreisen bekannt zu werden.

(Frankfurt a. M.) Der talentvolle Pianist Julius Sachs, der unlängst den ehrenvollen Auftrag erhielt, für die Gemahlin des Erbprinzen von Sachsen-Meiningen mehre Lieder für eine Singstimme mit Pianobegleitung zu componiren, wird nächstens eine Kunstreise über Meiningen, Weimar, Leipzig und Berlin antreten. Er wird in letzterer Stadt Gelegenheit finden, mehre seiner größern Compositionen, worunter auch Ouverturen für vollständiges Orchester, zur Aufführung zu bringen. Hr. Julius Sachs ist uns durch seine auch hier öfters gehörten und beifällig aufgenommenen Solopiecen: „La Serenade" und „Chanson d'amour" (Verlag von Johann André in Offenbach) vortheilhaft bekannt.

Einladung.

Nachdem ich am 13. d. M. einen kleinen Cursus

„über den inneren Bau und das Leben der Gewächse"

geschlossen habe, ist mir von mehreren Seiten der Wunsch nach einer Wiederholung desselben zu erkennen gegeben worden, so daß ich mich verpflichtet erachte, dieser ehrenvollen Aufforderung um so mehr nachkommen zu sollen, als sie von competenter Stelle ausdrücklich an mich ergangen ist. Demnach werde ich, wenn jene Aufforderung Wiederhall im Publikum findet, am

Montag, 24., Dienstag, 25., Mittwoch, 26., Freitag, 28. und Sonnabend, 29. März

Abends von 6—7 Uhr im größeren Hörsaale des Senckenberg'schen Stiftes in 5 einstündigen Vorträgen dasselbe Thema behandeln, dessen gewinnender Fülle an geheimnißreichen Vorgängen und zierlichen Gestaltungen ich ganz allein den Beifall meines Publikums schulde. Meine colossalen; meist transparenten Erläuterungstafeln werden, das Microscop ersetzend, den Schilderungen des Vortrags zu Hülfe kommen.

Jeder Vortrag wird in dem Intelligenzblatte angezeigt werden. Der Abonnementspreis ist fl 2, Einzelkarten 30 kr. — Subscriptionsbogen und Karten sind ausgelegt in den Buchhandlungen der Herren Schmerber und Suchsland, bei Hrn. Gustav Oehler und im Bürgerverein.

Frankfurt a. M., 17. März 1851.

Professor E. A. Roßmäßler,
corresp. Mitglied d. naturf. Senckenbergischen Gesellschaft.

Theater-Anzeige.

Samstag, 22. März. (Auf vielseitiges Begehren): Konzert der Fräulein Therese Milanollo. 1) Prière et regret, Fantasie von Leonard; vorgetr. von Frl. Milanollo. 2) Fantasie über Motive aus der „Favorite"; komponirt und vorgetragen von Frl. Milanollo. 3) (Auf Begehren) Carneval de Venise von Paganini; vorgetragen von Frl. Milanollo. Vor Nr. 1: Einer muß heirathen, Orig.-Lustspiel in 1 Aufzuge, von A. Wilhelmi. Vor. Nr. 2: Der Schatzgräber, Operette in 1 Akt, aus dem Franz., Musik von Méhul.

Sonntag, 23. März. Die Schwestern von Prag, komische Oper in 2 Abth., Musik von Wenzel Müller. Hierauf folgt: Der alte Bürger-Capitain, oder: Die Entführung, ein Frankforter heroisch-dorjerlich Lustspiel in 2 Abth.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 71. Montag, den 24. März 1851.

Der Seher.

Eine Erzählung von C. v. T.

(Fortsetzung.)

3.

Der unglückliche Ausgang des russischen Feldzuges und der gewaltige Stoß, den die Macht des französischen Kaisers dadurch erlitten, hatte alle Gemüther in Deutschland in eine fieberhafte Aufregung versetzt. Der günstige Augenblick, das Joch des fremden Herrschers abzuschütteln, schien gekommen, und schon im Frühlingsmonat des Jahres 1813 erhob sich das ganze preußische Volk zum entscheidenden Kampfe für Freiheit und Ehre.

Das Land im Osten der Niederelbe war bereits ganz von den Franzosen geräumt, und bedeutende russische und preußische Heeresabtheilungen standen auf dem rechten Stromufer — die Städte und Dörfer des linken waren dagegen noch sämmtlich von den französischen Truppen besetzt.

Diese letztern wurden indessen sehr häufig von einzelnen Streifcorps und von herumschwärmenden Kosacken beunruhigt und es verging fast keine Woche, wo nicht mehrere kleine Gefechte vorfielen.

Auch Neuenrode, wo ziemlich starke Kavallerie- und Infanterieabtheilungen lagen, ward zu wiederholten Malen von Russen und Preußen angegriffen, ohne daß diese jedoch im Stande gewesen wären, die Franzosen daraus zu verdrängen.

Diese plötzlichen Ueberfälle abgerechnet, hatte die Besatzung von Neuenrode höchst bequeme Tage. Während die Mehrzahl der Soldaten im Wirthshause saß und zechte, brachte der Rheinländer, der beim Wiesenbauer einquartiert war, seine Zeit ausschließlich in der Gesellschaft des Letztern und seiner Tochter zu, an welcher er von Tage zu Tage mehr Gefallen zu finden schien. Er erzählte ihr von seiner fernen schönen Heimath, von dem stillen tiefen Rhein und seinen grünen Rebenhügeln, heimlichen Waldgründen und stolzen Burgen, wie da die Sonne viel lichter glänze und glühe und der Mond viel klareren Schein vom Himmel herniedersenke; von seines Vaters Hause, hoch auf rebenumkränztem Berge am Strom gelegen, von dem man weit in's blühende Land hineinschauen und die Schiffe auf dem silbernen Rheine fahren sehen könne; von dem freudigen Leben, was in seiner Heimath herrsche, wie da Lieder und lustige Weisen ertönten und bei Tanz und Spiel die Tage gar fröhlich dahinschwänden.

Wenn er so erzählte, da war es Elisabeth immer, als schaue sie in einen Zauberspiegel hinein — — stundenlang konnte sie neben ihm sitzen und ihm zuhören — — so hatte noch Niemand zu ihr geredet.

Auch der alte Wiesenbauer horchte gern auf seines Gastes Worte, der ihm täglich lieber wurde, da er in seinem ganzen Wesen etwas ungemein Sanftes, Bescheidenes und Treuherziges zeigte.

Daß der Rheinländer, der Retter Heinrich Hammers, von Vater und Tochter mit Beweisen der Dankbarkeit überhäuft wurde, ist leicht zu erachten. Er brauchte nur einen Wunsch zu äußern, und dafern es in der Macht der Beiden stand, sah er ihn alsbald erfüllt.

Seltsamer Weise aber ward er, je länger er blieb, desto stiller und trauriger und manchmal konnte er stundenlang dasitzen und finster vor sich hinstarren.

Die Leute im Dorf schienen indessen von dem Rheinländer nicht so entzückt zu seyn, als Vater und Tochter, und hie und da wurden einzelne verdächtige Aeußerungen laut.

„Nun, der versteht das Einschmeicheln aber aus dem Grunde," sagte der Eine.

„Ja, die Elisabeth sticht ihm in die Augen," lachte ein Anderer.

„Gebt Acht — der alte Wiesenbauer vergißt aus lauter Dankbarkeit die Hauptsache, auf sein Kind zu passen!" rief ein Dritter.

„Geht das Ding noch lange so fort," meinte ein Vierter, „so kann der Heinrich nur wegbleiben — er würde sich sonst doch nur eine Kugel durch den Kopf jagen!"

Ein Fünfter aber sang leise vor sich hin:

„So geht's, wenn ein Mädel zwei Knaben lieb hat,
Thut wunderselten gut!"

Einer oder der Andere ließ auch wohl ein Wörtlein von Mißtrauen gegen den Rheinländer im Gespräche mit dem alten Wiesenbauer fallen — dieser aber that, als ob er's nicht merkte und behandelte seinen Gast mit derselben Freundlichkeit und Herzlichkeit wie früher. —

Eines Abends war der Wiesenbauer über Land gegangen, um seine ältere Tochter zu besuchen, welche an einen Müller in einem benachbarten Dorfe verheirathet war. Wider Erwarten fand er sie nicht zu Hause, und um den ziemlich beschwerlichen Weg nicht vergeblich gemacht zu haben, beschloß er, bis zu ihrer Ankunft dort zu bleiben. Sie traf auch nach einigen Stunden ein, hatte aber so viel zu fragen und zu erzählen, daß er erst kurz vor Mitternacht sich auf den Heimweg begab.

Unmittelbar neben der Mühle lag ein ziemlich großes Holz und hinter demselben begann die weite Haide, welche sich bis zum Ufer der Elbe erstreckte.

Als der Wiesenbauer so langsam am Rande des Waldes hinwanderte, war es ihm, als sähe er einzelne dunkle Gestalten über die Haide gleiten und eine nach der andern im finstern Holze verschwinden. Er blieb stehen und horchte in die schwei-

gende Nacht hinaus. Alles war todtenstill, nur der kräftige Frühlingswind ging leise sausend durch die Zweige der hohen Fichten, und hin und her in den Dörfern fern in der Haide bellten die Hunde. So setzte er denn ruhig seinen Weg fort und überließ sich ganz seinen Gedanken.

Mitten auf der düstern Haide däuchte es ihm plötzlich, als höre er leises Roßgewieher und Hufschläge hinter sich, und als er sich umwandte, meinte er auch einzelne im Sternenschein funkelnde Waffen zu erkennen.

„Sollten das vielleicht preußische Streifcorps seyn?" dachte er. „Die Franzosen werden bald das Land räumen müssen — es vergeht ja fast keine Nacht, wo sie nicht von den Kosacken und den preußischen Freischaaren beunruhigt werden."

Er blieb noch eine Weile stehen und spähte durch das Dunkel zu den fernen Gestalten hinüber; bemerkte aber bald, daß sie sich mehr und mehr entfernten.

„Nun, da bleibt's heute Nacht ruhig im Dorf," sprach er bei sich selbst, indem er rüstig weiter schritt. „'S ist auch ein schlechtes Vergnügen, fort und fort aus dem Schlafe aufgetrommelt zu werden!" —

Schon wollte er in den Pfad einbiegen, der von der Landstraße seitwärts zu seinem kleinen Häuschen führte — da krachten plötzlich, etwa tausend Schritte von ihm entfernt, zwei tüchtige Gewehrsalven und hinterdrein schallte ein jauchzendes Hurrah!

„Also waren die Gestalten auf der Haide doch preußische Truppen," dachte er und eilte mit raschen Schritten seinem Hause zu.

Indessen war das ganze Dorf schon allarmirt. Die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten und dazwischen krachten die Schüsse und klirrten die Säbel.

„Qui vit?!" donnerte es da plötzlich neben dem Wiesenbauer, und mehre dunkle Gewehrmündungen richteten sich auf ihn.

Er erklärte dem französischen Sergeanten, welcher diesen Vorposten befehligte und welcher einigermaßen des Deutschen mächtig war, daß er ein Einwohner von Neuenrode sey, Namens Conrad Warner, und seine Tochter in dem Dorfe jenseit der Haide besucht habe.

„Seine Tochter hat Er besucht!" lachte der Sergeant höhnisch. „Die Tochter dient wohl im preußischen Heer!"

„Ich weiß nicht, was Ihr meint, Herr Sergeant," versetzte der Wiesenbauer ruhig.

„Das weiß Er nicht?" rief Jener mit wildem Blick. „Also bildet Er sich wohl ein, wir wüßten nicht, daß Er uns die Preußen da auf den Hals gehetzt habe! Hört Er denn nicht, wie's drüben hergeht? Gerade als er seinen Fuß in's Dorf setzte, knallten dort seitwärts die Schüsse. Er ist ein infamer Spion und wird morgen sein Urtheil schon hören."

„Ein Spion?!" rief der Wiesenbauer und richtete sich hoch auf, einen grimmigen Blick auf den Franzosen werfend. „Das ist eine niederträchtige Lüge und bei Gott — —", hier aber brach er plötzlich ab und fuhr mit ruhigem Tone fort: „Ich erkläre Euch nochmals, Sergeant, daß ich meine Tochter besucht habe und gänzlich unschuldig bin. Wohl kam es mir unterweges so vor, als hörte ich ferne Stimmen und Hufschläge — —"

„Da haben wir's schon," fiel ihm der Sergeant hitzig in die Rede, „Er weiß um die Geschichte! Ich will seine Beichte nicht hören — die mag er morgen dem Herrn Obristen vortragen. Er ist mein Gefangener und muß mit der nächsten Patrouille nach der Hauptwache."

„So laßt mich doch nur wenigstens auf ein paar Minuten in mein Haus — seht, dort hinter der Wiese liegt es," bat der Greis, „daß meine Tochter sich nicht über mein Ausbleiben ängstigt — ich werd' Euch für diese Erlaubniß sehr erkenntlich seyn."

„Damit Er uns noch mehr Feinde auf den Hals hetzte!" lachte der Franzose. „Nein, Freundchen, daraus wird nichts. — Nehmt ihn in Eure Mitte," fuhr er, zu den Soldaten gewendet, fort, „und wenn er die geringste verdächtige Bewegung macht, schießt Ihr ihn augenblicklich über den Haufen!"

(Fortsetzung folgt.)

Nikaragua.

(Geschildert von Julius Fröbel. A. d. Newyorker Tribune.)

(Fortsetzung.)

2.

Granada am Nikaraguasee, 20. Dec. 1850.

Granada ist eine der größten Städte von Nikaragua und ohne Frage eine der wichtigsten; was den Binnenhandel betrifft, hat sie eine der günstigsten Lagen von der Erde. Von der Seeseite nahend, sind die Häuser durch prächtige Baumgruppen versteckt, welche das ganze Ufer beschatten; nur einzelne Kirchthürme heben sich über das Laubwerk empor. Am Strande liegen bloß die Trümmer einer spanischen Festung. Das Ufer zieht sich in einer sanftgebogenen Linie fort und ist, so weit das Auge nur reichen kann, mit prächtigen Bäumen bepflanzt, unter denen wir uns auskleiden, wenn wir im See baden. Im Schatten sitzen hier Obsthändler, bei welchen der Californier einzukaufen pflegt, bevor er nach San Carlos fährt. Unter diesen Bäumen klingt auch die Axt der amerikanischen Schiffszimmerer. Die Stadt liegt ungefähr Dreiviertelmeilen tiefer im Lande. Der Raum zwischen ihr und der Küste ist durch dichtes Gebüsch gefüllt, in dem hier und da ein Garten angelegt ist. Innerhalb wenig Jahren wird sich aber die Stadt, die jetzt etwa 18,000 Einwohner zählt, bis zum Ufer erstrecken und große Reihen von Waarenlager werden sich dort heben, wo jetzt halbnackte Wäscherinnen ihr Geschäft treiben oder sich Hunderte von Badenden versammeln. Hinter der Stadt hebt sich eine Reihe waldiger Hügel, welche sich von dem vulkanischen Kegel von Mombacho hinunterziehen, der an 5000 Fuß Höhe hat und eine der Hauptzierden der Landschaft bildet. Die große Insel Zapatero, welche in der Nachbarschaft das beste Holz zum Schiffbau liefert, hat eben einen solchen, wenn auch niedrigeren Bergkegel als der Mombacho. Ein Vorgebirge, welches die Bucht schließt, an welcher diese Stadt gelegen, besteht aus lauter kleinen Werdern, die von schmalen Armen des Sees abgetrennt sind. Sie sind steinigt, doch sehr fruchtbar, zwei derselben bilden gewöhnlich ein Gut; auf dem einen lebt der Eigner, auf dem andern hat er seine Pflanzung.

Von den hohen Bergrücken hinter der Stadt aus gesehen, entfaltet die Landschaft neue Reize. Man sieht die Stadt, deren Häuser und Kirchen aus einem Walde von grünen Gebüschen hervorragen. Weiter breitet sich, von malerischen Baumgruppen umgeben, die Fläche des See's, immer glänzend in hellem Sonnenscheine, in weiter Ferne begränzt durch die Berge von Chontales und Matagalpa. Der Wipfel der Kokospalmen, der über die übrigen Gebüsche emporragt, der scharf gezeichnet sich auf der blauen Wasserfläche hebt, gibt dem Bilde den wahren tropischen Ausdruck, den man hier, ob der Milde, leicht vergißt, bis man sich in einer Banabapflanzung oder zwischen Hecken von Yukka befindet.

Vor wenig Tagen ritt ich nach der benachbarten Stadt Massaya auf dem Wege nach Leon zu. Die Straße zieht sich durch eine parkartige Gegend, in der Haine, Gebüsche und Savannas (Wiesen) malerisch wechseln. Nur hier und da erinnert eine Gruppe von Kaktusarten, oder eine einzelne Palme an die tropische Lage. Die Stadt selbst aber liegt zwischen den üppigsten Gärten und Pflanzungen von Bananen, Orangen und aller Arten

von Südfrüchten und Zierpflanzen. In kurzer Entfernung erhebt sich ein vulkanischer Gipfel von beträchlicher Höhe, dessen Krater noch in dem vergangenen Jahrhundert thätig gewesen.

Frankfurt und die Weltindustrieausstellung.

Ihr verehrliches Blatt sowohl als auch einige andere einheimische Blätter haben der Gegenstände, welche von hier aus zur Londoner Industrieausstellung abgesandt werden, nur in sehr karger Weise gedacht. Da leider unter dem Drange der Umstände eine öffentlichere Specialausstellung hierselbst nicht möglich war, so halten wir es um so mehr für angemessen, wenigstens der vorzüglicheren Gegenstände und ihrer Einsender zu gedenken, damit doch das einheimische Publikum etwas besser darüber informirt werde, was in dieser Angelegenheit unter seinen eigenen Augen vor sich gegangen.

Einer der hervorragendsten Gegenstände wird wohl ein Alabastercrystallbrunnen seyn, mit vier Röhren, vier Muscheln und einer Carcallampe nebst reichen, ächt vergoldeten Bronceornamenten und Einrichtung zur effectiven Wasserleitung — von P. A. Tacchi's Nachfolger nach eigenen Zeichnungen entworfen. Dieses äußerst effektvolle Kunstwerk, welches das Glück hatte, von Vielen gesehen werden zu können, ist besonders geeignet zur Aufstellung in Speisesä en und Gewächshäusern.

J. Vogelsang und Söhne liefern verschiedenes geschliffenes, vergoldetes und farbiges Hohlglas in Form von Vasen, Candelaberaufsätzen rc., nach eigenen Zeichnungen reich mit Gold, geschliffenen Steinen, Ornamenten und verschiedenartigen Farben ausgeschmückt. Die Originalität und der Werth der Arbeit liegt in der Komposition und Schönheit der Zeichnung, in der Schwierigkeit der Zusammensetzung, dem tiefen Schliff auf plattirten Farben, dem Auflegen der Steine in allen Farbenmassen, selbst in plattirten Farben, gleich vom Glasmacher aus — eine bis jetzt noch nicht gekannte Anwendung.

Hr. Galvanoplastiker G. L. von Kreß stellt eine Statuette — Dichter Lessing — aus, die, nach dem Modelle des Professor Bildhauer E. Ritschel in Dresden, durch galvanoplastischen Kupferniederschlag in Hohlformen erzeugt wurde. So viel uns bekannt, ist diese Piece noch nicht abgegangen.

Aus der Fabrik der Herren J. J. Baconius gingen drei sehr schöne Teppiche (Sophavorlegteppiche) hervor; der eine von 50 Fuß Länge und 7½ Fuß Breite, die beiden anderen sind 7½ Fuß lang und 5 Fuß breit.

Die Herren Junge und Walther schickten aus ihrer Bronzefabrik einen äußerst geschmackvollen Lüstre ein, der nach eigenen Zeichnungen in griechischem Style ausgeführt und ächt in Feuer vergoldet ist. Der eigentliche Werth dieser Piece liegt in der meisterhaften Arbeit, und es fühlt sich der Kenner hauptsächlich durch die treffliche Ciselirung und Vergoldung überrascht.

Die Lederfabrikanten HH. Joh. Ad. Roth u. Söhne, C. W. Roth und Rupp u. Bechstein liefern schwarz lackirte Kalbleder rc., welche die Vorzüge haben, daß das Leder weich und zart ist, bei der Verarbeitung nicht springt und bei dem Transporte nicht zusammenklebt.

Aus der Gießerei *) des Hrn. E. G. Zimmermann gehen zahlreiche Feineisengußwaaren nach verschiedenen Zeichnungen und Bestimmungen hervor.

*) In Hanau.

(Fortsetzung folgt.)

Therese Milanollo.

I.

In den Annalen der Kunstgeschichte werden die Namen der Schwestern Milanollo glänzend verzeichnet bleiben. Ihr erstes Erscheinen fällt in jene friedlichen Tage, die ganz geeignet waren, den schönen Eindruck in sich aufzunehmen und sich ihm ungestört hinzugeben. Gleich Genien der Tonkunst, aus den himmlischen Höhen herabgestiegen und von den gütigen Musen mit allem Zauber der Kunst, wie von den Grazien mit aller Anmuth einer kindlich naiven und liebenswürdigen Persönlichkeit ausgestattet, das Auge jedes Beschauers erfreuend und alle Herzen durch die Poesie ihres tief empfundenen Spieles entzückend, so traten sie unter uns und brachten überall einen außerordentlichen Eindruck hervor. Ihre Kunstreisen durch ganz Europa waren ein glänzender, ununterbrochener Triumph, und wie sie die Lieblinge der Musen und Grazien, so waren sie auch die der Glücksgöttin, welche sie mit ihren Gaben reichlich überschüttete. Doch Fortuna ist eine launige Göttin und auch der heitere Himmel über der Familie Milanollo sollte nicht ungetrübt bleiben. Die frische lebensfrohe Marie, die jüngere der Schwestern, wurde inmitten der Freude und der ihr dargebrachten Huldigung durch einen frühen Tod abberufen. Therese steht jetzt allein und die Trauer über den harten Verlust einer geliebten Schwester hat sich in den elegischen Tönen ihres Violinspieles vergeistigt und verklärt. Trug ihr Spiel auch früher schon den Ausdruck einer tiefen und mehr wehmüthigen Empfindung, war es auch früher schon ernst und sinnig, so ist dieß jetzt in noch höherm Maße der Fall. Diese rührenden Klänge künden einen tiefen Schmerz, dieser Ernst des Vortrags mahnt an den Ernst des Lebens, diese Weihe des Spieles ergreift und erhebt den Hörer. Das sind die Grundzüge ihrer künstlerischen Eigenthümlichkeit, die alles Tändelnde und jede heitere Färbung verschmäht. Es liegt ein wunderbarer Zauber in dem Vortrag ihres Cantabile, das den innersten Tiefen des Gemüthes entströmt und einen Eindruck hervorbringt, dessen sich kein Hörer erwehren kann. So steht Therese wie eine ernste, fromme Priesterin der Tonkunst vor uns, nicht wie eine Virtuosin, welche durch die Technik ihrer Leistung überraschen will. Zwar hat diese letztere jetzt eine Höhe erreicht, daß sie auch nach dieser Seite hin unübertroffen seyn dürfte, aber sie wird nur zum Mittel, nicht zum Zwecke gemacht. Nur der Kunst, in der und für welche Therese ausschließlich lebt, nur der Poesie des Schönen und dem Adel des Gedankens will sie Triumphe bereiten, weit davon entfernt, nach äußerlichen Effekten und nach technischen Künsteleien zu streben. Schmerzlich indessen vermissen wir, daß die Schwester Marie fehlt; denn sie war die Vermittlerin, welche den wehmüthigen Ausdruck durch ihren frischen Humor und das freudige Aufblitzen ihres genialen Spieles zu mildern und den düstern Farben die heitern beizugesellen wußte. Beide Schwestern ergänzten einander und gehörten zusammen, um das Tongemälde mannichfaltig und die Beleuchtung wechselnd zu machen. Die Elegie Theresens ist uns zurückgeblieben und sie ist inniger und ergreifender, als zuvor, aber das heitere Idyll, den kecken Humor, die anregende Lebensfrische Mariens entbehren wir nur ungern und möchten sie nach jeder Nummer zurückwünschen, um uns von ihnen ermuntern und erquicken zu lassen.

Am 21. d. M. gab Therese Milanollo, nach achtjähriger Abwesenheit in unsere Mainstadt zurückgekehrt, im hiesigen Schauspielhause ein eben so zahlreich besuchtes, als mit der lebhaftesten Theilnahme aufgenommenes Konzert. Sie eröffnete dasselbe mit dem Vortrag einer herrlichen und in ihrem Bereiche klassischen Komposition von Vieuxtemps. Wenn sie hierdurch den Kunstkennern zu zeigen Gelegenheit hatte, auf welcher Stufe der Virtuosität sie gegenwärtig steht, so fand sie nicht minder

Veranlassung, die ganze Fülle und Innigkeit ihres seelenvollen Spieles zu entfalten. Weiter hörten wir eine von Leonard componirte, in allen Theilen sehr ausdrucksvoll und edel gehaltene Phantasie über Motive von Gretry und zuletzt eine Phantasie über Motive aus der „Favorite", von Therese componirt. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß auch hier die Meisterschaft der Technik, die Schönheit und Sicherheit der Bogenführung, die Reinheit des Tones, der höchst geläuterte Geschmack aller Nuancirungen und wieder vor Allem die Tiefe und Innigkeit der Empfindung sich im vollsten Maße geltend machten und enthusiastische Anerkennung fanden.

Nach Beendigung der Konzertpiece von Vieuxtemps wurde dem Publikum durch Vertheilung gedruckter Zettel die Mittheilung gemacht, daß Fräul. Milanollo schon am nächsten Abend auf „allgemeines Verlangen" ihr zweites Konzert geben werde. Die Mittheilung war erfreulich, die Art derselben aber sehr drollig; denn zwischen der Aeußerung des allgemeinen Verlangens und der Vertheilung der Zettel lagen kaum einige Minuten. Die Theaterdirektion muß gute Setzer und noch bessere Schnell- und Dampfpressen, die wahrscheinlich im Kassenstübchen aufgestellt waren, besitzen. Wir wollen die Industrie gelten lassen und ein wenig Lärmschlagen gehört zu jedem Geschäft, aber allzu viel ist auch nicht gut. Ueber diese noch nie dagewesene improvisirte Zettelvertheilung wurde viel gelacht. **W.**

Mannichfaltigkeiten.

Das preußische Consistorium in Breslau hat darauf aufmerksam gemacht, daß die Theilnahme der Geistlichen an der Jagd schon im preußischen Landrecht untersagt sey.

Wie in Preußen, so hat auch in Würtemberg, Bayern und Baden die Umgestaltung der kirchlichen Verfassung von Unten begonnen. Die Presbyterien sind in den genannten Ländern bereits eingeführt, haben aber verschiedene Namen. In Preußen sind's Gemeindekirchenräthe, in Bayern Kirchenvorstände, in Würtemberg Pfarrgemeinderäthe und in Baden Kirchenälteste. Auch in dem Herzogthum Gotha hat das Staatsministerium beschlossen, das Oberconsistorium aufzuheben und mit dem Ministerium des einfacheren Geschäftsganges wegen zu verschmelzen. Ein Theil der Geistlichkeit hat aber sofort dagegen Protestation eingelegt und erklärt, daß sie nicht zugeben könne, daß die Kirche noch mehr verweltliche und ganz zur Dienerin des Staats herabgedrückt werde.

Literatur.

F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk. Verfaßt unter G. L. Kriegk's Mitwirkung bei der Redaktion, herausgegeben von F. C. Schlosser. Elften Bandes erste Hälfte.

Es ist in diesen Blättern schon öfters auf die hier wiederholt zur Anzeige gebrachte volksthümliche Weltgeschichte aufmerksam gemacht worden. Die Art und Weise ihrer Bearbeitung darf demnach als genügend bekannt vorausgesetzt werden. Wir finden hier eine glückliche Vermittlung zwischen wissenschaftlicher Gründlichkeit und populärer, jedem Gebildeten verständlicher Darstellung; wir finden eine vollständige und umfassende Erzählung aller Begebenheiten, ohne daß darum dieß Werk weitläufig und durch Aufzählung unwesentlicher Einzelnheiten gedehnt geworden. Nicht minder sind alle wesentlichen Momente der Culturgeschichte festgehalten und mit eben so viel Klarheit als Gründlichkeit entwickelt. F. C. Schlosser's Darstellungsgabe, sowie seine freisinnige Anschauung sind nicht weniger allgemein anerkannt, als seine umfassende Gelehrsamkeit. Der vor uns liegende elfte Band beschäftigt sich mit der Geschichte des 16. Jahrhunderts und beginnt mit den Ereignissen in Italien bis auf die Zeit des Einfalles der Franzosen unter Karl dem Achten. Eine specielle Besprechung des Inhaltes würde für den Raum und die Tendenz dieser Blätter zu weit führen, weßhalb wir uns damit begnügen, wiederholt auf ein Werk aufmerksam zu machen, das nicht nur der Aufgabe eines gründlichen Geschichtsstudiums vollkommen entspricht, sondern auch die Entwickelung der Völker in den frühern und neuern Zeiten unter freisinnigen Gesichtspunkten darstellt. Möge das deutsche Volk aus diesem trefflichen Buche nicht nur wissenschaftliche Belehrung schöpfen, sondern auch durch dessen Studium an wahrer Aufklärung und Gesinnungstüchtigkeit gewinnen!

Korrespondenz.

Berlin, 20. März.

In zwei Tagen, am 12. und 13. d., hat die hiesige Universität (wie schon kurz erwähnt) zwei Männer verloren, welche zu denjenigen gehören, die an der hiesigen Universität ihren Ruf begründeten und im Gegensatze zu einer andern eingewanderten Klasse von Gelehrten in gewissem Sinne als preußische bezeichnet werden können: die Professoren Stuhr und Lachmann. Beide gehörten der philosophischen Fakultät an, jener überwiegend Historiker, dieser Sprachforscher und ästhetischer Kritiker auf dem Gebiet der griechischen, römischen und altdeutschen Literatur. Stuhr, eine markige norddeutsche Natur, dänischer Herkunft, war stets, wie der Norweger Steffens, eine mehr anregende Persönlichkeit, als daß er auf seinem Gebiete, der Geschichts- und mythologischen Forschung, eine Schule oder Nachfolger sich gezogen hätte, so wenig wie Steffens auf dem philosophischen. Beide von der Schelling'schen Richtung influirt, wirkten aber auf analoge Weise durch die eigenthümliche Wärme und Begeisterung, sowie durch die frische Anschaulichkeit ihrer Gedankenentwickelung, wodurch sie sich von Vortragsweisen anderer Lehrer stets auffallend unterschieden. Dazu kamen manche dialektische Eigenthümlichkeiten, die den Reiz ihrer Vorträge erhöhten, sowie ein stetes Ringen des Gedankens mit der Sprache, sowohl um die richtige Form zu finden, als auch um sich nicht mit der deutschen Grammatik zu brouilliren. Indeß liegt Stuhr's Hauptepoche weiter rückwärts. In den letzteren Jahren waren seine Auditorien nur sparsam besetzt. Ohne auf Stuhr's literarische Thätigkeit und seine Forschungen über nordische und griechische Mythologie und den philosophischen Standpunkt seiner Geschichtsvorträge einzugehen, wollen wir nur noch eine Seite der letztern hervorheben: das ist die Vorliebe für deutsche Geschichte, und die Begeisterung, mit der er namentlich die Idee zu verfechten und durchzuführen suchte, daß in Preußens Entwickelung und Geschick auch die Zukunft Deutschlands liege. An solche Auffassung des Berufes der preußischen Monarchie knüpfte sich eine unbegränzte persönliche Verehrung des Geschlechts der Hohenzollern. Dennoch hat Stuhr nie zu Denen gehört, die als Universitätslehrer allzu genehm waren; er ist als Professor extraordinarius gestorben und hat auch wohl zu Zeiten mit Sorgen gekämpft. Verheirathet war er nie; er erreichte ein Alter von 34 Jahren. — Lachmann's Name ist ein in weitern Kreisen bekannter; sein feiner ästhetischer Sinn, seine innere Urbanität verbargen sich in einem etwas eckigen Aeußern hinter ungelenken Formen und fast nachlässiger Erscheinung. Lachmann hat vornämlich im preußischen Lehrerstande eine Schule hinterlassen und wird durch seine wissenschaftlichen Arbeiten noch länger fortwirken, während die Nachwirkung Stuhr's vielleicht mit der dankbaren Erinnerung eines letzten Schülers erlöschen wird. Lachmann war im Revolutionsjahre Rector der hiesigen Universität und vielfach in Conflict mit der Studentenschaft. Das politische Gebiet lag ihm fern. Lachmann gehörte zu dem alten Kern der hiesigen Universitätslehrer, der an die Gründung des Instituts heranreicht, wirkte 33 Jahre auf dem Katheder und starb im 58. Jahre seines Lebens.

Theater-Anzeige.

Montag, 24. März. Letztes Konzert der Fräulein Therese Milanollo. Vorher geht: Der Salzdirektor, Original-Lustspiel in 3 Abtheilungen.

Dienstag, 25. März. Alessandro Stradella, Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Flotow.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 72. Dienstag, den 25. März 1851.

Der Seher.

Eine Erzählung von C. v. T.

(Fortsetzung.)

Als der Wiesenbauer sah, daß alle Bitten und Vorstellungen vergeblich seyen, ergab er sich in sein Schicksal und setzte sich auf den Stamm eines kürzlich gefällten Eichbaums, neben welchem sich der französische Vorposten befand, in der festen Zuversicht, daß seine Unschuld am folgenden Morgen an den Tag kommen werde.

Nach und nach verhallte das kriegerische Getöse — nur hie und da blitzte noch ein Schuß auf, oder schallte noch ein Kommandowort durch die Nacht. Die Angreifenden zogen sich zurück und nach einer Stunde herrschte wieder tiefe Stille im Dorfe.

Kurz vor Tagesanbruch wurde der Wiesenbauer auf die Hauptwache geführt, wo er bis gegen acht Uhr Morgens blieb. Dann brachte man ihn zu dem Obristen, welcher die in Neuenrode liegenden Truppentheile befehligte.

Dieser war durch den nächtlichen Ueberfall, der mehre Todte und Verwundete gekostet hatte, im höchsten Grade erbittert und ließ den Wiesenbauer fast gar nicht zu Worte kommen. Der Sergeant, welcher den Letztern gefangen genommen hatte, mußte den Verlauf der Sache kurz berichten, und da Mancherlei gegen den Greis sprach, namentlich die ungewöhnliche Stunde seiner Heimkehr und das Zusammentreffen seiner Ankunft mit dem plötzlichen Ueberfall, so gab der Obrist den Befehl, „den verfluchten Spion“ noch vor Sonnenuntergang zu erschießen.

Der Unglückliche versuchte, sich zu vertheidigen — der Obrist aber gebot ihm mit barschen Worten, zu schweigen und ließ ihn wieder zur Hauptwache führen.

Die Kunde von diesem Ereigniß hatte sich wie ein Lauffeuer durch's ganze Dorf verbreitet. Elisabeth, welche den Vater die Nacht hindurch mit großer Unruhe erwartet, endlich aber gedacht hatte, er werde bei der Schwester geblieben seyn, wäre vor Schrecken fast zu Boden gesunken, als ihr der Rheinländer die Kunde von Dem brachte, was ihrem Vater bevorstehe. In Todesangst eilte sie zum Obristen, fiel vor ihm auf die Knie und flehte ihn mit heißen Thränen an, ihren Vater nicht auf einen bloßen Verdacht hin zu verurtheilen — er sey so gewiß unschuldig, als sie das Leben habe — Jedermann im Dorfe werde mit Freuden Bürgschaft für ihn leisten und bezeugen können, daß nicht der leiseste Flecken auf seiner Ehre hafte.

Vergebens — der Obrist wies sie mit harten Ausdrücken von sich und sagte ihr, sie könne es ihm noch Dank wissen, daß er ihren Vater nur füsiliren lasse — eigentlich habe er den Strang verdient.

Nur halb ihrer Sinne mächtig, flog Elisabeth zum Maire, der täglich mit den französischen Offizieren zusammenkam und den meisten Einfluß im Dorfe hatte, und beschwor ihn um Gotteswillen, ihren Vater zu retten.

Das Flehen und die Thränen des Mädchens schienen den sonst etwas hartherzigen Maire zu rühren. Er versprach ihr, zum Obristen gehen zu wollen und für ihren Vater ein gutes Wort einzulegen, da er die Ueberzeugung habe, daß die Sache auf einem Mißverständniß beruhe. Er ging auch alsobald fort, kam aber nach Verlauf einer halben Stunde, welche Elisabeth länger däuchte als ein ganzer Tag, mit der niederschlagenden Antwort zurück, daß der Obrist von keiner Milderung der Strafe und von keinem Pardon hören wolle, obgleich er sogar von französischen Offizieren gebeten worden sey, dem Greise Gnade angedeihen zu lassen. Alles, was er vom Obristen habe erlangen können, sey die Erlaubniß, daß sie ihren Vater noch einmal sprechen dürfe.

Das weinende Mädchen wankte in Begleitung des Maire zur Hauptwache, und auf einen Wink des Letztern wurde der Wiesenbauer aus der dunkeln Zelle, in welcher er gefangen saß, herausgeführt.

Der Greis war wunderbar ruhig. Er dankte dem Maire für die Vergünstigung, welche er ihm beim Obristen ausgewirkt hatte, und ermahnte dann seine Elisabeth, die sich vor Schmerz kaum aufrecht zu erhalten vermochte, mit einigen kurzen, eindringlichen Worten, sich in das Unabänderliche zu finden und ihm den letzten Gang nicht durch Klagen zu erschweren.

Dann riß er sich aus ihren Armen, drückte ihr noch einmal die Hand und verschwand im düstern Wachtgebäude.

Als die sechste Stunde vom Kirchthurme hallte, erschien eine halbe Compagnie des Jägerregiments, welches im Dorfe lag, vor der Hauptwache, nahm den Wiesenbauer in die Mitte und marschirte in tiefem Schweigen nach der Gemeindewiese, wo die Execution vor sich gehen sollte. Der Greis hatte es sich als letzte Gnade ausgebeten, ungefesselt bleiben zu dürfen. Dieß war ihm auch gewährt worden, und so schritt er denn ruhig und fest dahin, die brennende Pfeife wie sonst im Munde tragend, als ob nichts Außergewöhnliches vorgefallen sey.

Dem Zuge folgten fast alle Bewohner von Neuenrode und hie und da fielen mehre scharfe Worte gegen „die französischen Tyrannen, welche ohne Verhör und Beweise einen alten unschuldigen Mann zum Richtplatz schleppten“.

Auf der Gemeindewiese angekommen, schlossen die Jäger einen Halbkreis. Der Offizier ließ den Wiesenbauer in die Mitte führen und zwölf Mann vortreten. Einem Korporal, welcher dem Greise die Augen verbinden und die Pfeife wegnehmen wollte, winkte er, sich zurückzuziehen. Dann zog er den Degen und kommandirte zum Laden.

Der Wiesenbauer stand ruhig da und rauchte, als ob das Alles ihn gar nichts angehe.

Der Offizier kommandirte: „Fertig!" — Die Hähne der Büchsen knackten. — „Legt an!" hieß es weiter, und zwölf Mündungen richteten sich auf des Wiesenbauers Brust. — „Feuer!" schallte es, und zwölf Schüsse krachten durch die stille Abendluft.

Der Wiesenbauer aber stand unversehrt da und rauchte ruhig fort.

Das Volk ringsumher riß die Augen weit auf und starrte zu dem unheimlichen Halbkreis hinüber, als ob es dort nicht mit rechten Dingen zugehe. Der Offizier aber trat mit großer Gelassenheit zum Wiesenbauer und sagte:

„Bedank' Er sich beim Maire, daß Er heute so davon kommt — der hat sich beim Herrn Obristen für ihn verwandt. Heut' ist noch einmal blind geladen worden — eine kleine Lection mußt' Er doch haben — das nächste Mal aber gibt's blaue Bohnen, wenn er wieder bei Nacht und Nebel in der Haide herumrennt. — Ein courageuser Kerl ist Er übrigens — das muß ich sagen," fuhr der Offizier lächelnd fort, „hat unverzagt in die Büchsenmündungen hineingeschaut!"

Nach diesen Worten wandte er sich wieder zu seiner Compagnie, kommandirte: „Kehrt!" und marschirte in's Dorf hinein.

Die dichte Menschenmenge, welche einige hundert Schritte entfernt am Rande der Wiese stand, hatte das seltsame Schauspiel einige Sekunden sprachlos mit angesehen — jetzt aber machte sich die Ueberraschung und die Freude über die wunderbare Erhaltung des Wiesenbauers in einem endlosen Gejauchze Luft. Greise, Frauen, Jünglinge, Kinder, Männer und Mädchen stürzten in freudiger Hast auf den Letztern zu, schüttelten ihm die Hände, wünschten ihm Glück zu seiner Rettung und führten ihn im Triumphe nach dem Dorfe zurück.

Obgleich er den Leuten mehrmals die Worte des Offiziers wiederholte und versicherte, daß er auf Verwenden des Maire begnadigt sey, so wollten das doch die Wenigsten glauben. Die Kugeln seyen an dem Wiesenbauer abgeprallt, weil er unschuldig gewesen, hieß es überall im Dorf, und da die Soldaten sich geweigert hätten, zum zweiten Mal auf einen Menschen zu schießen, der offenbar von Gott beschützt würde, so sey dem Offizier nichts Andres übrig geblieben, als ihn frei zu lassen und mit seinen Leuten abzumarschiren.

Der Jubel Elisabeths beim Anblick des Vaters, den sie nicht mehr unter den Lebenden wähnte, war gränzenlos und der Greis erlag fast unter ihren stürmischen Liebkosungen. Auch der Rheinländer nahm herzlichen Antheil an der allgemeinen Freude und schien ungewöhnlich bewegt zu seyn.

Es dauerte lange, ehe sich die glückwünschende, fröhliche Menge verlor. Der Eine bestürmte den Wiesenbauer mit Fragen nach seinem gestrigen Aufenthaltsorte; der Andere wollte wissen, woher die Preußen und Kosacken am verwichenen Abend gekommen seyen; ein Dritter erkundigte sich nach dem Verhör beim Obristen, und ein Vierter bat um eine Beschreibung des Gefühls kurz vor dem Anschlagen der Büchsen. Erst spät am Abend sah der Wiesenbauer sich allein mit seiner Tochter und seinem Gaste und fand Muße, Beiden den ganzen Hergang der Sache ausführlich zu erzählen.

Daß er am Schluß seiner Mittheilung den Wunsch äußerte, daß das Glück der Waffen sich bald entschieden einer Partei zuwenden möge, damit die Bewohner der ganzen umliegenden Gegend sich nicht stets zwischen zwei Feuern befänden, war ihm sehr zu verzeihen, und daß er sich unter der einen Partei die Preußen und Russen dachte, war noch verzeihlicher, da ihm die Franzosen soeben arg mitgespielt hatten.

Der Rheinländer schien dagegen anderer Ansicht zu seyn, obwohl er dieselbe nicht laut werden ließ. Da wenig Hoffnung vorhanden war, daß sich den französischen Waffen der Sieg zuwenden werde, so konnte er nur wünschen, daß der jetzige Zustand noch fortdauern möge — hätte er doch sonst Elisabeth verlassen müssen, Elisabeth, das sanfte, stille Mädchen, das er mehr liebte, als er es sich eingestehen mochte. —

(Fortsetzung folgt.)

Nikaragua.

(Geschildert von Julius Fröbel. A. d. Newyorker Tribune.)

(Fortsetzung.)

3.

Granada, 21. Dec. 1850.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Granada binnen kurzer Zeit eine wichtige Stadt, der Sitz lebhaften Verkehrs und weitreichender Handelsunternehmungen seyn wird. Alle Jene, welche die Lande am stillen Meere durchreist haben — und täglich kommen Gesellschaften von Reisenden von Californien herüber —, stimmen darin überein, daß Granada den Vorzug vor allen Städten der Küste verdient, obgleich das Land von Leon und Chinandega dichter bevölkert und besser angebaut ist. Wenn der einmal vorgeschlagene Kanal den Nikaraguasee mit dem von Managua oder Leon zu verbinden ausgeführt würde, dürfte die Zukunft von Granada über jeden Zweifel gestellt seyn. Selbst in dem Falle, daß der Kanal gerade vom Nikaraguasee in den Hafen von San Juan del Sur am stillen Meere geführt werden sollte, oder in den Golf von Papagallo, würde diese Stadt den Mittelpunkt des Binnenhandels und aller größeren Unternehmungen bilden. Jetzt schon ist sie für die Bewohner weit umher die Quelle aller Bewegung. Jetzt schon ist eine große Anzahl Fremder hier, welche sich entweder für dauernd hier niedergelassen haben, oder im Begriff stehen, dieses noch zu thun. Auch höre ich von Manchen, welche aus Californien zurückgekommen, daß sie vorhaben, wieder hierher zurückzukommen, um für immer hier zu bleiben. Verständige und weitgereiste Männer haben mir gestanden, daß das hiesige das schönste Land der Welt sey, daß sie die Beziehungen, die heute hier geboten werden, für äußerst anziehend halten.

Der Niederlassungsplan, früher durch Bülow ins Leben gerufen, hat manche gebildete deutsche Familie hierhin gebracht, z. B. Dr. Bernhard von Brobschütz, Assessor Streber von Königsberg u. A. Verschiedene Schiffe, die mit Auswanderern schon von Bremen abgesegelt sind, werden ehestens erwartet. Wenn sie deutsche Werkleute bringen, die einige Mittel besitzen, um sich anfänglich hier einrichten zu können, dürfte ihre Ankunft einen neuen Abschnitt in der Landesgeschichte bilden. Diese Volksklasse ist hier am nothwendigsten und wenn diese Ansiedler nur irgend fleißig sind, werden sie hier gewiß fortkommen. Manche wichtige Geschäftszweige fehlen hier noch gänzlich und andere liefern nur sehr zögernd und theuer ihre Waaren. Schuster vor allen kommen hier äußerst erwünscht. Denn wir bezahlen hier ein Paar leichte braune Schuhe, deren Leder die rauhe Seiten nach Außen kehrt, wie sie hier Fußgänger und Reiter allgemein zu tragen pflegen, mit nicht weniger als 25 bis 50 Dollars. Auch Ackerbau, wenn er aufblühen soll, verlangt die Thatkraft frischer Einwanderer. Man kann sich kaum einbilden, welchen Reichthum der hiesige Boden, der hiesige Himmelsstrich hervorzubringen vermag und wie wenig Nutzen bis dahin aus denselben gezogen worden ist. Zucker, Kaffee, Kakao, Reis, Mais, Tabak, Indigo und Baumwolle gedeihen hier wie irgendwo. Nach dem Urtheile der Sachverständigen ist das hiesige Zuckerrohr weit besser, als das irgend eines andern Landes, ist der Tabak besser als jener

von Cuba, erreicht die Baumwolle in vielen hiesigen Lagen eine wunderbare Feinheit. Von all diesen Erzeugnissen wird nicht der zehnte Theil geerntet, welcher schon bei einer mittelmäßigen Arbeit gewonnen werden könnte. In einem kühleren Berggaue wird vorzüglich Mais gebaut und geräth dort außerordentlich, obschon das Mehl, welches hier für Brod benutzt wird, aus Chili kommt. Hier herrscht der größte Ueberfluß an Obst und Gemüsen. Selbst jetzt, wo jedes um den doppelten Preis als früher verkauft wird, kann man für fünf Cents so viel der köstlichsten Bananen kaufen, als ein Mann für zweitägige Nahrung bedarf. Orangen, Zitronen, Annanas, Mangos, Papajas, Kokosnüsse und manche andere Gattungen von Früchten sind überall im Ueberflusse zu treffen, eben so alle Arten von tropischen Wurzelgewächsen und Gemüsen. Die Wärme steigt hier nie höher als die eines warmen deutschen Sommertages und nie so hoch als an den heißen Sommertagen in Newyork, Washington und Richmond.

Die Eigenheit dieses Himmelsstriches besteht darin, daß das Wärmeverhältniß durch das ganze Jahr nicht wechselt, immer dasselbe bleibt. Alle Gewächse der gemäßigten Zone, als Bohnen, Erbsen, Kartoffeln, Rüben und Kohl gedeihen hier eben so wohl, doch sind sie so von einheimischen Gewächsen überboten, daß man ihren Mangel, wo er stattfindet, nicht fühlt. Einige gleichen den Kartoffeln, andere den Runkeln, noch andere den Gurken, doch Bohnen sind das Lieblingsgericht aller Eingebornen und werden allgemein angepflanzt. Die getrocknete Art derselben, von braunrother Farbe, als Frigoles bekannt, ist ein unentbehrliches Gericht der spanischen Küche. Rindvieh, Schweine und Federvieh gibt's hier in großem Ueberflusse. Rechnet man hierzu die mannichfachen werthvollen Erzeugnisse, welche der Boden ohne alle Arbeit hervorbringt, als Färbehölzer, Mahagony, Rosenholz, Eisenholz, Kautschuck, Vanille und unzählige Arzneipflanzen (z. B. Ipekahuancha, Jalappa, Copaiva, Kassia u. s. w.), alle nützliche Metalle, Kupfer, Eisen und Blei, welche sich hier sehr häufig finden, so nähert man sich dem Begriffe der großen Hülfsquellen dieses hochbegünstigten Landes.

(Schluß folgt.)

Frankfurt und die Weltindustrieausstellung.

(Fortsetzung.)

Ofenfabrikant G. J. Hoffmann und Sohn stellt einen Fayenceofen nach eigener Zeichnung, welcher sich eben so durch seine Schönheit auszeichnet, als er in seiner Anwendung vortheilhaft seyn soll. Die Vortheile dieses Ofens sollen in der innern Einrichtung bestehen, welche gestattet, die angenehme Wärme eines Fayenceofens mit der schnellen Heizfähigkeit eines eisernen Ofens zu vereinen; auch soll die Glasur der Art zusammengesetzt seyn, daß sie nicht springt. Wir sahen ihn nur in Bruchstücken und ist derselbe noch nicht abgegangen.

Der im In- und Auslande sehr bekannte Kartenfabrikant C. L. Wüst liefert eine Serie von Kartenspielen, die Schönheit des Druckes und der Farben mit Billigkeit der Waare vereinen.

J. B. Albert, Sohn, sendet aus seiner Fabrik feinerer Spielwaaren, mechanischer und optischer Gegenstände verschiedenes Einschlägliches.

Mehre der Herren Aussteller sind leider noch rückständig.

Der Preis von Allen wird wohl Hrn. Chininfabrikanten Dr. C. Zimmer gebühren, der ein Glas mit Chinidin (chinidin purum crystallisatum — Arzneisalz) einsendet. Dieses, von dem Herrn Einsender neuerdings entdeckte Surrogat für Chinin wird deßwegen für den Arzneischatz von Wichtigkeit werden, weil es wegen des halben Werthes des Rohstoffes entsprechend billiger als Chinin geliefert werden kann.

Wir können nun nicht umhin, gelegentlich noch unserer anderen Industriellen zu gedenken, die beinahe gleichzeitig Gegenstände in Arbeit nahmen oder zu Ende brachten, welche eben so gut sich auf der Ausstellung dürften sehen lassen, wie andere, die aber aus verschiedenen Gründen (worunter bei Vielen die am Ende erwähnten Mißstände Ursache waren) zurückgehalten wurden.

So hat Hr. Möbelschreiner S. Humbert vor Kurzem einen großen Spiegel und mehrere Möbel in gothischem Style zur Vollendung gebracht, die allgemeine Bewunderung erregten. Die Zeichnungen dazu waren vom Hrn. Architekten Gramm, die Ornamentirung von Hrn. Bildhauer J. Dielmann. (Zu bedauern ist, daß von den HH. Dittmar und Hesselbein nichts zur Ausstellung kommt.)

Die HH. Weber und Rübenach haben einen Steinplatten-Mosaikboden gearbeitet, der verschiedenartige Bilder in Farben äußerst schön darstellt. Diese Arbeit würde sich aber nicht wohl zur Versendung eignen.

Der durch seine Oefen sehr gut bekannte Schlosser Hr. J. Th. Mack hatte einen großen Herd angefangen, der aber leider nicht mehr rechtzeitig fertig wurde.

Hr. Andreae-Hebenstreit hatte einen Perlenmosaiktisch von herrlicher Arbeit angemeldet, ist aber von seinem Vorhaben abgegangen.

Zu bedauern ist, daß Bildhauer Hr. von der Launitz nichts einsendet, der soeben eine schöne Statue des Fürsten von Leiningen zur Vollendung gebracht hat.

(Schluß folgt.)

Neue Sprichwörter.

Wo gleiche Interessen sich begegnen —
Da wird der Himmel ein Bündniß segnen.

Willst du dich mit dem Nachbar vertragen,
So mußt du nach seinem Wildpret nicht jagen.

Der frohnet alt gewiß dem Geiz,
Wem jung die Sparsamkeit voll Reiz.

Das Herz darf nicht zurückgesetzt sich seh'n,
Wenn's willig soll mit dem Verstande geh'n.

Die Sprache der Vernunft ist immer kalt,
Doch die der Leidenschaft hat Feu'rsgewalt.

Vom kranken Selbsterhaltungstriebe
Stirbt, ach, die schöne Menschenliebe.

Des Menschen reichste Liebesthat
Heißt in der Regel — „guter Rath.“

Du mußt dein Leid der Welt nicht klagen,
Denn Niemand wird es für dich tragen.

German Mäurer.

Mannichfaltigkeiten.

Die Leute sind noch immer nicht einig, wer eigentlich den meisten Profit von der Londoner Ausstellung haben wird. Die schlauen Engländer, die sie veranstaltet haben — meinen

Viele — sie wollen uns Deutschen oder Franzosen oder Amerikanern absehen, was wir besser machen als sie und wie wir es machen und dann nachmachen. Und das Geld, welches alle die Besucher mitbringen, haben sie obendrein. Das wollen aber die Londoner nicht Wort haben; falsch gerathen, sagen sie; wir haben den Nachtheil; ihr Andern könnt wohlfeiler arbeiten, Manches vielleicht auch besser und schöner, und alle die Nationen, deren Sachverständige hier zusammenströmen, werden künftig bei euch bestellen und kaufen, statt bei uns, z. B. die schönen englischen Nadeln und Messer, die in Deutschland gemacht werden, das Porzellan u. s. w. u. s. w. Prinz Albert hat einen dummen Streich gemacht. — Die Preise dürfen bekanntlich den Waaren nicht angeheftet werden, damit der Vergleich zwischen den englischen und z. B. deutschen Preisen nicht allzugrell in die Augen fällt.

(Nürnberg, 16. März.) Mit dem Heutigen tritt in unserer Stadt die schon längst projektirte Fiakeranstalt ins Leben. Vor der Hand werden an sechs verschiedenen Plätzen 20 Wägen aufgestellt werden. Die Fahrordnung und die Tarife sind in der neuesten Nummer (31) des Intelligenzblattes enthalten.

Paris ist im höchsten Grade neidisch auf London wegen der Weltindustrieausstellung, und um sich ebenfalls als Weltstadt zu zeigen, soll nächstens da eine Weltkunstausstellung angeordnet werden, die freilich bei weitem nicht das allgemeine Interesse erregen wird, als die Londoner.

Korrespondenz.

Aus Altbayern, 18. März.

Zur Geschichte der bayerischen Hierarchie mache ich Ihnen folgende Mittheilung: Ein Reisender hatte kürzlich die Kirche zu Rohr, Landg. Neumarkt, besucht, während der Pfarrer eben Messe las. Da er sich nicht niederkniete, so verwies ihm dieß der geistliche Herr in sehr unziemlicher Weise laut, die heilige Handlung unterbrechend. Ueber solches Benehmen beklagte sich nun der Reisende im „Regensb. Tagbl.", und darauf erfolgte folgende, in ihrer Art noch nicht dagewesene Erwiderung des Pfarrers, der ein Zeugniß gibt von des Mannes Gesittung und wie weit der geistliche Uebermuth bereits sich wieder versteigt: „Zum nicht geringen Erstaunen las der Unterzeichnete das ihn betreffende Inserat vom 5. März und ersah, daß ein Kommisvoyageur sich über die wohlgemeinte Ermahnung zur ehrerbietigen Stellung bei Ausspendung der heiligen Kommunion an eine Schaar andächtig knieender Gläubigen beklage, der doch bei den heiligen Worten: „ecce! agnus Dei ꝛc." steif und gerade à la Grenadier, „wie er selbst sagt", im Mittelschiffe der Klosterkirche zu Rohr stand, ohne sich zu neigen, an die Brust zu klopfen, oder auch nur in etwas eine halbknieende Stellung, sich für einen Katholiken ziemend, anzunehmen zum Aergernisse der versammelten Gläubigen! Wie weit es mit der Katholizität des bezeichneten Individuums her seyn müsse, das beweist schon der von ihm gebrauchte Ausdruck „Abendmahl", dessen sich die Kalvinisten und Zwinglianer, die an die reelle Gegenwart des Herrn nicht glauben, eben so gut bedienen können. Wenn auch über die Kniebeugung „coram sanctissimo" keine besonderen Gesetze und Vorschriften der Kirche bestünden, wie solche doch bestehen, so müßte jedem gläubigen Katholiken schon das religiöse Gefühl und das gute Beispiel der vielen andächtigen Kommunikanten, wie in der Kirche zu Kloster Rohr, auf die Knie niederhelfen. Für dießmal hat der gute Freund „Kommisvoyageur" in der 2000 Schuh Länge messenden Kirche zu Kloster Rohr nur den mahnenden Pfarrers Ton aus A-Mol vernommen, für einen künftigen Fall aber dürfte derselbe den Ton aus D-Dur mit allenfallsiger Obligat-Begleitung zu gewärtigen haben! Somit Gott befohlen Kloster Rohr, 7. März 1851. Ignaz Wanner, Pfarrer von Rohr."

Frankfurt, 24. März.

Die Anstalt zur Nachweisung von Arbeit in Frankfurt am Main hat so eben ihren ersten Jahresbericht veröffentlicht, in welchem sie eine allgemeine Uebersicht über den Erfolg ihrer seitherigen Bemühungen gibt. Aus demselben ersehen wir, daß sich im verflossenen Jahre bei dieser Anstalt 946 (525 männliche und 421 weibliche) arbeitsuchende Individuen angemeldet haben; an Arbeitsbestellungen waren eingegangen 3163 841 für Männer und 2362 für Frauen). Hiervon kamen zur Ausführung 2999 (für Männer 707, für Frauen 2292). Von den im Laufe des Jahres eingegangenen Arbeitsbestellungen sind 164 nicht auszuführen gewesen; theils hatten die Besteller unterdessen andere Einrichtungen getroffen, theils wurde den Arbeitnehmern unverhältnißmäßig geringer Lohn geboten; bei einigen wenigen wurden die zugewiesenen Leute nicht für geeignet gehalten. — Die 2999 Arbeitsbestellungen sind von 230 männlichen und 191 weiblichen Individuen ausgeführt worden. Ungünstige Zeugnisse sind im Ganzen 5 eingelaufen. — Der Gesammtverdienst dieser Arbeiter, einschläglich der täglichen Kost, beläuft sich, soweit es nach den bei der Anstalt eingegangenen Ausweisen zu ermitteln war, auf etwa fl. 16,668. — Aus dieser Uebersicht ersieht man nun, daß die einjährige Erfahrung die von der Anstalt gehegten Erwartungen nicht allein gerechtfertigt hat, sondern wir müssen auch freudig bekennen, daß wir diese als übertroffen erachten müssen. Die Anstalt hat einem Mitbürger, den mehrjähriger Arbeitsmangel vorübergehend zum Verlust des Verstandes gebracht hatte, dauernden Verdienst verschafft und ganzen Familien verholfen, daß sie durch Beschäftigung wieder ein kummerloses Daseyn genießen können. Sie hat den Mangelleidenden den Beweis geliefert, daß ihre vermöglichen Mitbürger wirkliche Theilnahme für sie hegen und gerne bereit sind, ihnen diejenige Unterstützung zu gewähren, welche zugleich die ehrendste für sie ist, nämlich: lohnende Arbeit. Sie hat unumstößliche Belege geliefert, daß das tief eingedrungene und sehr verbreitete Vorurtheil gegen die hiesige Arbeiterklasse nur auf einzelne Individuen zu beschränken ist. Sie hat häufig Gelegenheit geboten, den gesunkenen Muth wieder aufzurichten und das Vertrauen auf die innewohnende Kraft zu beleben. Sie hat manche Anmaßung in die gebührende Schranke zurückgewiesen, dagegen aber auch unbillige Anforderungen im wahren Lichte darzustellen gesucht; kurz: sie hat jederzeit in dieser Beziehung als unparteiische Vermittlerin dagestanden. Aber auch noch über ihren Bereich hinaus hat die Anstalt mittelbar ihren wohlthätigen Einfluß auf die häuslichen Verhältnisse ausgeübt, wir meinen auf das Gesindepersonal. — So können wir denn — sagen die Gründer und Vorsteher der genannten Anstalt — unsern ersten Jahresbericht schließen, in der vollen Zuversicht, daß unsere Mitbürger in wachsendem Zutrauen zu dieser, durch ihren Beistand ins Leben gerufenen Anstalt, ihre Geneigtheit auch ferner bethätigen werden, weil durch sie braven, fleißigen und gewandten Arbeitsuchenden Gelegenheit geboten wird, sich die Bedürfnisse des Lebens erwerben und sich zugleich als nützliche Glieder des Gemeinwesens erweisen zu können.

Christus an der Martersäule.

Vor kurzem erst ist bekannt geworden, daß eines der großartigsten Bilder Guido Reni's, sein „Christus an der Martersäule", im Besitze eines hiesigen Kunstfreundes ist. Dem auswärtigen Kunstfreunde wird es interessant seyn zu erfahren, daß es den Bemühungen des anerkannten Lithographen Schertle gelungen ist, dieses Gemälde in Steindruck wiederzugeben und so das Kunstwerk gemeinzugänglich zu machen. Diese Arbeit, in Bogenformat, ist weich und doch kräftig gehalten, läßt nichts zu wünschen übrig und kann den besten Gemäldenachbildungen an die Seite gestellt werden, welche der fleißige Künstler früher in Dresden und in Berlin lieferte. Gegenwärtig arbeitet Schertle an einer neuen Ausgabe des herrlichen Werkes in groß Oktavformat, um es in dieser Fassung desto mehr verbreiten und zugänglich machen zu können. Möge dieses Streben seinen Lohn finden und möge dieses Werk beitragen, in dieser Sphäre das Handwerk zu vertreiben und durch die vergeistigende Kunst nach allen Richtungen zu bilden und zu heben.

W.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 25. März. Alessandro Stradella, Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Flotow.

Mittwoch, 26. März. (Zum ersten Male): Adrienne Lecouvreur, Drama in 5 Abtheilungen, frei nach Scribe und Legouvé von Th. G. Hermann.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 73. Mittwoch, den 26. März 1851.

Der Seher.

Eine Erzählung von C. v. T.

(Fortsetzung.)

Mehrere Tage nach diesen Vorfällen saß Elisabeth eines Morgens unter dem weitästigen Apfelbaum vor der Thür und war beschäftigt, verschiedene Blumensämereien, welche ihr Vater aus der nächsten Stadt geschickt erhalten hatte, in ein mit Fächern versehenes Kästchen zu legen. Ganz in ihre Arbeit vertieft, gewahrte sie nicht, daß der Rheinländer aus dem Hause trat und sie lange schweigend betrachtete. Nach einer Weile aber schritt er, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, rasch auf sie zu und sagte:

„Obwohl ich unter allen Menschen auf Erden Euch am wenigsten Schmerz verursachen möchte, Elisabeth, so sehe ich mich dennoch gezwungen, Euch eine Nachricht mitzutheilen, welche Euch vielleicht — Euch sicherlich," verbesserte er sich, „sehr betrüben wird."

„Um Gotteswillen, was ist vorgefallen?" rief das Mädchen, erschrocken aufspringend und Jenen ängstlich anschauend.

„In diesem Briefe findet Ihr die Antwort auf Eure Frage," erwiederte der Dragoner, indem er Elisabeth ein zusammengefaltetes Blatt überreichte und sich in mächtiger Bewegung von ihr abwandte.

Hastig riß sie den Brief auf. Derselbe war von einem Freunde des Rheinländers geschrieben und lautete folgendermaßen:

„Lieber Hermann!

„Auf Deine Anfrage wegen Deines ehemaligen Kameraden Heinrich Hammer aus Neuenrode kann ich Dir leider nur einen traurigen Bescheid geben. Die vielen in Rußland ausgestandenen Strapazen hatten seine Gesundheit so angegriffen, daß er wenige Tage nach seiner Ankunft in M. erkrankte und trotz aller Arzneimittel und trotz der sorgsamsten Pflege einige Wochen darauf verschied. Tröste seine arme verlassene Braut, er hat sie Dir besonders empfohlen. . . . ."

Elisabeth vermochte vor Schluchzen nicht weiter zu lesen. Sie sank verzweiflungsvoll in den Stuhl zurück und preßte ihr Gesicht krampfhaft in die Hände.

Der Rheinländer aber stand, auf seinen Säbel gelehnt, in großer Aufregung vor ihr und schaute sie mit irren Blicken an.

Nahende Schritte weckten ihn aus dem dumpfen Hinstarren. Es war der Wiesenbauer. Sein scharfes Auge hatte bald den Grund von Elisabeths Klagen entdeckt: den unheilvollen Brief, der zu ihren Füßen im Grase lag. Rasch trat er näher, hob denselben auf und nach einem forschenden Blick auf den schweigend dastehenden Rheinländer, begann er zu lesen.

Schon lange hatte er die letzten Worte gelesen — sein Auge starrte aber noch immer auf das Blatt, das fast unmerklich in seinen Händen zitterte. Jener betrachtete ihn in ängstlicher Erwartung und war mehrmals im Begriff, den Greis anzureden, schwieg aber, weil er fürchtete, diesen in seinem Grübeln zu stören — denn Schmerz war es nicht allein, was aus des Wiesenbauers Mienen sprach, das sah er wohl.

Endlich ließ der Letztere das Schreiben langsam sinken; es entglitt seinen Händen und fiel auf die Erde. Der Rheinländer trat herzu, hob es auf und steckte es ein. Der Greis stand noch immer regungslos da — sein Blick ruhte bald auf dem stattlichen Krieger und bald auf seiner Tochter. Plötzlich aber schritt er zu Elisabeth, legte ihr die Hände auf's Haupt und murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin. Dann nickte er dem Rheinländer schweigend einen Gruß zu und ging hastig dem Ausgange des Gartens zu. Unterweges blieb er plötzlich stehen und wandte sich um, als ob er etwas vergessen habe — besann sich dann aber wieder eines Andern und schritt nachdenklich in's Dorf hinein.

Der Rheinländer wollte einen Versuch machen, Elisabeth Trost einzusprechen, allein diese winkte ihm mit der Hand, sie allein zu lassen. So wandte er sich denn ebenfalls in's Dorf, um einige seiner Kameraden aufzusuchen. —

Als der Wiesenbauer gegen Abend von der Wanderung nach einem der nächsten Dörfer zurückkehrte, fand er seine Tochter und den Rheinländer im Wohnzimmer. Die Erstere saß mit verweinten Augen am Fenster und schaute in die Frühlingsstille hinaus, welche in Wiese und Garten und Feld herrschte. Der Letztere stand neben ihr und redete ihr mit sanfter Stimme zu, sich nicht allzu sehr dem Schmerze hinzugeben — sie sey noch jung und könne noch manche Freude auf Erden genießen.

Der Greis bat Elisabeth darauf um einige Erfrischungen, und als sie ihm diese gebracht, gebot er ihr mit freundlichem Ton, auf ihr Schlafzimmer zu gehen und sich bald zur Ruhe zu begeben, welchem Befehle das Mädchen schweigend Folge leistete. Er selbst setzte sich dann an den Tisch und genoß Einiges von Dem, was seine Tochter ihm aufgetragen hatte. Seine sonst so ruhigen und heitern Mienen zeigten einen Ausdruck finstern Ernstes und sein Auge starrte manchmal regungslos auf einen Punkt, gleich als ob er über eine wichtige Sache nachdenke.

Nachdem er das frugale Abendbrod verzehrt, zündete er sich seine Pfeife an und setzte sich dem Rheinländer gegenüber an den Tisch.

Eine Weile herrschte ein unheimliches Schweigen. Der Rheinländer schien etwas auf dem Herzen zu haben, wagte aber gleichwohl Anfangs nicht, das Gespräch zu beginnen. Endlich aber fragte er mit anscheinender Gleichgültigkeit:

„Warum habt Ihr denn die Elisabeth so früh fortgeschickt, Wiesenbauer? Es ist ja kaum neun Uhr!“

„Weil ich sie morgen zu meiner ältesten Tochter bringen werde,“ entgegnete dieser mit bestimmtem Ton. „Es ist in der Mühle drüben ruhiger als hier im Dorf — man ist ja wie verrathen und verkauft in Neuenrode!“

Diese Worte schienen den Rheinländer in eine große Bestürzung zu versetzen und sein Blick heftete sich forschend auf den Greis, als ob er diesem bis auf den Grund des Herzens schauen wolle.

„Und wie lange soll Elisabeth dort bleiben?“ fragte er nach einer Pause in gespannter Erwartung.

„Bis der Krieg zu Ende ist,“ lautete die Antwort. „Es könnte sich allerhand begeben — heut' kommt ein Feind und morgen ein Freund — heut' geht man noch frisch und gesund herum und morgen wird Einem das Leben abgesprochen — — besser ist besser.“

Es war, als ob Jener den Blick, welchen der Wiesenbauer bei diesen seltsamen, abgerissenen Worten auf ihn richtete, nicht ertragen könne, denn als der Letztere schwieg, erhob er sich in sichtbarer Unruhe, wünschte ihm eine gute Nacht und schritt in sein Schlafgemach.

Der Greis saß noch lange im stillen Zimmer und schaute, in tiefe Gedanken versunken, vor sich hin — endlich aber begab auch er sich zur Ruhe.

Als die ersten grauen Morgenstreifen im Osten erschienen, wurden die Bewohner von Neuenrode plötzlich durch das Wirbeln der Trommeln und das Schmettern der Trompeten aus dem Schlafe aufgeschreckt.

„Die Preußen kommen! die Preußen kommen!“ hallte es durch das Dorf, und aus allen Häusern stürzten die französischen Soldaten und eilten ihren Sammelplätzen zu.

Der Rheinländer war gleich beim ersten Trompetenstoß vom Lager aufgesprungen. Rasch gürtete er seinen Säbel um, warf den Helm auf's Haupt und flog nach dem Stalle, wo sein Pferd gesattelt und gezäumt stand. Er schwang sich hinauf und sprengte mit verhängtem Zügel dem Hofthore zu.

Kaum aber hatte er dieses erreicht, so krachte ein Schuß, und mit dem Aufschrei: „Jesus Maria!“ sank er mit durchbohrter Brust zu Boden. Sein Pferd jagte los und ledig davon.

Gleich darauf brach eine Schaar preußischer Infanterie aus dem Gebüsch hervor, welches das Dorf gegen Norden umgab, und rückte im Sturmschritt der auf einer kleinen Anhöhe gelegenen Kirche zu, in deren Nähe sich die französischen Truppen concentrirt hatten.

Es begann nun ein zweistündiges erbittertes Gefecht, in welchem die Franzosen einen so bedeutenden Verlust erlitten, daß sie das Dorf nicht länger behaupten konnten. Sie zogen sich nach der nächsten Stadt zurück, und Neuenrode ward von Preußen und Russen besetzt.

Der Wiesenbauer und seine Tochter hatten sich ebenfalls gleich bei den ersten Allarmzeichen erhoben, waren aber während des Gefechtes im Wohnzimmer geblieben, wo sie in gespannter Erwartung auf den Ausgang des Kampfes harrten.

Endlich schwieg das Gewehrfeuer, und aus den jubelnden Hurrah's ließ sich abnehmen, daß die Preußen Sieger geblieben.

Zögernd öffnete Elisabeth die Seitenthür des Hauses. Ihr erster Blick fiel auf den Rheinländer, der mit durchschossener Brust todt im Hofthore lag. Mit einem Schrei des Entsetzens stürzte sie hinzu, kniete neben dem Gefallenen nieder und weinte heiße Thränen über dem stattlichen Reiter, mit dem sie so manche frohe Stunde verlebt hatte.

Der Wiesenbauer aber nahm sie mit ruhiger Miene bei der Hand und führte sie in's Haus zurück. Dann ging er zu seinen Nachbarn und schaffte mit deren Hülfe die Leiche fort.

„Der ist zu rechter Zeit erschossen!“ murmelte er mit finsterm Blick, als er den Gefallenen dem Todtengräber zur Bestattung übergeben hatte und zu seiner Tochter zurückkehrte. „Hätt' ihm sonst heute Morgen eine Frage vorgelegt, auf welche er mir vielleicht die Antwort schuldig geblieben wäre.“

(Fortsetzung folgt.)

Nikaragua.

(Geschildert von Julius Fröbel. A. d. Newyorker Tribune.)

(Schluß.)

Granada, 21. Dec. 1850.

Ich bin vollkommen überzeugt, nicht bloß durch meine Erfahrung, die nur sehr geringe ist, sondern durch die allgemeine Stimme aller Deutschen, welche hier seit längerer Zeit ansässig sind, daß die hiesigen klimatischen Verhältnisse den aus Nordeuropa Eingewanderten vollkommen zusagen und daß diese hier keiner Beschäftigung, keinem Zweige der Landwirthschaft zu entsagen haben. Die Regierung sieht die Niederlassung deutscher Auswanderer sehr gerne und hat wiederholt der Auswanderungsgesellschaft in Berlin kostenfrei bedeutende Ländereistrecken angeboten. Es liegt auch keinem Zweifel ob, daß den herübergekommenen Deutschen viel von dem neuen Leben zuzuschreiben ist, das sich nun hier geltend macht. Ein bemerkenswerther Umstand ist der, daß viele Reisende, die aus Californien zurückkommen, Deutsche sind. Die Mehrzahl derselben, welche ich sprach, hatten bedeutende Schätze in Gold sich ergraben, wollten nun besuchsweise in ihre Heimath und rechneten dann darauf, hierhin zu kommen und sich für fest hier niederzulassen. Auch in San Juan ist die Zahl der Deutschen schon bedeutend. Es besteht dort ein deutsches Haus, das in Verbindung mit einem französischen von der englischen Regierung die Einkünfte des Zolles gepachtet hat.

Dieses bringt mich auf den Stand der Verhältnisse von San Juan zu reden. Es ist hier ruchbar geworden, daß nach zuverlässigen Nachrichten San Juan vom 1. Jan. ab Freihafen seyn soll. Wenn dieses Ereigniß — denn für den Handel dürfte es eines seyn — wirklich stattfinden sollte, wird es in Neuyork eher bekannt seyn, als hier im Innern des Landes. In der Zwischenzeit blockirt der britische Generalconsul für Mittelamerika, Hr. Friedrich Chatfield, den Hafen von San Miguel am stillen Meere in dem Staate San Salvador unter Vorwänden, die bloß Gewicht haben könnten, wenn sie durch die rohe Gewalt einer trotzigen Macht gegen einen kleinen schwachen Staat ausgeführt würden. Es ist die Fabel vom Wolfe und dem Schaaf, das angeklagt wurde, das Wasser getrübt zu haben, weil es unterhalb dem Wolfe trank. In Mittelamerika geht allgemein die Vermuthung, daß die Blockade so lange dauern wird, als sie Hr. Chatfield bedarf, um sich und andere mit ihm verbundene Handelshäuser auf dem Indigomarkte in San Juan zu bereichern. Wir dürfen hoffen, daß die Theilnahme der ganzen gebildeten Welt, die diesen Landen nicht ausbleiben kann, ein Verfahren, wie das gerügte, nicht lange bestehen lassen wird, daß dieses sowohl, wie die unwürdigen Winkelzüge, die man in Errichtung des Mosquitokönigthumes spielt, nicht von Dauer seyn können.

Dieses Königreich ist in letzten Zeiten in den Vereinigten Staaten öfter genannt worden und zwar in der irrthümlichen Voraussetzung, daß dasselbe eine Wirklichkeit sey. Man muß jedoch wissen, daß das ganze Königreich nur in einem jungen Manne vom Geschlechte der Sambo und seiner Schwester besteht (eine Mischung vom Blute der Neger und der eingebornen Indianer), welche Beide unter der Aufsicht eines englischen Missionärs leben. Für die Rolle, welche dieser junge Mann spielen

muß, empfängt er, wenn ich anders gut unterrichtet bin, einen jährlichen Gehalt von 1800 Dollars, mit welchen sein Hofstaat wie sein ganzes Königreich aufrecht erhalten werden muß. In der That besteht kein Mosquitovolk. Der König sowohl, wie die wenigen Diener, die um ihn sind, sprechen die englische Sprache, weil sie dieselbe eingelernt bekommen und weil sie eben zu keinem eigentlichen hiesigen Stamme gehören. Die Indianer jedoch, welche im Innern von Mosquito leben, geben sich weder diesen Namen, noch verstehen sie englisch oder irgend eine andere europäische Sprache, ausgenommen etwas spanisch, noch kümmern sie sich um das aus dem Stegreife erfundene Trugbild eines Königthums. England aber säckelt, nachdem es den glänzenden Sold, welchen es seinem Vasallen auszahlt, abgezogen, die sämmtlichen Einkünfte des Hafens, der Zölle und alle anderen Gefälle und Steuern ein.

Ich muß mit diesen flüchtigen Zeilen abbrechen. In wenig Tagen gehe ich von hier nach Leon, der Hauptstadt des Staates, setze dann meine Reise nach Chinandaja und Realejo fort. Später besuche ich die Bergwerkkreise von Segovia, Chontales und Matagalpa. Diese Reisen werden mir gewiß Stoffe zu weiteren Mittheilungen geben.

4.

Den 22. December 1850.

Ich habe eben mit einem Deutschen gesprochen, welcher in einem der beiden Bremer Schiffe angekommen ist, von denen ich oben geredet habe. Der größte Theil dieser Auswanderer ließ sich, in San Juan angekommen, überreden, nach Costa Rika zu gehen. Dieses wird durch englische Spekulanten bewirkt, welche Arbeiter für ihre Pflanzungen, d. h. weiße Sklaven, bedürfen. Die größte Anzahl dieser Leute wird leider verloren seyn. So schamlos ist das Gebahren gewisser Kreise in San Juan, daß Briefe von hier, welche die Sache in ihrem wahren Lichte zeigen, dorten unterdrückt werden. Ich hörte, daß dort verschiedene Zimmerleute zu Schiffe gewesen, welche hier leicht ihre 10 Dollars den Tag verdienen können.

Frankfurt und die Weltindustrieausstellung.

(Schluß)

Wir wollen nun noch nachtragen, warum — unserer Ansicht nach — so mancher tüchtige Gewerbsmann abgehalten wurde, diesen Industriekongreß zu beschicken. Wie alle Dinge, hat auch dieses Unternehmen seine zwei Seiten; eine gute, welche darin besteht, daß die Engländer, als ihrer politischen und commerciellen Stellung gemäß am besten dazu geeignet, die Sache in die Hände genommen haben, und eine Schattenseite, die darin besteht, daß ebenfalls — die Engländer die Sache in Handen haben. Wir wollen Niemanden gegen das Unternehmen aufhetzen, wozu es ohnehin zu spät wäre, aber unzweifelhaft ist, daß das bekannte Verfahren der Engländer in ihrem Interesse manchen Industriellen zum Voraus abgeschreckt hat. John Bull läßt sich, ohne in seinem beschaulichen Comfort sich stören zu lassen, die Erzeugnisse fremden Fleißes und Geistes auf dem Präsentirteller darreichen, um nachher in aller Ruhe den Rahm abzuschöpfen, und thut dabei, als wenn das so seyn müßte. — Lassen wir Beispiele sprechen. Die Leiter der ganzen Angelegenheit sind nicht so artig, die Anordnung der Ausstellung, das Ausschmücken ꝛc. zu übernehmen; es müssen von den Interessenten Commissaire geschickt werden, die zu sehen haben, wie sie durchkommen. Ob dieß ohne Konflikte *) abgeht, und ob namentlich wir guten Deutschen nicht wieder überall auf die Fersen getreten werden, wird sich demnächst zeigen. — Das Galanteste dabei ist noch, daß der Aussteller nicht einmal unentgeltlich Zutritt erhält (wie dieß doch sonst allenthalben der Fall war), was für Männer, die ohnehin viel Kosten zur Beschickung aufwandten, eine sehr ungerechte Besteuerung ist. Ist denn der einzige Nutzen, der dem Engländer durch die Ausstellung erwächst, die Bezahlung des Glaspalastes!?

*) Mit den Franzosen soll es bereits wegen des Platzes zu solchen gekommen seyn.

Einen Hauptanstoß hat man mit Recht daran genommen, daß die Preise den Gegenständen nicht beigefügt werden durfen. Man wollte zwar den vielfach deßhalb erhobenen Klagen dadurch abhelfen, daß man Kataloge anfertigen läßt, woraus auch die Preise zu entnehmen sind. Allein diese Kataloge werden sehr umfangreich, so daß man Mühe haben wird, sich darin auszufinden, auch werden sie immerhin ziemlich hoch zu stehen kommen. Auch hat das Einrücken einer Anzeige in einen solchen Katalog seinen goldenen Boden — für den Unternehmer, denn nach amtlicher Anzeige kosten vier Zeilen 12 Schillinge oder 7 fl. 12 kr., und eine ganze Seite (4⁰ à 2 Kolumnen) 10 Pfund 10 Schill. oder 126 Gulden!

Ferner haben wir noch das allzugroße Drängen Betreffs der Einsendung, und die Strenge, womit der Termin eingehalten werden soll (und nach Weise der Engländer auch eingehalten werden wird) zu bedauern, indem Mancher verhindert wurde, eine angefangene Arbeit noch einzusenden. Diese Eile scheint sogar eine überflüssige geworden zu seyn, denn wir entnehmen dem Briefe eines Bevollmächtigten vom 7. d., daß weder das Innere noch Aeußere seiner Vollendung so sehr nahe sey: „Im Innern steht noch ein großer Theil der Bordwände; es fehlt noch ein großer Theil der Verglasung; viele Tische und Treppen sind noch in Arbeit; übrigens macht bis jetzt das Innere einen großartigeren Eindruck wie das Aeußere.“

Nachträglich haben wir noch mitzutheilen, daß von hier als Zollvereinscommissär Herr Philipp Ellissen vom Senate gewählt ist; es hat derselbe sich bereit erklärt, die Aufträge der Herren Aussteller bestens zu besorgen. Es freut uns, hiebei bemerken zu können, daß der Präsident des Comitee's für die Ausstellung, Herr Gewerbvereins-Direktor Junge, in Anerkennung seiner unermüdeten Wirksamkeit in dieser Angelegenheit, ebenfalls als Commissär in Vorschlag war.

Wir schließen mit einem herzlichen „Gut Heil!“ den Ausstellern und der vaterländischen Industrie! V. E.

Mannichfaltigkeiten.

„United Service Gazette“ verspricht den fremden Ausstellungs-Wallfahrern eine der schönsten Marine-Paraden, die man in Europa sehen kann. Während der Ausstellung — heißt es — wird eine der stolzesten und bestbemannten Flotten, welche Großbritannien je auf einem Punkte vereinigt zur Schau gestellt hat, unter dem Oberkommando des Contre-Admirals Berkeley an der Nore (Themse-Mündung) oder vor Spithead aufgestellt werden; sie wird aus neun Linienschiffen und vier Fregatten erster Klasse, drei Schraubendampf-Linienschiffen und drei Schraubendampf-Fregatten und einer Raddampf-Fregatte, also im Ganzen aus zwanzig großen Kriegsschiffen bestehen.

Die kleine evangelische Gemeinde in Jerusalem vergrößert sich zusehends. In der evangelischen Schule erhalten täglich 30 Kinder Unterricht. Außerdem sind evangelische Schulen in den Städten Sichem, Nazareth und Soo errichtet.

(Mannheim, 25. März.) Am gestrigen Tage war ein zweites Konzert der Frl. Milanollo angekündigt, doch wurde das hiesige Publikum in der Erwartung eines genußreichen Abends durch das Ausbleiben der Frl. Milanollo bitter getäuscht; was am Bedauerlichsten für die Kunstliebhaber aus den Nachbarstädten gewesen seyn mag, welche sich sehr zahlreich eingefunden, und, ohne ihren Zweck zu erreichen, wieder heimreisen mußten. Das großherzogliche Hoftheater-Comitee hat einige Stunden, ehe das Konzert, respektive die Theater-Vorstellung, beginnen sollte, nachstehendes Placat anschlagen lassen: „Da Fräulein Milanollo, dermalen in Frankfurt, gegen die getroffene Verabredung und trotz der schriftlichen Zusage ihres Vaters, mit dem eben um 3 Uhr angelangten Bahnzuge nicht eingetroffen ist, so kann das angekündigte Konzert nicht stattfinden und bleibt heute die Bühne geschlossen. Die bereits gemachten Zahlungen für ganze Logen zu dieser Vorstellung werden, gegen Abgabe der empfangenen Eintrittskarten, von der Hoftheaterkasse sofort zurückerstattet. — Mannheim, 24. März 1851. Großh. Hoftheater-Comité."

Das neue Lustspiel von Hackländer: „Der geheime Agent", ist bereits auf der Oldenburgischen Bühne, die sich stets durch die zeitige Vorführung neuer Stücke rühmlich hervorgethan hat, am 11. März zuerst zur Aufführung gekommen. Das Stück ist mit großem Beifall in Oldenburg aufgenommen worden, am Schlusse wurden sämmtliche Darsteller gerufen.

Hans Christian Oerstedt, der am 9. März gestorben, wurde am Dienstag, den 18., beerdigt, nachdem seine Leiche im Saale der Universität und der Frauenkirche in Kopenhagen ausgestellt war.

Wir können nicht umhin, die Techniker und Chemiker auf Prof. Böttger's „polytechnisches Notizblatt" aufmerksam zu machen, ein Blatt, welches nur stets das Neueste und wahrhaft Praktische liefert, dann aber auch, worauf namentlich viele Gewerbtreibende sehen, ein sehr wohlfeiles ist; denn der Preis eines Jahrgangs, bestehend aus 24 Bogen, beträgt nur 2 fl. 42 kr. Für die Gediegenheit dieser Zeitschrift bürgt schon der Name des rühmlichst bekannten Herausgebers. Nicht nur die Chemie und Physik, auch die Technologie hat durch Prof. Böttger vielfache Berichtigungen und Erweiterungen erfahren.

Literatur.

London im Jahr 1851. Ein praktisches Handbuch für Reisende nach England. Leipzig, Verlag von Carl B. Lorck. 1851.

Die nicht zu ermessende Wichtigkeit, welche die Weltausstellung zu London auf alle industriellen Verhältnisse, auf Handel, Gewerbe und Kunst, auf Maschinenbau, Fabrik- und Manufakturwesen, ja auf das ganze öffentliche Leben der civilisirten Völker haben wird, veranlaßt sicher auch viel tausend Deutsche, in diesem Jahre eine Reise nach London zu unternehmen, um durch eigene Anschauung ihr Wissen zu bereichern und auf dieser, allen Nationen geöffneten Industrieausstellung zu betrachten, was menschliche Kraft und Thätigkeit zu leisten vermögen. Für diese Alle ist das obengenannte Buch geschrieben, das wir seiner ausgezeichneten Zweckmäßigkeit wegen nicht genug empfehlen können. In der ersten Abtheilung desselben findet der Leser eine genaue Zusammenstellung des im Allgemeinen Wissenswürdigsten von London: einen Nachweis über die Reise nach London, über das Aussuchen einer Wohnung, über Lebensweise und Sitte in England, über billige Einrichtung in der Hauptstadt selbst, über das öffentliche Leben (Kirche, Königthum und Adel, Staatsregierung und Verwaltung, Wissenschaft und Kunst, Handel und Verkehr, Gewerbe, gemeinnützige und Wohlthätigkeits-Anstalten, Vergnügen und Erholung und Bemerkungen über die Industrieausstellung selbst), während der zweite, mehr specielle Theil eine gedrängte Uebersicht des Sehenswerthesten, sowie eine Anleitung, sich zu orientiren, enthält und in der alphabetischen Beschreibung ein bequemes Mittel darbietet, um sich über Lokalitäten, Sammlungen u. dgl. an Ort und Stelle die nöthige Auskunft zu verschaffen. Alle Angaben stützen sich auf die neuesten Berichte, obschon der Verfasser empfiehlt, in Fällen besonderer Wichtigkeit den monatlich neu erscheinenden „Bradshaw Railway Guide", der nicht mehr als 5 Sgr. kostet, zu Rathe zu ziehen. Ein Plan des vorzüglichsten Theils der Weltstadt, wie ein sauber lithographirter Nachweis der wichtigsten Eisenbahnlinien Englands, eine Handmünzreductionstabelle, welche die englischen Münzen nach den in Norddeutschland, in Hamburg, in Süddeutschland, Oesterreich, Frankreich und Belgien geltenden berechnet, und ein Anhang, in welchem die Orte, die der Fremde unbedingt sehen sollte, die Sehenswürdigkeiten im Allgemeinen mit Angabe der Eintrittspreise, die öffentlichen Bäder, eine Tabelle der bei den Excursionen erwähnten Orte mit Angabe der Entfernung von London, der Einwohnerzahl, der nächsten Eisenbahnstation und Entfernung davon, die fremden Gesandtschaften und Konsulate in London, die Postverbindung mit dem Auslande, die Eisenbahn- und Dampfschifffahrten, Maß und Gewicht und endlich das Münzwesen behandelt werden, mögen schließlich für die Reichhaltigkeit des Werkes zeugen, das, elegant gebunden, allen Reisenden nach London ein eben so praktischer als unentbehrlicher Rathgeber seyn dürfte. Wir wollen daher nochmals dieses Werkchen allen deutschen Besuchern der großen Industrieausstellung bestens empfohlen haben.

Frankfurt, 24. März.

Der Vorstand des hiesigen Hauptvereins der Gustav-Adolph-Stiftung veröffentlichte am 16. d. seine Abrechnung über die Einnahmen und Ausgaben in dem Jahre 1849—50. Nach dieser betrug die Gesammteinnahme des Vereins im genannten Rechnungsjahre fl. 1906. 5 kr. und die Ausgabe fl. 1747. 14 kr. Für Unterstützungen wurden fl. 1550. verwandt, nämlich an die Gemeinde Guttentag in Oberschlesien fl. 50; an die Gemeinde Wels in Oberösterreich fl. 500.; an die Gemeinde Laibach fl. 250.; an die Gemeinde Murze und an die evangelischen Colonisten aus Hessen im Kreis Altenstein in der Provinz Preußen fl. 250. und an den Centralvorstand in Leipzig wurden zur Verwendung fl. 500. übergeben. Der Kassenbestand war am 31. August 1850 fl. 158. 51 kr. Der hiesige Hauptverein, welcher im Jahr 1848 1122 Mitglieder und eine Einnahme von fl. 1812. 48 kr. hatte, zählte, wie aus der Rechnungsablage hervorgeht, im Jahr 1850 nur 886 Mitglieder, welche zusammen fl. 1505. 27 kr. beigetragen haben. Dieser Mangel an Theilnahme verpflichtet den Vorstand, seine Glaubensgenossen aufmerksam zu machen, daß sich die Bedeutung des Gustav-Adolph-Vereins nicht vermindert hat, und daß seine Wirksamkeit immer mehr in Anspruch genommen wird. Bei dem hiesigen Hauptverein sind im Jahr 1850 13 Gesuche eingegangen, von welchen aber, so begründet sie auch waren, der beschränkten Mittel wegen nur drei mit größeren Beiträgen berücksichtigt werden konnten. Durch den Centralvorstand des Vereins in Leipzig wurden in dem Jahr 1848—49 159 evangelische Gemeinden zusammen mit 45,883 Thaler unterstützt. Wenn auch eine solche Wirksamkeit, wie es in der im vorigen Jahr auf der Wartburg gehaltenen achten Jahresversammlung des Gustav-Adolph-Vereins ausgesprochen ward, größer ist, als die kühnste Hoffnung glaubte erwarten zu dürfen, so stehen dennoch die Mittel in keinem Verhältniß zu den vielen wohlbegründeten Gesuchen armer Gemeinden. Der Vorstand fordert daher die jetzigen Mitglieder auf, in ihrer Theilnahme für den Verein nicht zu erkalten und spricht die Hoffnung aus, daß sich die Glaubensgenossen mehr wie seither bei dem Verein betheiligen werden.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 26. März. (Zum ersten Male): Adrienne Lecouvreur, Drama in 5 Abtheilungen, frei nach Scribe und Legouvé von Th. G. Hermann.

Donnerstag, 27. März. Der Prophet, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer.

Freitag, 28. März. Letztes Konzert der Fräul. Milanollo. — Dazu: Die Liebe im Eckhause, Lustspiel in 2 Akten und: Das Solo-Lustspiel, Intermezzo. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 74. Donnerstag, den 27. März 1851.

Der Seher.

Eine Erzählung von E. v. T.

(Fortsetzung.)

4.

Nach einer Reihe blutiger Kämpfe war endlich die Entscheidungsschlacht bei Leipzig geschlagen worden, und die Franzosen in vollem Rückzuge nach dem Rhein begriffen.

Neuenröde war zwar nach dem letzten, für die Preußen glücklich ausgefallenen Gefechte nicht wieder in die Hände des Feindes gerathen, hatte aber nichtsdestoweniger noch manche stürmische Scenen gesehen. Erst der große Sieg bei Leipzig war es, welcher dem Ort die langentbehrte Ruhe schenkte. Jede Brust athmete freier und alle Herzen schlugen freudiger in dem Gefühl der wiedererrungenen Freiheit.

Elisabeth vermochte an dieser allgemeinen Freude keinen Theil zu nehmen, und auch der alte Wiesenbauer ging still und in sich gekehrt seine einsamen Wege. Der Anfangs so laute und heftige Schmerz des Mädchens hatte einer düstern Schwermuth Platz gemacht. Oft saß sie stundenlang unter dem Apfelbaum vor der Thür und schaute in die stille herbstliche Natur hinaus. Jedes welke Blatt, das von den regungslos dastehenden Bäumen fiel, mahnte sie daran, daß auch ihre Freude verwelkt und erstorben sey. Ihr Vater bemühte sich zwar, sie auf alle Weise zu erheitern, und redete ihr auf das Liebreichste zu, sich der trüben Gedanken zu entschlagen — aber wie konnte Der Andern Trost einsprechen, welcher selbst dessen bedurfte? — Er ging freilich wieder jeden Morgen, wie in alten Zeiten, mit dem Rechen in der Hand und die brennende Pfeife im Munde, nach seinen Feldern, unterhielt sich auch dann und wann mit einem Nachbar — allein seine einstige stille Zufriedenheit war von ihm gewichen.

Eines Abends — es war zu Ende des Weinmonats — kehrte der Wiesenbauer nicht zur gewöhnlichen Stunde heim. Elisabeth wartete eine Stunde und noch eine — der Vater erschien nicht. Sie trat in den Garten und spähte über die weite, schon von Abenddämmerung und Nebel umhüllte Wiese, ob er vielleicht zu dem kleinen Gehölz gegangen sey, wo er einen Dohnenstieg angelegt hatte — aber Alles war einsam und öde auf dem Pfade, der dorthin führte. Sie fragte die Nachbarn, ob sie den Vater gesehen.— allein Niemand wußte ihr Auskunft zu geben. Ihre Unruhe wuchs von Minute zu Minute. Noch nie war ihr Vater so lange ausgeblieben — es konnte ihn nur ein ganz besonders wichtiges Ereigniß zurückhalten.

Endlich hörte sie Stimmen draußen im Hofe. Erwartungsvoll und mit pochendem Herzen eilte sie hinaus und erblickte am Thor zwei dunkle Gestalten, in deren einer sie ihren Vater erkannte. Sie vernahm noch, wie der Fremde zu diesem mit lauter Stimme sagte:

„Ihr könnt Euch fest darauf verlassen, Wiesenbauer — ehe vierundzwanzig Stunden verflossen sind, habt Ihr wieder Einquartierung! Und die werdet Ihr so bald nicht wieder los werden!“ fügte er lachend hinzu.

Nach diesen Worten drückte er dem Wiesenbauer die Hand und eilte rasch von dannen. Der Letztere schritt in großer Hast dem Hause zu und gab seiner Tochter, welche ihm angstvoll entgegenkam und fragte, ob ihm ein Unfall zugestoßen sey, keine Sylbe zur Antwort.

Im Wohnzimmer angelangt, setzte er sich sogleich an den Tisch, zog ein Packet Zeitungen aus der Tasche und entfaltete eine nach der andern mit zitternden Händen. Endlich schien er gefunden zu haben, was er suchte. Er nahm ein Blatt, hielt es dicht an die Lampe und begann zu lesen. Der Inhalt mußte ihn sehr bewegen, denn während des Lesens rollten ein paar Thränen über die Wange herab — doch mußten es wohl Thränen der Freude seyn, da ein Verklärungsglanz aus seinem Antlitz leuchtete.

Als er zu Ende gelesen, faltete er das Blatt sorgfältig wieder zusammen und steckte es ein. Dann trat er zu seiner Tochter, welche sprachlos, mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens seinem seltsamen Treiben zugesehen, faßte sie bei der Hand und sagte:

„Sey mir nur nicht bös, Elisabeth — bin lange ausgeblieben — recht lange — — konnt's aber nicht ändern. Morgen erzähl' ich Dir auch eine schöne Geschichte — wenn Du Zeit zum Hören hast,“ fügte er, seine Pfeife anzündend, hinzu, welche ihm im Eifer des Lesens — zum ersten Mal im Leben — ausgegangen war.

„Warum soll' ich denn keine Zeit haben?“ fragte das Mädchen verwundert.

„'S gibt Einquartierung morgen — viel Einquartierung,“ erwiederte der Wiesenbauer mit wichtiger Miene. „Richte Dich nur auf ein gutes Mittagessen ein — ein paar alte Freunde von mir kommen auch — die sind etwas Gutes gewohnt.“

„Freunde von Dir?“ forschte Elisabeth. „Von Denen hast Du mir ja noch nie erzählt.“

„Es sind ein paar alte Invaliden,“ antwortete der Greis der jetzt seine gewöhnliche Ruhe wiedergewonnen hatte, „ein paar grimmig zerfetzte und zerschossene Gesellen, die neben einem guten Stück Braten auch einige Flaschen Wein vertragen können. Drum laß Dir morgen früh gleich ein halbes Dutzend vom Herrn Baumann geben — ich bring' ihm das Geld schon selber hin. — Jetzt aber lege Dich nur schlafen, Elisabeth,“ fuhr er, ihr die Hand reichend, fort; „'s ist schon gewaltig spät und morgen wirst Du auch nicht vor Mitternacht zu Ruhe kommen.“

Elisabeth that, wie ihr geheißen wurde, obwohl sie gern noch Dieß und Jenes gefragt hätte; der Greis aber schritt noch lange in dem stillen Zimmer auf und nieder, ehe er sich zur Ruhe begab. —

(Fortsetzung folgt.)

Das Sallet'sche Gedicht: „Judas" vor Gericht.

†† Darmstadt, 24. März. Wir lesen heute in der Mainzer Volkszeitung vom 22. d. nachfolgenden Artikel, über welchen uns gleichzeitig von achtbarer Hand die Bestätigung der Wahrheit seines ganzen Inhalts zukommt und der in Mainz die allgemeinste und gerechteste Entrüstung hervorgerufen hat. Er lautet mit der Ueberschrift: „Das Sallet'sche Gedicht: „Judas" vor dem großh. Obergerichte in Mainz", wie folgt:

„Mainz, 21. März. Heute Morgen wurden vom gr. Obergerichte das Urtheil des gr. Kreisgerichts, auf 3 Monat Correktionshaus lautend, wegen Abdruck eines Gedichtes aus Sallet's Laienevangelium gegen uns, bestätiget — weil das Obergericht darin die maßloseste Herabwürdigung der Lehren der vom Staate anerkannten katholischen und protestantischen Confessionen finden zu müssen glaubte. In dem Hirtenbrief des Herrn Bischofs von Mainz wird die vom Staate anerkannte Religionsgenossenschaft der Deutschkatholiken und ihre Lehren an vielen Stellen in den grassesten Ausdrücken herabgewürdigt!! Während der Verhandlungen unseres Judasprozesses benutzte die Staatsbehörde, Hr. Schalk, einen anonymen Brief, welchen angeblich Hr. Bischof Ketteler erhalten haben soll, und worin der grasseste Unsinn und die blödsinnigsten Drohungen gegen denselben enthalten sind, der als von der deutschkatholischen Partei herrührend dargestellt wurde (kann er nicht eben so gut von der jesuitischen Partei fabrizirt seyn?), um darzuthun, daß wir à toux prix verurtheilt werden müßten, weil sein Inhalt (man höre!) mit unserm angeklagten Gedichte verwandt erscheine. Damit nicht genug, erklärte die Staatsbehörde ferner, um weiter zu beweisen, wie Strafe gegen uns Noth thue, daß die demokratische Partei, seitdem ihr Clubb im Frankfurter Hofe geschlossen, sich die Führer auf das kirchliche Gebiet geworfen — insbesondere die Abendpost und unser Blatt. — Hierauf fuhr Hr. Substitut Schalk mit hocherhobener Stimme weiter fort: „Dort im Kaffee Milano hat diese Partei jetzt ihren Sitz, dort werden die verderblichen Lehren fortgesetzt, aus denen Resultate hervorgehen müssen, wie die Mißhandluug des Geistlichen bei Finthen, die Verstümmelung von Heiligenbildern daselbst, die scheußlichen Attentate, wie jenes im Dome mit dem Weihwasserkessel, und endlich die Anspeiung des Herrn Bischofs auf der Straße und der Mord am Altare; alle haben sie ihren Grund in jenen deutschkatholischen Lehren! Ja zur Schande für unsere Stadt Mainz müsse er gestehen, daß Frauen, Mainzer Frauen, ob der priestermörderischen That ihre Freude äußerten." — Wen kann nach solchen Aeußerungen aus dem Munde der Staatsbehörde, und dazu am Obergerichte, vor (wie man es bei einem solchen Gerichtshof doch unterstellen soll) gereisten Richtern, vor einem zahlreich versammelten Publikum, es noch Wunder nehmen, wenn wir schmerzlich ausrufen: „O Herr, vergib unsern Feinden, nicht wir fachen den Fanatismus an — sie wissen nicht, was sie thun!" — Den Lesern unseres Blattes, unsern Freunden und Gesinnungsgenossen aber zeigen wir an, daß, wenn das Unerhörteste eintreten sollte, daß man uns im Correctionshaus sammt unserem Sallet corrigiren wollte, daß wir unbeschadet der traurigen Consequenzen, welche aus einer 3monatlichen Gefängnißhaft für unser Geschäft, für unsere Familie daraus erwachsen, daß wir auch diese Prüfungszeit mit dem Bewußtseyn, im Lichte der Erkenntniß gestrebt zu haben, mit Gleichmuth ertragen werden. Die Führung unseres Geschäftes aber werden wir einem tüchtigen Ersatzmanne überlassen, hoffend, daß nach uns ein Geschlecht heranreist, gebildet von erleuchteten und gesinnungstüchtigen Frauen, ein Geschlecht von Männern, das fähig ist, die Lehren der Weisen unseres Jahrhunderts zu verstehen und darnach zu handeln. — Unser Anwalt, Hr. Dr. Scheuer, führte unsere Vertheidigung mit Würde, Wärme, verbunden mit der geistreichsten Schärfe, wofür wir ihm zu großem Danke verpflichtet sind."

Einen nicht minder wichtigen Theil dieses Preßprozesses, bei welchem als Richter fungirten die Herren Knyn, Substitut des Präsidenten, Richter Gredy, Klauprecht, Henco, Börkel, Hussier Trapp, hat das genannte Blatt nicht gebracht. Da wir aber vernehmen, daß, durch diesen Hergang veranlaßt, die deutschkatholische Gemeinde eine höhere Ermächtigung zur Verfolgung des Substituten, Hrn. Schalk, wegen Verspottung und Verachtung des gleich andern Confessionen vom Staate anerkannten deutschkatholischen Cultus zu erlangen beabsichtigt, so wollen wir jenen Artikel im Wesentlichsten ergänzen. Nachdem sich nämlich der genannte Stellvertreter des Hrn. Staatsprokurators (ein junger Mann, der seine rasche Laufbahn im Rechtsgebiete vorzugsweise auf dem Untersuchungsamte gemacht) von den leidenschaftlichen Ausfällen und maßlosen Angriffen auf die deutschkatholische Confession einigermaßen erholt hatte und wieder mehr auf den eigentlichen Standpunkt der Sache zurückgekommen war, schloß derselbe in den in dem eben mitgetheilten Artikel der „Mainzer Volkszeitung" bereits herausgehobenen Ausdrücken fortfahrend, folgendermaßen:

„Das ist dieser deutschkatholische Verein, der republikanische rothe Clubb aus dem Frankfurter Hof, derselbe, der, nachdem er auf dem politischen Gebiete Fiasco gemacht, jetzt sein Schandwesen im Cafee Milano (daselbst befindet sich die Kirche der deutschkatholischen Gemeinde) treibt, ein Verein, der die Lehren predigt, welche die Gräuel hervorgerufen, die in der Stadt Mainz zu Tage gekommen, die den Brief veranlaßten, den ich mitgetheilt habe, — Lehren, denen Hellermann mit seinem Blatte dient, und die mit dem Inhalt des anonymen Briefes (man höre!), sowie mit den bei Seebold vorgefundenen Papieren verwandt sind; — kurz, jener Verein, der sich's zur Aufgabe gestellt hat, alle die heiligsten Gefühle und Lehren, die uns schon in zartester Jugend beigebracht wurden, zu zerstören, um dadurch seinen Anhang zu vergrößern" — damit endigend: (man höre!) „ja, es müsse nicht allein nach den in Mainz und Umgegend stattgehabten Excessen und dem von ihm dem Gerichte mitgetheilten Briefe ein warnendes Exempel durch Bestätigung des Urtheils auf drei Monate Correctionshaus an Hellermann statuirt, sondern die Veröffentlichung des Urtheils im Regierungsblatte selbst noch verordnet werden."

Nachdem eine Pause von wenigen Sekunden eingetreten war, erhob sich der Anwalt Hellermanns, Hr. Dr. Scheuer, der schon bei Produktion des anonymen Briefes durch Hrn. Schalk darüber Akt begehrt hatte, daß er sich der Vorlesung eines Briefes widersetze, den er nicht kenne, und verlangte über die Protestation und seinen Antrag Urkunde, auch daß der Brief den Akten beigeschlossen werde. Ferner erklärte er, daß er über die ungesetzliche Mittheilung dieses anonymen Briefes, so wie über alle jene graven Aeußerungen von Seiten des Hrn. Substituten Schalk dem Gerichte noch deßfalls einen schriftlichen Antrag behändigen werde. Hierauf wendete sich der Anwalt Hellermanns (Dr. Scheuer) weiter an den Gerichtshof, seine Replik mit den Worten schließend:

„Wie soll ich nun aber endlich das Beklagenswerthe ausdrücken, was ich soeben hier vernehmen mußte? — Der Substitut, Hr. Schalk, das heutige Organ der Staatsbehörde am Obergerichte, begeht als Beamter des öffentlichen Ministeriums gleich-

sam in derselben Sitzung der Strafkammer des Obergerichts ungestraft das Verbrechen in frevler Weise, gegen die im Staate anerkannte deutschkatholische Confession, — während er gegen Hellermann wegen Abdruck eines Gedichtes (das die römisch-katholische und protestantische Religion verspotten soll!?) drei Monat Correctionshaus beantragt!!"

Der Präsident, ohne den Substituten, Hrn. Schalk, auf das Strafbare solcher Aeußerungen und Mißkennung seiner Stellung aufmerksam gemacht zu haben, unterbricht den Anwalt Hellermanns mit den Worten: „Die Sache ist verstanden".

Das Gericht zog sich hiernach ins Deliberationszimmer zurück. Anwalt Dr. Scheuer ließ demselben sofort seinen Antrag, den unerhörten Brief an den Bischof, sowie die Angriffe von Hrn. Schalk betreffend, durch den Gerichtsboten dorthin übergeben, — da trat dasselbe nach kürzester Berathung in den Gerichtssaal zurück und sprach das Urtheil:

1) in der Hauptsache das Urtheil der Strafkammer des Kreisgerichts bestätigend und die Veröffentlichung im Regierungsblatte verordnend;

2) in Betreff des Antrags auf Beurkundung der Schalk'schen Ausfälle und des Briefes sich in eigenthümlicher Weise dahin erklärend, daß das Gericht (man höre!) nicht Gedächtniß gehabt habe, die thatsächlichen Momente, die Hr. Schalk vorgebracht habe, festzuhalten!! —

Wir überlassen dem Leser das weitere Urtheil über diese Vorgänge und setzen den Bundesstaat Preußen zunächst von der indirekten Verurtheilung seines gefeierten Dichters „Sallet" in Kenntniß, dessen Layenevangelium ein Hausschatz jedes gebildeten Deutschen (wie auch der Anwalt Hellermanns richtig bemerkte) ist, und das sich in seinen vielen Auflagen in den königl. Bibliotheken des preußischen Staates befindet.

Wir vernehmen nun, daß Hellermann das Rechtsmittel der Cassation gegen das Urtheil des Obergerichts eingelegt habe, dessen Mitglieder zum Theil die ultramontane Partei zu den Ihrigen zählt. Ueber das Ergebniß an dem höchsten Gerichtshofe zu Darmstadt, so wie über die Schritte der deutschkatholischen Gemeinde in Mainz, welche sich vollkommen auf ihrem Rechtsboden befindet, werden wir zur Zeit um so mehr Bericht zu erstatten wissen, als die Beweise zur Sicherstellung der Thatsachen bereits durch Aufnahme der Zeugen festgehalten sind.

Mit der Absendung dieses Briefes beschäftigt, kommt uns die Nr. 70 des Mainzer Journals zu, worin ein Jemand (vielleicht Hr. Substitut Schalk selbst) in einem längeren Aufsatz über das Verhalten der Staatsbehörde im Judasprozesse, den Deutschkatholiken gegenüber, sehr unglückliche Versuche macht, das Grave ihrer Beschuldigungen durch künstliche Phrasen zu bemänteln.

Neues malerisches Relief der Schweizer und angränzenden Alpen,

von F. W. Delkeskamp.

Unser unermüdlicher, in seiner Kunst unübertroffen dastehender Delkeskamp hat zu den vielen bekannten Meisterarbeiten ein in der That riesenhaftiges Werk hinzugefügt, das in der Aufnahme und Zeichnung zum größten Theile schon vollendet, nur noch der regen Theilnahme der reiselustigen Kunstfreunde bedarf, um in wenigen Jahren vollständig in die Hände des Publikums zu gelangen. Nach Art seines berühmten, weit und breit bekannten Reliefs der inneren Schweiz, das wenig mehr als die Urkantone darstellt, will er, nur in kleinerem Maßstabe, die ganze Schweiz nebst einem Theile von Tyrol und Oberitalien im Relief ausführen; der mächtige Bodensee mit seinen lieblichen Ufern, der königliche Genfersee mit seinen Prachtvillen, die wundervollen Lago di Como und Maggiore mit ihren Zaubergärten und Inseln werden die äußersten Gränzen im Norden, Westen und Süden bilden und im Osten das Oberinnthal mit seinen Fernern das Gemälde schließen; es ist der erste Versuch, die ganze colossale Gebirgswelt Europa's in malerischer Darstellung dem Auge vorzuführen und die ersten Blätter (das Berner Oberland und das Rhonethal), die bereits im Stich vollendet vor uns liegen, beweisen, daß der Versuch vollständig gelingen wird; das Gemälde ist bei allem Reichthume so klar und übersichtlich, die Ausführung so zart und reinlich, daß man über der Freude an dem Werke ganz das Kritisiren vergißt. Einen wesentlichen Vorzug wird dieses Werk dadurch erhalten, daß die Namen, anstatt wie bei dem früheren Werke an den Rand, hier an Ort und Stelle selbst angebracht sind, nett und klar und doch gar nicht das Gemälde störend. Der Künstler hat bereits eine Reihe von Sommern für die Aufnahme verwandt und auf nahe an tausend Punkten die Uebersichten gezeichnet, keine Beschwerden, keine Gefahren, keine Kosten scheuend.

Nun das Werk so weit gediehen ist, daß er die ersten Blätter im Stiche vorlegen kann, beabsichtigt er, Unterschriften für dasselbe zu sammeln. Von der regen Theilnahme des Publikums wird es daher abhängen, ob ein so großartiges Unternehmen zu seinem Ende geführt werden kann. Wir glauben bei allen Denen, die Delkeskamp's Reliefs, seine meisterhaften Rheinpanoramen ꝛc. kennen, nicht den Tadel marktschreierischer Anempfehlung befürchten zu müssen, wenn wir behaupten, daß dieses Werk in dieser Richtung der Kunst Epoche machen und bald in den Händen aller Schweizerreisenden eben so unentbehrlich, wie Kellers Karte und Bädekers Reisehandbuch seyn werde. Der Künstler wird darum auch Alles anwenden, um es für den praktischen Reisegebrauch vollkommen geeignet zu machen. Der Prospektus selbst wird der Subscriptionsliste beigefügt werden. Einstweilen bemerken wir nur Folgendes: Das Ganze wird etwa 25 Blätter enthalten; die Eintheilung ist so gemacht, daß jedes Blatt möglichst ein Bild für sich gebe, z. B. der ganze Vierwaldstättersee, der Neuschateller-, der Zürchersee. Auch die Hauptgebirgsknoten erscheinen ungetrennt. Wo es — wie beim Genfersee oder beim Berner Oberland — nicht möglich war, wird das Bild in 2 Blättern vollständig dargestellt; auch sind zuweilen Halbblätter hinzugefügt, wie beim Wallis. Der Subscribent verpflichtet sich nicht für das ganze Werk, sondern nur für einzelne Blätter, etwa 3 bis 4. Die ersten 4 Blätter werden das Berner Oberland mit dem Wallis enthalten. Um dem Werke die wünschenswerthe Verbreitung zu sichern, ist der Preis des einzelnen Blattes, 17' 2" lang und 8' 1½" breit, auf einen Thaler, der des Halbblattes auf einen halben Thaler festgesetzt. Zur Bequemlichkeit beim Reisen können die Blätter ungefähr wie die Keller'sche Karte zusammengelegt werden.

Wir wünschen unserm wackern Delkeskamp den besten Erfolg bei einem Werke, das einst Deutschland zur Ehre gereichen wird.

Mannichfaltigkeiten.

Ueber eine in Trier am 20. März Abends erfolgte Verhaftung schreibt die „Saar- und Mosel-Ztg.": Eine hiesige Dame empfing ein Schreiben von fremder Hand, das aber die Unterschrift ihres in Amerika gestorbenen Sohnes trug. In demselben wurde sie benachrichtigt, daß er noch lebe und mit Hindeutung auf das ehemalige, nicht eben freundliche Verhältniß zu ihm unter mannichfachen Drohungen aufgefordert, zu einer fest-

gesetzten Stunde, nur von ihrem Dienstmädchen begleitet, zwei Tausend Thaler in Gold an der Hinterthür ihres Gartens an einen dazu Beauftragten zu übergeben. Diese Summe sollte der Preis ihrer Versöhnung und das Mittel seyn, sie für immer von ihm zu befreien; würde sie sich aber weigern oder ihn verrathen, so solle sie seine Rache treffen. Die Dame mochte ahnen, daß hier ein Betrug beabsichtigt worden, und überreichte das Schreiben zur weitern Veranlassung der hiesigen Polizeibehörde. Diese ergriff sofort die geeigneten Maßregeln. Ein Polizei-Agent, in die Kleider der Dame, die inzwischen erkrankt war und diese Rolle nicht selbst übernehmen konnte, vermummt, öffnete von dem Dienstmädchen begleitet zur festgesetzten Stunde die Gartenthür, die auf die Feldstraße führt. Ein Mann trat heran, gab das im Briefe angegebene Losungswort und empfing von der vermeintlichen Dame einen schweren Beutel voll Kupfermünzen. Sofort benachrichtigte ein Pfiff des Polizei-Agenten die in der Nähe harrenden Gensd'armen. Der Fremde ergriff sammt einem Gefährten, der an der Mauer lehnte, die Flucht, da die Anwesenheit des Dienstmädchens die augenblickliche Verhaftung verhinderte. Beide wurden indessen bald eingefangen, da alle Ausgänge wohl besetzt waren. Mit seinem Spießgesellen zur Haft gebracht, erkannte man in ihm ein in hiesiger Stadt nicht im besten Rufe stehendes Subject, Namens Nohl, der sich durch einen falschen Bart und entsprechende Bekleidung unkenntlich gemacht hatte. Seine Aussage, von dem Sohne der Dame zur Empfangnahme des Geldes nur gedungen zu seyn, stellte sich sofort als falsch heraus, da an der Stelle, wo dieser seiner warten sollte, Niemand zu finden war. Alle Anzeichen sprechen vielmehr dafür, daß er selbst der Schreiber des Briefes sey, was durch die angestellte Untersuchung sich bald ergeben dürfte.

Lenau's Nachlaß: „Don Juan", und 36 bisher ungedruckte Gedichte mit einem Vorwort von Anast. Grün wird nächster Tage die Presse (bei Cotta in Stuttgart) verlassen. Seine Biographie, von Ant. Schurz geschrieben, wird erst im Herbste erscheinen; ein mehrere Bogen füllender Beitrag zu derselben von Frankl wird in den nächsten Heften des „deutschen Museums" von Rob. Prutz enthalten seyn.

(Frankfurt a. M.) Mit Vergnügen vernehmen wir sowohl aus französischen Blättern, wie auch aus Privatbriefen aus Paris, daß eine neue Oper: „Der Dämon der Nacht", ein Werk unseres rühmlichst bekannten Jacob Rosenhain, mit entschiedenem Beifall in der großen Oper zur Aufführung gekommen ist und daß schon mehrere Wiederholungen stattfanden.

Nächstens kommt das 57. Stück der Frau Birch-Pfeiffer zur Aufführung, „Magdala" geheißen.

Carl v. Holtei arbeitet schon seit längerer Zeit an einem dreibändigen Romane, der „die Vagabunden" heißen wird, und seiner Vollendung nahe ist. Derselbe soll zunächst in der bunten Laufbahn eines jungen Touristen ein poetisches Stillleben der Seele in deren Entwicklung zur Anschauung bringen.

Die Memoiren des bekannten Theologen Bretschneider sind von seinem Sohne, Dr. med. Bretschneider in Gotha, herausgegeben und machen großes Aufsehen. Sie sind reich an den interessantesten und bedeutendsten Briefen, die der berühmte Verstorbene von Fürsten und Gelehrten erhielt.

Korrespondenz.

Darmstadt, 25. März.

Vorgestern kam die von dem großh. Hofmusikdirektor C. A. Mangold componirte vieraktige große Oper: „Gudrun", auf unserer Bühne zur Aufführung. Sie hat eine gute Aufnahme gefunden und dürfte bald wiederholt werden. — Zu den besonderen Auszeichnungen, welche der Hofschauspielerin, Frau Antonie Grahn, bei Gelegenheit der theatralischen Feier ihres 50jährigen Jubiläums (11. März) zu Theil wurden, gehört unter andern auch eine werthvolle goldene Uhr mit Kette und Broche, welche ihr von Sr. k. Hoh. dem Großherzoge zum Geschenk gemacht wurde. Hoffentlich wird Frau Grahn, trotz ihres vorgerückten Alters, noch manches Jahr unserer Bühne zur Zierde gereichen; denn in der Darstellung edler Mütter, des moralisch Schönen und Rührenden, ist sie sehr vorzüglich und kann selbst jetzt noch neben kunstgeübten jüngeren Kräften in ihrem Rollenfach mit Ehre bestehen. — Dem Vernehmen nach wird die Aufstellung der schon längst vollendeten Bildsäulen von Philipp dem Großmüthigen und Georg dem Ersten nicht lange mehr auf sich warten lassen. Es heißt, daß der im Laufe dieses Winters neu hergestellte und verschönerte Theaterplatz dazu ausersehen sey. — Das „Veteranen-Denkmal" bestand schon seit einer Reihe von Jahren als Project, ohne seiner Verwirklichung entgegen zu gehen. Dieser Zeitpunkt scheint nunmehr gekommen zu seyn, da man eben damit beschäftigt ist, den zweckmäßigsten öffentlichen Platz in unserer Stadt für das projektirte Denkmal auszuwählen. Nach den dießfälligen Vorkehrungen zu schließen, dürfte der große freie Platz am Neckarthor wahrscheinlich hierzu bestimmt werden.

Wiesbaden, 23. März.

Im ferneren Verlaufe unserer dermaligen Assisenverhandlungen wurden folgende weitere Prozesse erledigt: 1) Johann Philipp Christian Berghäuser von Berndroth wurde wegen Majestätsbeleidigung (Schmähungen gegen Se. Hoh. den Herzog) zwar für schuldig erkannt, da die Geschwornen aber die Frage wegen seines trunkenen Zustandes bejahten, freigesprochen; 2) wurde Michael Bickelmeier, Weingärtner von Oestrich, wegen Meineids zu 2 Jahren Correctionshaus verurtheilt; 3) Thomas Traband, Taglöhner von Ried, und Joseph Habig, Bäcker von Schwanheim, wurden wegen Meineids und Verleitung zum Meineid zu 2 Jahren Zuchthaus verurtheilt; 4) Friedrich Heimann II. von Rückershausen wegen Nothzucht zu 6 Jahren Zuchthaus; 5) Ferdinand Wagner, Schreiner von Caub und dessen Vater, Peter Wagner, Müller von da wegen Meineids wurden freigesprochen; 6) Johann und Georg Sommer, Schreiner von da, ferner Georg Willmann, Müller, und Johann Dietz, Schieferbrecher, ebenfalls von Caub, wurden wegen Gewaltthätigkeit, die drei ersten zu 3 Monaten Correktionshaus, die beiden letzteren zu 4 Wochen Gefängniß verurtheilt; 7) Johann Baptist Christ von Rüdesheim wurde wegen eines an seiner Schwester begangenen Diebstahls zu 1½ Correktionshausstrafe verurtheilt. Alle Verurtheilten wurden auch noch die mitunter bedeutenden Kosten zu zahlen verurtheilt.

Frankfurt a. M., 26. März.

In dem Städel'schen Institute ist gegenwärtig eine nach London bestimmte, äußerst kunstreich gearbeitete Zündnadel-Pistole, von Hrn. Büchsenmacher Gleichauf in Bockenheim verfertigt, ausgestellt. Mit dieser Pistole, die nur einen Lauf hat, kann man zwölf Schüsse hintereinander von einer bis jetzt noch nicht erreichten Triebkraft abfeuern und läßt sich deren Ladung mit Patronen, sowie das Abfeuern in ungewöhnlich kurzer Zeit bewerkstelligen. Auch das Aeußere der mit einem elfenbeinenen Schaft versehenen Feuerwaffe ist höchst elegant und geschmackvoll ausgestattet. Da dieselbe schon bis nächsten Montag von hier abgeht, so verfehlt man nicht, Kenner und Gewerbfreunde auf diese interessante Erscheinung aufmerksam zu machen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 27. März. Der Prophet, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer.

Freitag, 28. März. Letztes Konzert der Fräul. Milanollo. — Dazu: Die Liebe im Eckhause, Lustspiel in 2 Akten und: Das Solo-Lustspiel, Intermezzo. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 75. Freitag, den 28. März 1851

Der Seher.

Eine Erzählung von E. v. T.

(Fortsetzung.)

Als Elisabeth am folgenden Tage kurz vor Mittag in der Thür stand und auf den Vater wartete, der schon in aller Frühe fortgegangen war, hörte sie plötzlich fernes Jubelgeschrei und dazwischen lauten fröhlichen Gesang. Sie horchte hoch auf — die Melodie kam ihr so bekannt vor — sie hatte dieselbe schon einmal gehört — aber damals hatte sie ihr viel trauriger geklungen.

Jubel und Gesang kamen immer näher und näher, und Elisabeth sah endlich eine große Menschenmenge auf dem breiten Hauptwege daherwogen, in deren Mitte eine kleine Schaar von Soldaten einherschritt, welche die mit bunten Bändern und Blumensträußen geschmückten Mützen schwenkten und folgende Worte sangen:

„Seyd gegrüßt ihr Heimathshügel
An dem Strom im grünen Thal!
Seyd gegrüßt, ihr Heimathsfluren
Und ihr Lieben allzumal!
Wunden, die der Krieg geschlagen,
Heilen in des Friedens Tagen.
Nach der Trennung bitt'rem Harm
Ruht sich's süß in Liebchens Arm!"

„Das sind die Neuenroder Burschen, die vor zwei Jahren als Rekruten davonzogen!" rief der horchenden Elisabeth ein Nachbar zu. „Solltet doch auch 'mal hingehen und die wackern Gesellen beschauen, Elisabeth — sie haben sich wacker gehalten!"

Diese Worte stachelten all' den alten Schmerz wieder in des Mädchens Brust auf: der Geliebte, der damals mit fortgezogen, kehrte ja nicht mit zurück! — Sie wandte sich schweigend ab, lehnte sich an den Pfosten der Hausthür und weinte heiße Thränen. —

„Nehmt Ihr denn keine Einquartierung auf, schöne Jungfer?" rief da plötzlich eine Stimme hinter ihr, welche wie ein Gruß vom Himmel in ihr Ohr drang.

Sie fuhr empor — vor ihr stand Heinrich Hammer und schaute sie selig lächelnd an.

„Gott im Himmel, ist es denn kein Traum, daß ich Dich wiedersehe!" jauchzte das Mädchen, den Geliebten stürmisch an die Brust pressend. „Ja, Du lebst — Du stehst vor mir — ich schaue in Deine treuen Augen — — o, ich bin unsagbar glücklich!"

„Nun, Elisabeth — gefällt Dir der zerfetzte und zerschossene Invalide?" fragte da der alte Wiesenbauer, vom Hofe heranschreitend. „Schau' nur die große Narbe auf der Stirn und den verbundenen Arm — ich ließe den Krüppel laufen!"

Mit diesen Worten trat er zu Heinrich, reichte ihm die Hand und bewillkommnete ihn wie einen langerwarteten Gast. Elisabeth aber war ganz außer sich vor Freude, umarmte bald den Geliebten und bald den Vater und rief ein Mal über das andre: „Ich hab' ihn wieder! ich hab' ihn wieder!"

„Sagt' ich's Dir nicht immer, Elisabeth — Unkraut vergeht nicht!" sprach der Greis mit gutmüthigem Lächeln.

„Ja, Vater — eine zähe Natur hab' ich," entgegnete der junge Krieger lachend, „sonst wär's lange mit mir vorbei gewesen!"

„Und Du hast so lange in M. krank gelegen!" rief Elisabeth, den Geliebten mitleidig anblickend.

„Krank?" fragte dieser verwundert, „nein, gottlob nicht einen einzigen Tag! Zum Tode erschöpft bin ich mehr als einmal gewesen, aber mehr auch nicht. Zweimal ward ich auch schwer verwundet, ich behielt den Kopf aber immer oben. Als wir aus Rußland kamen, meint' ich Alles überstanden zu haben — allein die rechte Arbeit ging erst los. Hab' ich für eine fremde Sache kämpfen müssen, so kann ich's wohl auch für die eigne, dacht' ich, als ich hörte, daß ganz Deutschland gegen die Franzosen aufstände, ging zu den Preußen und trat als Freiwilliger in ein neuerrichtetes Jägercorps ein. Ich schlug mich noch tüchtig mit den Franzosen herum — vor Allen bei Leipzig, wo ein schurkischer Gardist mir den linken Arm da mit seinem Bajonnet durchrannte, als ich eben einen goldschimmernden Offizier zum Gefangenen machte. Nun, ich hab' ihm dafür so auf die Finger geklopft mit meinem gesunden rechten Arm, daß er sein Lebtage dran denken wird. Ich erhielt dann mit fünf andern Kameraden aus der hiesigen Gegend meinen Abschied und werde mich von heut' an als „Invalide" in Neuenrode aufhalten."

„Und wir glaubten, Du seyst todt," erwiederte Elisabeth. „Der Rheinländer, der Dich auf der russischen Haide gerettet und der lange bei uns im Quartier gelegen hat, empfing einen Brief von einem seiner Freunde, worin die Nachricht stand, Du seyst in M. erkrankt und gestorben."

„Man soll den Todten zwar nichts Böses nachreden," sagte der Wiesenbauer jetzt mit finsterem Blick, „aber ich kann's Dir nicht verschweigen, Elisabeth — der Rheinländer hat uns schändlich belogen. Den Brief, den er von einem Freunde in M. erhalten haben wollte, hat einer seiner Kameraden hier im Hirtenhause geschrieben. Die Leute im Dorf warnten mich mehrmals vor ihm und sagten, er stelle Dir nach — ich mochte Das nicht glauben; Deine Freundlichkeit gegen ihn, weil er den Heinrich gerettet, schien mir das ganze Gerede veranlaßt zu haben. Als er uns aber den Brief aus M. brachte, schöpfte ich selbst Verdacht. An demselben Morgen hatte ich nämlich von einem Bauern aus dem benachbarten Dorfe, der ein Schreiben von seinem im

preußischen Heere dienenden Sohne erhalten hatte, die freudige Nachricht empfangen, daß Heinrich, eine starke Wunde abgerechnet, ganz gesund und kräftig sey. Es hätte dieß allerdings eine Verwechselung seyn können — aber das ganze Wesen des Rheinländers war zu auffallend, als daß ich seine Mittheilung nicht hätte stark in Zweifel ziehen sollen. Ich beschloß, der Sache weiter nachzuspüren, und nahm mir vor, dem Rheinländer verschiedene Fragen vorzulegen, welche er mir in dem Fall, daß der Brief erdichtet gewesen, nicht würde beantworten können, ohne sich in die größten Widersprüche zu verwickeln. Leider wurde er am folgenden Morgen erschossen. Ich durchsuchte alle seine Habseligkeiten nach dem Briefe aus M., da ich am Tage zuvor bemerkt zu haben glaubte, daß das Postzeichen mit Tinte sorgfältig nachgemacht worden sey — konnte denselben aber nirgends finden. Noch an demselben Tage ging ich zu dem ebenerwähnten Bauern und bat ihn flehentlich, mir durch seinen Sohn irgend eine Nachricht von Heinrich zu verschaffen, aber auf drei Briefe erfolgte keine Antwort. So blieb ich denn in der qualvollsten Ungewißheit und gab mich je länger je mehr dem Glauben hin, daß der Rheinländer am Ende doch ehrlich gewesen sey und daß die Nachricht von dem Sohne des Bauern älter seyn könne, als der Brief aus M. Erst gestern Abend hab' ich die Betrügerei des Rheinländers entdeckt. Ich saß im Wirthshause und schaute von ungefähr in ein auf dem Tische liegendes Zeitungsblatt. Mein Blick fiel auf den Namen Neuenrode — ich las weiter und fand den Namen Heinrich Hammer und dabei die Worte: „Hat heute seinen Abschied erhalten". Die Bekanntmachung aber war erst vor acht Tagen erlassen. Ich schrie laut auf vor Freude, und als mich die neben mir sitzenden Leute fragten, was mich so bewege, konnte ich nur auf die Stelle zeigen, wo die frohe Nachricht stand, so überwältigte mich das unverhoffte Glück. Der Wirth ergriff das Blatt und las die Stelle vor.

„Gott sey Dank!" rief da der alte Caspar freudig aus, „so ist Alles nicht wahr, was die beiden Dragoner dazumal geschrieben haben!"

„Auf meine Frage erzählte er mir dann, daß zu Anfang des Frühjahrs eines Abends in seinem Hause zwei französische Dragoner einen Brief verfaßt hätten des Inhalts, daß der Soldat Heinrich Hammer krank in M. angekommen und bald darauf gestorben sey. Die Schreiberei sey ihm gleich verdächtig gewesen, er habe sich aber gefürchtet, mir etwas davon zu sagen, weil am Ende doch etwas Wahres an der Sache seyn könne.

„Als wir noch so sprachen, trat ein fremder Fuhrmann herein und erzählte uns, daß morgen alle Soldaten aus Neuenrode und den umliegenden Dörfern ankommen würden. Einige seyen verabschiedet und andere nur beurlaubt. Da gab es denn einen großen Jubel, und ich mußte all' mein bischen Kraft zusammennehmen, um das Geheimniß meiner Elisabeth nicht zu verrathen, die gar zu gern gewußt hätte, weßhalb ich gestern Abend drei Stunden später als gewöhnlich nach Hause kam." —

(Schluß folgt.)

Aurelia, oder: die Braut von Bulgarien.

Große romantische Oper in 3 Akten von Conradin Kreutzer. Opus posthumum.

Diese dem Publikum noch gänzlich unbekannte Oper, welche der verstorbene Meister sein liebstes Werk nannte, wurde in den Jahren 46 und 47 geschrieben, kam aber nicht zur Aufführung, da Kreutzer damals nicht mehr in der festen Stellung eines Kapellmeisters fungirte und folglich keinen direkten Einfluß auf irgend eine Bühne ausübte, von der ein weiterer Einfluß wieder auf andere Bühnen hätte ausgehen können. Guhr war der erste deutsche Kapellmeister, welcher es der Mühe werth fand, die Partitur der Aurelia durchzusehen, und darauf beschlossen hatte, die Oper in Frankfurt a. M. in Scene zu setzen. Da brach die deutsche Revolution aus, Guhr starb, Kreutzer starb, das Interesse unserer Bühnen griff nicht weiter, als zum täglichen Brod, der nächsten Bedürfnisse, und die Erben des Verstorbenen wußten sich keinen Rath. Da rührte die Noth der Hinterlassenen das Herz eines deutschen Fürsten, welcher wohl erkannte, daß Geldspenden hier allein nicht durchgreifen würden. Er übergab das Werk dem Verwaltungsrath seiner Bühne zur Prüfung, der darauf dasselbe der Aufnahme für würdig erklärte und der Wittwe ein anständiges Honorar zuwies. Die Darmstädter Hofbühne hat demnach das Verdienst, das hinterlassene Werk des deutschen Barden Conradin Kreutzer im Laufe des Monat Mai zur ersten Aufführung zu bringen. Die Wirksamkeit dieses Instituts, von der öffentlichen Kritik nur spärlich vertreten und selten aufgemuntert, sucht nichtsdestoweniger dem herrschenden Geschmack an Ausländereien eine edlere Richtung zu geben, indem sie das deutsche junge Talent aufmuntert und um die verklärte Stirne älterer Meister den frischen Lorbeer windet. Viel deutsche Opern, unter welchen Gudrun von Carl Mangold am 23. März mit Glanz über die Bühne ging, legen Zeugniß davon ab. Was den Darstellungen auf der Darmstädter Bühne einen besondern Illustre gibt, ist das persönliche Interesse, welches der Großherzog, dem Beispiele seines seligen Großvaters folgend, an denselben nimmt. Die noble Haltung und Ordnung, welche durch solche Animation bei den Proben herrschen, üben ihren Einfluß auch auf das Prinzip der Kunst aus, und geben dem Ganzen eine Würde, die jeden Fremden mit Achtung erfüllt. Wenn unter solcher Protektion das energische Durchgreifen eines Mannes wie Tescher, der sich nur durch Verdienste und Sachkenntniß zu der obersten Leitung dieser Bühne emporschwingen konnte; wenn ein sehr gebildetes Opernpersonal, wenn ein Orchester von anerkanntem Rufe, worunter Künstler wie Kapellmeister Mangold, die Herren Schlösser, A. Müller, Leidhecker, Altfuldisch, Gebr. Thomas u. a. m. die Zierden desselben sind, und wenn eine fast zauberhafte Maschinerie, die in dem genialen Maschinenmeister Herrn Carl Brand einen wahrhaften Schatz besitzt — wenn solche Elemente sich dazu gesellen, so ist es natürlich, wenn die Darmstädter Bühne eine besondere Anziehungskraft für Kunstnotabilitäten des Auslandes ausübt, welchen es um ein nobles Ensemble und um eine schöne Ordnung aller Verhältnisse zu thun ist. — Die Pietät, womit ein kunstsinniger Fürst die Manen Kreutzers ehrt, ist die natürliche Veranlassung, der Darmstädter Bühne hier zu gedenken. Möchten nur auch andere Anstalten diesem patriotischen Zuge folgen, und so der Wittwe des Verstorbenen die Subsidien gewähren, die ihr als Erbin der hinterlassenen Werke ihres Gatten mit Recht zukommen, anstatt sie durch fernere Aufrufe zur Mildthätigkeit zu demüthigen. Wenn man auf diese Weise der Hinterbliebenen deutscher Autoren hinfort gedächte, so würde, was jetzt nur Bettelei ist, Gerechtigkeit seyn. Der Tod Kreutzers und Lortzings geben einen neuen und schlagenden Beweis von dem traurigen Kunstzustande in Deutschland. Und doch wäre es so leicht, ihn zu ändern. Man entziehe nur die guten Werke unserer Dahingeschiedenen der Dunkelheit, man führe sie mit Achtung und schöner Ausstattung auf, man gestatte den Erben gebührende Tantièmen, und so, indem man die Wittwen und Waisen unserer großen Todten vis-à-vis dem Bürgerstande vor zweideutigen Auslegungen bewahrt, befördert man zugleich das Interesse der Kunst, und gibt der deutschen Oper ein Vaterland! C. S.

Therese Milanollo.

II.

Wenn früher die großen Erfolge, die den Schwestern Milanollo zu Theil wurden, fast mehr noch in dem Außerordentlichen ihrer persönlichen Erscheinung und in dem Zauber der liebenswürdigen Kindlichkeit begründet waren, als in den für ihr zartes Alter gewiß höchst seltenen Kunstleistungen, so ist es gegenwärtig, wo Therese in's Stadium des jungfräulichen Lebensalters übergetreten und der Mitwirkung ihrer Schwester beraubt ist, einzig und allein ihrer Kunst zuzuschreiben, wenn sie nicht minder glänzende Anerkennung findet. Was damals noch theilweise unentwickelt vorlag und mehr noch als vielversprechende Blüthe, denn als gereifte Frucht erschien, was zu großen Erwartungen berechtigte, das ist jetzt zur höchsten Kunstvollendung, zur abgeschlossenen Meisterschaft geworden. Die Virtuosität dieser Künstlerin vereinigt gegenwärtig Alles in sich, was nur irgend geleistet werden kann und stellt sie ebenbürtig neben die größten Meister des Violinspiels. So vermögen unausgesetzte, von dem Ernste eines unermüdlichen Strebens geleitete Studien die von der Natur erhaltene Befähigung zur Kunsthöhe hinan zu leiten. Nach allen Seiten hin entfaltet Therese eine überraschende Vollendung und diese besteht nicht nur in der vollkommenen Bewältigung aller technischen Schwierigkeiten ihres Instrumentes, sondern auch in der höchsten Abrundung und Schönheit, in der in allen Theilen geläuterten und edel gehaltenen Form. Nehmen wir zu dieser Virtuosität noch die Würde und Weihe ihres Vortrags und den tiefen, wahrhaft ergreifenden Ausdruck desselben, so gestaltet sich ein Ganzes, dem Niemand die verdiente Huldigung vorenthalten und das jeden Kenner in hohem Maße befriedigen, jeden sinnigen Freund des Schönen entzücken wird. — Therese Milanollo hat bis heute drei Konzerte gegeben. Bei jedem derselben waren alle Räume des Hauses überfüllt und die Zeichen der Bewunderung, die eben so sehr der technischen Kunstvollendung, wie der Poesie und Schönheit des Vortrags galten, enthusiastisch. Therese Milanollo wird sich, bevor sie ihre Kunstreise nach dem Norden Deutschlands antritt, heute zum letzten Mal im hiesigen Schauspielhause hören lassen.

Mannichfaltigkeiten.

Trotz der vielen mißglückten Versuche, die Atmosphäre in beliebiger Richtung zu durchsteuern, finden sich doch immer noch sachkundige Leute, welche neue Maschinen und Vorrichtungen zu diesem Behuf construiren. So hat in diesen Tagen Hr. Dupuis-Delecourt in dem Conferenzsaale der Pariser landwirthschaftlichen Societät, vor einer sehr zahlreichen Versammlung, einen in der That höchst sinnreichen Apparat aufgestellt, der ungeachtet seiner großen Einfachheit viel zu leisten verspricht. Er ist eiförmig gestaltet und die Maschinerie zu seiner Lenkung befindet sich, wie gewöhnlich, am untern Theile. Der Erfinder bemerkte bei Gelegenheit der Erklärung, welche er den Anwesenden von seinem Ballon gab, daß die Franzosen, als die eigentlichen Erfinder der Luftschifffahrt, auch dahin streben müßten, die schwierigste Aufgabe derselben zu lösen, daß es aber ganz den Anschein habe, als sollten sie hierin von den Amerikanern überflügelt werden, wie dieß namentlich aus den erfolgreichen, auf dieses Ziel gerichteten Arbeiten und Bestrebungen des Amerikaners Wyse hervorgehe. Schließlich fügte er noch hinzu, daß man, zur Erlangung sicherer Resultate, vor Allem die meteorologischen Zustände der Atmosphäre viel genauer erforschen müsse, als dieß bisher geschehen sey. Auch hat dieser geschickte Mechaniker, unseres Wissens, der Akademie der Wissenschaften bereits eine Denkschrift über diesen höchst wichtigen Gegenstand zur Prüfung vorgelegt.

(Was ist eine Kokette?) Diese oft gestellte und nie recht genügend beantwortete Frage beantwortet George Sand in ihrem neuesten Werke (le château des désertes) also: eine Kokette ist ein Weib, das aus Eitelkeit Das thut, was die Buhlerin des Gewinnes wegen thut; ein Wesen, das sich stark stellt, um seine Schwäche zu verbergen; das scheinbar Alles verachtet oder wenigstens Nichts achtet, um die Last der allgemeinen Verachtung von sich abzuschütteln; ein Wesen, das versucht, Alle zu beherrschen und zu mißhandeln, damit man vergesse, wie es sich vor Jedem beugt und kriecht — eine Verbindung von Keckheit und Feigheit, von kühnem Trotz und stiller Angst.

Von Heinrich Marschner, der so lange geschwiegen hat, ist eine vieraktige Oper zu erwarten, die bereits vollendet vorliegt.

Die für die Londoner Industrie-Ausstellung bestimmten Druckarbeiten der Staatsdruckerei in Wien sind zur Besichtigung ausgestellt. „Es befinden sich darunter", bemerkt die „Oesterr. Correspondenz", „Bilder mit Farbendruck, welche von Oelgemälden schwer zu unterscheiden sind, ferner 200 verschiedene orientalische Druckwerke. Das „Vater unser" ist in 200 verschiedenen Sprachen aufgelegt. Der Reichthum der Staatsdruckerei an Typen ist so groß, daß selbst aus Schweden und anderen Weltgegenden Manuskripte zum Drucke in den verschiedenartigsten Sprachen hierher gesendet werden."

(Aus Sonneberg.) Vielen Abonnenten Ihres Blattes wird es von Interesse seyn, zu erfahren, daß das in verschiedenen Zeitungen schon besprochene plastische Tableau, welches der hiesige Handels- und Gewerbestand für die Londoner Industrieausstellung bestimmt hat, vom 19. bis zum 25. d. M. im hiesigen neuen Schulhause öffentlich ausgestellt werden wird. Dieses Tableau stellt ein deutsches Volksfest in der Umgebung der Rosenau bei Coburg dar und umfaßt einen Flächenraum von 150 Quadratfußen. Gegen 400 zum Theil bewegliche Figuren in den verschiedenartigsten, dem Charakter deutscher Volksfeste treu nachgebildeten Gruppen, eine Wasserkunst, die eine Mühle treibt, und ein geschickt angebrachtes Glockenspiel beleben die heitere Landschaft. Plastik und Mechanik sind an diesem Werke gleich ausgezeichnet und zeugen von dem erfreulichen Aufschwung, welchen die Sonnenberger Industrie in den letzten Jahren genommen hat.

Was für süße Träume werden in Paris geträumt. Der Präsident Napoleon träumt den Kaisertraum und sein uralter Onkel Hieronymus, Exkönig von Westphalen, den alten Königstraum von Kassel. Er läßt sich immer noch Majestät anreden und schwärmt in der Erinnerung an seine Residenz Kassel. „Lieber Neffe, aus dem Kaiserthum wird doch nichts," lächelte er neulich wehmüthig; „wenn ich sterbe, trete ich Dir meine Ansprüche und Erinnerungen an Kassel ab. (Dorfz.)

(Aus Gotha.) Am 23. März kam die von unserm Herzog in Musik gesetzte Oper: Casilda, deren Text vom Prof. Millenet gedichtet ist, in unserm Hoftheater zur Aufführung und erntete ungetheilten Beifall, nicht, weil deren Componist ein liebenswürdiger, allgemein verehrter Fürst ist, sondern weil derselbe ein ansprechendes, unterhaltendes und künstlerische Ansprüche befriedigendes Tonwerk geschaffen hat. Das Theater war bei dieser Vorstellung überfüllt, die Ausstattung der Oper glänzend, die Kunstleistung der Sänger ausgezeichnet. Nach der Vorstellung

gab der Herzog dem Künstlerpersonal ein Souper und zeigte sich hier, wie schon oft, als geistreicher, liebenswürdiger Wirth. Die eben besprochene Oper ist die dritte, vom Herzog componirte und wird, gleich den frühern, die Runde auf vielen deutschen Bühnen machen, überall aber Beifall finden. So frisch und lebendig der Geist des jungen Fürsten ist, so frisch und lebendig sind die Töne seiner musikalischen Werke und, wie Niemand mit ihm sprechen kann, ohne ihn lieb zu gewinnen, so wird auch Niemand seine Tonschöpfungen hören, ohne von ihnen erfreut und erregt worden zu seyn. Das Sujet ähnelt dem der Preciosa, ist aber durchweg unterhaltend und spannend bis ans Ende des Stückes. (Dorfz.)

Baron Hammer-Purgstall ist mit der Ausarbeitung einer Geschichte der arabischen Literatur beschäftigt, welche als ein Seitenstück seiner Geschichte der persischen Redekünste und der türkischen Poesie zu betrachten ist. Das Werk wird mehrere Bände umfassen.

Korrespondenz.

Wetzlar, 25. März.

Gestern hatten wir hier eine unerwartete Freude. Einem unserer beliebtesten Jugendlehrer am hiesigen k. Gymnasium, dem Oberlehrer Doktor Fritsch, welcher während einer langen Reihe von Jahren in seinem hiesigen Wirkungskreise, durch seine wissenschaftliche und pädagogische Thätigkeit, und eben so auch in der sturmbewegten Zeit der letzten Jahre durch seine treu bewährte Vaterlandsliebe die besondere Achtung und Werthschätzung seiner Mitbürger genießt, wurde durch den Direktor der Anstalt in einer deßfalls eigens berufenen Lehrer-Conferenz der ihm von Sr. Maj. dem Könige verliehene rothe Adler-Orden feierlich überreicht. — Vor einigen Tagen ereignete sich hier dicht vor der Stadt das Unglück, daß ein mit Eisensteinen beladenes Schiff durch die reißende Fluth der hochangeschwollenen, aus den Ufern getretenen Lahn, auf einem zur Regulirung der Lahnschifffahrt neu angelegten Buhnen-System zerschellte. Vier Fuß hoch ging die Strömung über das quer auf einer Buhne ruhende Schiff mit einer solchen Kraft hinweg, daß mit jedem Wellenschlage die sich auf dem Schiffe befindlich gewesenen, im Wehgeschrei umklammerten vier Schiffer in die Tiefe hinabzustürzen drohten. Keine Hülfe schien den Unglücklichen zu nahen, deren Hülferuf hoffnungslos in den Lüften verhallte. Da erschien plötzlich ein Mann mit einem schwachen Nachen, der zwar mit Kraft das stürmische Element zu bemeistern schien, allein nur mit der größten Gefahr seines Lebens den Unglücklichen zu Hülfe eilen konnte. Er hat sie gerettet und dem Tode entrissen. Kaum war dieß glücklich gelungen, als das Schiff in zwei Stücke zerbrach, die, von der wüthenden Kraft des Elementes gehoben, überschlagen und so mit ihrer noch theilweisen Last in die Tiefe versenkt wurden. Dieser Ehrenmann heißt Friedrich Weitzel, aus Leun gebürtig und ist hier wohnhaft; er zeichnete sich stets durch rasche Entschlossenheit aus. Außer diesem glücklichen Rettungsversuche sind noch sechs andere Fälle bekannt, bei welchen er mit Lebensgefahr Menschenleben gerettet hat. Möge er in dem Bewußtseyn guter Thaten seinen Lohn finden!

Fulda, 15. März. (Verspätet.)

Vor der heutigen Geschwornen-Sitzung wurde (wie im Journal schon kurz erwähnt) die Anklage gegen die beiden Rechtscandidaten Tradert und Hornfeck wegen Majestätsbeleidigung und Beleidigung des kurhessischen Offiziercorps verhandelt, welcher Vergehen sich dieselben in dem von ihnen redigirten Blatte: „Wacht auf!" schuldig gemacht haben sollten. Die durch hier genugsam bekannte Denunciationen hervorgerufene und von oben befohlene Anklage stützte sich auf folgende drei Anlässe: auf eine am Geburtstage des Kurfürsten abgedruckte Parodie des bekannten Lakaienliedes: „Heil dir im Siegerkranz"; auf einen Aufsatz, in welchem dem Kurfürsten, der ungeachtet seines im Gesetzblatt am 11. März 1848 verpfändeten Wortes, in Zukunft nur Männer des öffentlichen Vertrauens zu Ministern zu nehmen, den Hassenpflug nach Hessen gebracht habe, der Vorwurf der Treulosigkeit gemacht worden seyn sollte; endlich auf einen Aufsatz: „An die Soldaten", worin das kurhessische Offizierkorps verdächtigt und injurirt worden sey. Die ganze Anklage war auf den losen Sand der Interpretation und den gehässigen Beweis der Tendenz gebaut; der letzte, das Offiziercorps betreffende Theil derselben ermangelte namentlich vollständig jedes objectiven und subjectiven Grundes, und wir sind überzeugt, daß die Angeklagten auch von einem jeden Inquisitionsgerichte freigesprochen werden mußten. Die Angeklagten, geistig begabte junge Männer, sowie ihr Vertheidiger, O.-G.-Anwalt Freyß, vertheidigten scharf und schlagend und sichtbar im Gefühle des Mangels einer jeden Schuld, andernfalls sie sich auch sicher dem ganzen Verfahren durch die Flucht entzogen haben würden. Der Staatsprokurator Morchutt, dessen Humanität und Leidenschaftlosigkeit in Ausübung seiner Funktion, deren er Meister ist, das anerkennende Lob überhaupt nicht versagt werden kann, hatte bei den wirklich unerfindlichen Anklagemomenten, sowie bei den mancherlei Rücksichten einen schwierigen Stand; als ächter „Gothaer" aber, deren auf das Nachgeben gegen die Reaction und auf rettende Thaten basirte Hoffnungen in Wahrheit unverwüstlich sind, hatte er sich die nicht zu billigende Andeutung an die Geschwornen erlaubt, daß ein freisprechender Wahrspruch schädlich für das fernere Bestehen der Geschwornengerichte wirken könne. Solche freisprechende Urtheile sind freilich so gut wie unsere s. g. Steuerverweigerung erwünschtes Wasser auf die Mühle der Reaction; darüber aber darf Hr. Morchutt außer Zweifel seyn, daß den Geschwornengerichten für politische Vergehen bereits längst der Tod geschworen ist. Rühmend muß übrigens der Tact erwähnt werden, der sowohl im Resumé des Präsidenten, Obergerichtsraths Gödel, als von dem Staatsprocurator, den Angeklagten, deren Vertheidiger und dem in großer Menge anwesenden Publikum beobachtet wurde, so daß, obgleich mancherlei Ereignisse der neuesten Zeit mit in die Vertheidigung gezogen werden mußten, jeder Grund eines Anstoßes vermieden wurde, welcher die Würde der Verhandlungen und das Ansehen des Gerichtes hätte gefährden können. Was im Verlauf der Verhandlungen Jedermann klar wurde, traf auch ein: um 5 Uhr wurden die Angeklagten nach einer anderthalbstündigen Berathung von den Geschwornen einstimmig für nichtschuldig erklärt. Nachdem die Freisprechung der Angeklagten auch von Seite des Gerichtshofes erfolgt war, erschallte im Saale ein dreimaliges Hoch, welches, als die Freigesprochenen auf der Straße erschienen, noch einmal von der versammelten Volksmenge wiederholt wurde. Die Geschwornen waren zum größten Theile wohlhabende Landleute und es befanden sich nur vier Städter unter ihnen. *)

Frankfurt, im März.

Lessing's letztes historisches Bild, „Huß auf dem Scheiterhaufen", ist aus dem einfachen Grunde nach Amerika gewandert, weil Hr. Boeker den hohen Preis von 10,000 Rthlr. preuß. dafür bot, welchen in Deutschland weder ein Privatmann dafür bezahlt haben würde, noch ein fürstliches Cabinet im vorigen Jahre geneigt seyn mochte; die Kunst gedeiht nur in Ruhe und bei Frieden, zumal dem inneren. Was die Didaskalia kürzlich äußerte, daß die Düsseldorfer Kunstschule befürchtet habe, das Bild möchte in Deutschland religiöse Aufregung veranlassen und deßhalb sey es nach Amerika versandt, so liegen dergleichen Rücksichten Malern fern, welche historische Thatsachen darstellen; bei Lessing zumal.

*) Die „Kasseler Ztg." spricht in ihrer neuesten Nummer den dringenden Wunsch aus, im öffentlichen Interesse eine ausführliche Darstellung dieses Prozesses zu geben; in Vorstehendem geben wir einiges Material dazu. D. R.

Theater-Anzeige.

Freitag, 28. März. Letztes Konzert der Fräul. Milanollo. — Dazu: Die Liebe im Eckhause, Lustspiel in 2 Akten und: Das Solo-Lustspiel, Intermezzo. Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 29. März. Der Ball zu Ellerbrunn, Lustspiel in 3 Akten. Vorher geht: Der Wittwer, Lustspiel in 1 Akt.

Sonntag, 30. März. (Zum ersten Male wiederholt): Adrienne Lecouvreur, Drama in 5 Abtheilungen, frei nach Scribe und Legouvé von Th. G. Hermann.

Montag, 31. März. (Zum Vortheil der Frau Anschütz-Capitain und zum ersten Male): Giralda, oder: Die neue Psyche, romantisch-komische Oper in 3 Abth. von Scribe, übersetzt von Friedrich. Musik von Adam. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 76. Samstag, den 29. März 1851.

Frühling's Erwachen.

Es brauset der Sturm und er rüttelt mit Macht,
Daß die alte Eiche im Forste erkracht,
Sie schüttelt ihr hundertjähriges Haupt
Und die nervigen Arme, noch kahl und entlaubt,
Es knarret ihr Stamm und stöhnet und keucht; —
Das ist der Sturm, der den Winter verscheucht.

Und über die Wipfel, da säuselt es lind,
Und Käferchen in dem hölzernen Haus
Das reibt sich die Augen und öffnet geschwind
Das Lädchen und schauet behutsam heraus:
„Ei Mütterchen, sieh' doch nur einmal her,
Im ganzen Forste kein Schneeflöckchen mehr;
Der Winter ist fort, der eisige Mann,
Der unsere Fenster mit Reif überspann!" —

Und unten im Moose, wo wurzelt der Baum,
Da regt sich's und windet sich leise,
Da erwachet das Würmchen aus seinem Traum,
Den es geträumt hat unter dem Eise.
„Ei", ruft es, wie es sich umgeschaut,
„Da ist ja Alles schon aufgethaut,
Wie hab' ich doch so lange geträumt,
Fast hätt' ich ja den Frühling versäumt,
Wie ist doch das Moos so frisch und so schön,
Glaub' fast, man könnt' schon spazieren gehn!"

„Holla!" ruft ein Knöspchen den anderen zu,
„Wacht auf, ihr Schwestern, aus Schlafesruh,
Mir hat der Sturmwind mein Häubchen entführt,
D'rum hab' ich so wärmend die Sonne verspürt;
Horcht nur, wie durch den ganzen Wald
Schon lautes Leben und Weben erschallt!"
Und husch, sind hundert auf einmal erwacht
Und Eins sieht dem Andern in's Auge und lacht,
Und sie lachen und kichern, daß es leise erklingt,
Wie wenn der Zephyr sein Morgenlied singt.

Und horch, da ruft es so hell: Pink, pink!
Das ist der Frühlingsherold, der lustige Fink,
Der bei der Eiche im Dachstübchen haus't,
Ein heiterer Bursche, der, wenn es recht braus't
Und der Sturmwind dröhnend den Forst durchfliegt,
Laut jubelnd auf schwankenden Zweigen sich wiegt;
Was braucht ihm zu bangen, wenn der Ast auch bricht,
Sein Lied in der Brust verstummet ihm nicht!

Da treibt's auch den Sänger mit starker Gewalt
Zur Eiche in den knospenden Wald,
Sie hat ihn als Kind schon in Schlummer gewiegt,
In seine Träume manch' Blümchen gefügt,
Sie hat ihm erzählet manch' liebliche Mähr
Vom Waldmeisterlein mit Becher und Speer,
Von lustigen Elfen, die schlingen den Reih'n
Mit schimmernden Flügeln im Mondenschein;
Sie hat ihm als Jüngling mit liebender Hand
Gefächelt die Wange, der Stirne Brand,
Und lag's auf dem Herzen ihm centnerschwer,
Im Schatten der Eiche empfand er's nicht mehr. —
Und wie er den Odem des Frühlings belauscht,
Der mit leisem Donner die Zweige durchrauscht,
Und wie freundlich hernieder der Sonnenstrahl schaut,
Ist auch in seiner Brust der Winter gethaut,
Sind die frostigen Nebel versunken in Nacht
Und die fröhlichen Lieder ihm wieder erwacht —
Und Frühling im Herzen, ein Lied in der Brust,
Das ist des Sängers erhabene Lust!

W. Ewald.

Der Seher.

Eine Erzählung von C. v. T.

(Schluß.)

Als der nächste Frühling in's Land zog, wurde ein Hochzeitsfest in Neuenrode gefeiert, so stattlich und prächtig, wie es die ältesten Leute im Dorf nicht erlebt hatten.

„Wenn meine Tochter Hochzeit hält, sollen sämmtliche Arme des Kirchspiels acht Tage lang an meinem Tisch essen," hatte der Wiesenbauer vor Jahren einst gesagt, und was er gelobt hatte, brachte er jetzt zur Ausführung. Vier Tage vor und nach Elisabeths Hochzeit wurden alle Hülfsbedürftige im Hause des Wiesenbauers gespeis't und von diesem noch reichlich mit Geld beschenkt.

An dem Tage, wo Heinrich und Elisabeth in der Kirche eingesegnet wurden, ging es am fröhlichsten im kleinen Häuschen am Rande der großen Wiese her. Bei dem feierlichen Mittagsmahl, welches nach der Trauung stattfand, saß neben dem jungen Ehepaare der glückliche Wiesenbauer und an seiner Seite sein ehemaliger Verächter und jetziger hoher Verehrer, der Kauf-

mann Baumann, der trotz der längst vernichteten französischen Oberherrschaft von Vielen noch immer „Herr Maire“ titulirt wurde.

Als der Letztere eben die Gesundheit der Neuvermählten ausgebracht hatte, sagte sein Nachbar, der alte Wiesenbauer, zu ihm, indem er gerührt seine Hand drückte:

„Die Freude, daß ich heute hier sitze, hab' ich Ihnen zu danken, Herr Baumann — ganz allein Ihnen und Ihrem kräftigen Wort. Hätten Sie dazumal nicht meinen Fürsprecher bei dem wilden französischen Obristen gemacht — ich läge jetzt unterm Wasen auf der Gemeindewiese!“

„Und Euch, Wiesenbauer, verdank' ich's, daß ich als ein wohlhabender Mann fröhlich an Eurem Glück Theil nehmen kann. Hättet Ihr dazumal nicht die beiden Schurken von Douaniers behorcht, die mir bei nächtlicher Weile meinen neuen Speicher und mein Haus anzünden wollten, weil ich ihnen die fünfhundert Thaler verweigerte, welche sie als Bestechungsgeld von mir forderten — so ging' ich jetzt vielleicht als ein Bettler von Haus zu Haus!“

Nach dem Mittagsmahle begann der Tanz. Während die junge Welt sich weidlich nach dem Ton der Geigen und Klarinetten herumtummelte, saßen die ältern Männer und Frauen im schönausgeschmückten Wohnzimmer und redeten von den jüngst verflossenen schweren Kriegsjahren, von der Schönheit des jungen Ehepaars, von vergangenen und künftigen Hochzeiten, von der Freude des alten Wiesenbauers und von der Leutseligkeit des Herrn Maire.

Der Wiesenbauer aber hatte, die brennende Pfeife im Munde, unweit der tapfer aufspielenden Musikanten Posto gefaßt und schaute mit vergnügten Blicken auf das fröhliche Getümmel, welches ihn umwogte.

Als er noch so dasaß, kam der junge Ehemann aus den Reihen der Tanzenden auf ihn zu und setzte sich an seine Seite. Seine Elisabeth war ihm soeben entführt worden, um der herkömmlichen Sitte gemäß die verschiedenen „Ehrentänze“ mit dem Brautführer, dem Hochzeitbitter und andern Würdenträgern zu tanzen — und so wollte er die Gelegenheit benutzen, ein vertrauliches Wort mit seinem Schwiegervater zu reden. Er schien etwas auf dem Herzen zu haben, denn er blickte manchmal nachdenklich vor sich nieder und räusperte sich zu wiederholten Malen mit wichtiger Miene, gleich als ob er eine lange Rede zu halten gesonnen sey.

Nachdem er einige Zeit hindurch über gleichgültige Dinge mit dem Wiesenbauer gesprochen hatte, faßte er sich endlich ein Herz und fragte mit einiger Befangenheit:

„Vater — jetzt sagt mir aber einmal aufrichtig — seyd Ihr wirklich ein Seher, wie's die Leute behaupten?“

Der Greis schaute seinen Schwiegersohn eine Weile lächelnd an und versetzte dann mit ruhigem Ton:

„Obwohl ich mir eigentlich vorgenommen hatte, mit keinem Menschen über diesen Gegenstand zu reden, so kann ich's doch heute, wo ich so von Herzen fröhlich bin, nicht unterlassen, Dir Auskunft darüber zu geben.

„Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß die Leute mich für einen Seher hielten,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort. „All' mein Gegenreden half nicht — es bestärkte die Leute vielmehr in ihrer Meinung. Als ich endlich die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß ich den allgemeinen Glauben nicht mehr vernichten könne, beschloß ich, die mir angedichtete Gabe als ein heiliges Amt anzunehmen, welches mir meine Nebenmenschen anvertraut. Um es mit andern Worten zu sagen: ich betrachtete mich von der Zeit an als einen im Dienste des Dorfes stehenden Wächter und suchte das Böse möglichst zu verhindern und das Gute möglichst zu befördern. Da die Leute mein Erscheinen bei irgend einer Unternehmung als eine üble Vorbedeutung ansahen, so hab' ich dadurch manches Thörichte verhindert, was sonst vielleicht Viele unglücklich gemacht hätte. Manche Nacht, wenn alle Leute sanft schliefen, bin ich noch durch's Dorf gewandert, um irgend ein Bubenstück zu vereiteln, von dem ich Kunde erhalten hatte.

„Dagegen verursachte es mir auch oft großen Kummer, daß ich da nicht hingehen durfte, wo etwas Gutes im Werke war; die Leute hätten in ihrem Wahn vielleicht davon abgelassen, wenn ich unter ihnen erschienen wäre. Da saß ich dann lieber still für mich zu Hause oder wanderte in Feld und Wiese umher. Manchmal hab' ich gewiß Diesem oder Jenem auch Angst eingejagt, ohne daß ich es wollte — denn unmöglicherweise konnten mir alle Unternehmungen der Leute bekannt seyn. Nun, ein bischen Ueberlegung, ob ein Ding Nutzen oder Schaden bringt, ist am Ende besser, als in's Blaue hineinzuarbeiten.

„Häufig hab' ich aber auch wirklich mehr gesehen als andere Leute und sehe noch heute mehr — weil ich die Dinge mit Ruhe anschaue und mit Muße überlege, was die Zukunft bringen kann und bringen wird. Diese Ruhe war freilich sehr oft auch nur eine äußere, wobei mich innerlich die größte Angst folterte. Als Du vor zwei Jahren fortzogst, sagten die Leute: „O, der Heinrich Hammer kommt wieder mit seinen Kameraden — der Wiesenbauer steht drüben in der Ferne am alten Eichbaum und schaut ganz ruhig drein“ — — hätten sie aber gewußt, welch' ein Schmerz meine Brust dazumal durchwühlte, sie würden nicht so geredet haben. Dieser Schmerz wurde noch dadurch vermehrt, als ich hörte, daß ich Dich vom Soldatenstande hätte frei kaufen können. Und als Du dann gar nach Rußland marschiren mußtest, und ich mir dachte, daß ich Dich durch einige Hände voll Geld vor dem sichern Tode hätte bewahren können — da wollt' ich schier verzweifeln. Nachher aber gewann die Hoffnung bei mir wieder die Oberhand, daß Gott mich für meinen in der Blindheit begangenen Fehler nicht so hart strafen werde, und indem ich Elisabeth Trost einsprach, ward ich selbst wieder ruhig und sah mit fester Zuversicht Deiner Rückkehr entgegen. Wie diese Zuversicht durch die Betrügerei des Rheinländers wankend gemacht wurde, hab' ich Dir schon erzählt — gottlob ist nun doch Alles gut geworden.

„Am meisten haben sich die Leute über meine Ruhe gewundert, als die Franzosen mich als einen Spion erschießen wollten, und haben vielfach gefabelt, ich hätte meine Begnadigung vorausgesehen, die Kugeln seyen an mir abgeprallt und die Soldaten hätten sich geweigert, zum zweiten Mal zu schießen u. dgl. Meine Ruhe hatte ich einzig und allein dem Bewußtseyn meiner Unschuld zu danken und es gewährte mir reichen Trost, daß ich durch dieselbe auch Andern Ruhe einflößte.

„So hab' ich denn nun schon manches Jahr den Wächter und Warner, den Bekämpfer des Bösen und den Tröster der Verzagten und Betrübten gespielt und werde diese Rolle, so Gott will, noch einige Jahre zu Nutzen und Frommen des Dorfes spielen. —

„Aber, horch, man ruft nach dem Bräutigam,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort. „Laß die Fröhlichen nicht warten, Heinrich — nach den bösen Tagen darf man sich schon einmal von Herzensgrunde freuen!“

Damit drückte er seinem Schwiegersohn bewegt die Hand und schob ihn mit sanfter Gewalt in das Tanzgetümmel hinein. Dann setzte er sich wieder mit seiner Pfeife neben den Musikantentisch und schaute behaglich dem bunten Leben zu, welches in allen Räumen seines Häuschens herrschte. —

Den Tag der Heimkehr Heinrich Hammers und den Hochzeitstag seiner Tochter Elisabeth nannte der Wiesenbauer noch oft die glücklichsten seines Lebens.

Zur Statistik des Verbrechens.

Es gibt eine Hauptquelle, ja vielleicht die einzige, für die Laster und Verbrechen, unter denen die Menschheit seufzt. Aber sie ist nicht da zu suchen, wo sie etwa ein übergläubiger Bischof gefunden haben will — in den Mischehen; nicht da, wo ein orthodoxer Consistorialrath sie andeuten möchte — in dem Deutschkatholicismus oder wie immer die äußere Erscheinung des mannichfach sich gestaltenden Menschengeistes genannt werden mag. Mögen Buddhaismus, Judenthum, Christenthum, Islamismus dem einzelnen Falle seine besondere Färbung verleihen, in ihnen allein finden Irrthum und Sünde nicht ihre Erklärung, von ihnen aus nicht ihre Bekämpfung. Die Statistik der Verbrechen des Menschengeschlechts muß anderswo gegriffen, sie muß aus der menschlichen Gesellschaft, ihrem Wesen, Gesammtleben, dem allgemeinen Stande der Civilisation abgeleitet werden. Und da kommen wir denn zur Urquelle aller Irrthümer, mögen sie nun irgend in einem Strafcodex geahndet seyn oder nicht, zur — Unwissenheit. Alles, was den Blick des Geistes erschließt und erweitert, was ihn veredelt, indem es ihn erleuchtet; was das Herz bessert, milde und menschlich macht, statt es mit Haß und Neid zu erfüllen, — wird die Quelle der Verbrechen verstopfen. Alles, was den Geist mit Vorurtheilen nährt, ihn verkehrt, unterdrückt, erstickt, wird jene tausend Gelegenheiten, in denen Thorheit, Leidenschaft und Verführung dem schwachen „Ebenbilde Gottes" nahe treten, ins Unendliche vermehren. Versucht es und folget den geheimsten Fäden der Verbrechen und Ihr werdet am Ende Eurer Untersuchung die Unwissenheit stehen sehen als die fruchtbare Mutter, selbst da noch, wo Vornehmheit und sogenannte „Bildung" des Verbrechers Euch eine andere annehmen lassen möchten. So wahr sind und bleiben Mirabeau's Worte: „Schafft mir nur ein dummes Thier; ich mache auf der Stelle ein reißendes Thier daraus!" Die Geschichte gibt den Commentar dazu; leider sind es aber noch nicht die Schlechtesten, denen sie auch hier keine Lehrmeisterin ist!

Es ist ein dunkles Kapitel des menschlichen Lebens, diese Geschichte des Verbrechens und der Verbrecher! Wenige nur, außer denen es besonderer Beruf ist, mögen es bearbeiten; Viele scheuen sich davor, weil sie fürchten, am Ende des Weges nur die eigenen Unterlassungssünden zu entdecken, und doch nicht geneigt sind, den eigenen Egoismus zu beschränken, um die Ausartungen des fremden seltener zu machen. Die französische Regierung hat der Nationalversammlung eine Statistik der Bagnos übergeben. Wir wollen ihre Zahlen prüfen, die unseren Bemerkungen die Grundlage geben werden. Die Zahl der Galeerensclaven in den drei Bagnos Rochefort, Toulon und Brest betrug am 1. Jan. 1851 7690. Sie war bedeutender 1845 (7953) und 1830 (8568), was beiläufig den schon oft gehörten Vorwurf widerlegt, als habe die politische Aufregung der letzten Jahre und die Republik die Verbrechen vermehrt; diese amtlichen Zahlen zeigen das Gegentheil. Auch ist es als ein günstiges Zeichen zu betrachten, daß die gegenwärtige Zahl trotz bedeutend gestiegener Bevölkerung die zu Anfang des Jahrhunderts nicht übertrifft (7689). Von den 7690 Personen sind 4750 wegen Diebstahls, 1027 wegen Mord, 26 wegen Elternmord, 140 wegen Falschmünzens, 159 wegen Verfälschung, 24 wegen betrügerischen Bankerots u. s. w. verurtheilt. Der Herkunft nach sind 4595 vom Dorfe, 2452 aus den Städten, 643 Ausländer, — ein ungünstiges Verhältniß für die Landbevölkerung, wobei man indeß sich erinnern muß, daß etwa zwei Drittel des französischen Volkes zur Landbevölkerung zählen; aber auch letztere der materiell gedrückteste Stand und der in seiner Erziehung am meisten vernachlässigte ist. Bei näherer Untersuchung stoßen wir hier schon auf die Bemerkung, daß diejenigen Beschäftigungen die meisten Verbrechen liefern, deren Ertrag kaum über die äußersten Sorgen für die thierische Existenz hinauskommen, für eine sittliche und geistige Erhebung nichts übrig läßt. Vielleicht wendet man uns ein, daß die größere Zahl der Galeerensträflinge aus den minderbegünstigten Schichten der Gesellschaft eben von der überwiegenden Zahl der Armen gegen die Reichen, oder von der für letztere größeren Möglichkeit komme, das Verbrechen und seine Spuren zu verdecken und zu verwischen. Mag seyn; einen Nachweis aber liefert die angeführte Statistik, der mit allem Diesem nicht geschwächt wird. Von den 7690 jener Unglücklichen können nämlich 3992 weder lesen noch schreiben, 2890 können es nur in sehr unvollkommenem Grade; nur 707 können beides, und nur 91 haben mehr als den Elementarunterricht genossen. Diese Zahlen sprechen unwiderleglich. Je unwissender der Mensch ist, je weniger Unterricht und somit menschliche Erziehung er genossen hat, desto mehr wächst für ihn die Möglichkeit, dem Verbrechen zu verfallen! Laßt uns diesem Ergebniß gegenüber nicht stolz seyn auf unser Strafsystem, unsere Staatseinrichtungen! Mögen unsere Strafregister vielleicht kein so trübes Verhältniß liefern; in dem Mangel eines vernünftigen Unterrichts, in der erleichterten Allgemeinheit desselben werden wir schließlich auch bei uns die ähnlichen Wirkungen entdecken. Erinnern wir uns nur in aller Bescheidenheit des Zustandes der Schulen und Lehrer in so manchen deutschen Staaten, des mehr als dürftigen Volksunterrichts, der darauf verwendeten, der stets wieder zurückgestellten oder für unmöglich, unnöthig, unpassend und was immer erklärten Verbesserungen! Wie gerne hat man auf diesem Gebiete bei den gebotenen umfassenden Reformen sogleich die Worte: „Schwärmer, Chimären, Utopien" bei der Hand, aber kein Wort des Bedenkens, wenn es Millionen auf Millionen für stehende Heere bedarf. Auch hier sprechen Zahlen am besten. In Bayern nimmt die Rubrik „Erziehung und Bildung" $1\frac{1}{2}$ pCt. aller Staatsausgaben in Anspruch; die Rubrik „Militäretat" für 1850/1 $39\frac{1}{2}$ pCt.! Dabei lächeln freilich die Staatsweisen spöttisch und sprechen von Erhaltung des Friedens. Ein sauberer Frieden, bei dem sich Hunderttausende bis an die Zähne bewaffnet gegenüberstehen und sich gegenseitig — fürchten machen! Staatsökonomen und Menschenfreunde nennen dieß langsamen Selbstmord. Girardin will eine Verminderung des stehenden Heeres um 200,000 Mann und eine Entwaffnung aller Nationalgarden beantragen. Die Absicht ist trotz des barocken Scheines klar; wir haben sie gleichwohl „hirnwüthig" bezeichnen hören. Und doch, nehmt Frankreich die widerwärtigen Intriguen seiner Prätendenten, laßt es seine Verfassung halten und ausbilden, und es wird waffenlos keine Macht Europa's zu fürchten haben, — so imponirend wäre die einfache sittliche Größe eines freien einigen Volkes. Aber die „süße Gewohnheit" des Vorurtheils sucht die Quelle der Uebel selten da, wo allein sie zu finden ist. Selbst ein Elihu Burritt will uns bei der Berechnung der Kosten, welche die Aufrechthaltung des Kriegssystems der Christenheit (!) aufbürdet (jährlich 300 Mill. Pf. Sterling), an deren Stelle eine Million Geistlicher besolden lassen. Damit hätten wir vielleicht ein paar Hundert Sekten mehr, aber noch keineswegs den Frieden und mehr Christenthum. Unterricht nicht bloß für den Himmel, sondern für die Erde, die des Menschen ist; Unterricht, der zu nützlicher Arbeit befähigt und die Arbeit adelt; Verbannung der Unwissenheit, in welchem heiligen oder unheiligen Gewande sie auftrete, des Vorurtheils, hinter welchen Vorwand es sich berge; der Lüge, sey sie noch so glänzend; — dieß ist es, was die Gesellschaft bedarf. Der Kopf denke, die Hand arbeite; dann mag das Herz glauben; es wird wenigstens nicht der geisttödtende, sinnverwirrende Glaube seyn, der nach Gift und Dolch greift oder Scheiterhaufen baut, sondern der lebendige und Leben schaffende.

L.

Mannichfaltigkeiten.

Aus dem Mecklenburgischen wird uns folgende Anekdote mitgetheilt: In einem Dorfe waren österreichische Cheveauxlegers vom Regimente Windischgrätz einquartiert. Ein Soldat ist in einem Bauernhause ziemlich herrisch aufgetreten; der Bauer hat ihn in Allem gewähren lassen. Als es nun zum Mittagsessen gehen soll, setzt der Cheveauleger sich an den Tisch, zieht seinen Säbel aus der Scheide und legt denselben neben sich auf dem Tische nieder. Der Bauer stutzt und geht, ohne ein Wort zu sagen, aus der Stube hinaus. Nach einigen Minuten kehrt er mit einer großen Mistgabel zurück und legt dieselbe, sich an den Tisch setzend, gleichfalls neben sich nieder. „Was soll das bedeuten?" fährt der Kriegsmann den Bauer an. „O nix, — erwiedert der Bauer — to soan groat Messer hührt man ok 'ne groate Gawel." (Zu einem so großen Messer gehört auch eine große Gabel.) Da steckt der Soldat seinen Säbel in die Scheide und von jener Zeit ab waren Bauer und Chevauleger die besten Freunde.

Die Oper „Giralda" von Scribe und Adam.

(Zum Benefize der Frau Anschütz-Capitain. Montag, am 31. März.)

Wir theilen in flüchtigem Umrisse den Inhalt dieser Oper mit, deren Reichthum an überraschenden Verwickelungen, feinen Intriguen sie zu einer der Lieblingsopern der Pariser gemacht hat. Die Hauptfigur der Oper ist Giralda, ein schönes, auf dem Lande erzogenes, aber höherem Stande entsprossenes Mädchen, die gegen ihren Willen einen einfältigen Müller heirathen soll, während sie im Dunkeln mit einem jungen Edelmann, der ihr vorher bei einem räuberischen Anfalle im Walde ritterliche Dienste erwiesen, vermählt hat, ohne ihn jedoch von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben. Diese so aus der Mädchenbrust hervorgezauberte Liebe ist die romantische Seite der Oper. Daran knüpfen sich nun eine Reihe komischer Situationen, die darum höchst spannend sind, daß das Geschick der Giralda sich im Dunkeln entfaltet, und weil es sich dabei eben nicht um ernste Dinge handelt — es erscheinen nämlich verschiedene Bewerber aus der Umgebung des Königs, ja der König selbst, die es nicht allzu ernst mit dem Mädchen meinen — so werden wir mit komischen Wirkungen fast überschüttet, und diese sind es, welche gesehen werden müssen, und welche einen um so größeren Eindruck machen, je feiner sie dargestellt werden. Was die Musik betrifft, so sey bemerkt, daß dieselbe sich den Situationen passend anschließt und im Einzelnen — wie dieß meistens bei dem Componisten des Postillon von Lonjumeau der Fall ist — geistreiche und pikante Züge enthält, die musikalisch-dramatisch fesseln, so, daß wir in ihr nicht etwa nur musikalische Ruhepunkte besitzen, wie im Vaudeville, sondern Scenen, durch welche die Handlung gehoben und vorwärts getrieben wird. Wir glauben mit diesen kurzen Zügen über Inhalt und musikalischen Werth — welche wir der Berliner neuen Musikzeitung verdanken — unser Publikum auf einen Standpunkt der Beurtheilung dieses neuen Werks gestellt zu haben. Da dasselbe mit der größten Sorgfalt einstudirt wurde, die als ein Zeichen der Anerkennung für eine Künstlerin gelten darf, welche mit Recht der Liebling des Publikums genannt wird, so bedarf es wohl keiner weiteren Empfehlung, um das Interesse unserer Kunstfreunde für einen recht zahlreichen Besuch anzuregen. †††

Korrespondenz.

Wiesbaden, Ende März.

Der Eintritt des Kapellmeisters Schindelmeisser in die Opernleitung unseres Theaters gibt uns eine angenehme Veranlassung, die längere Zeit unterbrochenen Beziehungen zu Ihnen wieder anzuknüpfen. Zu dem Engagement eines so renommirten Operndirigenten dürfen wir uns gratuliren. Hr. Schindelmeisser scheint der Mann zu seyn, das Vertrauen zu rechtfertigen, das ihm die Gunst der Umstände schon bei seinem ersten Erscheinen im reichsten Maße entgegengebracht hat. Hr. Schmidt dagegen wurde still entlassen. Wir haben dieß mißbilligt, um deßwillen, weil er sich unbestreitbar Verdienste um die hiesige Oper erworben, weil er sie mit Talent, Geschmack und unermüdlichem Eifer geleitet hat. Wir haben auch die Ueberzeugung, daß das Talent und die Thätigkeit des Hrn Schmidt, wenn er sich nur an seine Funktionen als Kapellmeister hält, sich in Frankfurt sehr bald Anerkennung erwerben werden. Zu bedauern haben wir immer noch, daß unser Theater fortwährend von der relativ geringen Subvention der Stände und der städtischen Beisteuer abhängig ist. Es hat zwar bis jetzt noch nichts von seinem früheren durch die bedeutenden Zuschüsse des Hofes möglich gewordenen Glanze verloren; wir danken dieß indessen nur einigen glücklichen Engagements und unserem bis jetzt so ziemlich erhaltenen Opern- und Schauspiel-Ensemble, dessen Fortdauer mit den bisherigen geringen Mitteln aber schwer zu ermöglichen seyn wird. Nur durch die hoffentlich nicht ferne und erneute Fürsorge des Hofes oder durch eine größere Subvention Seitens des Staates wird es möglich seyn, dem Theater auf längere Dauer die ausgezeichneten Kräfte zu erhalten, die es eben jetzt durchgängig besitzt. Als den schmerzlichsten Verlust, der es treffen könnte, würden wir den, wie es heißt, wahrscheinlichen Abgang unserer Primadonna, Fräul. v. Bracht, an die Stuttgarter Hofbühne, beklagen. Diese junge Dame, seit etwa einem Jahre der Kunst sich widmend, ist die Hauptzierde unserer Oper. Ihr schönes Talent ist ganz geeignet, die Blicke der größeren Kunstwelt auf sich zu ziehen, sobald sie von der heimathlichen Bühne auf eine andere übertreten wird. Der eben so gebildete und gefällige Gesang dieser jungen Künstlerin, das Resultat fleißiger in Italien gemachter Studien, unterstützt durch äußere Anmuth und Liebenswürdigkeit und überwältigend durch einen überaus edlen, zum Herzen dringenden Ton, ist bisher eine wesentliche Anziehungskraft unserer Oper, namentlich auch für das gebildete fremde Publikum gewesen und wird überall gleiche Würdigung finden. In Partien wie Martha, Nachtwandlerin, Königin in den Hugenotten, Isabella in Robert, Julie in Romeo, Elvira in den Puritanern&c. sind die Leistungen der Fräul. von Bracht in jeder Hinsicht ausgezeichnet zu nennen. Wir wünschen daher, daß es möglich seyn möge, Fräul. v. B. und andere vortreffliche Kräfte unserer Oper zu erhalten. Schließlich sprechen wir die Hoffnung aus, es möge inskünftige mehr einheitliche Leitung in die Bühnenverwaltung kommen und nur Einem Sachverständigen übertragen werden, nicht aber wie bisher bei der artistischen Leitung Leute über Dinge zu Rathe gezogen werden, davon sie nichts verstehen.

Kunstnotiz.

Den zahlreichen Freunden des Schönen, welche sich jüngst an dem großen Bilde von F. Bamberger, Gibraltar darstellend, erfreuten, wird ein neuer angenehmer Genuß geboten, indem ein zweites Bild desselben Künstlers im Städel'schen Museum zur Ansicht aufgestellt ist. Es behandelt den gleichen Gegenstand, nur von einer andern Seite, der Umgegend von St. Rogue, aufgefaßt und steht dem früheren an genialer Ausführung nicht nach, möchte selbst in Bezug auf den Vordergrund mit seiner lebensvollen Beleuchtung und Staffage, noch mehr überraschen. Man glaubt, sich den Dank des Publikums zu verdienen, indem man auf dieses Bild aufmerksam macht, welches bereits ebenfalls in Privatbesitz übergegangen ist und daher wohl nicht allzulange ausgestellt bleiben wird.

Theater-Anzeige.

Samstag, 29. März. Der Ball zu Ellerbrunn, Lustspiel in 3 Akten. Vorher geht: Der Wittwer, Lustspiel in 1 Akt.

Sonntag, 30. März. (Zum ersten Male wiederholt): Adrienne Lecouvreur, Drama in 5 Abtheilungen, frei nach Scribe und Legouvé von Th. G. Hermann. Hierauf: Der Schauspieldirektor, komische Operette in 1 Akt, Musik von Mozart.

Montag, 31. März. (Zum Vortheil der Frau Anschütz-Capitain und zum ersten Male): Giralda, oder: Die neue Psyche, romantisch-komische Oper in 3 Abth. von Scribe, übersetzt von Friedrich, Musik von Adam. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 77. Montag, den 31. März 1851.

Gudrun, Oper von Mangold.

Darmstadt, 24. März.

Gestern Abend ist die neue große Oper in vier Aufzügen: „Gudrun", Text und Musik von dem großh. Musikdirektor Karl Mangold (Bruder des Hofkapellmeisters), welche schon am Namenstage der Großherzogin, am 14. d., gegeben werden sollte, aber damals wegen Heiserkeit des Hrn. Scharpff zurückgesetzt werden mußte, mit Beifall über unsere Bühne gegangen. Stoff gab das altdeutsche Heldenlied „Gudrun".

Die erste Scene des ersten Aktes führt uns in einen Festsaal der Burg Baldurs, Königs der Angelsachsen. Die Verlobung seiner Tochter Gudrun mit Alfred, Herzog der Friesen, wird gefeiert. Hilda, ihre Freundin, Horand, der Minnesänger, die Grafen Siegfried und Wate, des Königs Vasallen, Ritter und Frauen sind anwesend. Jubel und Gesang erschallen; namentlich findet ein Lied des Minnestrels: „Ueber die Berge, über die Wellen", dessen rührende und zarte Melodie durch die ganze Oper tönt, viel Beifall. Ortwin, der jugendliche Sohn des Königs, unterbricht die Freude, er ruft zum Streit. Raimund, der Normannen König, den Baldur als Eidam verschmäht, ist mit Kriegesschaaren eingefallen. Alles eilt zum Kampfe; die Neuverlobten aber, Gudrun und Alfred, nehmen zärtlichen Abschied. Ihr schönes Duett findet, wie jede Nummer der Oper, wieder Beifall. Zweite Scene: der Wulpensand, eine wildromantische Gegend an der Ostseeküste, mit der Aussicht auf das Meer. Lager der Krieger; der Tag bricht an; Morgengesang derselben, ein lebhafter, kräftiger, frischer Männerchor, mit Echo, von großem Effekt. König Baldur erscheint mit Gefolge; Horand eilt bestürzt herbei und meldet Gudruns Raub durch die Normannen. Allgemeine Ueberraschung und Entsetzen. Ausdrucksvolles Sextett, dem eine kriegerische Arie Alfreds mit Chor folgt. Die Männer eilen mit gezückten Schwertern zum Kampfe. Wiederholter lebhafter Beifall des Publikums. Jetzt erscheinen König Raimund und seine Krieger mit Gudrun und den andern geraubten Frauen, um sie zu Schiffe zu bringen. Gudrun weis't mit Entrüstung des Normannenkönigs Liebeserklärungen zurück. Ihr Vater, König Baldur, eilt ihr zu Hülfe, wird aber von Raimund im Zweikampfe erschlagen und Gudrun mit Gewalt in das Boot geschleppt, welches davon segelt. Ortwin, Alfred und die Ritter erscheinen zu spät auf ihren Hülferuf. Unter Sturm, Donner und Blitz, der in eine Eiche schlägt, bei deren Feuerscheine sie die Leiche Baldurs erkennen, schwören sie dieser Rache. Ein Quintett und kräftiger Chor endet den Akt.

Der zweite führt uns in einen reizenden Lustgarten des königlichen Schlosses der Normandie. In geordnetem Zuge erscheinen Ritter und Knappen, Frauen und Gefolge. Vergebens sucht Raimund durch Tanz, Gesang und Festlichkeiten die trauernde Gudrun sich zu gewinnen. Diese weis't seine blutbefleckte Hand mit immer größerem Abscheu zurück. Recitativ und Duett zwischen Raimund und Gudrun, die davon eilt, worauf Raimund nun in einer Arie ihr Rache statt Liebe schwört. Ein eigenthümlicher Chor der zur Arbeit gezwungenen Frauen der Angelsachsen, überwacht von ihren Räubern, den Normannen, folgt, worauf Gudrun wieder allein erscheint und in großem Recitativ und Arie ihren Schmerzen Luft macht. Endlich sieht sie nur Rettung im Tode, eilt auf einen Felsen, um sich hinabzustürzen — da erschallt plötzlich des Minnestrels ergreifendes Lied. Es ist Horand, der Rettung bringt, der Freunde Ankunft meldet. Auch die Frauen werden von seinen Tönen herbeigelockt; aber der König nicht; vergebens sucht der Sänger ihn durch eine liebliche Romanze zu täuschen; er wird in seiner Verkleidung erkannt, gefesselt und in tiefsten Kerker abgeführt. Ein Quartett (Raimund, Gudrum, Horand und Hilda) mit lebhaftem Chor schließt kräftig auch diesen Akt.

Der dritte Aufzug zeigt uns eine Waldgegend und weite Aussicht ins Land hinein, mit dem Lager der Friesen und Angelsachsen. Ortwin, Alfred, Siegfried und Wate mit vier Chorführern und Chor eröffnen ihn in lebendigem Wechselgesange, Kriegers Trinklied. Allgemeiner Jubel. Recitative der vier Erstern, dann ein Duett Ortwins und Alfreds folgen. Alle diese Piecen finden, gleich den vorhergehenden, viel Beifall. Der durch Gudrun befreite Horand erscheint plötzlich in der Mitte seiner Freunde. Sie hat zum Scheine dem Könige sich nachgiebig gezeigt, um des Sängers Freiheit zu erlangen. Ein freudiges Quintett schließt die Scene. Die folgende führt uns wieder in den Garten des königl. Schlosses der Normandie, im Hintergrunde rechts das Portal einer Kirche. Raimund glaubt endlich seine Wünsche erreicht zu haben. Eine festliche Introduktion — es ist die Musik sehr passend mehr als bloßer Marsch — erschallt und der König zieht in glänzendem Zuge, Ritter, Geistlichkeit, Gefolge, Frauen, Fackelträger ꝛc. zur Kirche. Aber vor dem Ziele rafft sich Gudrun mit Entschlossenheit auf. Sie spricht dem Könige offen ihre wahren Gefühle, ihre fortwährende Treue für Alfred aus. Da will sie Raimund mit Gewalt zum Altare schleppen. Doch Baldurs Geist tritt plötzlich, wie der steinerne Gast in Don Juan, dem Räuber und Mörder entgegen. „Halt ein! Dein Maß ist voll! Gudrun wird Dein nicht werden! Der Mörder sey verflucht! Nie find' er Ruh' auf Erden!" Die Posaunen des jüngsten Gerichts erschallen. Raimund und die Seinigen sind von Schrecken und Wuth ergriffen, Gudrun und die Frauen von Hoffnung belebt. Ein ergreifender Chor schließt den Akt.

Im vierten und letzten Akte finden wir Gudrun im Kerker gefesselt schlummern. Ein herrlicher Traum entzückt sie. In

lichter Glorie erscheinen Alfred und Ortwin auf einer Barke, mit dem Ruder in der Hand. Zugleich ertönt Horands Lied. Gudrun erwacht mit dem Verschwinden der Erscheinung. Sie drückt in Recitativ und Arie ihre Freude und Entzücken aus. Schon hört sie die Freunde nahen; die Schlösser des Kerkers öffnen sich, voll Sehnsucht eilt sie nach der Thüre — da tritt Raimund der Erschrockenen entgegen. Das Andringen der Ihrigen befreit sie von seiner verhaßten Gegenwart. Raimund eilt ihnen zum Kampfe entgegen. In einer ergreifenden Preghiera erfleht sie den Theuren Sieg, während draußen Trompeten und Waffengeklirre erschallen. Doch ihr Dränger kehrt zurück; vom Glücke verlassen, will er nun die Arme der Gewalt opfern und durch einen unterirdischen Gang entführen. In diesem Momente höchster Noth stürzt die hintere Kerkerwand krachend ein; es eröffnet sich die freie Aussicht auf das Meer, die angelsächsische Flotte, den Kampf der Stürmenden — Alles magisch beleuchtet im Widerscheine der Flammen. Raimund will jetzt Gudrun morden, um sie, da er sie selbst nicht mehr besitzen kann, keinem Andern zu lassen. In dem Augenblicke aber, wo er den tödtlichen Streich gegen sie führt, wird er von dem hereinstürmenden Herzog Alfred durchbohrt. Ein erhebender Schlußgesang: „Ueber die Berge, über die Wellen, unter den Gräbern, unter den Quellen, über Fluthen und See'n, über Abgründ' hinweg, über Felsen und Höh'n findet Liebe den Weg!" schließt die Oper.

Es schien uns von allgemeinerem Interesse, auch dem größeren Publikum zu zeigen, wie der Hr. Verfasser und Komponist, der namentlich hier wieder im Liede und Chor sein schönes Talent bewährte, den romantischen Stoff behandelt hat. Ein weiteres Urtheil muß wiederholten Darstellungen vorbehalten bleiben. Hier nur noch, daß die Ausführung und Ausstattung der Oper, wie man dieß hier gewohnt ist, eine tüchtige und glänzende war. Das ausgezeichnete Orchester, unter des Kompositeurs eigener Leitung, exekutirte die Musik vortrefflich und schon die Ouverture erhielt großen Beifall. Am Schlusse ward der Verf. gerufen. Auch die darstellenden Mitglieder, Hr. Döring (Baldur), Frl. Neukäufler (Gudrun), Frl. Lachenwitz (Ortwin), Hr. Pecz (Alfred), Hr. Scharpff (Raimund), Hr. Pasque (Horand), Hr. Bernard (Siegfried), Hr. Leib (Wate) und Frl. Gehbauer (Hilda) führten ihre Rollen mit Fleiß und großer Sorgfalt aus. Namentlich konnte Hr. Pasque als Minnestrel den ganzen Schmelz seiner schönen Baritonstimme entwickeln. Außer ihm sind Gudrun (die bedeutendste), Alfred (Tenor), Ortwin (Sopran) und Raimund (Baß) Hauptpartien. Man sieht einer baldigen Wiederholung der mit Beifall aufgenommenen Oper entgegen.

Harms an Hengstenberg.

Der alte Harms*) hat über einen in der „Evangelischen Kirchenzeitung" enthaltenen Artikel gegen die schleswig-holsteinische Geistlichkeit folgendes offene Schreiben an Hengstenberg gerichtet:

Sie haben mich hineingebracht in Ihre „Evangelische Kirchenzeitung", und zwar auf eine Weise, daß ich dawider schreiben, und Dasjenige, was Sie von mir sagen, einestheils läugnen, anderntheils mir verbitten, und darnach Sie noch besonders vermahnen muß. Zuerst läugne ich, wenn Sie in Ihrem, der Sache zu wenig kundigen Wort, Vorwort, mich hineinbringen als einen Mann, der sich bei der Erhebung der Herzogthümer in keiner Weise betheiligt hätte. Das habe ich gethan, als noch ein ganzes Jahr seitdem im Amte stehend, habe mich der provisorischen Regierung unterworfen, in der Ueberzeugung, daß diese Recht thäte und alle Einwohner der Herzogthümer im Recht wären, wenn sie derselben sich unterwürfen. Dieser Ueberzeugung gemäß habe ich gepredigt, gebetet und auch schriftlich mich gelegentlich ausgelassen. Sie schrieben fort und fort, wir seyen im Irrthum gewesen, und zeihen jetzt insonderheit mich der Sünde, daß ich geschwiegen hätte, denn daß Sie mich entschuldigten mit meiner verschwundenen Manneskraft, kann ich nimmer gelten lassen, weil ich mir bewußt bin, ich würde vor zwanzig und dreißig Jahren in einer solchen Sache, wie die vorliegende ist, ganz eben so, wie gegenwärtig, gehandelt haben. Verbitten muß ich mir aber, wenn Sie mich als einen Mittelpunkt der Geistlichkeit darstellen, an welchem der schleswig'schen Geistlichkeit es gefehlt hätte, von welchem Mittelpunkte aus ermahnt, diese nicht würde gehandelt haben, wie sie gehandelt hat. In einem solchen Verhältnisse zu mir, in einem so schülerhaften, stehet sie wahrlich nicht, das muß ich Namens ihrer verbitten und für mich selbst das verbitten, daß ich hätte denken können, als eine solche Auctorität ihr zu gelten. Gelte ich vielleicht bei Ihnen als eine gewisse Auctorität, so werde es versucht, in nachstehenden Vermahnungen an Sie gerichtet. Die erste Vermahnung: Stellen Sie sich doch nicht als eine solche Auctorität vor die schleswig-holsteinische Geistlichkeit, mich eingeschlossen, und vor ganz Deutschland, daß die Herzogthümer Schleswig und Holstein und die ganze Geistlichkeit dieser Länder, mit sehr wenigen Ausnahmen, Aufrührer und Rebellen wären, während diese selbst glauben und beharren bis diesen Tag dabei, daß ihre Erhebung ein rechtmäßiges und dem Worte Gottes nicht widersprechendes Thun gewesen sey. Die zweite Vermahnung: Stehen Sie doch davon ab, mit Gottes Wort, d. h. nach Ihrem Verstande desselben, so vielen Tausenden darthun zu wollen, daß sie Aufrührer und Rebellen seyen, und luxuriren Sie nicht mit den diesen von Ihnen angezogenen Schriftstellen, und besonders alttestamentlichen Redensarten. Wir haben die Bibel auch, und meinen 1. Cor. 7. 40, wir haben den Geist Gottes auch zum Auslegen, und halten Ihre Auslegung der Stellen, die das Verhältniß zwischen Fürst und Volk betreffen, für eine solche, durch welche sie zu der Behauptung geführt werden müssen, daß auch ein ganzes Volk stille zu halten schuldig sey, wenn seinem Fürsten, einem Caligula, es gefiele, ihm den Kopf abzuschlagen. Ich bin auch ein Absolutist, bin es mehr als vielleicht einer im Lande, gleichwohl heiße ich eine Erhebung rechtmäßig, wenn diese auf so vielen und guten Gründen beruht, als die unsrige. Noch eine Vermahnung an Sie, die dritte, nach Jacobi 3, 1: Lassen Sie doch nicht länger aus einem Brunnen Süßes und Bitteres quillen. Ein Süßes ist — unsere Brüder in Schleswig-Holstein, „christlich gesinnte Männer"; ein Bitteres ist: „Keine energische unbedingt und grundkräftig im Worte Gottes gewurzelte Persönlichkeit"; ein Süßes: „Irren ist menschlich"; ein Bitteres: „Im Irrthum beharren ist teuflisch"; (demnach schriebe denn hier ein Teuflischer an Sie, denn ich beharre an dem, was in Ihrem Munde Irrthum, nach meinem Wissen und Gewissen Recht heißet); noch ein Süßes: „Eine schwere Versuchung hätte uns betroffen"; ein Bitteres, sehr Bitteres: „Sollte nicht schon Das unsere Brüder in Schleswig-Holstein stutzig machen, daß auf Allem, was sie in ihrer Sache thun, kein rechter Segen liegt, daß ihre Hoffnungen stets vergehen wie eine Morgenwolke, daß ihre Entwürfe überall zu Schanden werden." Lautet dieß letztere doch als ein Gottesurtheil über uns, als ein Verdammungsurtheil, und wer, Mann, hat Sie berufen, ein solches über uns auszusprechen? Die Dänen werden aus einem solchen Worte Kugeln gießen, hierzu dient es: wir wissen, wie man in Kopenhagen die „Evangelische Kirchenzeitung" wider uns zu gebrauchen versteht. — Haben Sie auch schon gelesen, daß die dänische Regierung in

*) Klaus Harms ist das Haupt der Orthodoxie in den Herzogthümern und war bis vor Kurzem, wo er wegen hohen Alters und Verlustes des Augenlichts in Ruhestand trat, Superintendent.

Schleswig Gottesdienste in dänischer Sprache anbefiehlt in südschleswig'schen Gemeinden, da kein Eingepfarrter dänisch versteht, und die Prediger, die es zur Zeit noch sind, nicht dänisch predigen können. — Vorstehendes glaubte ich mir und der Geistlichkeit und beiden Herzogthümern schuldig zu seyn und Ihnen, daß ich es schreibe in einem offenen Briefe. — — Ps. 53, 7. Ach, daß Gott sein gefangen Volk (in Schleswig und Holstein) erlösete! Kiel, den 8. März 1851. Pastor Doktor Harms.

Mannichfaltigkeiten.

(Der unterweisende Zier- und Nutzgärtner. Vollständiges Lehr- und Handbuch des Gartenbaues, bearbeitet von C. F. Förster. Dritte Auflage. Leipzig, Verlag von Im. Fr. Wöller.) Der Verfasser, ein gründlich und vielseitig unterrichteter, wissenschaftlich gebildeter und erfahrener Gärtner hat sich in diesem umfassenden Werke als solcher und als ein gewissenhafter Lehrer der Gärtnerei, dem es darum zu thun ist, den größtmöglichsten Nutzen zu stiften, rühmlich bewährt. — Von der praktisch industriellen Weise aufgefaßt, dürfte das Werk mehr Nutzen gewähren, als alle bis jetzt vorhanden gewesenen Gartenbücher, welche größtentheils aus mangelhaften Compilationen oder mißrathenen Uebersetzungen englischer und französischer Gartenschriften bestehen. In Hinsicht auf die höchst wichtige Wechselkultur bei der Gärtnerei hat sich der Verfasser hierin ein neues, besonderes Verdienst erworben, da in den vorhandenen Gartenschriften noch nichts Gehöriges darüber vorhanden war.

(Neues deutsches Lesebuch für Schule und Haus, insbesondere für die unteren und mittleren Klassen der Gymnasien und für die oberen Klassen der Bürgerschulen, von Dr. Adolf Zeising. Magdeburg, Verlag von Emil Baensch. 1851.) Die Zahl von derartigen deutschen Lesebüchern ist so groß, daß man kaum begreift, wie noch die Herausgabe eines neuen unternommen werden kann. Indessen glaubt jeder neue Sammler, eine reichere und bessere Auswahl getroffen und, wie man sagt, einem Bedürfnisse abgeholfen zu haben. Das vorliegende Buch zeichnet sich vor manchen andern jedenfalls dadurch aus, daß es Stücke enthält, die weniger bekannt und nicht in allen übrigen Sammlungen gleichfalls zu finden sind. Inwiefern die Auswahl besser als die andern, inwiefern gerade dieser Lesestoff belehrender und unterhaltender ist, wollen und können wir nicht entscheiden. Wir besitzen somit ein deutsches Lesebuch mehr, und indem wir das Erscheinen desselben zur Anzeige bringen, glauben wir es den Lehrern oder Schulkommissionen überlassen zu müssen, dasselbe genau zu prüfen und über dessen Werth und Brauchbarkeit am geeigneten Orte ihr Votum abzugeben.

(Stuttgart.) Nach der „Weser-Zeitung" macht ein Arzt, Dr. Klenke, darauf aufmerksam, daß die heutzutage weitverbreitete Skrophelkrankheit durch den Genuß schlechter Kuhmilch verbreitet werde. Er weis't durch chemische Untersuchung und durch Beobachtung an einer Reihe von Kindern nach, daß die Milch von Kühen, die das ganze Jahr im Stalle stehen und statt der gehörigen Grasfütterung vorzugsweise von Kartoffeln, Rüben u. dgl., vor Allem aber von dem Abfalle der Brauereien und Brennereien gefüttert werden, jedem Kinde sehr nachtheilig sey. Skropheln und die ganze Reihe trauriger Folgen einer schlechten Ernährung erscheinen fast immer bei Kindern, deren Nahrung aus solcher Milch besteht. Eine Reihe der verschiedenartigsten Uebel läßt sich auf diese Quelle — schlechte Ernährung — zurückführen. In der Nähe großer Städte, wo der Mangel an Wiesen immer fühlbarer, also schlechte Milch häufiger wird, sollte die größte Aufmerksamkeit von Seiten der Aerzte auf diesen Umstand gerichtet werden. Was wissen die hiesigen Chemiker und Aerzte darüber zu sagen. (Würt. Z.)

(Wien, 18. März.) Bauernfelds neuestes Lustspiel: „der kategorische Imperativ", das erste der drei Preislustspiele, welches erst gestern im k. k. Hofburgtheater zur Aufführung kam, hat nicht gefallen. Zwar stimmte der erste Akt die Empfänglichkeit der Zuschauer in sehr günstiger Weise, allein alle Erwartungen wurden durch die nachfolgenden getäuscht. Jedermann sagte sich: wenn dieses unter den mehr als hundert zur Preisbewerbung eingelaufenen Lustspielen noch das beste seyn soll, wie mögen die anderen seyn?

(Köln, 20. März.) Aufsehen macht in diesen Tagen ein sechzehnjähriges Mädchen, Johanna Bierlich, das die Violine mit einer solchen Bravour im Theater spielte, daß wir lebhaft in ein vor zehn Jahren von den beiden Damen Milanollo gegebenes Konzert zurückversetzt wurden. Die angehende Virtuosin reist von hier nach Elberfeld.

Unter den Künstlern, welche sich durch Einsendung von Gemälden für die Pariser Ausstellung betheiligten, befindet sich auch ein Frankfurter Maler, Hr. Luntenschütz. Ein von ihm ausgestelltes Porträt hat namentlich im „Journal des Debats" ehrende Anerkennung gefunden.

(Das rothe Italien. Deutsch von L. von Alvensleben. Weimar, B. F. Voigt.) Dieß vielbesprochene Buch ist von L. v. Alvensleben nicht nur sorgfältig und gut übersetzt, sondern auch, wo es erforderlich schien, mit erläuternden Anmerkungen versehen worden. Haben wir hier auch eine Parteischrift vor uns, die weder die Thatsachen unbefangen darstellt, noch die Charaktere vorurtheilsfrei schildert, so erhält sie doch dadurch Bedeutung, daß der Verfasser Zugang zu den seltensten Quellen, Aktenstücken der französischen Regierung und ihrer Verbündeten gehabt und detaillirte diplomatische Mittheilungen benutzt hat. Die Begebenheiten der letzteren Jahre kommen dadurch in einen Zusammenhang, gegen den die geschichtliche Kritik im Einzelnen wohl Manches einzuwenden haben dürfte, durch den aber auch viele uns bis jetzt unverständliche Aktionen der verschiedenen Parteien erklärt werden. Jedenfalls ist aus diesem Buche Manches zu lernen, da die politischen Persönlichkeiten, von denen es sich hier handelt, so wie deren Thätigkeit, von dem Verfasser in einer Weise dargestellt werden, welche manchen wichtigen Aufschluß über sie gibt.

Eine Londoner Korrespondenz in der „Nationalzeitung" erwähnte vor kurzem, daß ein Herr v. Lommitsch in London von körperlichen Widerwärtigkeiten (zu deutsch: Prügeln) betroffen und dann unsichtbar geworden sey, daß aber seine zurückgelassenen Papiere Aufschluß darüber geben, daß er als Emissär der Londoner Flüchtlinge eine Rundreise durch Deutschland zu machen beabsichtigte. Dieses in unserer Gegend sehr wohlbekannte Subject heißt von Damitz, und wir glauben allen Parteien ohne Unterschied einen Dienst zu erweisen, wenn wir auffordern, vor demselben auf der Hut zu seyn. Ohne Bedenklichkeit in der Wahl seiner Mittel, häufig in Begleitung zweideutiger Gehülfen, die ihn beim Hazardspiel unterstützten, hat er die verschiedenartigsten sich selbst beigelegten Missionen in allen Theilen Deutschlands ausgeführt. Eines seiner kühnsten Unternehmen war, Anfangs 1849 den Reichsverweser in Frankfurt zu dupiren, indem er sich als geheimen Sendling des preußischen Hofes bei demselben einzuschmuggeln wußte und auf eine Zeit

lang Glauben als Solcher fand. Dieser gewandte Schwindler versucht seine Künste im ministeriellen Salon wie in der obscursten Demokratenkneipe, und es kann nicht genug vor ihm gewarnt werden.

(London.) Das „Aberdeen Journal“ kündigt einen wiederholten Versuch zur Auffindung des Franklin an. Der Prince Albert, der im vorigen October vom Nordpool zurückkehrte, wird neu bemannt und ausgerüstet, um unter dem Kommando von Kapitän William Kennedy noch einmal die Entdeckungsfahrt zu unternehmen. Kennedy, der zu dem Zweck eigens nach Amerika herüberkam, wurde im Dienst der Hudsonsbai-Gesellschaft mit der Nordpolar-Region genau bekannt, überwinterte acht Mal in Labrador und ist der erste Europäer, der den nördlichsten Punkt jener eisigen Küste erforscht hat. Der auf die Wiederauffindung gesetzte Preis von 20,000 Pfd. Sterl. übt noch immer bedeutende Anziehungskraft!

Gräfin Ida Hahn-Hahn, die bekanntlich als fromme Katholikin in Berlin lebt, hat zwei Gedichte erscheinen lassen, in denen sie ihren Seelenzustand schildert. Sie haben den Titel: „Unserer lieben Frau“ und „Von Babylon nach Jerusalem“. In Berlin erscheint eine neue billige Ausgabe von den gesammelten Schriften der Gräfin in 30 Lieferungen. O weh!

Korrespondenz.

Mainz, 27. März.

Der Artikel in Nro. 74 der Didaskalia, den „Judas-Prozeß“ vor dem Mainzer Obergericht betreffend, macht eine Berichtigung nothwendig. Es sind nämlich in besagtem Artikel, wohl nur aus Versehen, die Namen der HH Jung, Schmitt und Levita als Richter ausgelassen worden. Um aber jede Unterstellung einer absichtlich sächlichen Anspielung fern zu halten, daß man die Namen der genannten Männer vielleicht deßhalb weggelassen habe, weil man ihnen zutraut, daß sie bei der indirekten Verurtheilung Sallet's anderer Ansicht gewesen, wünscht man auch sie genannt zu sehen. Hr. Bürkel wirkte als Untergerichtsschreiber, während Hr. Trapp als fungirender Gerichtsbote in jenem Artikel richtig bezeichnet ist.

Frankfurt, 29. März.

Auf den in Nro. 74 der Didaskalia enthaltenen Bericht über die Verurtheilung des Sallet'schen Gedichtes: „Judas“, in Mainz ist der Redaktion dieser Blätter die nachstehende Gegenerklärung des dortigen Hrn. Generaladvokaten Schalk zugegangen:

„An wohllöbliche Redaktion des „Frankf. J.“ in Frankfurt a. M. In der Nummer 74 der Didaskalia vom gestrigen findet sich bezüglich der obergerichtlichen Verhandlungen gegen den Redakteur der „Mainzer Volkszeitung“ ein Aufsatz, der so voll der leidenschaftlichsten Ausfälle gegen mich und so voller Lügen ist über einen von mir bei jener Verhandlung gehaltenen Vortrag, daß ich mich veranlaßt sehe, gerichtliche Schritte gegen den Verfasser jenes Artikels zu thun, und zu diesem Behufe an Sie das Verlangen stelle, mir diesen Verfasser zu nennen. Ich habe Grund, in ihm einen Menschen zu vermuthen, der durch seinen streitsüchtigen, gehässigen Charakter hier längst gebrandmarkt und von allen Menschen verachtet und gemieden ist, und dem die Nachsucht darüber, daß ich ihm schon mehr als einmal wegen unehrenwerther Handlungen auf die Finger klopfte, die nöthige Galle zu jenem Artikel geliefert haben dürfte. Zugleich aber ersuche ich Sie, außer dem Vorstehenden auch noch Folgendes zur einstweiligen Widerlegung jenes Lügenartikels in Ihr Blatt aufnehmen zu wollen: In der fraglichen Obergerichtssitzung behauptete Hr. Anwalt Scheuer, es seyen von mir Aeußerungen geschehen, fast ganz so, wie sie — gewiß nur höchst zufällig — in dem Artikel der Didaskalia enthalten sind. Ueber diese angeblichen Aeußerungen verlangte er von dem Hofe Urkunde. — Dieß Begehren wieß der Hof, der bei dieser Verhandlung vollständig und zwar durch die Herren: Vicepräsident Dr. Knyn und Obergerichtsräthe Jung, Schmitt, Levita, Glanbrech, Henco und Gredy besetzt war, ab, indem er in seinem deßfallsigen Urtheile unter Anderen Folgendes considerirte: „Daß die weiter verlangte Beurkundung von Aeußerungen, welche von der Staatsbehörde, bei Entwickelung ihres Antrags gemacht worden seyn sollen, von dem Hofe eben so wenig ertheilt zu werden vermag, und zwar, weil nach seiner Erinnerung und Auffassung die angegebenen Aeußerungen entweder gar nicht oder wenigstens nicht in der behaupteten Zusammenstellung geschehen sind.“ — Es war demnach der Hof nicht gedächtnißlos, sondern es geht aus diesem Urtheile hervor, daß die Behauptungen des Hrn. Scheuer in der Sitzung und die Behauptungen des Artikels der Didaskalia, gelinde gesagt, theils ungegründet waren, theils auf einer falschen Auffassung beruhten. Wenn aber der Artikel der Didaskalia und ein früherer Artikel Ihres Blattes mir Worte in den Mund legen, als: rothe Republik, — republikanischer rothe Studd, der deutschkatholische Verein treibe im Kaffee-Milano sein Schandwesen 2c, so ist dieß abermals eine Lüge, indem diese Worte gar nicht über meine Lippen kamen. Am perfidesten ist aber die Entstellung meines Vortrages bezüglich des Mordversuches gegen Hrn. Domcapitular Nickel; denn während der Artikel der Didaskalia behauptet, ich habe auch diese That den Demokraten und Deutschkatholiken zur Last gelegt: habe ich gerade dieses Attentat, nicht einmal, sondern öfters aus den Folgerungen meines Vortrages ausgenommen, indem ich erklärte, daß über diese That bei noch obschwebender Untersuchung ein Urtheil noch nicht gefällt werden könne. So viel für heute. — Sehr lebhaft wünschte ich die mir in Aussicht gestellte gerichtliche Verhandlung, denn es würde durch dieselbe ein Licht verbreitet auf das Treiben gewisser Leute, die hoffen, mich durch solche Angriffe einzuschüchtern oder in Ausübung meines Amtes zu lähmen. Ich erwarte, daß Sie meinem Verlangen entsprechen, und wie es dem Ehrenmanne geziemt, einem so gehässig Verläumdeten die Möglichkeit geben werden, seinen Verläumder zur Rechenschaft zu ziehen. *) Achtungsvoll: Dr. Schalk, Generaladvokat.

Mainz, 28. März 1851.

*) Indem wir auch des Hrn. Generaladvokaten Dr. Schalk fulminanter und in starken Ausdrücken sich ergehender Gegenerklärung, um die von uns in Bezug auf Personen und Thatsachen stets beobachtete strenge Unpartheilichkeit kundzugeben, hier wortgetreu eine Stelle anweisen, fordern wir zugleich den Herrn Einsender jenes Berichtes über die obergerichtliche Verhandlung (Nro. 74 der Didaskalia) auf, offen, wie sein Gegner, mit seinem Namen hervorzutreten und die Beschuldigungen abzuwerfen, welche der Herr Generaladvokat, unter Behauptung der falschen Darstellung in seinem Berichte, über ihn häuft. Nur unter der Versicherung strenger Wahrheitstreue fühlten wir uns zur Aufnahme jenes Berichtes veranlaßt. Wir dürfen daher um so eher erwarten, daß der Herr Einsender seine Mittheilung durch Nennung seines Namens auch vertreten wird, zumal er uns als ein Ehrenmann geschildert wurde und wir, entfernt von dem Orte der Thatsachen, die Vertretung seiner Angaben nicht zu übernehmen vermögen, obwohl wir uns aus der an die großh. hessischen Landstände ergangenen und in der „Mainzer Abendpost“ vom 29. d. vollständig abgedruckten „Beschwerde der deutschkatholischen Gemeinde in Mainz“ überzeugt haben, daß die Hrn. Schalk vorgeworfenen Aeußerungen auch von Anderen als wirklich stattgefunden behauptet werden. Die Red. des Frankf. Journ. und der Didaskalia.

Theater-Anzeige.

Montag, 31. März. (Zum Vortheil der Frau Anschütz-Capitain und zum ersten Male): Giralda, oder: Die neue Psyche, romantisch-komische Oper in 3 Abth. von Scribe, übersetzt von Friedrich, Musik von Adam. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 1 April. Romeo und Julie, Trauerspiel in 5 Abth. von Shakespeare; nach A. W. Schlegels Uebersetzung für die Bühne bearbeitet.

Mittwoch, 2. April. (Erste Gastdarstellung des Herrn Tichatscheck.) Der Prophet, große Oper in 5 Akten, von Meyerbeer. Johann von Leyden: Hr. Tichatscheck. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.







